KULTUREN
DES
SAMMELNS
1

BIOGRAPHIEN DES BUCHES

Herausgegeben
von Ulrike Gleixner,
Constanze Baum,
Jörn Münkner
und Hole Rößler

Wallstein

Biographien des Buches

KULTUREN DES SAMMELNS

Akteure – Objekte – Medien

I

Herausgegeben von der
Herzog August Bibliothek

Editorial Board:
Lucas Burkart (Basel), Thomas Döring (Braunschweig),
Robert Felfe (Hamburg), Ina Heumann (Berlin),
Randolph C. Head (Riverside, CA), Markus Hilgert (Berlin),
Christiane Holm (Halle), Henrike Lähnemann (Oxford),
Reinhard Laube (Weimar), Ulinka Rublack (Cambridge),
Marília dos Santos Lopes (Lissabon), William H. Sherman (London)

HERZOG
AUGUST
BIBLIO
THEK

BIOGRAPHIEN DES BUCHES

Herausgegeben von
Ulrike Gleixner, Constanze Baum,
Jörn Münkner und Hole Rößler

WALLSTEIN VERLAG

Das Vorhaben entstand im Rahmen des Forschungsverbundes
Marbach – Weimar – Wolfenbüttel.
Der Druck und die diesem Buch zugrunde liegende Tagung wurden mit
Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung gefördert.

Dieses Werk ist im Open Access unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-SA 4.0
lizenziert.

Die Bestimmungen der Creative-Commons-Lizenz beziehen sich nur auf das Originalmaterial der Open-Access-Publikation, nicht aber auf die Weiterverwendung von Fremdmaterialien (z. B. Abbildungen, Schaubildern oder auch Textauszügen, jeweils gekennzeichnet durch Quellenangaben). Diese erfordert ggf. das Einverständnis der jeweiligen Rechteinhaber:innen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© Autorinnen und Autoren 2017
Publikation: Wallstein Verlag GmbH, Göttingen 2017
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond und der Roboto
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
ISBN (Print) 978-3-8353-3145-7
ISBN (Open Access) 978-3-8353-8072-1
DOI https://doi.org/10.15499/kds-001

INHALT

Editorial 9

Einleitung 11

Perspektiven

William H. Sherman
The Reader's Eye 23

Ursula Rautenberg
Das Buch als Artefakt und kommunikatives Angebot.
Die Exemplargeschichte des »Herbarius latinus« (Mainz: Peter Schöffer, 1484) aus der Bibliothek des Christoph Jacob Trew 39

Claudine Moulin
Sich einschreiben.
Spielarten des Vernakularen als biographische Indikatoren mittelalterlicher Codices 88

Dutzendware – Einzelstück

Petra Feuerstein-Herz
Vom Exemplar zum Einzelstück 115

Armin Schlechter
Begehrt oder Ballast?
Überlegungen zur Nutzungsfrequenz von Inkunabeln aus dem Zisterzienserkloster Salem und dem Benediktinerkloster Petershausen 134

Carsten Rohde
Von der Jahrmarktsware zum Sammlerobjekt.
Faust-Volksbücher und ephemere Faust-Literatur 154

Medium – Akteur

Patrizia Carmassi
Bücherleben zwischen Produktion und Kollektion.
Beispiele aus der Sammlung Marquard Gude 183

Alfred Messerli
Vom Leben der Bücher.
Über historische und gegenwärtige Formen der Verlebendigung . . . 203

Cornelia Ortlieb
Das Artefakt der Dichtung.
»Goethe's Schreib-Calender 1822« 228

Jill Bepler
Making Books Matter.
Dynastic Women and the Material Culture
of Book Objects in Early Modern Germany 250

Transfer – Transformation

Ulrich Johannes Schneider
Das Buch und sein Wurm 277

Susanna Brogi
Transitzone ›Exil‹.
Kurt Pinthus' Autorenbibliothek zwischen bibliophiler
Repräsentation und politischer Zeugenschaft 291

Achatz von Müller
Konjunkturen des Buches oder: Ein Text ist kein Buch 317

Constanze Baum
Im ›Hyperfluss‹.
Von Lettern zu Daten 326

Makulierung – Wiederentdeckung

Andreas Lehnardt
Genisa.
Fundorte jüdischer Buchreste auf Dachböden
und in Bucheinbänden 349

Christian Heitzmann
Aus alt mach neu.
Fragmente mittelalterlicher Handschriften als Einbandmakulatur
in Beständen der Herzog August Bibliothek 367

Nicholas Pickwoad
Salvage and Salvation.
Bookbindings as Agents of Preservation 383

Almuth Corbach
Brüche in der Biographie.
Eine Spurensicherung 412

Farbtafeln 433
Autorinnen und Autoren 476

KULTUREN DES SAMMELNS

AKTEURE — OBJEKTE — MEDIEN

herausgegeben von der
Herzog August Bibliothek

Editorial

Kulturen des Sammelns entstanden zu allen Zeiten. Vom lebenswichtigen Nahrungsvorrat über den gehorteten Schatz bis zum Kulturerbe, von der Reserve über das Archiv bis zum Arsenal reichen die Konzepte, die dem Sammeln und den Sammlungen zugrunde liegen. Ihr Wechsel und ihre besonderen Eigenschaften korrespondieren mit den sozialen, politischen und ökonomischen Umständen. Gesellschaftliche Veränderungen gehen einher mit einem Wandel der jeweils als sammlungsrelevant erachteten Objekte. Mit ihnen ändern sich die Akteure und Träger der Sammlungskulturen und ebenso die Medien, mit denen sie ihre Sammlungen organisieren und kommunizieren.

Als Orte, an denen Objekte akkumuliert, angeordnet und der Interpretation wie der ästhetischen Rezeption zugänglich gemacht werden, sind Sammlungen immer auch Effekt der materiellen Kultur, der symbolischen und kommunikativen Praktiken sowie der Wissensordnungen ihrer Zeit. Schatzkammern und wissenschaftliche Sammlungen, Graphik-, Münz- und Naturalienkabinette sowie Archive, Museen und Bibliotheken sind begehrte, affektiv wirksame und ebenso umstrittene wie umkämpfte Orte der Herrschaft und Repräsentation, der Kontemplation und Konversation, der Produktion und Vermittlung von Wissen, aber auch der Kritik, Umwertung und Destabilisierung von Deutungsregimen. Die Paradigmen des Sammelns und die mit ihm verbundenen Absichten und Erwartungen bedingen je eigene Formen der Medialisierung des Gesammelten, von der Verzeichnung in Inventar und Katalog über theoretische Reflexionen bis zur Rezeption in Nachrichtenmedien und Poesie. Unterschieden in ihren Intentionen und Funktionen wie auch in ihrer Reichweite entstehen *Kulturen des Sammelns* im hegemonialen Zentrum der Gesellschaft ebenso wie an ihren oppositionellen und prekären Rändern.

Aufgrund dieser kulturhistorischen Bedeutung widmet die Herzog August Bibliothek (HAB) den *Kulturen des Sammelns* eine eigene Reihe. In

© 2017 Ulrike Gleixner / Constanze Baum / Jörn Münkner / Hole Rößler, Publikation: Wallstein Verlag; DOI https://doi.org/10.15499/kds-001-pref | CC BY-SA 4.0

ihr werden Arbeiten publiziert, in denen neue historische und theoretische Perspektiven auf die Kulturtechnik des Sammelns, die Konstellationen von Akteuren, Objekten und Medien, die zugrundeliegenden Ökonomien und deren spezifische Produktivität entwickelt werden. Mit Studien zu *Kulturen des Sammelns* aus allen Zeiten und Kulturräumen soll die Reihe zu einer kulturellen Komparatistik beitragen.

EINLEITUNG

Die ›Biographie‹ eines Buches zu erforschen, bedeutet seine von materiellen, kommunikativen und praxeologischen Wechselfällen gekennzeichnete Karriere ins Zentrum der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit zu rücken. Dabei liefert nicht das Werk, sondern die materielle Verfasstheit des Buches Befunde für eine exemplarspezifische Mikrohistorie von Lektürepraktiken, Buchgebrauch und Überlieferung. Die Biographie des Buches ist damit als gemeinsame Geschichte eines Buches und der mit ihm interagierenden Personen zu verstehen und lässt sich keineswegs auf die Zunahme oder den Verlust einer vermeintlich feststehenden Bedeutung reduzieren. Vielmehr ist von Entwicklungen, Brüchen und Überlagerungen von Funktionen und Bedeutungen auszugehen, die sich in den verschiedenen Phasen eines Buchlebens einstellen, in dessen Verlauf es von unterschiedlichen Händen gehalten, gestaltet und beschrieben wird.

Die Überlegungen des Anthropologen Igor Kopytoff (1930-2013) zu Objektbiographien haben die Herausgeberinnen und Herausgeber zum Anlass genommen, um im Rahmen einer internationalen Tagung nach dem Potential und den Grenzen dieses Ansatzes für eine Buchgeschichte aus der Perspektive der ›Materiellen Kulturforschung‹ zu fragen.[1] Die Ergebnisse der Tagung *Biographien des Buches*, die im April 2016 an der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel stattfand, sind im vorliegenden Band zusammengeführt.

Die Beschäftigung mit dem wechselhaften ›Leben der Bücher‹ und der ›Lebensgeschichte‹ einzelner Exemplare ist nicht zuletzt bedingt durch die Erfahrungen der Herausgeberinnen und Herausgeber als Forschende an der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel, durch ihren Umgang mit Handschriften und Drucken, mit einzelnen Büchern über ganze Sammlungen bis hin zu digitalen Faksimiles. Institutionen, in denen das kulturelle Schrifterbe bewahrt, musealisiert und erforscht wird, entwickeln zunehmend Aufmerksamkeit für den Objektcharakter des einzelnen Buches. Jenseits der Lektüre des gedruckten oder handschriftlichen Textes erwachsen Interessen etwa an Provenienzen, wie sie sich in Namenseinträgen vormaliger Besitzer oder besonderen Einbänden manifestieren. Eingriffe in die Materialität eines Buches künden von persönlichen Vorlieben und Absichten ebenso wie von

1 Igor Kopytoff: The cultural biography of things. Commoditization as process, in: The social life of things. Commodities in cultural perspective, hg. von Arjun Appadurai, Cambridge 1986, S. 64-91.

© 2017 Ulrike Gleixner / Constanze Baum / Jörn Münkner / Hole Rößler, Publikation: Wallstein Verlag; DOI https://doi.org/10.15499/kds-001-001 | CC BY-SA 4.0

kulturellen Praktiken oder den Auswirkungen gesellschaftlicher Ausnahmezustände wie Brandkatastrophen oder Kriege. Der Perspektivwechsel, den die ›Materielle Kulturforschung‹ anbietet, ermöglicht es, historische Buchpraktiken zu rekonstruieren und damit auch die Vielfalt der Rezeptionsweisen zu ergründen.

Die Buchwissenschaft hat die Aufmerksamkeit immer wieder auf die kulturellen, technischen und materiellen Entstehungszusammenhänge von Schriftmedien gelenkt. Der biographische Ansatz bildet gewissermaßen die Fortsetzung dieser Ausgangssituation, indem er die Geschichte eines Buches nach dem Ende seiner Produktionsphase weiterverfolgt. Die Biographie eines Buches beginnt in dieser Hinsicht mit dem Eintritt in ein Interaktionsverhältnis mit Menschen und schreibt sich fort als das je spezifische Narrativ der Konjunkturen von Gebrauch bis Desinteresse.[2] Dabei betont die Rede von der ›Biographie‹ die Abhängigkeit des Objekts von dieser Interaktion: Ohne die Praktiken und die Akteure sind Objekte wesentlich unsichtbar,[3] während sie andererseits durch diese in ihrer Existenz und ihrem Potential immer wieder neu bestimmt werden.[4] Die materielle Beschaffenheit des Buches und die ihm zugemessene symbolische Bedeutung konstituieren einen Raum möglicher Handlungen und mithin die Beziehungen zwischen Buch und Mensch.[5]

Das Interesse dieses Bandes gilt vor allem den Spuren der Interaktion und den Transformationen, Bedeutungsveränderungen, Umwidmungen, Umarbeitungen und Vernutzungen, die an den Büchern sichtbar werden; dieses Erkennen und Sichtbarmachen von Spuren ist selbst eine Form der Interaktion mit den Büchern und somit Teil ihrer Biographie.

Der Gegenstand ›Buch‹ besitzt hinsichtlich seiner Bedeutung und seines praktischen Nutzens einen offenen, dynamischen Charakter. Das zeigen die Beiträge des vorliegenden Bandes anhand zahlreicher Beispiele. Im Um-

2 Vgl. Jody Joy: Reinvigorating object biography. Reproducing the drama of object lives, in: World archaeology 41, 2009, S. 540-556, hier S. 544.

3 Daher werden Dinge mit ihrem Eingang in Sammlungen ›neutralisiert‹, bis sie – etwa als Exponate – in Gebrauch genommen werden. Vgl. Michael Niehaus: Das Buch der wandernden Dinge. Vom Ring des Polykrates bis zum entwendeten Brief, München 2009, S. 95-99.

4 Siehe zu diesem Ansatz grundlegend Bruno Latour: Der Berliner Schlüssel, in: Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften, übers. von Gustav Roßler, Berlin 1996, S. 37-51.

5 Siehe dazu Wolfgang Schivelbusch: Das verzehrende Leben der Dinge. Versuch über die Konsumtion, München 2015.

gang mit Büchern vollziehen sich Prozesse der Aneignung, Zuschreibung und Nutzung. Dabei können Bücher sowohl ihre materielle Gestalt wie auch ihren semantischen und symbolischen Status ändern. Sie werden zu Aufzeichnungsapparaten, Erinnerungsspeichern oder Prestigeobjekten. Einzelne Exemplare und ganze Sammlungen haben Anteil an der Konstruktion persönlicher Identität und politischer Repräsentation,[6] während Bücher im Gabentausch soziale Beziehungen schaffen und aktualisieren. Wert und Gebrauch eines Buches unterliegen mitunter starken Schwankungen, sind sie doch an Zeitgeist, Aufbewahrungs- und Marktbedingungen, individuelle Intentionen und Kanonisierungsprozesse gebunden. Das einzelne Buch erweist sich nicht selten als produktiver Ort, an dem Texte und Bilder ergänzt, verändert und getilgt werden. Bei der Überführung in eine Sammlung erfährt es intensive Modifikationen seines Gebrauchs- und Tauschwertes,[7] was wiederum weitreichende Folgen für die mit ihm möglichen Interaktionen haben kann. So hängt sein epistemischer Gehalt von der Möglichkeit ab, es in relevante und aktuelle Wissensordnungen zu integrieren. Seine materielle Gestalt wird mit dem Eingang in eine Sammlung konserviert. Die heutige Sammlungspolitik tendiert dazu, bestehende Aufstellungen zu bewahren. Auf diese Weise können Bücher zu Repräsentanten von Klassifikations- und Wissenssystemen und folglich in ihrer gemeinsamen Geschichte zum Gegenstand der historischen Forschung werden. Abhängig von den Konjunkturen kultureller und politischer Aufmerksamkeit können Bücher einerseits ihren Wert einbüßen, in Vergessenheit geraten, andererseits zu einem Fetisch nationaler Erinnerungskultur oder einer Zimelie der Buchgeschichte avancieren.

Die hier postulierte Perspektive auf die unabschließbare Folge von Bedeutungszuweisungen, denen das materielle Objekt ausgesetzt ist, bedingt, dass die vor allem von Seiten der Archäologie geäußerte Kritik am Konzept der Objektbiographie nicht greift. So leidet etwa der von Hans Peter Hahn entwickelte Alternativbegriff des ›Itinerars‹ daran, dass er zwar die räumliche Mobilität von Objekten im Blick hat, aber von einer klaren Hierarchie von handelndem Subjekt und passivem Objekt ausgeht und somit weniger Gewicht auf die jeweiligen Interaktionszusammenhänge und die mit ihnen verbundenen semantischen Transformationen legen kann.[8] Gegenüber der

6 Siehe dazu Werner Arnold: Identität durch Bücher. Fürstenbibliotheken in der Frühen Neuzeit, in: Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte 36/2 (2011), S. 91-108.

7 Vgl. Krzysztof Pomian: Zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem: Die Sammlung, in: Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln, übers. von Gustav Roßler, Berlin 1988, S. 13-72.

8 Hans Peter Hahn und Hadas Weiss: Introduction: Biographies, travels and itineraries of things, in: Mobility, meaning & transformation of things. Shifting contexts of

Linearität des Hahn'schen Begriffs vom ›Itinerar‹ trägt der biographische Ansatz, wie er von der Archäologin Jody Joy herausgearbeitet wurde, sowohl der sozialen Verflechtung von Objekten als auch einer heuristisch ebenso notwendigen wie unvermeidlichen Ausschnitthaftigkeit Rechnung.[9] Wenn die Biographie einer Person als Summe von sozialen Beziehungen verstanden wird, die diese Person im Laufe ihrer Lebenszeit eingeht und die sie über diesen Zeitraum hinweg konstituieren, dann kann auch Objekten eine relationale Wirkmächtigkeit in diesem Beziehungsgeflecht zugeschrieben werden. Ebenso kann ein Objekt als Summe seiner sozialen Beziehungen zu einem bestimmten Zeitpunkt aufgefasst werden, weswegen seine Geschichte im Sinne einer Abfolge dieser Beziehungen durchaus als Biographie zu fassen ist. Ein solcher relationaler Zugang ermöglicht es zum einen, spezifische Aspekte bzw. zeitlich begrenzte Konstellationen der Biographie eines Objektes in den Blick zu nehmen. Zum anderen können mit Fokus auf die prinzipielle Verflochtenheit von Menschen und Dingen die soziale Produktivität und die historische Variabilität dieser Beziehung sowie die wechselseitige Konstitution von Büchern und Menschen analysiert werden.

Die Herausgeberinnen und Herausgeber haben von diesen Überlegungen ausgehend eine internationale Gruppe von Literatur- und Buchwissenschaftlern, Historikern, Philosophen, Judaisten, Bibliothekaren und Restauratoren eingeladen, das Konzept der Biographie für das Buch aus ihrer fachlichen Perspektive heraus zu überprüfen und dessen Potential für die Forschung auszuloten. Ihre Überlegungen werden in fünf thematischen Annäherungen vorgestellt.

material culture through time and space, hg. von dens., Oxford 2013, S. 1-14. Zu der von Hahn formulierten Kritik siehe auch Hans Peter Hahn: Dinge sind Fragmente und Assemblagen. Kritische Anmerkungen zur Metapher der ›Objektbiografie‹, in: Biography of objects. Aspekte eines kulturhistorischen Konzepts, hg. von Dietrich Boschung, Patric-Alexander Kreuz und Tobias Kienlin, Paderborn 2015, S. 11-33. Zur Kritik des Itinerar-Begriffs siehe auch Carl Knappett: Imprints as punctuations of material itineraries, in: Hahn, Mobility (ebd.), S. 37-49.

9 Jody Joy: ›Things in process‹: Biographies of British iron age pits, in: Boschung (Anm. 8), S. 125-141.

Perspektiven

Die ersten drei Beiträge behandeln theoretisch-methodische Grundfragen. *William H. Shermans* Studie *Used books*[10] war wegweisend für die Erforschung der Interaktion zwischen Leserschaft und Buch im 15. und 16. Jahrhundert. Nahm Sherman für sein Buch zunächst textuelle Randnotizen in den Blick, so konzentriert er sich im vorliegenden Beitrag auf bildliche Hinzufügungen, schriftbildliche Merkmale und indexikalische Miniaturen und schlussfolgert, dass die Trennung zwischen begrifflicher Konkretion in der Schrift und Anschaulichkeit in Bildelementen erst Resultat der neuzeitlichen Ausdifferenzierung des Zeicheninventars ist; in der Renaissance bedienen Wort und Bild hingegen gemeinsam und wechselseitig aufeinander bezogen Zeichenmaterial für das Lesen und Verstehen. Skeptisch gegenüber dem biographischen Ansatz hält *Ursula Rautenberg* an dem in der Buchwissenschaft etablierten Konzept der Exemplargeschichte fest. Eine solche Exemplargeschichte, die die Bewegungen eines Buches durch die Zeiten verfolgt, führt sie am Beispiel einer Inkunabel aus. Das Buch ist für Rautenberg kein Akteur, sondern Artefakt und Gegenstand von Praktiken. *Claudine Moulin* untersucht volkssprachliche Annotationen und Glossen in lateinischen Codices des Mittelalters. Für sie bedeuten solche sekundären Texteinträge Indikatoren für eine Biographie der Manuskripte und Bücher; sie sind entscheidend für die Aufdeckung unterschiedlicher Kontexte, in denen mittelalterliche Handschriften Wirkung entfalten. Moulin plädiert für eine Kombination der biographischen Perspektive mit dem Ansatz einer ›Archäologie des Buches‹, der von einem Ist-Zustand des Objekts ausgeht und auf das Buch als archäologisches Artefakt zurückblickt.

Dutzendware – Einzelstück

Die Gegenüberstellung von Büchern als Dutzendware und Einzelstück bezeichnet einen Perspektivwechsel vom mechanisch reproduzierten Text zum ästhetisch und materiell singulären Buch. Als materielles Objekt bezieht das einzelne Buch seinen situativen Gebrauchs- und Tauschwert und seine historiographische Relevanz aus seiner spezifischen Differenz zu anderen Exemplaren der gleichen Auflage. Daher plädiert *Petra Feuerstein-Herz* in Hinblick

10 William H. Sherman: Used books. Marking readers in Renaissance England, Philadelphia 2008.

auf das alte Buch für eine konsequent auf Exemplare bezogene Perspektive, in der die Rede von der Dutzendware hinfällig wird. Jedes Exemplar einer Auflage unterscheidet sich von allen anderen. Ein daraus erwachsender Untersuchungsansatz ist im Beitrag von *Armin Schlechter* formuliert. Bei seinem Vergleich von Nutzungsspuren in beinahe 1000 Inkunabeln aus zwei süddeutschen Klöstern wird nicht nur der einstige Umgang mit den Büchern erkennbar, sondern es können anhand von Besitz- und Kaufeintragungen, Widmungs-, Schenkungs- und Tauschvermerken auch die individuelle Herkunft und die wechselhafte Geschichte einzelner Exemplare rekonstruiert werden. Dass die Individuierung des Buches mit seinem Eingang ins Archiv nicht abgeschlossen ist, führt *Carsten Rohde* am Beispiel von ephemeren Faust-Volksbüchern vor. Die einstige Massenware ist aufgrund ihres geringen kulturellen Ansehens und der fragilen Materialität erheblich dezimiert worden; die verbliebenen Exemplare bedürfen heute eines besonderen und speziell angepassten Schutzes, während sie zugleich einen durch ihre Seltenheit herausgehobenen Status genießen.

Medium – Akteur

Das Interesse an Information und die damit einhergehende Konzentration auf Texte und Bilder lassen die Dinglichkeit des Buches gewöhnlich hinter seinem Inhalt verschwinden. Der biographische Ansatz hingegen betont die Rolle des Buches als Akteur sozialer und kultureller Praktiken. Die Forschung zur materiellen Kultur hat die Handlungsmacht der Dinge herausgestellt, durch die sie zu aktiven Elementen in kulturellen Konstellationen werden. Drucke und Handschriften schaffen soziale Bindungen, sind an gesellschaftlichen Umbrüchen beteiligt, evozieren Erinnerung, vermitteln Ordnung und Identität. Dieses aktive Moment ist angedeutet in der Lebensmetaphorik, die *Patrizia Carmassi* in Bucheinträgen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit nachweist. Zudem widmet sie sich jenen Interaktionen des Buches und seiner Besitzer, die der Steigerung des Prestiges dienten. Der anthropomorphisierenden Metaphorik in der Beschreibung von Büchern geht *Alfred Messerli* nach. Er verfolgt die variantenreichen Vorkommen in der Literatur, in denen von der Lebendigkeit und körpergebundenen Präsenz des Buches die Rede ist, und kann zeigen, wie sich Vorstellungen vom Buch als einem magischen Objekt entwickelten. Die wechselhafte Karriere eines konkreten Buches als Akteur steht im Mittelpunkt des Beitrags von *Cornelia Ortlieb*. Ihre Biographie von Goethes Schreibkalender demonstriert die verschiedenen Phasen des Funktionswandels von der Gedächtnishilfe über das literarische Notizbuch

bis zum fetischisierten, multiplen Sammlungsobjekt. Dass Bücher ferner als wirkmächtige Agenten persönlicher wie politischer Absichten und Wünsche fungieren konnten, belegt die Studie von *Jill Bepler*. Zunächst als religiös motivierte Geschenke übersandt, erwiesen sich die von ihr untersuchten Bücher als Vehikel und Repräsentanten dynastischer Ansprüche, die dort wirksam werden sollten, wo eine persönliche Einflussnahme nicht möglich war.

Transfer – Transformation

In welcher Weise ein Buch als Medium des Wissenstransfers fungiert, ist nicht allein von seinem Inhalt abhängig. Materielle Gestalt und Aufbewahrungsort des Buches sowie die mit ihm verbundenen Wertzuschreibungen stellen ebenfalls relevante Faktoren für den Wechsel von Wissenskontexten dar. Die sich mit dem Transfer des Buches vollziehenden Transformationen sind am Objekt selbst deutlich erkennbar: Neue Signaturen, neue Einbände, entfernte oder hinzugefügte Seiten und wechselnde Besitzereinträge zeugen von der Anpassung an die subjektiven und kulturellen Bedingungen seiner Rezeption – analog zu und in Wechselwirkung mit den Erwartungen und Absichten, die sich im jeweiligen Kontext an das von ihm transferierte Wissen knüpfen. Häufig genug stellen sich die Folgen von Transfer- und Transformationsprozessen als Probleme für ein Verständnis vormaliger Zustände dar. *Ulrich Johannes Schneider* stellt methodische Überlegungen zur Rekonstruktion von frühneuzeitlichen Sammelbänden an, die im 18. und 19. Jahrhundert im Zuge der Neuordnung von Bibliotheken zerlegt wurden. Sein launiges Plädoyer für eine analytische Wurmlochforschung zielt nicht nur auf die Wiederentdeckung alter Nachbarschaften, sondern ist geradezu ein Paradebeispiel dafür, wie scheinbar Nebensächliches epistemisch relevante Spuren zeitigen kann. Die vielfältigen materiellen und semantischen Transformationen, die sich mit dem Transfer ganzer Bibliotheken verbinden können, macht die Fallstudie von *Susanna Brogi* deutlich. Dass die Bibliothek des Publizisten Kurt Pinthus ihrem Besitzer ins amerikanische Exil folgte, sicherte nicht allein ihre materielle Existenz, sondern sie erfuhr als ›Exilbibliothek‹ eine geradezu auratische Wertsteigerung, die dazu beitrug, dass sie nach der Rückkehr nach Deutschland ihren Platz im Archiv fand. Eine Transformation des Buches vom bibliophil verehrten Kulturträger zur bloßen Ware und Wertanlage ist Gegenstand des Essays von *Achatz von Müller*. Die zugrundeliegende Missachtung bzw. das Übersehen der symbolischen Dimension des Buches diagnostiziert er auch für die digitale Medienkultur und erinnert an die uneinholbare Differenz von Buch und Text. *Constanze Baum* hingegen betont den

Wert der spezifischen Materialität und Materialästhetik des Digitalisats; sie spricht von einem digitalen Pakt zwischen Nutzer und Daten und geht der Frage nach dem Weiterleben des Buchs im digitalen Raum nach. Darüber hinaus erörtert sie die forschungsrelevanten Nutzungsmöglichkeiten, die durch die Transformation des physischen Buches in sein ›digitales Double‹ hinzugewonnen werden.

Makulierung – Wiederentdeckung

Auf die Konjunkturen der Bedeutung eines Buches ist bereits mehrfach hingewiesen worden. Manche Werke erlangen zeitweilig Kultstatus, um dann in Vergessenheit zu geraten. Mitunter verschiebt sich dabei das Interesse vom Inhalt ganz auf das Material des Buches als Rohstoff. Kulturelle Umwertungsprozesse wie Reformation und Säkularisierung gehen einher mit Zerstörung: Aus Kultgegenständen wird Abfall, aus Schriftzeugnissen Altpapier. Auch Folgen der intensiven Nutzung können den Gebrauchswert von Büchern so weit reduzieren, dass dieser kein Grund mehr für ihre Aufbewahrung ist. Dass man sich mancher Stücke dennoch nicht entledigen konnte und wollte, verdeutlicht *Andreas Lehnardts* Beitrag über die Genisot, spezielle Räume für die aus dem Gebrauch ausgeschiedenen heiligen Schriften und Gegenstände des jüdischen Kultus. Hauptanliegen dieser Ablage beschädigter und nicht mehr lesbarer hebräischer Schriften in oder bei Synagogen ist der Schutz des Gottesnamens. Neben den Genisot, die sich heute als Speicher historisch bedeutsamer Schriftquellen erweisen, finden sich andere Fragmente der jüdischen Schriftkultur in frühneuzeitlichen Einbänden überliefert. In Folge von Entrechtung und Gewalt gelangten christliche Buchdrucker und Buchbinder immer wieder an hebräische Manuskripte, die sie als kostengünstiges Rohmaterial gebrauchten. Der Überlieferung von Handschriften in Einbänden widmet sich auch der Beitrag von *Christian Heitzmann*. Mittelalterliche Pergamentbände, die für Studium und Lektüre uninteressant geworden waren, wurden von Buchbindern makuliert, zerschnitten und als Falzverstärkung, Vorsatz- oder Spiegelblätter sowie als Einband wiederverwendet. Handschriftensammlungen besitzen heute umfangreiche Bestände dieser freigelegten mittelalterlichen Fragmente und versuchen mittels digitaler Plattformen, deren Inhalt aber auch deren Biographien zu rekonstruieren. Der Beitrag von *Nicolas Pickwoad* geht von einer Spannung zwischen Exemplar und Fragmenten aus. Er lenkt die Aufmerksamkeit auf die biographische Pluralität eines Buches. Das Bestreben der Buchbinder, die Produktionsressourcen möglichst sparsam einzusetzen, führte dazu, dass in den Einbänden

mancher Exemplare Teile verschiedener anderer Bücher aufgehoben sind. *Almuth Corbach* betrachtet den wechselhaften Lebenslauf von graphischen Einzelblättern. Diese wurden zu Beginn der Neuzeit häufig aus ihrem Zusammenhang gelöst, um in Kupferstichkabinette einzugehen, wo sie zumeist auf Träger montiert, nach Künstlern geordnet und in Mappen oder Kassetten aufbewahrt wurden. An einem Beispiel diskutiert sie die Möglichkeiten, den vormaligen Zustand eines graphischen Albums zu rekonstruieren und sich so einer bestimmten Phase im Leben eines Buches anzunähern.

Die Beiträge zeigen, wie produktiv eine biographische Herangehensweise für die Materielle Kulturforschung und konkret für die Erforschung der Nutzungsgeschichte von Drucken und Handschriften sein kann. Die Überlegungen zur Biographie des Buches sind eingebettet in die Perspektiven von Lebensdauer, Kontextwechsel, Wertverschiebungen und Formveränderungen von Schriftträgern und damit letztendlich in die schicksalhaften Verläufe des Buchobjektes.

Wir danken der Herzog August Bibliothek und allen an dem Projekt beteiligten Kolleginnen und Kollegen für die Unterstützung bei der Ausrichtung der internationalen Tagung *Biographien des Buches*, die vom 5. bis 8. April 2016 in Wolfenbüttel stattfand. Ohne die großzügige finanzielle und ideelle Unterstützung des Forschungsverbundes Marbach Weimar Wolfenbüttel hätten wir das Vorhaben in dieser Weise nicht realisieren können. Unser besonderer Dank gilt Sarah Janke für ihr großes Engagement bei der Realisierung der Tagung, Dietrich Hakelberg und Ursula Kundert für ihre Unterstützung bei der Tagungskonzeption, Anne Harnisch für die formale Einrichtung von einigen Texten und Jill Bepler für das Lektorat der englischen Beiträge. Katharina Mähler verdanken wir das sehr schöne Foto, das das Tagungsplakat und auch diesen Band ziert. Wolfgang Seifert hat die Endredaktion des Manuskriptes trotz aller Widrigkeiten in kürzester Zeit bewältigt, wofür wir ihm herzlich danken.

Die Herausgeberinnen und Herausgeber

PERSPEKTIVEN

William H. Sherman

THE READER'S EYE

The past, as they say, is a foreign country. But until recently, working on old books felt less like travelling to a different culture than discovering a deserted village. Despite the fact that texts are made by and for people, modern bibliography tended to give us a textual world that was not only inanimate but even un-peopled. This is to some extent an inescapable condition: The older the book, the more likely we are to encounter it at a distance from the bodies, actions and contexts that first gave it life – not only physical being but also personal meaning and social value. But this is also a matter of methodological choices, cultural assumptions and personal biases: These conspired, throughout the course of the 20th century, to produce a strong emphasis on ›production‹ and ›distribution‹, seen in technological rather than social terms.[1]

In the 1980s things began to shift, and developments in a number of emerging fields prompted us to consider what the title of this conference calls the *Biography of Books*. If it now no longer seems strange to think of books as having lives, it is thanks above all to two essay collections on the interaction of objects and people, both produced in 1986. The first of these was Arjun Appadurai's *The social life of things: commodities in cultural perspective*, which explored the idea »that commodities, like persons, have social lives.«[2] As Appadurai argued in his introduction, »things have no meanings apart from those that human transactions, attributions, and motivations endow them with« and to study that »we have to follow the things themselves, for their meanings are inscribed in their forms, their uses, their trajectories […] it is the ›things-in-motion‹ that illuminate their human and social context.«[3]

While this Marxist, materialist cultural history was taking shape, Robert Darnton, Roger Chartier, and others were calling for a new approach to the history of ›reading‹, one in which attention to new forms of evidence might give us a more nuanced sense of the place of books in the social, intellectual

1 See William H. Sherman: The social life of books, in: The Oxford history of popular print culture, ed. by Joad Raymond, Oxford 2011, pp. 164-171.

2 The Social life of things: Commodities in cultural perspective, ed. by Arjun Appadurai, Cambridge 1986, p. 3.

3 Ibid., p. 5.

© 2017 William H. Sherman, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.15499/kds-001-002 | CC BY-SA 4.0

and spiritual lives of readers. *The social life of things* found its bibliographical counterpart in the 1986-87 Clark Lectures, edited by Nicolas Barker under the title, *A potencie of life: books in society*.[4] It contained a now famous discussion of Robert Darnton's so-called »Communications Circuit«, beginning with the interaction of author and publisher and then moving through printers, shippers, and booksellers before reaching readers (who usually interact with binders and sometimes with authors and publishers, beginning the circuit anew).

By the late 1980s, historians of reading were turning in earnest to ›marginalia‹ and other readers' marks; and in that ›annus mirabilis‹ of 1986 I arrived in Cambridge, where I soon started my graduate study under the supervision of Lisa Jardine – who, along with Anthony Grafton in Princeton, was just finishing what would become the landmark essay in the field, »›Studied for action‹: How Gabriel Harvey read his Livy.«[5] This was the essay that used Harvey's multi-layered marginalia in a copy of Livy to reconstruct a network of texts and contexts for which Jardine and Grafton invoked the now-familiar image of the bookwheel. Ever since then, I have been following in the footsteps of readers like Harvey, and scholars like Jardine and Grafton, first in my study of books from the library of the great Elizabethan polymath John Dee[6] and then in a series of broader surveys of annotated books from the invention of printing to 1700 (including a comprehensive examination of every early modern book in the Huntington Library).

That work culminated in *Used books* (2008), my study of the traces left behind by Renaissance readers in the volumes that passed through their hands.[7] I found that marginalia and other marks of ownership, reading and customization could help us to recover a culture in which annotations provided readers with some of their most powerful tools for making sense of texts and applying them to their present or future needs. Every copy, seen from the user's rather than producer's perspective, is different from every other copy; and every book contains mysterious marks that can help us to create if not a full biography at least some important episodes in its life.

It was only after I published *Used books* that I came to see how my own approach to marginalia was marked by assumptions and biases: Like others

4 A potencie of life: Books in society. The 1986-87 Clark lectures, ed. by Nicolas Barker, London 1993.

5 Lisa Jardine and Anthony Grafton: ›Studied for action‹. How Gabriel Harvey read his Livy, in: Past and Present 129, November 1990, pp. 3-51.

6 William H. Sherman: John Dee. The politics of reading and writing in the English Renaissance, Amherst 1995.

7 William H. Sherman: Used books. Marking readers in Renaissance England, Philadelphia 2008.

working in this field, I saw annotations as words next to other words – as a fundamentally verbal phenomenon, that is, rather than a visual one. I am now working on a new book called *The Reader's Eye* and it asks what I (and others) have been overlooking. What happens if we think of reading as a ›visual‹ rather than verbal mode, and see marginalia as part of a ›graphic‹ culture in which images played a central role in the interpretations and imaginations of readers? This general question prompts us to ask a series of other questions that set an agenda for the book and for the related work being carried out by other scholars:

- Are people who mark their books good readers or bad readers?
- Are drawings, doodles and scribbles signs of attention or inattention, strokes of spontaneity or sites of meditation?
- What work do these marks do? And who do they do it for?
- What can marginal marks teach us about the spatial protocols of the page?
- In what ways did Renaissance readers see reading as an embodied act; and how did the eye (alongside the hand) serve as the instrument of apprehension?
- Finally, are the eyes of Renaissance readers different from those of medieval readers (or for that matter modern ones) and if so in which ways?

I posed some of these questions in my chapter on manicules, the pointing hands that litter the margins of so many books and manuscripts between the 13th and 18th centuries; but I subsumed them under the general heading of ›non-verbal‹ marks without considering them as fully ›visual‹, and nowhere did I discuss in any detail the surprisingly complex ways in which readers used images as well as words to make their books meaningful, beautiful, or indeed useful. In my desire to restore the sense of ›manual work‹ to the field of reading, I went so far as to claim that Renaissance readers took up their texts with a more acute awareness of the symbolic and instrumental power of the fingers than ever before or since. But in doing so, I clearly emphasized the hand at the expense of the eye and lost sight of sight itself.

The Renaissance reader who pointed out the error of my ways was none other than Bernardo Bembo, the Venetian humanist and civil servant whose ostentatious manicule [hand-with-pointing-finger] graced the very cover of my book, lifted from this typical page in his remarkable commonplace book at the British Library.

In January 2008, less than one month after *Used Books* was published, I stumbled across a volume at Stanford University that turned out to be one of the most important lost books from the Bembo family's long-since dispersed

library. I was sitting at a table in the rare book reading room, killing time before giving a talk on marginalia; on my left I had a copy of *Used Books*, and on the right was a pile of books that the librarian had pulled for use in my class because he knew they contained marginalia. And when I opened the third or fourth volume, an edition of Pliny the Younger's letters printed in 1483, I nearly fell off my seat.[8] Such is the power of manicules to imprint themselves in the memory, and to stand in for the body of a specific reader, that my ›nerves‹ knew this book was Bembo's even before my brain had a chance to think about it. As I made my way through the rest of the volume, I found a whole theatre of gesturing hands that captured Bembo's unmistakable techniques for marking the text, testifying to his gift for what might be described (with pun intended) as ›drawing attention‹.

What caught my own eye immediately were the distinctive hands and fingers that allowed me at a flash to identify the book as Bembo's. But alongside the manicules I was startled to find what I'm tempted to call ›opticules‹ staring in at the text from the margins, sometimes jostling for space with the pointing fingers: what at first glance looked like inscrutable squiggles turned out to be the uncanny profiles of eyes, complete with lids, lashes and expressive brows. The whole ensemble brings back to life a long-dead reader who not only ›drew‹ eyes but might be said to have ›developed‹ an eye (cf. plate I, p. 434).

Bembo drew pictures, as it happens, in the margins of his Pliny. There is a head at the head of the first letter in Pliny's third book, which describes a visit to a 77-year-old senator named Spurina, who had retired from his distinguished career. Since he was still enjoying good health, regular study and excellent conversation, Bembo described it as an old age worthy of emulation and noted that »OLD AGE HAS BROUGHT HIM NOTHING BUT PRUDENCE« – not only copying the sentence into a lozenge or shield but sketching an evocative profile of the admirable Spurina, at the head of what was evidently one of his favourite letters (cf. plate II, p. 435).[9]

Perhaps the most eye-catching opening in the book – and certainly the one that architectural historians will find most exciting – is the beginning of Book 2, Letter 17, in which Pliny gives Clusinius Gallus such a detailed account of his villa at Laurentum that it has enabled scholars to reconstruct the

8 Pliny the Younger: Epistolarum libri IX, Treviso [Ioannes Vercellius] 1483; Stanford University Library shelf-mark KA1483.P49 CB. For more on this volume and Bembo's marginalia see William H. Sherman: ›Nota Bembe‹. How Bembo the Elder read his Pliny the Younger, in: Pietro Bembo e le arti, ed. by Guido Beltramini, Howard Burns and Davide Gasparotti, Venice 2013, pp. 119-133.

9 Pliny the Younger, Epistolarum libri IX, Book 3, Letter 1 (sig. d1r-v).

layout of the entire estate (cf. plate III, p. 436). Bembo clearly used as a blueprint for his own beloved villa he called the *Nonianum*, the country estate that he developed outside Padua, one of the very first examples of a northern Italian humanist consciously re-creating the classical life-world. While there are no pictures on these pages, we could hardly ask for a more graphic example of the ligature between an ancient Latin life and a modern humanist life; and the phrase that winds around the margin to summarise the letter applies both to Pliny's letter and to Bembo's annotations, to their attitudes toward places for reading and to their appreciation of the ekphrastic art of painting through words: »LAURENTUM SUUM GRAFICE PINGIT [His Laurentum graphically painted].«

It is fitting that Bernardo did not here draw an image, but styled his letters to give them a shape that would invoke both an architectural form and the textual form – known as the ›paraph‹ – used to mark out sections for easy retention. As in other annotated humanist books, we find an array of epigraphic, mnemonic and iconic inscriptions that capture aspects of the classical world and bring them (living and speaking) into the present – cultivating a graphic style that did work of a kind that we have barely begun to see, much less study, and for which (I would suggest) we are poorly served by both methodology and terminology.

After all, I am by no means alone in having overlooked the extent to which the visual and the verbal worked and played together (during the Renaissance and beyond) in the margins of books and in the minds of readers. This blind spot is built into our disciplinary divisions: there has been until recently very little dialogue between historians of reading and historians of art and architecture. It is also bound up with some of our deepest narratives about periods and media – including the transition from the Middle Ages to the Renaissance and the transition from manuscripts to printed books.

According to the standard accounts, indeed, the Renaissance was precisely the moment in Western history when the long-standing relationship between word and image broke down, and the ancient link between vision and cognition was well and truly severed. For Aristotle, after all, the eyes had been not just the chief organ of perception but the ultimate source of all clear and lasting knowledge. In the opening paragraph of the *Metaphysics*, Aristotle observed that »… we prefer sight, generally speaking, to all the other senses. The reason of this is that of all the senses sight best helps us to know things, and reveals many distinctions.«[10] And the *De Anima* offered what may well serve as the ›cognitive archetype‹ for all ancient and medieval psychology.

10 Aristotle: Metaphysics, ed. by W.D.Ross, Oxford 1924, p. 21.

According to Mary Carruthers, all sensory input (including words on a page) ends up in the form of mental pictures, ›phantasmata‹ or »a kind of ›icon‹«, that can be ›seen‹ by the mind's eye.[11] But »if vision was the noblest of the senses from Plato to Descartes«, as Martin Jay suggested in *Downcast eyes*, »the last century of its reign was troubled by a succession crisis«; in the words of James Knapp,

> We witness an attempt to separate the reasoned, stable, and implicitly verbal world of morality from the unstable, emotional realm of visual experience in [the 16th century]. […] Michael Camille attributes the increasing effort to bring the visual image under the control of the word to the breakdown of established truths in the Renaissance, fueled in part by Reformation thought: »A great rift opens up between words and images. […] Language is now in a separate realm, written in discrete boxes or in fields hanging in the picture space.«[12]

In this account, the conventions of print put an end to the experiments in mixed media that were so common in medieval culture, separating word and image into their proper places and banishing from the book altogether much of the visual play that Camille captured in his brilliant study of grotesque illumination, *Image on the edge*.[13] Two influential books – Joseph Leo Koerner's *The reformation of the image* and Stuart Clark's *Vanities of the eye* – have added force and nuance to this historical picture, encouraging us to see how quickly and thoroughly the Renaissance relationship with vision turned sour.[14] The Protestant Reformation brings a new iconoclastic spirit that purges the idolatrous image in favor of a purified word, replacing ›eye-service‹ with ›ear-service‹. And the Scientific Revolution offers a new model of the eye itself that is not only passive rather than active but far less reliable as an instrument of perception than the telescope, microscope and camera obscura. All in all, to borrow Stuart Clark's felicitous phrase, this is the moment when European culture can be said to have »lost its optical nerve.«[15]

So what, then, are we to make of the annotations preserved in almost every surviving copy of what may be the most beautiful and enigmatic book ever

11 Mary Carruthers: The book of memory. A study of memory in medieval culture, Cambridge 1990, p. 17.

12 James A. Knapp: Image ethics in Shakespeare and Spenser, New York 2011, p. 33; also quoting Martin Jay: Downcast eyes. The denigration of vision in twentieth-century French thought, Berkeley 1993.

13 Michael Camille: Image on the edge. The margins of medieval art, London 1992.

14 Joseph Leo Koerner: The reformation of the image, Chicago 2004; Stuart Clark: Vanities of the eye. Vision in early modern European culture, Oxford 2007.

15 Clark (fn. 14), p. 2.

printed, the *Hypnerotomachia Poliphili* (printed by Aldus Manutius in 1499)? The printed words offer a dream vision within a dream vision, and the narrative often pauses to offer extended descriptions accompanied by all kinds of illustrations, in and around the text, including buildings, ruins and gardens strewn with epigraphic fragments. But readers, as James Russell has shown, went to great lengths to work out their own sense of the structures built up in the text, both verbal and visual, with the text guiding and licensing the readers' architectural, mathematical and even alchemical sensibilities.[16] This looks increasingly like one of those books that seem to ›require‹ the active work of the eye and the pen to bring the printed words to life.

The same might be said, in fact, of a surprising number and range of texts – including Dante's *Divine Comedy*, Aesop's *Fables*, Ovid's *Metamorphoses* and Livy's great history of Rome (i.e. *History of Rome/Ab Urbe Condita*). And if there are certain books that seem to license the practice of marginal drawing, there are some disciplines that absolutely depend upon it. There is now an enormous body of literature devoted to what might be called the visual culture of science in early modern Europe, with fields from geometry to botany drawing heavily on diagrams, illustrations and emblems. And recent work on Alberti, Leonardo and Michelangelo has found in their lives and works a set of fundamental and far-reaching connections between verbal and visual, textual and artistic practice. In *Michelangelo: A life on paper*, Leonard Barkan argues that »we cannot understand Michelangelo without a radical sense of the way that pictures and words entangled themselves within his creative imagination.«[17]

I want to suggest in this essay that there is ample evidence for this radical entanglement within the covers of all kinds of books, even where we would not expect to find them. Between medieval illuminations and modern illustrations, there turn out to be many cases of marginal visualizations, and countless traces of reading as a visual mode – from isolated doodles to fully-fledged ornamental or pictorial schemes.

The best person to help us see this may be the so-called ›Prince of Humanists‹, Desiderius Erasmus. Now, at first glance, this argument may seem odd if not downright perverse. Erasmus shared with many of the more ardent Protestant reformers a deep suspicion of the power of images; and while he never went in for wholesale iconoclasm, he certainly associated the visible

16 James Charles Russell: ›Many other things worthy of knowledge and memory‹. The Hypnerotomachia Poliphili and its annotators, 1499-1700, PhD Thesis, Durham University, 2014.

17 Leonard Barkan: Michelangelo. A life on paper, Princeton 2010, p. ix.

world with the fallen one and warned his readers to resist its seductions. In his *Enchiridion militis christiani* (first written in 1503 and published in revised form in 1518), Erasmus provided an extended gloss on the Augustinian distinction between the inner and outer man, possessing two sets of eyes (sometimes cast as eye and heart), one to perceive visible signs and another to take us toward invisible grace. He observed that the body (being itself visible) takes pleasure in visible things, but the soul (with its heavenly origins) »despises those things that are seen, for it knows that they are transitory [...].«[18] He went further in the subsequent section on »the Rules of True Christianity«, defining »perfect piety [as] the attempt to progress always from visible things [...] to invisible [...]. Since we are but pilgrims in the visible world, we should never make it our fixed abode.«[19] But he saved his most vehemently anti-visual comments for a scathing critique of the veneration of relics that leaves little room for doubt about his preference for ›scriptura‹ over ›pictura‹:

> If you venerate mute and dead ashes and ignore [Paul's] living image still speaking and breathing, as it were, in his writings, is not your religion utterly absurd? You worship the bones of Paul preserved in a relic casket, but do not worship the mind of Paul hidden away in his writings? You make much of a piece of his body visible through a glass covering, and you do not marvel at the whole mind of Paul shining through his writings? [...] You give homage to an image of Christ's countenance represented in stone or wood or depicted in colour. With how much more religious feeling should you render homage to the image of his mind, which has been reproduced in the Gospels through the artistry of the Holy Spirit.[20]

So, for a study exploring the relationship between reading, seeing and drawing, Erasmus looks like a singularly poor choice.

But Erasmus, as Erwin Panofsky objected in his classic article on »Erasmus and the visual arts«, ›was not an iconoclast.‹[21] He cites as evidence a typically balanced passage from the *Modus orandi* [or *Manner of Prayer*] of 1525:

> not all images are to be banished from the churches but the people have to be taught in what way to use them. [...] there are images which provoke us to

18 Erasmus: Enchiridion militis christiani, in: The collected works of Erasmus, vol. 66, ed. by John W. O'Malley, trans. by Charles Fantazzi, Toronto 1988, p. 41.

19 Ibid., p. 65.

20 Ibid., p. 72.

21 Erwin Panofsky: Erasmus and the visual arts, in: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes 32 (1969), pp. 200-227.

lasciviousness rather than to piety. Yet, even these we tolerate because we see more harm in eliminating (›in tollendo‹) than in tolerating (›in tolerando‹).[22]

In his *De amabili ecclesiae concordia*, likewise, Erasmus acknowledged that »Idolatry, that is the cult of images, is a horrible crime« but immediately went on to remind his readers that »since the arts of sculpture and painting were once counted among the liberal arts, this ›silent poetry‹ can at times have a stronger effect on human emotions than a man, even an eloquent one, could ever achieve by words.«[23] The first part of this passage places Erasmus firmly within Reformist discourse on images, aligning him closely with the iconophobia of Calvin and Zwingli; but the rest of the passage betrays his deep grounding in classical aesthetic theory, invoking Horace's doctrine of »ut pictura poesis« – »as in painting, so in poetry«. As his fellow humanists would have spotted, Erasmus is here quoting the pro-painting half of Plutarch's early formulation of what would (much later) come to be called the Sister Arts: »painting is silent poetry, poetry a speaking picture.«[24]

Moreover, if art (even in these religious writings) peeks through as a surprisingly common subject for Erasmus, Erasmus stands out as a surprisingly common subject for art – generating enough images in different media to fill a thick catalogue (published in 2008) called *Images of Erasmus*.[25] A famous drawing by Hans Holbein the Younger captures the ghostly gaze and disembodied hand of the great Dutch humanist, and it served as a study for the much more famous painting of Erasmus in his study, one of two portraits of the bookish Erasmus that he painted in 1523. Within a couple of years Holbein had produced yet another iconic image of his friend and patron, placing him within the kind of architectural frame he had long been designing for the title-pages of Erasmus's books; and Dürer would add his own engraving of a scholar all but surrounded by the tools of his trade. A few years earlier, a third major artist – Quentin Massys – took Erasmus as his subject for one of the period's finest portrait medals. As Brian Cummings has justly observed, Erasmus was one of the few authors in the period (and possibly the first in the new culture of print) who was instantly recognizable via their visual image.

We are thus confronted with a tension, if not an outright paradox, at the heart of Erasmus's relationship with the image: the author who warned readers time and again not to make the visible world our fixed abode felt equally

22 Cit. Panofsky, p. 211.
23 Ibid.
24 Plutarch, *Moralia*, 18A. On the renaissance afterlife of this classical trope see Leonard Barkan: Mute poetry, speaking pictures, Princeton 2012, passim.
25 Peter van der Coelen: Images of Erasmus, Rotterdam 2008.

at home in the scholar's study and the artist's studio. There is an irony, for many modern scholars, in the fact that as the iconoclastic project picked up steam around him, Erasmus became more open to the power of images. But Luther himself followed a similar course; and the Reformation debates served to highlight for Protestants and Catholics alike the inescapable (if problematic) role of vision in perception and cognition. Embedded within the worries about a Mass that mocked the eye and a Eucharist that deceived the senses was what Stuart Clark describes as »the matter of images themselves – not just their relationship to the other ingredients of worship [...] but their relationship to their originals, the question of imag*ing*, and the nature and limits of [...] representation.«[26] And these questions were, for Erasmus, by no means new: they had occupied him and his fellow humanists as a pedagogical project long before they became a religious problem.

When we turn to Erasmus's educational works from the 1490s onward, we quickly discover the extent to which ›images‹ were already playing a crucial role in the humanist textual programme as he received and reshaped it. In his early work on the instruction of young pupils, *De pueris instituendis*, Erasmus acknowledged that »Children learn their stories and fables with greater enthusiasm and remember them more easily if the contents are displayed before their eyes by means of skilful illustration, and if every story is presented through pictures.«[27] This had long been a commonplace in writing about how we find our way through word and world, and it lies behind the special place of illustrations in the history of children's literature. One of the richest examples is the history of Aesop's *Fables*, and this charming copy of the 1708 edition by Roger L'Estrange (now held by the V&A) is particularly suggestive. The margins of this copy have been heavily illustrated by a rural apothecary for the edification of his children – in ways that look back past the lavish printed illustrations of the great 17th-century editions and also forward to the modern graphic novel and artist's book (cf. plate IV, p. 437).[28]

Such strategies for effective learning were not restricted to children, and they had their roots in the ancient Greek idea of ›enargeia‹, usually translated into Latin as ›evidentia‹ and English as ›vividness‹. Erasmus himself provides the period's best definition, from one of the most famous passages in his best-selling rhetorical handbook, *De Copia*:

26 Clark (fn. 14), p. 162.

27 Cit. Peter van der Coelen (fn. 25), p. 39.

28 Fables of Aesop and other eminent mythologists, ed. by Roger L'Estrange, London 1708; Victoria and Albert Museum, National Art Library Pressmark Safe 6.A.10. For an account of the illustrator and a selection of his drawings, see http://www.vam.ac.uk/content/articles/t/tenterden-aesop/ (accessed 23.9.2016).

> We employ [enargeia] whenever, for the sake of amplifying or decorating our passage, or giving pleasure to our readers, instead of setting out the subject in bare simplicity, we fill in the colours and set it up like a picture to look at, so that we seem to have painted the scene rather than described it, and the reader seems to have seen rather than read. [...] We can take an action which is either in process or completed, and instead of presenting it in bare and insubstantial outline, bring it before the eyes with all the colours filled in, so that our hearer or reader is carried away and seems to be in the audience at a theatre.[29]

There are countless examples of Erasmus's own deployment of this technique in his works, particularly in the ever-evolving proto-essays on sententious themes, the *Adagia*.

This quintessentially Renaissance approach to representation has its roots in ancient Greece – where from the outset there were, in fact, two words for parallels or similitudes, ›parabole‹ and ›icon‹. As Marsh McCall explains in his Loeb guide to *Ancient rhetorical theories of simile and comparison*,

> At least two words, εικων and παραβολη, are current as technical terms of comparison before Aristotle. [...] εικων far exceeds the others in frequency of use. The sense most consistently fitting the contexts of these terms is perhaps »illustrative comparison« or »comparative illustration« [...].[30]

In the *De Copia* Erasmus praised Homer above all as the source of portable comparisons; but for many humanists it was Dante who supplied an inexhaustible encyclopedia of similes, and the *Divine Comedy* is another text that has a special power to engage the visual faculties (and active pens) of its readers. Early manuscripts are lavishly illustrated, and early printed editions often followed suit. But readers also add drawings of their own to make the text's images visible and memorable: a spectacular example is the great 1481 edition of a long and learned commentary by Cristoforo Landino.[31] The book has 19 printed images based on Botticelli; and a copy now at the Biblioteca Vallicelliana in Rome has hundreds of marginal drawings executed by a pair of unusually accomplished Italian artists.[32] The drawings in the margins

29 See Gerald Sharpling: The role of the image in the prose writings of Erasmus, Rabelais, Marguerite de Navarre and Montaigne, Lewiston 2003, Ch. 2.

30 Marsh H. McCall, Jr.: Ancient rhetorical theories of simile and comparison, Cambridge 1969, pp. 17-18.

31 Dante: La Commedia, Florence [Nicolaus Laurentius 1481] and Rome, Biblioteca Vallicelliana Shelf-mark Z.79.A.

32 In a book-length article from 1955 that remains the only substantial discussion of the illustrations in this volume, Bernhard Degenhart argued that they were largely

capture two striking features: 1) they suggest how, in the age of print, the printed text could serve a dynamic 3D space, with objects appearing and disappearing behind it; and 2) they show how important similes were in theories of production and reception since – with only one or two exceptions – all of the drawings here illustrate Dante's similes. We never see Dante himself; rather we look through his eyes and see what Dante compares things to when he's describing them.

Erasmus spent much of his own time as a reader combing ancient texts for metaphors and similes, and published them in the ready-made sourcebook he called *Parabolae*. But it's clear that he also wished young students to develop these skills for themselves and construct their own ›storehouses‹ to equip them throughout their lives. In an oft-quoted passage from his *De ratione studii* (or *On the Method of Study*), Erasmus prescribes an active mode of reading with pen in hand, to pick out important words and passages with special marks. And here he suggests that in the construction of a storehouse or thesaurus of useful material, the »memory is aided by both ›places‹ and the ›images‹ that represent them.« And he suggests that »things which it is necessary but rather difficult to remember« might be »hung up on the walls of a room where they are generally conspicuous,« or inscribed »at the beginning and at the end of your books,« or engraved »on rings or drinking cups,« or »painted on doors and walls or even in the glass of a window so that what may aid learning is constantly before the eye.«[33]

In England, these ideas would find their most influential formulation in Sir Thomas Elyot's *Boke named the governour* of 1531, a widely read textbook on the education of young noblemen. In Elyot we find an explicit programme for training the reader's eye in which learning to draw becomes part and parcel of learning to read. In his chapter on portraiture (by which he means visual representation in general), he begins with the commonplace that words come across more clearly when they are accompanied by pictures. He goes on to recommend that as the young student learns to read, he should also be taught to draw so he can enter those memorable images for himself:

> And he that is perfectly instructed in portrayture, and hapneth to rede any noble and excellent historie, whereby his courage is inflamed to the imitation of vertue, he forth with taketh his penne or pensill, and with a graue and substantiall studie, gatherynge to him all the partes of imagination, endeuoreth

the work of Giuliano and Antonio da Sangallo, cf. BD: Dante, Leonardo und Sangallo, in: Römisches Jahrbuch für Kunstgeschichte 3 (1955), pp. 101-292.

33 Erasmus: De ratione studii, in: Collected works of Erasmus, vol. 24, ed. by Craig R. Thompson, trans. by Brian McGregor, Toronto 1978, p. 671.

> him selfe to expresse liuely, and (as I mought say) actually in portrayture, nat only the faict or affaire, but also the sondry affections of euery personage in the historie [...].[34]

To get a sense of what this might look like in practice, we could do worse than open the covers of a hefty volume now at the National Gallery in Washington, DC.[35] It's a 1549 edition of Livy's great history of Rome, a central text in Renaissance humanism's curriculum for the reading of history and the one that (thanks to Lisa Jardine and Anthony Grafton) now has a special place in the history of reading. In 2000, the English rare book dealer Maggs Bros. offered for sale a very special copy of Livy's big book, with annotations and illustrations by an English reader. Most of the words in the margins offer the kind of treatment familiar from other notes in learned books from the period – including the usual running tags for major events, names and dates of key figures, glosses of difficult terms, and brief summaries of the lessons learned on everything from eloquence to governance.

These lessons would have been exceptionally pressing for English readers at the very moment this book was published: 1549 was a year which saw an intensification of economic hardship, social unrest and religious schism under the fragile coalition holding the reins for the 11 year-old King Edward VI. But what really brought Livy to life for this reader – and explains why the volume was bought by an art museum rather than a library – were the 114 pen-and-ink drawings that run down the edge of the text and sometimes spill over into the top and bottom margin, when sieges or beheadings required. The sale catalogue described them as follows:

> The drawings are by a mature, but untrained English artist, who has chosen to depict all the characters dressed in contemporary mid-16th century English costumes [...]. The kings are dressed in long coats trimmed with fur, the consuls and tribunes as lawyers, theologians or scholars in long robes or fur-trimmed coats, the patrician men in fashionable breeches, slashed doublets and feathered bonnets[;] the women have long dresses and the soldiers have modern armour and weapons including cannons and take part in battles that could appear straight out of a Tudor tournament book. [...] All the drawings

34 Thomas Elyot: The boke named the governour, London [Thomas Berthelet 1531], Sig. D1v-D2r.

35 Livy: Latinae historiae principis Decades tres, Basle [Ioannes Hervagius 1549], National Gallery, Washington, DC, Shelf-mark Rare PA6452.A2 1549 fol.

relate closely to the text but none seem to derive from earlier illustrated editions of Livy.[36]

And there were many models to draw on: perhaps no other classical text supplied the subject matter for so much visual representation in the Renaissance – within the covers of books, in free-standing paintings, and on a wide range of decorative objects.

If we go through the book page by page we find not a visual guide to the running narrative (as you might find in an illustrated medieval chronicle) but rather a pageant of isolated emblems, triggered by the text but serving as discrete tableaux or dumbshows, dramatic scenes of exemplary ancient lives presented in modern dress on a paper stage. We see the tragic death of Lucrece, its stark lines heightened with a dash of red ink (cf. plate V, p. 437). And we see the decisive confrontation between Coriolanus and his family: the great leader runs with joy to meet them but his mother stops him in his tracks, sternly refusing to embrace him until he has agreed to spare the city of Rome and make peace with his enemies (cf. plate VI, p. 438). In the well-chosen words of the Maggs Bros. sale catalogue, »[the style] gives the figures the air of actors in a play.«[37]

Sadly, there is no comparable evidence that Erasmus himself practiced what he preached and read in this fashion, but he did have a hand in orchestrating my final example – and what may well be the single most famous example of a reader-illustrated book in the entire early modern period. It brings together one of his most famous texts – titled *Moriae Encomium* in Greek, *Stultitiae Laus* in Latin, and *In Praise of Folly* in English – with the artist to whom he was closest, Hans Holbein the Younger. The text was written in 1509 during his journey from Italy to England. The text was first printed in 1511 and reprinted by Froben in Basle in 1515. This edition was surrounded by learned marginal notes from the hand of a doctor and Greek scholar named Listrius, using material supplied by Erasmus himself. And a special exemplar (now at the Basel Kunstmuseum) was customised by hand by at least two men who also moved in the circle of Erasmus. The first was a schoolmaster named Myconius, who was responsible for most of the handwritten marginalia in brown and red ink throughout the volume. Among this teacher's notes is this particularly interesting visual scheme delineating the chief virtues to be

36 Books and readers in early modern Britain (1510-1815) (catalogue no. 1293), London 2000.

37 Ibid.

gathered in reading the book: a reading of Erasmus using Erasmus's own prescribed methods, it includes sententiae, metaphors, similes, and ›images‹. Once again, these images are both figurative and literal, since Myconius also arranged for a gifted young artist – the 17 year-old Hans Holbein the Younger – to add no fewer than 80 pen-and-ink drawings to the margins of the book. A note by Holbein records that the drawings were executed in ten days: and they now constitute his earliest surviving work.

The project was clearly intended, at least in part, as a personal tribute to Erasmus; and his note on Holbein's flattering portrait led to an affectionate rebuke in Erasmus's own hand (to the effect that if he really looked that good he would find a wife at once). This may in turn have led to another portrait, at the base of a much earlier page, in which an older and more foolish Erasmus is shown walking through a market and being so distracted by the sight of a pretty woman that he steps into a basket of eggs. But Erasmus is not the only target of Holbein's satirical eye: there is the cruel schoolmaster, the mathematician, poet and philosopher. And the starring role in this cast of characters is given, of course, to the motley fool himself.

In a perceptive early article on this volume, Fritz Saxl argued that Holbein's drawings are perfectly poised between medieval and Renaissance modes of representation, and the same might be said of the whole multi-layered mise-en-page, which is astonishingly complex, nowhere more so than in the opening page of the text proper, which plays with a number of textual, spatial, and rhetorical protocols.[38]

While this is already true of Erasmus's words, it is even more true of Holbein's images as they interact with the text. They are rarely as straightforward or as subordinate as our traditional term ›illustration‹ implies, and they are often at odds with the message implied by Erasmus's text.[39]

I would like to draw things to a close by underlining the way in which words and images continued to work together as part of the period's emphasis on teachable rhetorical strategies. The examples I have presented here may be exceptional, and my treatment of them superficial; but they give us enough to sense a new mode of interacting with books, one which draws in many ways on the medieval models studied by Mary Carruthers, Michael Camille and others, but which also seems to participate in the new culture of print and the humanist project of »commerce with the classics« (to borrow Anthony

38 Fritz Saxl: Holbein's illustrations to the ›Praise of Folly‹ by Erasmus, in: Burlington magazine 83:488, November 1943, pp. 274-79.

39 Sharpling (fn. 29), Ch. 4; cf. Jeanne Nuechterlein: Translating nature into art: Holbein, the reformation, and renaissance rhetoric, University Park 2011, pp. 93-98.

Grafton's useful phrase),[40] with its reinvented models of visual/verbal cognition, its active use of texts to make what is absent present and to direct the words of the past to the actions of the future.

I would not want to give the impression that all books from the period are full of evidence for visual modes of reading. But as I have been suggesting, we only see things when our eyes are open to them; and there are clearly many important examples out there that we have long been overlooking. These examples will no doubt lead us to other ones, and even the crudest will give us a sharper image of what Michael Baxandall liked to call the »period eye«.[41] They may also shed light on the Renaissance period's take on the sibling rivalry between the so-called Sister Arts, which W.J.T.Mitchell has described as »the dominant model for the interdisciplinary study of [...] representation« over the last century. He argues that we need instead to focus on the material relations of what he calls the »imagetext«, concluding that »the interaction of pictures and texts is constitutive of representation as such: all media are mixed media [...].«[42] The evidence I have reviewed for the reader's eye and the material culture they produced suggest that Mitchell's position may not be so much postmodern as pre-modern.

I have a renewed sense of excitement, at any rate, about marginalia's power to pose puzzles, the pursuit of which (when we are patient and lucky) can help us challenge some of the easy oppositions we have inherited – medieval and Renaissance, manuscript and print, text and margin, and now word and image. And like great art, good marginalia have a peculiar power to deliver intimate glimpses of Renaissance lives. And this sense of intimacy is, in the end, the most striking feature in these visual modes of reading I have started to sketch today. In *Used Books* I described the feeling of working on the words and other traces left behind by Renaissance readers as being allowed to look over the shoulders at the hands of long-dead people; with this new book project, it's beginning to feel as if we might even be able to see the world through their eyes.

40 Anthony Grafton: Commerce with the classics. Ancient books and renaissance readers, Ann Arbor 1997.

41 Michael Baxandall: Painting and experience in fifteenth-century Italy. A primer in the social history of pictorial style, 2nd ed., Oxford 1988, Section 2.

42 W.J.T.Mitchell: Picture theory. Essays on verbal and visual representation, Chicago 1994, pp. 84 and 89.

Ursula Rautenberg

DAS BUCH ALS ARTEFAKT UND KOMMUNIKATIVES ANGEBOT

DIE EXEMPLARGESCHICHTE DES HERBARIUS LATINUS (MAINZ: PETER SCHÖFFER, 1484) AUS DER BIBLIOTHEK DES CHRISTOPH JACOB TREW

Biographien des Buchs

Im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen steht ein Exemplar des *Herbarius latinus*, gedruckt und verlegt bei Peter Schöffer in Mainz 1484, das sich heute im Bestand der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg befindet. Über sechs Stationen werden Kommunikationsräume entfaltet: von der Mainzer Offizin zum Pariser Verleger Henri II Etienne und zum ungarischen Humanisten Johannes Sambucus, weiter in die Nürnberger Bibliothek des Arztes und Naturforschers Christoph Jacob Trew bis zum heutigen Aufbewahrungsort. In der Raumsoziologie entstehen Kommunikationsräume auf der Grundlage der Wahrnehmung sozialer Güter von handelnden Akteuren in räumlichen Anordnungen. Damit ist der Rahmen für mögliche Strategien benannt, denen der *Herbarius latinus* und sein kommunikatives Angebot zu unterschiedlichen Zeiten und an wechselnden Orten ausgesetzt ist. Das Schriftmedium ›Buch‹ wird als Artefakt und Gegenstand symbolisch-kommunikativer Handlungen, von Praktiken und Bedeutungszuschreibungen, in den Blick genommen. Der Beitrag hat zwei Ziele: erstens zu zeigen, wie Methoden der historischen Buchforschung zur Rekonstruktion der Bewegungen eines Buchexemplars in Raum und Zeit genutzt werden können, und zweitens, das Medium Buch in den Kontext neuerer Diskussionen um das Konzept der Objektbiographie und der Materiellen Kultur zu stellen.

In seinem persönlich grundierten Essay *Ich packe meine Bibliothek aus* beschreibt Walter Benjamin die »Springflut von Erinnerungen«,[1] die einen

1 Walter Benjamin: Ich packe meine Bibliothek aus. Eine Rede über das Sammeln, in: ders.: Angelus Novus. Ausgewählte Schriften, Bd. 2, Frankfurt a.M. 1966, S. 169-178, hier S. 169.

© 2017 Ursula Rautenberg, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.15499/kds-001-003 | CC BY-SA 4.0

Sammler überrollt, der seine Bücher am fremden Ort aus Kisten packt und für die Ordnung in Regalen vorbereitet.

> Sodann: an ein Verhältnis zu den Dingen, das in ihnen nicht den Funktionswert, also ihren Nutzen, ihre Brauchbarkeit in den Vordergrund rückt, sondern sie als den Schauplatz, das Theater des Schicksals studiert und liebt. […] Alles Erinnerte, Gedachte, Bewußte wird Sockel, Rahmen, Postament, Verschluß seines Besitztums. Zeitalter, Landschaft, Handwerk, Besitzer, von denen es [sc. das Sammlerstück, U.R.] stammt – sie alle rücken für den wahren Sammler in jedem einzelnen seiner Besitztümer zu einer magischen Enzyklopädie zusammen, deren Inbegriff das Schicksal eines Gegenstandes ist.[2]

Der Erzähler schreibt in der Erzählgegenwart, in der gleichwohl das Vergangene als alles »Erinnerte, Gedachte, Bewußte« präsent ist. Der »Funktionswert«[3] von Büchern, der Nutzen des Lesens, tritt hinter die »magische« Wirkung der für den Erzähler zeichenhaft aufgeladenen Objekte zurück, evoziert durch die Präsenz der physischen Buchexemplare. Deren »Schicksal« zu unterschiedlichen Zeiten, an wechselnden Orten und in den Händen ehemaliger Besitzer verbindet sich mit der Biographie des Sammlers im Exil.

Benjamins Skizze beschreibt Konstellationen, die noch in den gegenwärtigen Konzeptionierungen Materieller Kultur[4] virulent sind; sie kreisen um den empirischen und epistemischen Status von Dingen – Objekten, Gegenständen oder Artefakten[5] – sowie deren Bedeutung für menschliches Handeln und gesellschaftliche Kommunikation. Diese Überlegungen kondensieren im Konzept der kulturhistorischen ›Objektbiographie‹. Es ist das Verdienst der Wolfenbütteler Tagung, den Blick auf ›Biographien des Buches‹ gelenkt zu haben, denn Schriftmedien und im Speziellen das Buch[6] sind gegenüber nicht schrifttragenden Objekten in den Diskussionen zur Materiellen Kultur bisher

2 Ebd., S. 170.
3 Ebd.
4 Vgl. den Überblick: Hans Peter Hahn, Manfred K.H.Eggert und Stefanie Samida: Einleitung. Materielle Kultur in den Kultur- und Sozialwissenschaften, in: Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen, hg. von dens., Stuttgart und Weimar 2014, S. 1-12.
5 Zu den unterschiedlichen, teils synonym verwendeten Begriffen ebd., S. 1f.
6 Zur Definition siehe Ursula Rautenberg: Buch, in: Reclams Sachlexikon des Buches, 3. Aufl. Stuttgart 2015, S. 65-68.

wenig beachtet worden.[7] Als möglicher Grund für diese Randständigkeit kann angeführt werden, dass der sogenannte ›material turn‹ zunächst von Vertretern aus Archäologie und Anthropologie/Ethnologie initiiert wurde, Fächer, die sich mit Objekten der Sachkultur auseinandersetzen, deren Zeugniswert dem interpretatorischen Vorschuss sprachgebundener Quellen gleichberechtigt zur Seite gestellt werden soll. Kultur ist auch jenseits von Schriftzeugnissen in der Materialität der Objekte zu fassen.[8]

Hier schließt das Konzept der Objektbiographie an.[9] Wie Matthias Jung formuliert, ist ein objektbiographisches Vorgehen besonders für die Archäologie attraktiv, weil es verheiße, »eine bloß antiquarische Thematisierung von Objekten in Gestalt von Datierung und funktionaler Ansprache zu überschreiten und, analog zu den Abschnitten des menschlichen Lebens, unterschiedliche, sich in der Zeit entfaltende Verwendungen von Objekten sowie ihnen zugeschriebene Bedeutungen zu erfassen.«[10]

Ein zentrales Thema objektbiographischer Ansätze ist die Frage nach der Handlungsfähigkeit von Dingen. Janet Hoskins konstatiert in ihrem Überblicksartikel *Agency, biography and objects* im *Handbook of material culture* (2006) für die angloamerikanische Literatur einen »agentative turn in social theory«;[11] dieser sei der Beginn einer neuen Sicht auf ›agency‹ und ›social lives‹, Begriffe, die die Autorin in distanzierende Anführungszeichen setzt.

7 Schrifttragende Objekte in alten Kulturen untersucht in jüngster Zeit der Sonderforschungsbereich 933 »Materiale Textkulturen. Materialität und Präsenz von Geschriebenem in non-typographischen Gesellschaften«; zum Konzept siehe Markus Hilgert: Praxeologisch perspektivierte Artefaktanalysen des Geschrieben. Zum heuristischen Potential der materialen Textkulturforschung, in: Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften, hg. von Friederike Elias, Albrecht Franz, Henning Murmann und Ulrich Wilhelm Weiser, Berlin, Boston und München 2014, S. 150-164.

8 Hans Peter Hahn: Materielle Kultur. Eine Einführung, 2. Aufl., Berlin [2005] 2014, S. 9.

9 Zuerst Igor Kopytoff: The cultural biography of things. Commodization as process, in: The social life of things. Commodities in cultural perspective, ed. by Arjun Appadurai, Cambridge 1986, S. 64-91.

10 Matthias Jung: Das Konzept der Objektbiographie im Lichte einer Hermeneutik materieller Kultur, in: Biography of objects. Aspekte eines kulturhistorischen Konzepts, hg. von Dietrich Boschung, Patric-Alexander Kreuz und Tobias Kienlin, Paderborn 2015, S. 35-65, hier S. 36.

11 Janet Hoskins: Agency, biography and objects, in: Handbook of material culture, ed. by Christopher Tilley, Webb Keane, Susanne Kuchler, Mike Rowlands and Patricia Spyer, Los Angeles u.a. 2006, S. 74-84, hier S. 74.

Ähnlich relativierend fällt das Resümee aus, in dem Hoskins ›agency‹ auf eine anthropomorphisierende Metaphorik beschränkt:

> Anthropologists have long argued that things can, in certain conditions, be or act like persons: they can be said to have a personality, to show volition, to accept certain locations and reject others, and thus to have an agency. Often, these attributes of agency are linked to the anthropomorphizing process by which *things are said* [Hervorhebung U. R.] to have social lives like persons and thus to be appropriate subjects for biographies.[12]

In den deutschsprachigen Diskussionen um Materielle Kultur haben die Theorien Bruno Latours der 1990er Jahre breite Rezeption gefunden, während Hoskins Latour an keiner Stelle explizit nennt. In der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) Latours wird Objekten eine autonome Wirkmächtigkeit zugestanden. Im Konzept der verteilten Handlungsmacht sind menschliche und nicht-menschliche Entitäten gleichgestellte Akteure, die gemeinschaftlich Handlungen vollbringen.[13] Kritik wird besonders an der symmetrischen Gleichstellung von Menschen und Dingen auf der Handlungsebene geäußert, die eine Vermischung des Menschlichen und Nicht-Menschlichen, die Auflösung der Grenzen zwischen Natur und Gesellschaft sowie eine Anthropomorphisierung von Dingen zur Folge habe.[14]

Neuerdings mehren sich Stimmen, die das Konzept der Objektbiographie radikal in Frage stellen. Matthias Jung wendet sich in seinem 2015 erschienenen Aufsatz *Das Konzept der Objektbiographie im Lichte einer Hermeneutik materieller Kultur* gegen die biographische Metapher: »Weil sie kein Leben haben, können Objekte auch keine Lebensgeschichte haben.«[15] Metaphern verwischen nach Jung in wissenschaftlichen Diskursen Differenzen und produzieren Missverständnisse. Freilich begünstigt auch die Subjekt-Prädikat-Objekt-Struktur der deutschen Syntax, die Objekte in die Spitzenposition handelnder Akteure rückt, eine uneigentliche Redeweise.[16] Ebenso attraktiv ist der Rückfall in ein narratives Erzählmuster, das, auch wenn keine Evidenzen vorliegen, eine »Einladung zum Fabulieren« ausspricht.[17]

12 Ebd., S. 81.
13 Zum Handlungsmodell bei Latour vgl. Henning Laux: Soziologie der Existenzweisen. Bruno Latour, in: Handbuch der Soziologie, hg. von Jörn Lamla, Henning Laux, Hartmut Rosa und David Strecker, Konstanz 2014, S. 261-279, hier S. 271 f.
14 Andréa Bellinger und David Krüger: Netzwerke von Dingen, in: Hahn (Anm. 4), S. 89-96, hier S. 89.
15 Jung (Anm. 10), S. 37.
16 Ebd., S. 41.
17 Ebd., S. 43.

Hans Peter Hahn hatte in seiner Einführung *Materielle Kultur* noch vom »Lebenslauf«, von »Lebensspannen« und der »materiellen Autonomie«[18] von Dingen gesprochen. Sein Aufsatz *Dinge sind Fragmente und Assemblagen* (2015) endet mit einem Manifest »Wider die Biometapher der Biographie«. Vereinfachungen und Verschleierungen hätten die Erforschung aktueller Themen der materiellen Kultur oder auch nur einzelner Objekte in eine »Sackgasse« geführt. So wird nun der Zeugenstatus von archäologischen Objekten in Frage gestellt: »Die Dinge sind […] keine Zeugen! Materielle Kultur hat nur in den wenigsten Fällen die Qualität einer eindeutigen Quelle für spezifische kulturelle Zusammenhänge.«[19] Hahn plädiert dafür, auf das Konzept der Objektbiographie zu verzichten, und schlägt stattdessen den Begriff des »Itinerars« vor. In Itineraren kann die Wanderung von Objekten in Raum und Zeit aufgezeichnet werden, die diese nicht aus eigener Kraft verfolgen, sondern die durch »kulturelle oder religiöse Regeln« bestimmt wird.[20] Tobias Kienlin und Patric-Alexander Kreuz verpflichten sich hingegen einem »gemäßigten« objektbiographischen Ansatz, der

> nach der schrittweisen Bedeutungsaufladung und Umdeutung der Dinge in neuen Kontexten ebenso wie nach den Handlungsoptionen [fragt], die solche Objekte ihren jeweiligen Besitzern in unterschiedlichen gesellschaftlichen und kulturellen Kontexten eröffneten.[21]

Was bleibt vom Konzept der Objektbiographie ohne ›agency‹ und Biometaphorik übrig? Jung kehrt zu Janet Hoskins' ethnographischer Studie *Biographical objects* von 1996 zurück: Es gibt keine Objektbiographie, aber Objekte können bedeutungsvoll in eine menschliche Lebensgeschichte eingebunden seien[22] – so wie es auch Walter Benjamin beschreibt. Eine ›Biographie‹ entsteht aus der Chronologie unterschiedlicher Verwendungskonzepte und Be-

18 Hahn (Anm. 8), S. 40.

19 Hans Peter Hahn: Dinge sind Fragmente und Assemblagen. Kritische Anmerkungen zur Metapher der ›Objektbiographie‹, in: Boschung (Anm. 10), S. 11-33, hier S. 14.

20 Ebd., S. 27f.

21 Tobias Kienlin und Patric-Alexander Kreuz: (Objekt-)Biographien und Rekontextualisierung, in: Boschung (Anm. 10), S. 67-85, hier S. 70. – Der Aufsatz entspricht passagenweise dem Artikel *Dinge als Zeichen* (Anm. 24).

22 Jung (Anm. 10), S. 44; vgl. Janet Hoskins: Biographical objects. How things tell the stories of people's lives, New York und London 1996, S. 7: »I tried to define a new category of ›biographical objects‹ which occupy one pole of the continuum between gifts and commodities and are endowed with the personal characteristics of their owners.«

deutungszuschreibungen, die sich situativ entfalten. Jung führt weiter den Aufforderungs- und Angebotscharakter (Affordanz) von Objekten ein, wodurch diese Handlungsoptionen eröffnen, ohne selbst zu handeln.[23]

Buchgeschichte als Exemplargeschichte

Objektbiographie oder Buchgeschichte(n)?

Lässt sich das Konzept der Objektbiographie nach dieser Kehrtwende (noch) auf ›Biographien‹ des Buchs übertragen? Zunächst ist festzuhalten, dass eine bio- bzw. anthropomorphisierende Metaphorik auch der Buchforschung nicht fernliegt, begonnen bei alten, aus der noch heute gängigen Fachsprache der Drucker stammenden Bezeichnungen wie Buchkörper, Kopf und Fuß der Seite, Buchrücken etc. bis hin zur Rede vom Buch als Freund etc., resultierend aus kulturellen Zuschreibungen in bibliophilen oder literarischen Kontexten. Das Feld ist unüberschaubar. Dennoch haben sich archäologische, ethnographische oder soziologische Konzepte, die Dingen Handlungsmacht und ›Leben‹ gestatten, als ›Biographien‹ von Büchern in der buchwissenschaftlichen Forschung nicht eingebürgert. Diese spricht vielmehr neutral von Geschichte(n) des Buchs oder Exemplargeschichte(n). Konkrete Buchgeschichten über einen langen Zeitraum oder Ausschnitte daraus scheinen in vielen buchhistorischen Forschungsfeldern als Mikro-Interaktionen mit Büchern auf: in der Provenienz- und Marginalienforschung als Besitz- und Lesergeschichte, in der Buchhandelsgeschichte als Kauf, Verkauf und Verbreitung von Büchern, in der Geschichte des privaten und institutionellen Büchersammelns, der Bibliotheksgeschichte und nicht zuletzt in der Lesegeschichte, die sich Leseakten und Lektürepraktiken nähert.

Die Bezeichnung Buch*geschichte* im Singular ist doppeldeutig, sie kann allgemeine, generalisierende Aussagen einer Geschichtsschreibung des Mediums Buch meinen oder eine ›Geschichte‹ einzelner Bücher im Sinne eines biographischen Narrativs. Eine Buchgeschichte als Objektgeschichte richtet sich nicht auf *das* Buch, sondern auf singuläre Buchobjekte. Diese sind zwar Repräsentanten einer Text- bzw. Überlieferungsgeschichte oder einer Ausgabengeschichte, ihr individueller Weg von Hand zu Hand ist aber an den konkreten Buchgegenstand gebunden: Einschreibungen durch Produktions-

23 Jung (Anm. 10), S. 45-47; zum Angebotscharakter vgl. auch den Abschnitt Praxistheorien: Das Buch als Handlungsangebot, S. 51 in diesem Beitrag.

vorgänge *und* Hinzufügungen durch die Buchnutzer, welche mit den Methoden der empirischen Buchforschung kartiert werden.[24]

Die methodengeleitete Arbeit am Exemplar ist der erste, grundlegende Schritt einer Exemplargeschichte und setzt dezidiert bei der ›Materialität des physischen Objekts‹ an.[25] Buchexterne Quellen eröffnen in einem weiteren Schritt Situationen im Umgang mit Büchern über die empirischen Exemplardaten hinaus. Schriftmedien sind wesentlicher Teil literal organisierter Gesellschaften und verknüpft mit vielen anderen Schriftzeugnissen. Die Zusammenschau des empirischen Befunds mit zeitgenössischen umstellenden Dokumenten oder späterer (Forschungs-)Literatur vermag das Umfeld auch kryptischer Einschreibungen zu erhellen. Insofern ist der Zeugniswert von Büchern als Objekten materieller Kultur belastbarer als der von Sachobjekten, auch wenn die externen Quellen selbst einen Deutungsspielraum hergeben. Ein Bild der ›Materialität der Kommunikation‹ entsteht, wenn Buchkommunikation und Handlungen mit Büchern als Teil kultureller gesellschaftlicher Praxis verstanden werden. Neben eingeführten semiotischen Konzepten bieten sich neuere kultursoziologische Praxistheorien als Interpretationsrahmen an.[26]

Eine Exemplargeschichte bedarf also nicht unbedingt einer biographischen Narration mit dem Buchgegenstand im Zentrum. Soweit es die vorgefundenen empirischen Daten erlauben, entfaltet sich die Geschichte eines Buchobjekts als chronologische Folge entweder einiger weniger, oder vieler aufeinander folgender Stationen auf seinem Weg in Raum und Zeit. Kommunikationsräume werden an diesen Haltepunkten sichtbar: in repetitiven, historisch wechselnden Praktiken, symbolischen Handlungen auf der Grundlage von jeweils gesellschaftlich akzeptierten Zuschreibungen an das Medium Buch oder im Geflecht komplexer Beziehungen zwischen Bedeutung, immateriellem und ökonomischem Wert und Umwertung.

Das Buch als Artefakt

Wenn Hans Peter Hahn in seiner Einführung aus dem Jahr 2005 Materielle Kultur »als die Summe aller Gegenstände« definiert, »die in einer Gesellschaft

24 Anders akzentuieren Tobias L. Kienlin und Anne Widura: »›Objektbiographien‹ können dabei spezifisch sein, also als konkrete Erzählung den individuellen Vertretern einer Objektklasse anhaften, oder nur mehr generischer bzw. generalisierender Natur, indem sie sich gesamthaft auf eine Objektklasse beziehen (Gosden/Marshall 1999, 170-172).« In: Dinge als Zeichen, in: Hahn (Anm. 4), S. 31-38, hier S. 37.

25 Siehe Das Buch als Artefakt in diesem Beitrag.

26 Siehe Buchpraktiken (S. 49) in diesem Beitrag.

genutzt werden oder bedeutungsvoll sind«, gehören in semiliteralen und literalen Gesellschaften auch Schriftmedien bzw. Bücher dazu, zumal diese, wie Hahn weiter einfordert, »in die Lebenswelt der Menschen« einbezogen sind.[27] In der materiellen Kultur nimmt das Buch allerdings einen besonderen Status ein. Es ist ein Hybrid unterschiedlicher Zeichensprachen:[28] das *primäre Zeichensystem Sprache*, wobei arbiträre Schriftzeichen der Speicherung und Übermittlung von sprachlich gebundenen Informationen dienen, die durch die Kulturtechnik Lesen entschlüsselt werden (Inhaltssystem der Schrift), das *sekundäre Ausdruckssystem der Zeichengestaltung* der Schrift und der Zeichenkonfigurationen von Texten (Ausdruckssystem, Skriptographie und Typographie), das den Leseprozess und die Informationsentnahme beeinflusst,[29] sowie das physisch präsente *Objektzeichen Buch.*[30] Das Buchmedium oszilliert im Gebrauch zwischen Aufmerksamkeit der Rezipienten für das inhaltliche Angebot und ihrem Umgang mit der Materialität des Objektzeichens. Schriftmedien lassen sich nicht auf Primärfunktionen der Schriftkommunikation wie Informationsübermittlung reduzieren, sondern bieten Konstruktionsmaterial für vielfältige soziale Praktiken, symbolisch-kommunikative Handlungen und kollektive oder individuelle Zuschreibungen. So unzertrennlich sich der gegenständliche Verbund von Schriftträger und Schrift- bzw. Symbolzeichen zeigt, so rekurrieren auch die möglichen Nutzungen auf Materialbedeutungen *und* kommunikative inhaltliche Angebote.

Das Buch ist ein Artefakt, Produkt eines handwerklichen, manufakturmäßigen oder industriellen Herstellungsprozesses. Damit ist zugleich die Frage nach dem Beginn der Existenz eines Buchs beantwortet: Dieser ist als Zeitpunkt des Abschlusses der Produktion eines gedruckten Buchs anzusetzen. Hier unterscheidet sich das Buch von sachkulturellen Gegenständen, deren Identität nach Hahn[31] zweifelhaft ist, wenn es sich um einen »fabrikmäßig« hergestellten Gegenstand aus Materialien handelt, die lange vor dessen

27 Hahn (Anm. 8), S. 18.

28 Vgl. Manfred K.H. Eggert: Schrift und Dinge, in: Hahn (Anm. 4), S. 47-56, hier S. 55: »Texte sind keine Dinge und Dinge sind keine Texte. Das kulturwissenschaftliche Potential liegt vielmehr in der Formel *scripta cum rebus materialibus*.«

29 Grundlegend Susanne Wehde: Typographische Kultur. Eine zeichentheoretische und kulturgeschichtliche Studie zur Typographie und ihrer Entwicklung, Tübingen 2000; zu Lesen und Layout Ursula Rautenberg: Das Buch in der Codexform und einblättrige Lesemedien, in: Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch, hg. von Ursula Rautenberg und Ute Schneider, Berlin und Boston 2015, S. 279-336.

30 Zur Schrift als regelhaft encodierter Sprache und zum semiotischen Potential von Artefakten siehe Eggert (Anm. 28), S. 50-55.

31 Hahn (Anm. 19), S. 18, 20.

Existenz vorhanden waren, der, recycelt oder umgenutzt, mehrere ›Leben‹ hat. Das Buch besteht aus einer Vielzahl von Materialien, ist aber mehr die Summe seiner materiellen Bestandteile: ein Hybrid aus Schrift (und weiteren Symbolzeichen oder Bildern), Gestaltung und Materie. Ein Buch ist ein Buch ist ein Buch – nicht ein Blätterstapel. Kolophone und Druckvermerke, teils mit genauen Datumsangaben, zeugen von der Bedeutung, die Schreiber und Drucker diesem Ereignis der Entstehung von etwas Neuem aus vielen Produktionsschritten, Schreib- bzw. Drucktechnologien, beimaßen. Die Identität eines Exemplars ist durch bibliographische Metadaten garantiert, die auf dem Titelblatt oder in Impressumsvermerken dem Buch mitgegeben werden und geistige und materielle Urheber nennen. Diese Informationen werden standardisiert in bibliothekarische und buchhändlerische Kataloge aufgenommen oder, bei nicht firmierten Büchern, Handschriften oder auch Inkunabeln, mit methodisch erschlossenen Daten verzeichnet. Signaturen kennzeichnen ein Buchexemplar, seinen Aufbewahrungsort und die Besitzverhältnisse.

Handschriften sind per se unikal. Ein gedrucktes Buch der Handpressenzeit kann bereits in der Druckwerkstatt individualisiert werden, mit absichtlichen oder zufälligen Druckvarianten unter der Presse von Textänderungen bis zum Satzfehler; diese Pressvarianten werden methodisch mithilfe der Analytischen Druckforschung ausgewertet. Weitere Varianten ergeben sich aus den in der Offizin bevorrateten und verdruckten Papieren, unterscheidbar nach Herkunft aus einer Papiermühle, durch Wasserzeichen und Qualität. Noch vor dem Vertrieb einer Druckauflage und ihrer Zerstreuung in Raum und Zeit ist damit zu rechnen, dass einzelne Exemplare sich von anderen Exemplaren oder Exemplargruppen unterscheiden, dies umso häufiger, je weiter das Buch in die Frühzeit der Buchproduktion zurückreicht.[32]

Die Analyse des materiellen Buchgegenstands wurde seit dem 19. Jahrhundert im Rahmen der historischen Hilfswissenschaften und der Bibliothekswissenschaft auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt, die inzwischen auch naturwissenschaftliche Methoden nutzt. Die wichtigsten Methoden der physischen Bucherschließung sind Paläographie (Handschriftenkunde) und Druck- bzw. Typenkunde, Papier- und Wasserzeichenforschung, Einband-

32 Paul Needham: Copy-specifics in the printing shop, in: Early printed books as material objects. Proceedings of the conference organized by the IFLA Rare books and manuscript section, Munich, 19-21 August 2009, hg. von Bettina Wagner und Marcia Reed, Berlin und New York 2010, S. 9-20, hier S. 9: »These printing shop variations similarly create distinct data that may be chronologically arranged [...]. It is all these ›internal‹ chronologies combined, pre-publication and post-publication, that make up the history of that particular edition insofar as it is embodied in physically surviving copies.«

kunde und Makulaturforschung.[33] Die fachliche Expertise der Kunstgeschichte kommt für illuminierte und illustrierte Bücher hinzu. Das methodische Instrumentarium entstand aus der Notwendigkeit der Datierung, Lokalisierung und formalen Beschreibung der Materialität schriftlicher Überlieferungszeugen für die Erfassung in Katalogen und die Forschung. Darüber hinaus ist die Materialität von Schriftmedien auch Gegenstand der Erforschung von Buchtechnologien und der Technikgeschichte.

Man mag diese basalen Beschreibungen physischer Kennzeichen als »eine bloß antiquarische Thematisierung von Objekten in Gestalt von Datierung und funktionaler Ansprache«[34] sehen, wie es Jung im Kontext der Archäologie formuliert. Auch im Licht der ›cultural studies‹ mögen die klassifizierenden und katalogisierenden Mühen der Empiriker am Buchgegenstand als wenig anschlussfähig erscheinen.[35] Allerdings sind diese Befunde von der buchhistorischen Forschung stets auch für Deutungen im kulturellen Kontext der ›Buchkultur‹ verwendet worden. So lassen sich beispielsweise Beschreib- oder Bedruckstoffe nach funktionalen Kriterien wie Haltbarkeit, Verfügbarkeit etc. beurteilen, ihre Materialästhetik fungiert aber auch als Distinktionsmerkmal in der Ausstattungshierarchie von Buchtypen und Verschriftlichungszwecken. Die Ausstattungsgeschichte von Büchern ist Teil der Medienästhetik des Buchs und korreliert mit Wertungen von Textgattungen oder Werken und an die Materialästhetik anknüpfenden Praktiken.

Während die oben beschriebenen Beobachtungen auf das Exemplar im Zustand der Produktion *vor* der Publikation bezogen sind, akkumulieren sich *nach* der Publikation im Lauf der Zeit weitere exemplarspezifische Besonderheiten: im Fall des gedruckten Buchs der Handpressenzeit Ausstattungsmerkmale wie Kolorierung und Illuminierung sowie der Handeinband, der in einer Buchbindewerkstatt individuell angefertigt wird. Einband, Vorsatzblätter und Buchblock bieten die Fläche für gestempelte, eingeklebte oder eingeschriebene Hinweise zu Besitz- und Kaufvermerken, für Marginalien und Leserkommentare und Markierungen einzelner Textstellen. Besitzvermerke bzw. Provenienzen zeigen institutionelle und reale historische Personen als Besitzer und Leser, die Wanderungen von Exemplaren und die soziale und geographische Verbreitung von Handschriften und Drucken und geben Auf-

33 Vgl. den knappen Überblick bei Ursula Rautenberg: Methoden der buchwissenschaftlichen Forschung, in: Handbuch Methoden der Bibliotheks- und Informationswissenschaft, hg. von Konrad Umlauf, Simone Fühles-Ubach und Michael Seadle, Berlin und Boston 2013, S. 461-482, sowie die Einzelstudien in Wagner (Anm. 32).

34 Siehe Jung (Anm. 10).

35 Vgl. Dorothee Kimmich: Literaturwissenschaft, in: Hahn (Anm. 4), S. 305-308, hier S. 305.

schluss über die Buchverfügbarkeit. Eine Fülle dieser Daten ist in gedruckten und elektronischen Bibliographien und bibliothekarischen Katalogen in tief erschließenden Beschreibungen gesammelt. Neuerdings erlauben Online-Datenbanken den Zugriff auf eine große Zahl strukturiert gespeicherter empirischer Befunde.[36] Paul Needham hat das Studium der Exemplarspezifika im Buchdruck als »Archäologie des Buchs« bezeichnet.[37]

Buchpraktiken

Primärer Zweck des Buchgebrauchs ist das Lesen.[38] Dieses vollzieht sich als leiblicher Akt. Der Buchgegenstand wird als dreidimensionales Objekt mit den Händen gehalten, auf der Unterlage bewegt, durchgearbeitet, geöffnet, geschlossen, die Seiten einzeln umgeblättert oder flüchtig durchblättert, Finger als Lesezeichen in den Buchblock geklemmt. Format (Größe), Umfang, Gewicht und die Art des Einbands fordern, ermöglichen oder behindern Körperhaltungen: Das Buch in der Hand, auf den Knien, auf einer Unterlage, im Stehen, Gehen, Sitzen oder Liegen, die Art der Gestaltung der Schriftzeichen auf den Seiten hat Einfluss auf den Abstand zu den Augen des Lesenden. Diese Nutzungsakte finden in einer räumlichen Anordnung mit speziellen Lesemöbeln statt. Diese stützen Praktiken des Lesens sowie des Schreibens beim Lesen wie Annotieren, Exzerpieren und Zitieren: Lesepult oder Schreibtisch. Gebrauchssuggestionen machen die Zeichengestaltungen und

36 Michaela Scheibe: The ›biography of copies‹. Provenance description in online catalogues, in: Wagner (Anm. 32), S. 269-278.

37 »We have no need to think of what we do, whether we are studying printing types, headline setting-patterns, paper use, page layouts, quire structure, pinhole patterns, paper use, rubrication, binding, ownership marks, reader annotations, or any other combination of all these and many more conceivable topics, as anything other than research within a unified field: book archaeology.« Needham (Anm. 32), S. 20; vgl. zur Handschrift besonders den Beitrag von Claudine Moulin in diesem Band, Unterkapitel: Biographie(n) des Buches – Archäologie(n) des Buches?

38 Vgl. auch Andreas Reckwitz: Praktiken und ihre Affekte, in: Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung 24, 2015, H. 1/2, S. 27-45, hier S. 41f.: »Aus einer praxeologischen Perspektive erscheint es zentral, nicht nach der Technologie an sich zu fragen, sondern immer nach dem wissensabhängigen, kulturell spezifischen Umgang mit diesen Medien, nach den *medialen Praktiken*: […] nicht die Schrift, sondern die Praktiken des Lesens und Schreibens, nicht der Computer, sondern die Umgangsweise mit dem Computer.« Dem ist ein funktionales Argument entgegenzuhalten, nämlich, dass auch die Technologien interessieren müssen, denn diese haben erheblichen Einfluss auf die Leseprodukte und damit die Angebote an die Praxis.

typographische bzw. skriptographische Dispositive. Der Leser hat die Wahl im breiten Register der Lesearten: lineares, informierendes, differenzierendes, konsultierendes, selektierendes oder betrachtendes Lesen.[39] Das Verständnis für die Bedeutung von Schriftlichkeit, die Handhabung unterschiedlicher Lesemedien und das Vertrauen auf die Leseführung mit dem und durch den gestalteten Text wird in der individuellen Biographie im Rahmen der Literalisierung, des Lesenlernens, erworben. Die einzelnen Praktiken selbst sind kulturell überformt und treten in den Epochen der Lese- und Lesergeschichte in großer historischer Vielfalt hervor. Ihnen ist gemeinsam, dass sie sich auf den Buchgegenstand als Lesegegenstand richten.

›Einschreibungen‹ solcher Nutzerspuren setzen intentionales Handeln voraus, eine Schwelle, die zu überschreiten dem Benutzer und Leser eines Buchs in einem bestimmten Moment des Lesens als bedeutungsvoll erschienen ist. Diese repräsentieren nur die Spitze des Eisbergs, während der allergrößte Teil realer Nutzungsakte keinen schriftlichen Niederschlag gefunden hat oder mit den Büchern untergegangen ist. Das, was überliefert wurde, bedarf der Erschließung. Die Ergebnisse der Mühen buchhistorischer Empirie am Exemplar bleiben dennoch nicht selten lückenhaft und unzusammenhängend, sie ergeben keine kohärente Geschichtserzählung. Der strikt empirische Befund am Buch bietet allenfalls lose Enden, an denen wir ziehen können. Im besten Fall ergeben sich Haltepunkte einer Exemplargeschichte; von dem, was im Dunkeln bleibt, gibt es nichts zu erzählen.

Buchmedienkommunikation und Kommunikation mit Büchern

Buchmedienkommunikation

In kommunikationswissenschaftlicher Konzeptualisierung ist die primäre Funktion von Schriftmedien, gesellschaftliche Kommunikation zu organisieren. Schriftmedien sind zuständig für die Speicherung, Übermittlung und Verbreitung von sprachlichen und bildlichen Inhalten in sozialen Beziehungen und Prozessen. Ein gängiges Modell von Medienkommunikation hat Ulrich Saxer formuliert: »Medien sind komplexe institutionalisierte Systeme um organisierte Kommunikationskanäle von spezifischem Leistungsvermögen.«[40]

39 Ralf de Jong: Typographische Lesbarkeitskonzepte, in: Rautenberg (Anm. 29), S. 233-256.

40 Ulrich Saxer: Der Forschungsgegenstand der Medienwissenschaft, in: Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsfor-

Entsprechend können Mediensysteme anhand folgender Dimensionen beschrieben werden: die materiellen und funktionalen Eigenschaften des Schriftmediums (Bereitstellungsqualität), Produktion und Verbreitung von Medien in arbeitsteiligen, zweckgerichteten sozialen Organisationen (Organisiertheit), gesellschaftliche Regelungsinstanzen der Medienkontrolle oder -stützung (Institutionalisiertheit) sowie Leistungen, die Medien für ein bestimmtes Gesellschaftssystem erbringen (Funktionalität). Medienkommunikation ist das Ergebnis des Zusammenwirkens dieser Aspekte auf der politischen, rechtlichen, ökonomischen und kulturellen Ebene. Auf Schriftmedien und Buchkommunikation heruntergebrochen, ist dieser Theorierahmen geeignet, zentrale Probleme der Buchmedienkommunikation auf der Makroebene der Gesellschaft zu beschreiben und zu analysieren. Funktionen der Materialität des Buchs sind in der Dimension der Bereitstellungsqualität zu verorten, wobei diese in vielfältigen Beziehungen mit Elementen anderer Subsysteme interagiert.

Systemtheoretische Modelle eignen sich, um übergeordnete gesellschaftliche Phänomene mit einem hohen Abstraktionsgrad zu erklären. Sinn- und bedeutungsbasierte Handlungstheorien hingegen reduzieren mediale Kommunikation nicht auf den funktionalen Transport von Informationen.[41] Die im Folgenden kurz angerissenen kultursoziologischen Überlegungen gehen von Praktiken als grundlegender theoretischer Kategorie aus.

Praxistheorien: Das Buch als Handlungsangebot

Friedrich Krotz als Vertreter des Symbolischen Interaktionismus hat die fundamentale Bedeutung des Individuums und dessen innere Prozesse im kommunikativen Handeln herausgestellt, die dem Geschehen Sinn und Bedeutung geben. Erfahrungen und Erlebnisse fließen in Kommunikationssituationen ein und lassen die Partner in einem inneren Prozess verstehenden Bezugs aufeinander agieren, wobei sich »jeder Beteiligte auf den anderen, auf dessen Intentionen, Symbolwelten, Inszenierungen und Ausdrucksweisen« einlässt. Die Darsteller versetzen sich aus eigener Lebenserfahrung empathisch in die Rolle des anderen und erschließen, was dieser mit einer Geste etc. gemeint

men, 1. Teilbd., hg. von Joachim-Felix Leonhard, Hans-Werner Ludwig, Dietrich Schwarze und Erich Straßner, Berlin und New York 1999, S. 1-14, hier S. 6.

41 Friedrich Krotz: Handlungstheorien und Symbolischer Interaktionismus als Grundlage kommunikationswissenschaftlicher Forschung, in: Theorien der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Grundlegende Diskussionen, Forschungsfelder und Theorieentwicklungen, hg. von Carsten Winter, Andreas Hepp und dems., Wiesbaden 2008, S. 29-47, hier S. 34.

haben kann.[42] Damit verschiebt sich der Fokus von der Zuweisung symbolischer Objektbedeutungen auf die Koaktivität mit Dingen bzw. zwischen den in Kommunikationssituationen mit Dingen agierenden Personen. Bedeutsames Handeln entsteht nicht aus zufälligen (erratischen) oder individuellen Akten, sondern auf der Grundlage von Regeln als wiederholtes, ritualisiertes, kulturell etabliertes Tun.[43] Diese Handlungen gerinnen zu Praktiken.

Neuere praxistheoretische Ansätze kritisieren im Rückgriff auf Latour und als Reaktion auf in den Kulturwissenschaften herrschende semiotische Modelle ein Verschwinden der Dinge hinter ein »von Menschen selbst gesponnenes Gewebe von Bedeutungen«.[44] Unter Berufung auf Bruno Latour spricht sich Andreas Reckwitz für eine Re-»Materialisierung der Kulturtheorie«[45] aus. Praxistheorien beschränken Dinge der materiellen Welt nicht auf die Repräsentation von Bedeutung, ihre ›Handhabung‹ macht die Gestalt der jeweiligen sozialen Praktik erst möglich.[46] Stefan Hirschauer definiert ›Praktiken‹ als bestimmbare Formen des körperlichen Vollzugs: »Typen von Aktivitäten, Weisen des Handelns, Verhaltensmuster, Interaktionsformen.«[47] Das körperliche, präreflexive Verstehen einer Praxis oder Situation basiert auf inkorporiertem ›implizitem Wissen‹, das die materiellen Aspekte im Gebrauch von »Artefakten, Technologien, Räumen, Medien und Bildern« einschließt. Die Dinge bieten »Gebrauchs*suggestionen*« an. Sie können Körperhaltungen, Bewegungen etc. durch ihre physische Präsenz erzwingen oder Handeln über Zeichen nahelegen.[48] Reckwitz hat neuerdings die Dimension der Affekte als »blinden Fleck« der soziologischen Theoriebildung identifiziert. Die Verwendung von Artefakten in sozialen Praktiken ist nicht nur zweckrational, sondern auch mit positiven oder negativen Affekten verbunden. Artefakte sind »Affektgeneratoren«.[49]

42 Ebd., S. 39.
43 Ebd., S. 31.
44 Zum wissenschaftstheoretischen Kontext in der Anthropologie vgl. Manfred K.H. Eggert: Kultur und Materielle Kultur, in: Hahn (Anm. 4), S. 22-31, hier S. 25.
45 Andreas Reckwitz: Unscharfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie, Bielefeld 2008, S. 146. Vgl. auch ders.: Die Materialisierung der Kultur, in: Elias (Anm. 7), S. 13-28.
46 Reckwitz 2008 (Anm. 45), S. 151.
47 Stefan Hirschauer: Verhalten, Handeln, Agieren. Zu den mikrosoziologischen Grundlagen der Praxistheorie, in: Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm, hg. von Hilmar Schäfer, Bielefeld 2016, S. 45-67, hier S. 47.
48 Hilmar Schäfer: Einleitung. Grundlagen, Rezeption und Forschungsperspektiven der Praxistheorie, in: ders. (Anm. 47), S. 9-25, hier S. 13f.
49 Reckwitz (Anm. 38), S. 41f.

Die Exemplargeschichte des *Herbarius latinus* rekonstruiert wechselnde Kommunikationsräume. Dies sind die geographischen Orte, an denen der *Herbarius* als mobiler Gegenstand auffindbar ist, sowie Zeiträume, in denen das Buch beobachtet werden kann. In der Raumsoziologie entstehen Kommunikationsräume aus den Handlungen der Akteure auf der Grundlage der Wahrnehmung sozialer Güter in räumlichen Anordnungen. Dies ist der Rahmen für mögliche Strategien, denen das Buchobjekt von handelnden Akteuren ausgesetzt ist, die auf sein kommunikatives Angebot reagieren. Diese wiederum bringen ihre eigenen ökonomischen, rechtlichen, sozialen, kulturellen, letztlich gesellschaftlichen Voraussetzungen mit: »Raum konstituiert sich in der Wechselwirkung zwischen Handeln und Strukturen. […] Die Möglichkeiten, Räume zu konstituieren, sind demnach immer auch von den in einer *Handlungssituation* vorgefundenen *symbolischen und materiellen Faktoren* abhängig.«[50] Die folgende Darstellung versucht, exemplarische Raumkonstitutionen historischer Handlungssituationen am Beispiel des Erlanger *Herbarius latinus* herauszuarbeiten.

Die Exemplargeschichte des Erlanger *Herbarius latinus*

Stationen

Dieser Beitrag folgt der Exemplargeschichte eines lateinischen Kräuterbuchs, 1484 gedruckt und verlegt bei Peter Schöffer in Mainz.

Herbarius. Maguntie impressus. Mainz: Peter Schöffer d. Ä., [14]84
4°. 174 Bl.; 150 Holzschnitte, Bl. a1a: Druckermarke
Bibliographischer Nachweis: GW 12268[51]
Signatur: Universitätsbibliothek Erlangen; Cim. P 51 (4.Trew R 403)

Die Exemplargeschichte umfasst sechs Stationen, ausgehend von der Analyse der exemplarspezifischen Besonderheiten. Diese Vorgehensweise entspricht dem Weg, den auch die Autorin dieses Beitrags gegangen ist, denn eine Beschreibung des Erlanger Exemplars oder Hinweise in der Forschungsliteratur lagen bisher nicht vor.[52]

50 Martina Löw: Raumsoziologie, Frankfurt a. M. 2001, S. 191; zum Kommunikationsraum in der Dingforschung Kienlin (Anm. 24), S. 31; Kursivierungen im Original.
51 http://www.gesamtkatalogderwiegendrucke.de/ (zuletzt 3.12.2013).
52 Vgl. aber die Vorstudie zu diesem Beitrag: Ursula Rautenberg: Eine Inkunabel, die Johannes Sambucus besessen hat: Der ›Herbarius latinus‹ (Mainz: Peter Schöffer, 1484) im Besitz der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg, in: MONOK-

Die Stationen, wie sie sich aus dem empirischen Befund am Exemplar erschließen lassen, sind:

- Mainzer Offizin, 1484: Firmierung auf dem Titelblatt mit Angabe des Sachtitels, des Druckorts und Druckjahrs sowie dem Signet der Offizin; Individualisierung des Exemplars
- Paris (?), 16. Jh.: Provenienzvermerk von der Hand des Johannes Sambucus (1531-1584), dem das Buch von Henricus II Stephanus (1528-1598) geschenkt wurde, sowie ein Eintrag in griechischer Sprache und Schrift auf dem Titelblatt
- Nürnberg, 17. Jh. (?): Einband aus Ziegenpergament, vermutlich um oder nach Mitte des 17. Jahrhunderts, sowie Makulatur, die bei einer Restaurierung des Exemplars in der Bayerischen Staatsbibliothek München 1973 entnommen wurde; eingeklebter Zettel mit Restaurierungsvermerk; die Makulatur wird zusammen mit der Inkunabel in einem eigens angefertigten Kasten aufbewahrt
- Nürnberg, vor 1751/52: Bibliothek des Christoph Jacob Trew (1695-1769), belegt durch die Signatur 4° Trew R 403; eine Beschreibung im von Trew verfassten, in Nürnberg 1752 veröffentlichten, Katalog der botanischen Bücher und die Einträge in den historischen Katalogen der Bibliothek um 1760; ohne Hinweis im Buch: Universitätsbibliothek Altdorf bei Nürnberg nach 1770
- Erlangen, ab Ende 1818: zunächst provisorisch untergebracht, ab 1825 im ehemals Markgräflichen Schloss, ab 1913 im Neubau der Universitätsbibliothek Erlangen, Magazin, ab 1962 im Tresor, dort bis heute; Bleistifteintrag der Trew-Signatur von der Hand eines Bibliothekars, eingeklebtes Schildchen mit dem Zusatz zur Trew-Signatur Cim. P 51
- München und Schweinfurt (?), nach Ende November 1959 Diebstahl durch den Erlanger Bibliothekar Max Mehringer, am 24. Oktober 1960 Verkauf von diesem an den Münchner Antiquar Heinrich Vetter, Weiterverkauf an den Münchner Antiquar Adalbert Lauter und von diesem an die Bibliothek Otto Schäfer in Schweinfurt; eingeklebter Zettel mit eigenhändigem Vermerk zum Vorgang vom 9. Januar 1962 von Bibliotheksrat Dr. Armin Dietzel

graphia [Festschrift für István Monok zum 60. Geburtstag], hg. von Judit Nyerges, Attila Verók und Edina Zvara, Kossuth 2016, S. 586-592.

Wissensvermittlung: Ein Handbuch für die Praxis der Pflanzenheilkunde

Der Mainzer *Herbarius latinus* ist ein Kräuterbuch, das von einem unbekannten Autor aus verschiedenen mittelalterlichen Quellen kompiliert wurde.[53] Das Buch im kleinen Quartformat (Buchblock des Erlanger Exemplars 20,5:14,5 cm) enthält nach dem Vorwort einen Hauptteil mit 150 Beschreibungen von heimischen Arzneipflanzen und ihren pharmakologischen Wirkungen. Der zweite Teil, der nach einem Leerblatt folgt, listet 96 weitere pflanzliche Arzneistoffe auf.[54] Der illustrierte erste Teil zeichnet sich durch ein standardisiertes Layout aus: Jede Pflanze wird auf einem einzigen Blatt vorgestellt. Auf der Recto-Seite nimmt der ungerahmte Holzschnitt mit einer Pflanzendarstellung etwas mehr als die Hälfte des Satzspiegels ein. Mittig darüber ist die fortlaufende Nummerierung der Pflanze – Blattzählung und Zählung der Pflanzenabbildungen sind identisch – in einer großen Type in lateinischen Ziffern gesetzt und darunter der (griechisch-)lateinische und der deutsche Pflanzenname auf einer Zeile, ebenfalls in Auszeichnungsgröße. Es folgt der Beginn der Beschreibung, für den in der Regel noch neun Zeilen zur Verfügung stehen. Der restliche Text wird auf der Verso-Seite fortgesetzt. Nummer und Name sind in der Psalter-Type Schöffers (Textura 7:149G) gesetzt, der Kapiteltext in einer gut lesbaren Gotico-Antiqua (6:92G). Tafel I (S. 439) zeigt unter dem deutschen Namen »hailwortz« den Lerchensporn.[55]

Mit der alphabetischen Reihung nach den Anfangsbuchstaben des lateinischen Namens[56] und den in der Auszeichnungsschrift hervorgehobenen Lemmata (Pflanzennamen) folgt der erste Teil dem Typus eines Nachschlagewerks. Die lexikalische Anlage macht ein schnelles, auch blätterndes

53 Gundolf Keil: Herbarius moguntinus, in: Verfasserlexikon. Die deutsche Literatur des Mittelalters, Bd. 3, Berlin und New York 1981, Sp. 1017-1025; Brigitte Baumann und Helmut Baumann: Die Mainzer Kräuterbuch-Inkunabeln ›Herbarius Moguntinus‹ (1484), ›Gart der Gesundheit‹ (1495), ›Hortus Sanitatis‹ (1491), Stuttgart 2010, S. 99-110.

54 Zum Aufbau, Inhalt und zur Gestaltung vgl. ausführlich Reimar Walter Fuchs: Die Mainzer Frühdrucke mit Buchholzschnitten 1480-1500, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 2, 1960, S. 75 f.; Keil (Anm. 53).

55 Dargestellt ist unter dem Namen »hailwortz« der Lerchensporn, aber mit dem falschen lateinischen Namen »Aristolochia rotunda« (Rundknollige Osterluzei) ausgezeichnet, vgl. Hermann Fischer: Mittelalterliche Pflanzenkunde, München 1929, S. 83.

56 Halbalphabetische Reihung nach dem Anfangsbuchstaben und dem Folgebuchstaben, wobei gleiche Vokale oder Konsonanten zu Gruppen zusammengefasst werden; Keil (Anm. 53), Sp. 1019.

Nachschlagen der gesuchten Pflanzen und ihrer Namen möglich. Der zweite Teil enthält in sechs Abteilungen mit Überschriften und Zwischenüberschriften 96 kurze Kapitel, die durchgezählt werden. Zur Orientierung des Lesers sind am Beginn der Abteilungen sowie der Unterkapitel quadratische Weißräume im Satz über drei bzw. zwei Zeilen für die nachträgliche Ausmalung mit einer farbigen Initiale (Lombarde) freigelassen worden. Beide Teile sind durch Inhaltsverzeichnisse erschlossen, die auf die Nummern der Pflanzen bzw. die Kapitelnummern verweisen. Für den *Herbarius* wurde ein starkes, helles Hadernpapier verwendet, das im über 550 Jahre alten Erlanger Exemplar noch wie frisch aus der Presse wirkt.

Im Gesamtkatalog der Wiegendrucke sind 86 Exemplare oder Fragmente des *Herbarius* von 1484 aufgeführt. Noch in der Offizin kam es während des Druckprozesses zu Änderungen am stehenden Satz. Nach diesen Druckvarianten teilen sich die Exemplare in mehrere Gruppen auf. Einige haben kein Titelblatt; die erste Seite der ersten Lage ist leer. Weitaus mehr Exemplare besitzen eine Titelseite auf Bl. a1a. Der Druck des *Herbarius* fällt in die Zeitspanne zwischen 1481 und 1485, in der sich das Titelblatt als fester Bestandteil des gedruckten Buchs im deutschen Sprachraum zu etablieren beginnt.[57] Auch bei Schöffer setzt nach weitgehend titelblattlosen Drucken zu dieser Zeit die Produktion von Büchern mit Titelseiten ein, wobei sich Ausgaben mit und ohne Titelblatt die Waage halten. Bemerkenswert für den Schöffer'schen *Herbarius* ist, dass die Ausgabe als erste Inkunabel überhaupt eine Druckermarke als Herkunftszeichen auf dem Titelblatt zeigt, das Fust-Schöffer'sche Allianzwappen. Wie die erhaltenen Exemplare zeigen, experimentiert die Offizin noch während des Drucks mit der Titelseite und ihrer Gestaltung. Neben den titelblattlosen Exemplaren finden sich solche mit Titelblättern in drei Varianten: Titeltext in der großen Psalter-Type (1:286G) und Druckermarke in schwarzer Farbe, beides in Rot gedruckt, sowie Titel in schwarzer Farbe und rotes Signet. Die dritte Variante scheint die endgültige zu sein, denn von dieser sind bei weitem die meisten Exemplare erhalten. Bei den weiteren Druckvarianten handelt es sich um eine Fehlerkorrektur an der Druckform unter dem Druckprozess: die vertauschten Holzstöcke in Kapitel 42 und 48 werden in die richtige Reihenfolge gebracht und die falsche Nummerierung einer Pflanze korrigiert (73 statt 75). Das Erlanger Exemplar gehört zu den Exemplaren mit einer Titelseite in der Variante mit schwarzem

57 Ursula Rautenberg: Die Entstehung und Entwicklung des Buchtitelblatts in der Inkunabelzeit in Deutschland, den Niederlanden und Venedig. Quantitative und qualitative Studien, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 62, 2008, S. 1-105, hier S. 31-33.

Titeltext und rotem Signet, korrekter Kapitelzählung und Reihenfolge der Holzschnitte.[58]

Die Holzschnitte des Exemplars sind altkoloriert in den Farbtönen mittelgrün, hellbraun, gelb, schwarzgrau und Rottönen von rosa bis violett. Eine Kolorierung der Holzschnitte, die in einfachen Umrisslinien Wurzel, Stängel, Blätter, Blüten oder Früchte zeigen,[59] erleichterte das Wiedererkennen der Pflanzen und sollte daher möglichst naturnah sein.

Ein Vergleich des Erlanger und des Leipziger Exemplars[60] mit dem Digitalisat der BSB München[61] (Tafel II, S. 439) zeigt sehr ähnliche Farbtöne und einen nahezu identischen Farbauftrag; so stimmen nicht nur die kolorierten und nur halb kolorierten Flächen überein, sondern auch solche, die unkoloriert geblieben sind, z.B. Wurzeln oder weiße Blüten. Schöffer hat einen Teil der Auflage bereits farbig illustriert verkauft, um den Kunden ein Buch mit Pflanzendarstellungen in naturnaher Farbigkeit anbieten zu können.[62] Es ist von einer seriellen Ausmalung auszugehen. Der Kolorist arbeitete mit kolorierten Musterblättern, nach denen er gleiche Holzschnitte bogen- oder lagenweise kolorierte. Die nicht deckenden Wasserfarben wurden mit breitem Pinsel aufgetragen und gehen häufig über die Umrisslinien hinaus, wie die Kolorierung der Blüten des Lerchensporns zeigt (Tafel I). Die für die Leerstellen vorgesehenen Initialen, die in den Arbeitsbereich des Rubrikators gehören, sind im Erlanger Exemplar nicht farbig ausgeführt, sondern von einem späteren Leser nur durch kleine Platzhalterbuchstaben in brauner Tinte angedeutet.

Die Offizin Schöffer hat mit diesem ersten im deutschen Raum gedruckten Kräuterbuch ein in vielerlei Hinsicht ›praktisches‹ medizinisch-pharmazeutisches Handbuch und Nachschlagewerk auf den Markt gebracht. Das Signet der Offizin ist seit seiner Verwendung im Kolophon des *Mainzer Psalter* (1457) ein eingeführtes Markenzeichen und steht für die Qualität der Buch-

58 Vgl. die Liste der Varianten und Exemplare bei Fuchs (Anm. 54), S. 79-81; vgl. auch Kurt Ohly: Der Wiegendruck, in: Archiv für Buchgewerbe und Gebrauchsgraphik 76, 1939, S. 154.

59 Zum Forschungsstand der Beurteilung der Holzschnitte in der ›Secreta Salernitana‹-Tradition vgl. Baumann (Anm. 53), S. 101-103.

60 Universitätsbibliothek Leipzig, Mat.med.277.

61 http://daten.digitale-sammlungen.de/~db/0002/bsb00027407/images/index.html?seite=00001&l=de (zuletzt 18.4.2017).

62 Schöffer war ein innovativer Verleger. So hat er einen Teil der Auflage auch mit einem Einband angeboten; vgl. Vera Sack: Über Verlegereinbände und den Buchhandel Peter Schöffers, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 13, 1973, Sp. 249-288.

produktion aus der Mainzer Offizin. Im *Herbarius* wurde heilkundliches Wissen auf dem Stand der Zeit für die praktische Anwendung in einen adäquaten Buchtyp gegossen, für Leser, die die lateinische Sprache beherrschten. Die deutschen Pflanzennamen machen die Abbildungen auch für die Betrachtung durch Nicht-Lateinkundige nutzbar, ermöglichen darüber hinaus eine Verständigung mit den geläufigen volkssprachigen Bezeichnungen. Dank des standardisierten Layouts ist eine intuitive Suche im illustrierten Teil ohne den Umweg über das Inhaltsverzeichnis möglich. Das Buch ist für seinen Zweck qualitativ hochwertig ausgestattet: starkes Papier, eine naturnahe, ansprechende Kolorierung, ein sauberer Druck in einer kräftigen Gotico-Antiqua in gut lesbaren Schriftgrößen. Zu bemängeln sind die auf der Schriftlinie tanzenden Typen der Grundschrift sowie die schlechte Zurichtung einzelner Typen, z.B. der manchmal zu große Zeichenabstand zwischen Buchstaben mit geradem Schaft und anstoßenden mit Rundungen; die zeitgenössischen Leser werden diese kleine technische Unvollkommenheit nicht als störend bemerkt haben.

Typographie, Illustrationen und Ausstattung des *Herbarius* sind auf die primäre Funktion der Buchmedienkommunikation zugeschnitten: eine funktionale Vermittlung von Spezialwissen an das einschlägige Publikum. Der Verleger Schöffer konnte auf die Nachfrage einer recht klar umrissenen Zielgruppe und einen guten Abverkauf vertrauen: lateinkundige Ärzte und Apotheker, die ein Fachbuch für den Beruf benötigten; Bedarf hatten auch die Klosterbibliotheken.[63] Der *Herbarius* präsentiert eine »Auswahl aus dem damaligen Schatz der einfachen Arzneimittel […]. Diese Simplicia waren in den Apotheken käuflich und mußten dort immer in frischem und unverdorbenem Zustand zur Verfügung gehalten werden.«[64] Leider sind nur wenige der erhaltenen Exemplare digitalisiert oder mit ihren Besonderheiten ausführlich beschrieben. Immerhin lassen sich einige Hinweise auf den primären Rezeptionsraum finden. Eine Recherche in den einschlägigen Datenbanken INKA[65] und MEI[66] führt zwei Exemplare in zeitnahem klösterlichem Besitz auf: Anselm Hasselt, Dominikaner in Köln,[67] und das Benediktinerkloster Chemnitz[68] mit zahlreichen lateinischen Anmerkungen. Ein in deutscher

63 Fischer (Anm. 55), S. 74, spricht vom »Aufblühen der volkstümlichen Heilkunde in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh.s«.

64 Fuchs (Anm. 54), S. 76.

65 Inkunabelkatalog deutscher Bibliotheken: http://www.inka.uni-tuebingen.de/ (zuletzt 19.1.2017).

66 Material Evidence in Incunabula: https://data.cerl.org/mei/_search (zuletzt 19.1.2017).

67 Oxford, Bodleian Library, Auct. 5Q 6.109.

68 UB Leipzig, Mat.med.277.

Sprache reich annotiertes Exemplar[69] hatte als frühen Besitzer einen Arzt oder Apotheker, der auf dem Titelblatt für die Arzneiherstellung gebräuchliche Gewichtsangaben notiert hat.[70] Eine solche gedruckte Übersicht findet sich auch im Buch am Ende der Vorrede (Bl. a2a). Auch das kolorierte Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek enthält eine Fülle von lateinischen Anmerkungen eines kenntnisreichen zeitgenössischen Lesers.[71] Im Erlanger Exemplar sind keine Marginalien enthalten, die auf eine intensive Auseinandersetzung mit dem Inhalt zurückgehen. Verschmutzungen an den Blattecken durch Fingerspuren gibt es nicht.

Die hohe Zahl der noch heute vorhandenen Exemplare deutet darauf hin, dass der *Herbarius* von 1484 noch nach dem Erscheinen der bahnbrechenden Kräuterbücher der »Väter der Botanik«, Otto Brunfels (1531/32), Leonhard Fuchs (1542 und 1543) und Hieronymus Bock (nach 1546),[72] weiterhin wertgeschätzt und aufbewahrt wurde. Der folgende Weg des Exemplars zeigt exemplarisch einige Stationen auf, in denen neue Bedeutungszuschreibungen jenseits der praxisnahen Wissensvermittlung sein Überleben sicherten.

Symbolischer Tausch: der Herbarius als Geschenk unter jungen Gelehrten

Nachdem das Erlanger *Herbarius*-Exemplar die Mainzer Offizin verlassen hat, verliert sich seine Spur für fast ein Jahrhundert. Die nächste für uns erkennbare Station erschließt sich aus einem handschriftlichen Vermerk auf dem Titelblatt. Dieser ist nur schwer lesbar, erweist sich aber nach ausführlicher Recherche als Schlüssel zu einem neuen Kommunikationsraum, in den das Kräuterbuch gestellt wird: der symbolischen Kommunikation des Gabentauschs. Wie die Abbildung des Titelblatts zeigt (Tafel III, S. 440),

69 Museum Otto Schäfer – Schweinfurt, OS 936. Der Verbleib des Exemplars ist ungewiss. Für die Recherche nach Büchern der Sammlung verweist die Homepage (http://www.bibliothek-otto-schaefer.de/, zuletzt 19.1.2017) auf den Bayerischen Verbundkatalog, in dem die Inkunabel nicht verzeichnet ist. Eine Anfrage mit der Bitte um Einsicht wurde nicht beantwortet.

70 Georg Drescher: Botanische Drucke in der Bibliothek Otto Schäfer, in: Gart der Gesundheit. Botanik im Buchdruck von den Anfängen bis 1800 [Ausstellungskatalog], hg. von Irmgard Müller und Werner Dessendörfer, Wiesbaden 2011, S. 70-74, hier S. 73f., Abb. S. 72, sowie die Beschreibung des Exemplars im Katalog S. 90f. mit Abb.

71 Digitalisat: http://daten.digitale-sammlungen.de/~db/0002/bsb00027407/images/index.html?seite=00001&l=de (zuletzt 19.1.2017).

72 Zu den Kräuterbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts vgl. Werner Dessendörfer: Zum Bild der Pflanze in den frühen Kräuterbüchern, in: Müller (Anm. 70), S. 27-38.

ist der Eintrag mit Feder und schwarzer Tinte an den oberen Blattrand gesetzt worden, wobei das Ende des letzten Worts wegen einer Falte im Papier zunächst unklar bleibt. Auch die Kürze der Formulierung stellt anfangs ein Rätsel dar. Immerhin sind zwei Namen zu entziffern, Stephani (Genitiv von Stephanus) und Sambucus, wobei die lateinische Endung -us entsprechend abgekürzt ist. Mit zwei Konjekturen erhält man die überzeugende Lesung: »Ex dono liberali Stephani[,] Sambucus [possidet]« (»Als Geschenk des großzügigen Stephanus besitzt Sambucus dieses Buch«).[73]

Der ungarische Humanist und Arzt Johannes Sambucus (1531-1584) hat demnach den Mainzer *Herbarius* von Henri II Estienne, latinisiert Henricus Stephanus (1531-1598),[74] erhalten. Stephanus war der älteste Sohn und Nachfolger des Pariser Verlegers Robert Estienne.[75] Leider fügt Sambucus dem Schenkungsvermerk keine Jahreszahl bei, so dass wir über den Zeitpunkt der Übergabe des Buchs nichts wissen. Sambucus studierte 1551/52 in Paris. Im März 1560 besuchte er die Stadt zum zweiten und letzten Mal und nahm die alten Beziehungen zu Freunden wieder auf; im Spätsommer des folgenden Jahres reiste er nach Italien ab.[76] Stephanus war bereits 1557 nach dem Tod des Vaters nach Genf übergesiedelt, um den Verlag zu übernehmen, den Robert als Reaktion auf die Kritik von Theologen der Sorbonne an seiner Ausgabe des griechischen Neuen Testaments (1555) dorthin verlegt hatte. Sambucus könnte das Geschenk während seines ersten Pariser Aufenthalts vom gleichaltrigen Stephanus erhalten haben. Für den Medizinstudenten Sambucus – er erwarb das medizinische Lizentiat 1555 in Padua und war seit 1567 unter anderem als Arzt am Wiener Hof unter Maximilian II. tätig – war ein *Herbarius*, der zu den *materia medicae* zu rechnen ist, eine passende Gabe. Henri Estienne und Johannes Sambucus haben ihre Beziehung in späteren Lebensjahren mit einem gelehrten Briefwechsel zu den jeweiligen Editionsprojekten weitergeführt. Und ein weiteres Buch hat Estienne seinem Freund Sambucus gewidmet, eine von ihm 1570 herausgegebene Cicero-Ausgabe. In der Zueignung schreibt er: »quum dicerem nullum esse scriptorem non

73 Ich danke István Monok, Budapest, für diese Lesung, der den Schriftzug von der Hand des jungen Sambucus aus Einträgen in anderen Büchern kannte.

74 Hans Widmann: Der Drucker-Verleger Henri II Estienne (Henricus II Stephanus), Mainz 1970.

75 Elisabeth Armstrong: Robert Estienne. Royal printer. An historical study of the elder Stephanus, revised edition, Cambridge 1986.

76 Hans Gerstinger: Die Briefe des Johannes Sambucus (Zsamboky) 1554-1584, Wien 1968, S. 27 und 16.

solum de lingua Latina sed etiam de humanitatis studiis melius meritum Cicerone.«[77]

Wer mag den griechischen Eintrag auf das Titelblatt geschrieben haben? ὁ πόνος τῆς ἐυκλείας [recte: εὐ] πατήρ (»Mühe ist der Vater des Ruhms«). Es handelt sich um ein Zitat aus dem *Florilegium* des Johannes Stobaios (frühes 5. Jahrhundert) nach dem verlorenen *Likymnios* des Euripides. Der genaue Wortlaut bei Stobaios ist: »Die Mühe ist nämlich, so sagt man, der Vater des Ruhms.«[78] Sambucus besaß in seiner Wiener Bibliothek eine Stobaios-Handschrift. Spätestens seit Januar 1568 bemühte er sich um eine Ausgabe der beiden Bücher *Physica* nach seiner Handschrift bei Plantin in Antwerpen. Die Erstausgabe erschien schließlich 1575.[79] Das Zitat auf dem Titelblatt stammt aus dem dritten Buch, dem *Florilegium*, das in der Antwerpener Ausgabe nicht ediert wurde. Die Florilegien oder *Sermones* waren bereits 1536 in Venedig publiziert worden, also zur Zeit des Buchgeschenks bekannt.[80] Es ist zu vermuten, dass das Zitat im Umfeld dieses humanistischen Stobaios-Interesses den Weg auf das Titelblatt des *Herbarius* gefunden hat. Eine schöne Geste wäre es, wenn Stephanus das Zitat anstelle einer namentlichen Zueignung des Buchgeschenks auf das Titelblatt geschrieben hätte. Henri erhielt bereits als Kind Unterricht im Griechischen, sein späterer Lehrer war Peter Danès, Tutor des Dauphin.[81]

Wir sehen den *Herbarius* als Geschenk eines jungen Humanisten an einen anderen, eine kommunikativ-symbolische Handlung zwischen Studienfreunden, eingestimmt auf den humanistischen Freundschaftskult. Das Buch als materielles Objekt und wissensvermittelndes Fachbuch wird durch diese Handlung symbolisch aufgewertet und als Garant für den in Aussicht gestellten Ruhm überhöht, den Sambucus ja tatsächlich erlangt hat. Diese Geste repetiert die vielen Buchschenkungen als Mittel sozialen Austauschs zwischen zwei Akteuren, die sich aufgrund gemeinschaftlich geteilter Normen und Werte über die Bedeutung der Gabe im Klaren sind und die vom Beschenkten

77 Pseudocicero. Dialogus Henr. Stephani. In hoc non solum de multis ad Ciceronis sermonem pertinentibus, sed etiam quem delectum editionum eius habere, & quam cautionem in eo legendo debeat adhibere, lector monebitur. Genf: Henricus Stephanus 1577, Bl. *2a; Endre Bach: Un humaniste hongrois en France. Jean Sambucus et ses relations littéraires (1551-1584), Szeged 1932, S. 53.

78 Tragicorum Graecorum fragmenta. (TrGF). Bd. 5,1: Euripides, hg. von Richard Kannicht, Göttingen 2004, S. 521, Nr. 474 (Stobaios 3, 29, 7). Für die Transkription und Übersetzung aus dem Griechischen danke ich Christine Luz, Zürich.

79 Zur Geschichte der Ausgabe Gerstinger (Anm. 76), S. 315.

80 Charles Peter Mason: Stobaeus, Johannes, in: Dictionary of Greek and Roman biography and mythology, hg. von William Smith, Bd. 3, Boston 1870, S. 914f.

81 Armstrong (Anm. 75), S. 61.

entsprechend gewürdigt wird: »Tauschen und Geben sind eine soziale Praktik par excellence.«[82] Dieser Fall kann als Paradebeispiel mikrosoziologischer Praxistheorien herhalten.[83]

Wie der *Herbarius* zu Henricus Stephanus gekommen ist, wissen wir nicht, verlieren auch seine Spur im Besitz des Sambucus. Der Bibliothekar Hugo Blotius kaufte nach Sambucus' Tod 1584 Handschriften und Druckwerke von dessen Witwe für die Wiener Hofbibliothek und fertigte dazu ein Inventar an.[84] Der Schöffer'sche *Herbarius* ist darin nicht verzeichnet. Neuerdings hat Noémi Viskolcz das Schicksal der Bibliothek des Johannes Sambucus aufgrund eines Quellenneufundes wieder aufgenommen und kommt zu dem Ergebnis, dass seine Bibliothek nicht en bloc in die Kaiserliche Bibliothek in Wien einging, sondern Bücher daraus über 30 Jahre hinweg auch anderweitig verkauft wurden, so dass ein Teil der ehemaligen Sambucus-Bibliothek, darunter vermutlich auch der *Herbarius*, in alle Winde zerstreut wurde.[85]

Bewahrende und zerstörerische Eingriffe: ein neuer Einband und seine spätere Restaurierung, in den Händen eines Bücherdiebs

Den nächsten Anhaltspunkt liefert der heutige Einband des Exemplars, der mit hoher Wahrscheinlichkeit in einer Nürnberger Buchbinderwerkstatt um die Mitte des 17. Jahrhunderts angefertigt wurde. Dieser Schluss lässt sich aus der Bestimmung der Einbandmakulatur ziehen, die bei der Restaurierung des Einbands 1973 in der Bayerischen Staatsbibliothek München entnommen wurde (Tafel IV, S. 441).

Der Buchblock befindet sich in einer schmucklosen Einbanddecke aus Ziegenpergament über Pappeinlagen. Es ist wahrscheinlich, dass der Nürnberger Einband nicht der erste war. Dies lässt sich aus dem Eintrag des Johannes Sambucus schließen, da die oberen Schriftlängen, z.B. bei den Buchstaben E und l, bis unmittelbar an die Blattkante reichen (Tafel III); der Buchblock ist vor der Neubindung knapp oberhalb des Schenkungsvermerks beschnitten worden. Es ist nicht anzunehmen, dass das Exemplar über zwei Jahrhunderte

82 Dirk Quadflieg: Tauschen und Geben, in: Hahn (Anm. 4), S. 117-124, hier S. 117.

83 Frank Hillebrandt: Praktiken des Tauschens. Zur Soziologie symbolischer Formen der Reziprozität, Wiesbaden 2009.

84 Die Bibliothek Sambucus. Katalog. Nach der Abschrift von Pál Gulyás, hg. von István Monok, Szeged 1992.

85 Noémi Viskolcz: The fate of Johannes Sambucus' library, in: Hungarian studies 30, 2016, H. 2, S. 155-166.

ungebunden überdauert hat und weitergegeben worden ist, zudem hätte es in einem solchen rohen Zustand nicht als Geschenk unter Bibliophilen getaugt.

Auf dem Buchrücken sind noch Reste einer Beschriftung mit brauner Tinte zu sehen, die direkt auf das Pergament aufgetragen wurde, wohl der Buchtitel, ergänzt um das Druckjahr. Der schmucklose, preiswerte Gebrauchseinband war im 17. und 18. Jahrhundert häufig und gibt kaum Aufschluss darüber, wann und wo das Buch gebunden worden ist. Für die Exemplargeschichte des *Herbarius* ist die gründliche Münchner Restaurierung ein Glücksfall, bei der die Einbanddecke abgenommen, der Buchblock neu aufgebunden und anschließend unter Verwendung des alten Vorsatzpapiers wieder in die restaurierte Einbanddecke eingehängt wurde. Dabei kam ein schmaler, beidseitig bedruckter Papierstreifen (Tafel V, S. 442) als Rückenverstärkung zu Tage. Ein handschriftlicher Restaurierungsvermerk ist unter dem 1962 im vorderen Einbanddeckel eingeklebten Zettel eingetragen: »Bei der Restaurierung 1973 wurde die Kaschierung im Rücken ausgelöst. Es kam das Fragment eines Bauernkalenders (16. Jh.) zutage. 3 Falzstreifen aus Pergament zeigen Federproben (Gebetsanfänge u.ä., 15. Jh.). Alles wurde gesondert zurückgegeben.«

Einbandmakulatur kann ein Indiz für eine Datierung *post quem* des Bindezeitpunkts sein. Die über Kopf stehenden Kolumnen auf der Vorder- und Rückseite des Fragments zeigen, dass der Buchbinder einen ganzen Druckbogen zerschnitten hat und nicht etwa ein einzelnes Blatt eines bereits für die Bildung des Buchblocks gefalzten und beschnittenen Bogens oder einen Einblattdruck. Leider enthält das Fragment keine Angaben zum Drucker und Druckjahr. Auf der einen Seite ist die angeschnittene Überschrift »Kurzer Unterricht/Von Purgierung« zu lesen, auf der anderen »Verzeichnis der Städt«. Die Textstücke weisen den Weg zu den massenhaft im 16. und 17. Jahrhundert gedruckten astrologischen Jahreskalendern und besonders zum Drucker und Verleger Wolfgang Endter, der zeitweilig eine Monopolstellung in der Nürnberger Kalenderproduktion innehatte. Sie gehören zu zwei jahresunabhängigen Anhängen, die Endter auf Vorrat druckte und unterschiedlichen Kalendern beigab. Ein Vergleich des Fragments mit erhaltenen Endter-Anhängen nach Text, Bordüre und Layout zeigt, dass es Teil eines Anhangs zu Jahreskalendern des Pfarrers Georg Kresslin (1563-1628) war. Diese beliebte Kalenderreihe wurde von Endter gedruckt und nach Kresslins Tod von anderen Autoren unter dessen Namen weitergeführt. Vier Kalender aus den Jahren 1638, 1639, 1641 und 1644 lassen sich noch nachweisen.[86]

86 Für die Identifizierung des Fragments danke ich Christoph Jensen, Erlangen, der im Rahmen einer Dissertation am Institut für Buchwissenschaft die Buchproduktion von Wolfgang Endter dem Älteren (1593-1659) untersucht.

Der Einband des Erlanger *Herbarius* stammt also mit hoher Wahrscheinlichkeit aus einer Nürnberger Buchbinderwerkstatt, die übrig gebliebene Druckbogen Wolfgang Endters verwertet hat. Die Zeitspanne der Bindung lässt sich ungefähr auf das vierte oder fünfte Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts eingrenzen. Über den Besitzer des *Herbarius* zu dieser Zeit lässt sich nichts sagen. Lediglich die mit schwarzer Tinte geschriebene Ziffer »157.« lässt den Schluss zu, dass das Exemplar bereits vor dem Ankauf durch Trew Teil einer Büchersammlung war.

Der in brauner Tinte auf dem fliegenden Vorsatzblatt oben eingetragene Literaturhinweis »Vid. Schelhorn amoenit. p. 132. Tom. III.« (Tafel I) hingegen ist in die Trew-Zeit zu datieren. Der Eintrag bezieht sich auf Johann Georg Schelhorns Werk *Amoenitates litterariae quibus variae observationes, scripta item quaedam anecdota et rariora opuscula exhibentur* (Frankfurt und Leipzig 1730), in dem der Schöffer'sche *Herbarius* in Band 3 auf S. 132 als Nummer 7 einer Bibliographie von Schöffer-Drucken aufgeführt ist. Dieser Band ist in Trews Bibliothek unter der Signatur H61/TREW.Vx 230.231 vorhanden.

Mit der Neubindung wurden gravierende Eingriffe am Buchkörper des *Herbarius* vorgenommen. Ein ›intaktes‹ historisches Buch ist ein Ensemble aus Buchblock und Einband der Zeit, der für ein Buch eigens angefertigt wurde. Die wichtigste Funktion des Einbands ist es, den Buchblock zusammenzuhalten, zu schützen und den Gebrauch des Buchs zu unterstützen. Der Einband kann darüber hinaus auch dekorative Funktion haben. Die dekorativen Stempelverzierungen der blindgeprägten gotischen Lederbände des 15. und 16. Jahrhunderts bieten darüber hinaus die Möglichkeit, einen Einband mit den Mitteln der Einbandkunde einer Werkstatt zuzuordnen, die diese Stempel und charakteristische Muster der Einbandverzierung verwendet hat.[87] Mit der Zerstörung der ursprünglichen Einheit des Ensembles entfällt nicht nur diese Möglichkeit der Identifizierung, auch andere Besonderheiten gehen verloren: eventuelle Signaturen, Rückenbeschriftungen und Titelschildchen, handschriftliche Einträge auf der Innenseite der Deckel und dem Vorsatzpapier. Wenn die Neubindung vorgenommen wird, um mehrere enthaltene selbstständige Einheiten, Drucke oder Handschriften, aus einer zeitgenössischen Buchbindereinheit zu separieren, werden aussagekräftige Überlieferungsverbünde zerstört.

Mit der Bindung in einen flexiblen Gebrauchseinband aus der Mitte des 17. Jahrhunderts ist möglicherweise ein solcher gotischer Ersteinband vernichtet worden. Die spätere Restaurierung dieser Bindung in der Bayerischen Staats-

87 Einbanddatenbank (EBDB) unter www.hist-einband.de (zuletzt 19.1.2017).

bibliothek diente der Bestandserhaltung, die damit einhergehende neue Aufbindung des Buchblocks hat aber auch tief in die alte Substanz eingegriffen.

Der Zustand vor der Restaurierung 1973 ist nicht dokumentiert. Nach Ende November 1959 wurde das Buch vom Erlanger Bibliothekar Mehringer gestohlen und am 24. Oktober 1960 auf dem Münchner Antiquariatsmarkt verkauft. Während dieser Interimszeit hat Mehringer offensichtliche Hinweise auf die Herkunft der Inkunabel aus der Erlanger Trew-Sammlung vernichtet. Mit hoher Wahrscheinlichkeit entfernte er die gedruckten Signaturschildchen und ein Exlibris, wie Reste von Klebespuren in anderen gestohlenen Exemplaren zeigen, die mit dem Diebstahl Mehringers in den Handel gelangt waren und der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg zurückgeben wurden.[88]

Gelehrte Praktiken: Sammeln, Erschließen, Ordnen, Verzeichnen und Zeigen

Vor der Mitte des 18. Jahrhunderts befindet sich der *Herbarius* in der Nürnberger Bibliothek des Arztes und Naturforschers Christoph Jacob Trew (1695-1769).[89] Zu welchem Zeitpunkt das Buch in die Sammlung gelangt ist, ist ungewiss. Ein mögliches Datum *post quem* ergibt sich aus dem Hinweis auf Schelhorns *Amoenitates*[90] von 1730 im vorderen Innendeckel, ein Datum *ante quem* ist die Erwähnung im Katalog der botanischen Bücher, den Trew 1752 in Nürnberg publiziert hat.[91] Darüber hinaus ist der Schöffer-Druck im alphabetischen Katalog der Trew-Bibliothek unter den *Libri anonymi* sowie im Standortkatalog verzeichnet, die beide vom Nürnberger Arzt und Trews Bibliothekar Gustav Philipp Zwinger kurz vor Trews Tod 1769 angelegt wurden. Der *Herbarius* trägt die Signatur R 403, die die Aufstellung in

88 Siehe dazu Kapitel »Ökonomischer Tausch: der *Herbarius* als Diebesgut und bibliophile Ware« in diesem Beitrag; zu den Mehringer-Diebstählen die Arbeit von Barbara Ganzer (Anm. 136).

89 Zur Trew-Bibliothek siehe besonders die fundierte Untersuchung von Eleonore Schmidt-Herrling: Die Bibliothek des Arztes Christoph Jacob Trew, in: Gunda Werner und dies.: Die Bibliotheken der Universität Altdorf 1937, S. 88-138; Hans-Otto Keunecke: Die Trewschen Sammlungen in Erlangen, in: Natur im Bild. Anatomie und Botanik in der Sammlung des Nürnberger Arztes Christoph Jacob Trew. Katalog, hg. von Thomas Schnalke, Erlangen 1995, S. 131-166.

90 Siehe S. 64 in diesem Beitrag.

91 Christoph Jacob Trew: Librorum Botanicorum catalogi duo quorum prior recentiores quosdam posterior plerosque antiquos ad annum MDL usque excusos ad ductum propriae collectionis breviter recenset, Nürnberg 1752, §3.

Repositorium (Regal) R für Formate *in quarto* (Kleinquart) und die laufende Regalnummer 403 bezeichnet (Abb. 1).[92]

Trews Leben steht exemplarisch für den naturkundlichen Gelehrten des 18. Jahrhunderts, der in das zeitgenössische Netzwerk der europäischen Gelehrtengemeinschaft, die *res publica litteraria*, eingebunden ist. Thomas Schnalke benennt die Koordinaten des Trew'schen Korrespondenznetzwerks mit 698 Korrespondenten an 238 Absendeorten und 4786 an ihn geschriebenen Briefen.[93] Dieser Kosmos kreiste um das *Museum Trewianum*, eine der »bedeutendsten naturkundlichen Privatsammlungen seiner Zeit«.[94] Noch heute sind in der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg[95] mindestens 60 mittelalterliche und neuzeitliche Handschriften und 34.000 Drucke des 15. bis 18. Jahrhunderts aus Trews Bibliothek vorhanden;[96] der Kernbestand der medizinisch-botanischen Literatur umfasst ca. 12.000 Titel.[97] Die historische Briefsammlung von Gelehrten aus dem 15. bis 18. Jahrhundert enthält 19.000 Stücke. Aus der von Trew geführten Korrespondenz haben sich 4720 Briefe an ihn und 852 Briefe oder Briefentwürfe von ihm mit Wissenschaftlern, Verlegern, Künstlern und Ärzten erhalten.[98] Von besonderer Bedeutung sind 1350 meist kolorierte Pflanzenzeichnungen, die Trew bei bedeutenden Künstlern in Auftrag gegeben hat.[99] Hinzu kommen 12.000 medizinische Dissertationen und 4000 Dissertationen aus anderen Fachrichtungen sowie 3000 Kleinschriften (Schedismata).[100]

92 Zu den Katalogen Keunecke (Anm. 89), S. 144-149.

93 Thomas Schnalke: Sammeln und Vernetzen. Christoph Jacob Trew (1795-1869) in seiner botanischen Matrix, in: Wissen im Netz. Botanik und Pflanzentransfer in europäischen Korrespondenzen des 18. Jahrhunderts, hg. von Regina Dauser, Stefan Hächler, Michael Kempe, Franz Mauelshagen und Martin Stuber, Berlin 2008, S. 171-200, hier S. 179.

94 Ebd., S. 172.

95 Der Erlanger Bestand repräsentiert nicht ganz den Umfang der Sammlungen zum Zeitpunkt von Trews Tod. Zu den Veränderungen durch die Abgabe von Dubletten und Entnahmen vgl. Schmidt-Herrling (Anm. 89), S. 123-138.

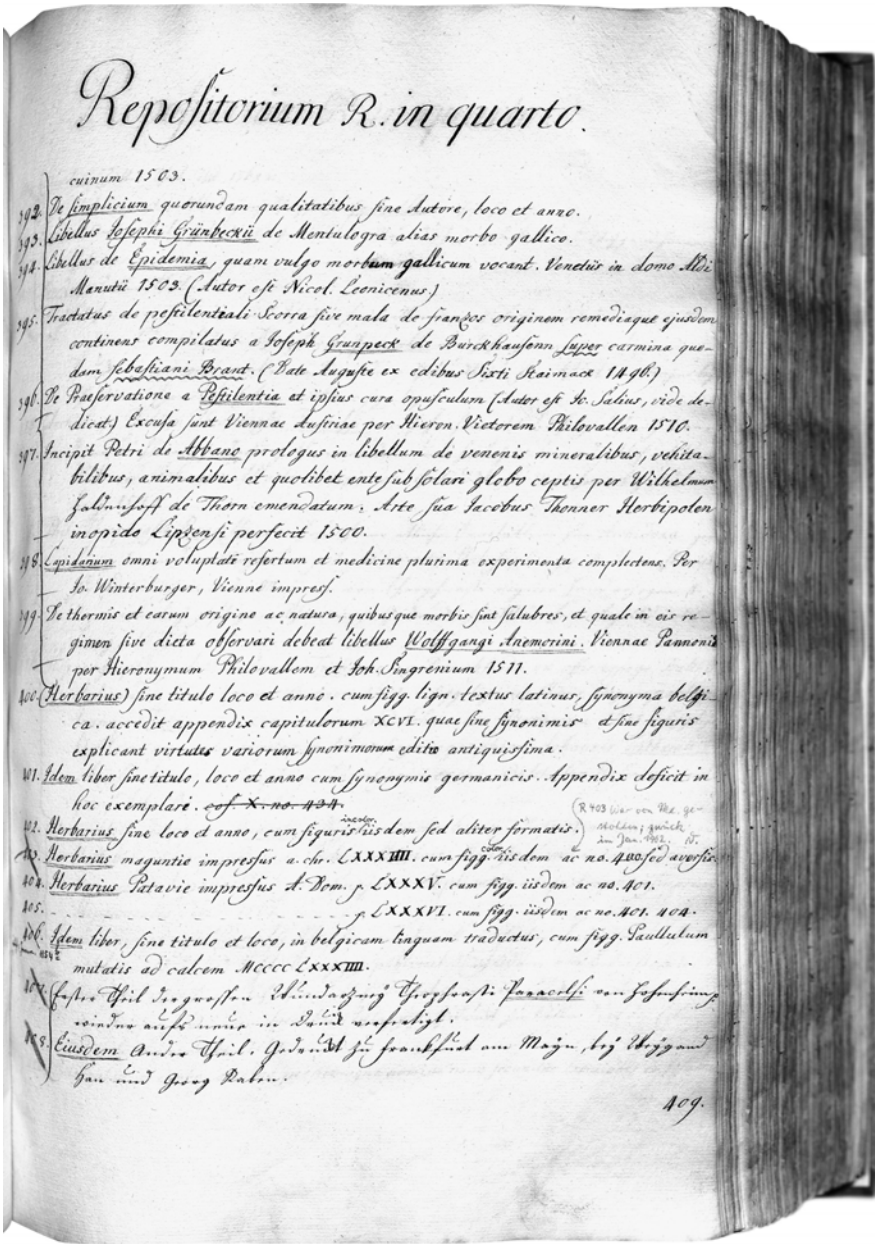
96 Keunecke (Anm. 89), S. 148, 150.

97 Vorläufiges Ergebnis einer quantitativen Auswertung des noch an der UB Erlangen-Nürnberg vorhandenen Trew-Bestands, die im Rahmen einer Dissertation von Elisabeth Engl am Institut für Buchwissenschaft durchgeführt wird.

98 Eleonore Schmidt-Herrling: Die Briefsammlung des Nürnberger Arztes Christoph Jacob Trew (1695-1769) in der Universitätsbibliothek Erlangen, Erlangen 1940.

99 Keunecke (wie Anm. 89), S. 156.

100 Zahlen nach: Christoph Jacob Trew: Catalogus bibliothecae medicae philosophicae et miscellaneae, Nürnberg: Launoy [1769], S. a6r-a8r.



Repositorium R. in quarto.

cuinum 1503.

392. De simplicium quorundam qualitatibus sine autore, loco et anno.

393. Libellus Josephi Grünbeckii de Mentulagra alias morbo gallico.

394. Libellus de Epidemia, quam vulgo morbum gallicum vocant. Venetiis in domo Aldi Manutii 1503. (Autor est Nicol. Leonicenus.)

395. Tractatus de pestilentiali Scorra sive mala de franços originem remediaque ejusdem continens compilatus a Joseph Grunpeck de Burckhausenn super carmina quedam sebastiani Brant. (Date Augustae ex edibus Sixti Reinacks 1496.)

396. De Praeservatione a Pestilentia et ipsius cura opusculum (Autor est Jo. Salius, vide dedicat.) Excusa sunt Viennae austriae per Hieron. Vietorem Philovallen 1510.

397. Incipit Petri de Abbano prologus in libellum de venenis mineralibus, vehitabilibus, animalibus et quolibet ente sub solari globo ceptis per Wilhelmum Zaltmuoff de Thorn emendatum. Arte sua Jacobus Thenner Herbipolen in opido Lipsensi perfecit 1500.

398. Lapidanum omni voluptate refertum et medicine plurima experimenta complectens. Per Jo. Winterburger, Vienne impress.

399. De thermis et earum origine ac natura, quibusque morbis sint salubres, et quale in eis regimen sive dicta observari debeat libellus Wolffgangi Anemerini. Viennae Pannoniae per Hieronymum Philovallem et Joh. Singrenium 1571.

400. (Herbarius) sine titulo loco et anno. cum figg. lign. textus latinus, synonyma belgica. accedit appendix capitulorum XCVI. quae sine synonimis et sine figuris explicant virtutes variorum synonimorum editio antiquissima.

401. Idem liber sine titulo, loco et anno cum synonymis germanicis. Appendix deficit in hoc exemplari. ~~cof X no 434.~~

402. Herbarius sine loco et anno, cum figuris inedor. iisdem sed aliter formatis. (R 403 war von Mz. gestohlen; zurück im Jan. 1762. D.)

403. Herbarius maguntie impressus a. chr. LXXXIIII. cum figg. ctor. iisdem ac no. 400 sed aversis.

404. Herbarius Patavie impressus A. Dom. p. LXXXV. cum figg. iisdem ac no. 401.

405. . . . . p. LXXXVI. cum figg. iisdem ac no. 401. 404.

406. Idem liber, sine titulo et loco, in belgicam linguam traductus, cum figg. paullulum mutatis ad calcem MCCCC LXXXIIII.

407. Erster Theil des großen Schandtzing Theyssrath Pancolfi von Bassano wieder aufs neue in Druck verfertigt.

408. Eiusdem Andre Theil. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn, bey Weygand Han und Georg Rabe.

409.

Abb. 1: Ausschnitt aus dem Standortkatalog der Bibliothek Trew um 1760 mit der Signaturengruppe R 400 bis R 406, UB Erlangen-Nürnberg, MS 2482

Trew studierte Medizin an der Universität Altdorf bei Nürnberg, an der sein Großvater Abdias Trew ab 1636 eine Professor für Mathematik innegehabt hatte. Nach einer Studienreise, die ihn über die Schweiz nach Paris und in die Niederlande führte, ließ er sich 1721 als praktischer Arzt in Nürnberg nieder. In den folgenden Jahrzehnten ging er neben einer erfolgreichen ärztlichen Tätigkeit seinen wissenschaftlichen Interessen in der Anatomie und Botanik nach. Trew war Autor zahlreicher medizinischer und botanischer Schriften, darunter bedeutende illustrierte Werke der Botanik und Anatomie, und Herausgeber der ersten medizinischen Wochenschrift in Deutschland, des *Commercium Litterarium* (1731-1745).[101] 1727 wurde Trew Mitglied der Kaiserlich-Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher (Leopoldina) und ab 1743 als Director Ephemeridum der Gesellschaft verantwortlich für die Herausgabe der *Acta physico-medica*. 1745 folgten Rufe an die Berliner Akademie der Wissenschaften und die Royal Society in London. Über die Einnahmen aus seiner florierenden Praxis und durch die Heirat mit der vermögenden Witwe Magdalena Apollonia, geborene Bohrer, 1723 – die Ehe blieb kinderlos – verfügte Trew über beträchtliche Mittel für den systematischen Aufbau seiner Sammlungen und besonders der Bibliothek.

Der wissenschaftliche Büchermarkt in Europa speiste sich aus dem Verkauf antiquarischer Bücher, aus Gelehrtennachlässen – auch en bloc – , aus Bücherauktionen und Neuerscheinungen des Buchhandels, meist verzeichnet in eigens dafür erstellten Bücherkatalogen. Der Aufbau einer für seine Zeit außerordentlich umfangreichen naturkundlichen Bibliothek wäre nicht ohne Hilfe und Zuarbeit von Agenten aus dem weit verzweigten Trew'schen Netzwerk möglich gewesen. Beispielhaft ist dies im Briefwechsel mit dem Leipziger Botanikprofessor Christian Friedrich Kadelbach oder dem Wiener Sprach- und Naturforscher Johann Sigismund Popowitsch nachzulesen, die das Angebot vor Ort sichteten und den Ankauf vermittelten.[102]

Untergebracht war die Bibliothek in Trews Nürnberger Haus im Wespennest, das er 1728 erworben hatte. 1753 ließ er im Obergeschoss Bibliotheksräume einrichten, die die gesamte Breitseite des Hauses einnahmen. Der

101 Tilmann Rau: Das Commercium Litterarium. Die erste medizinische Wochenschrift in Deutschland und die Anfänge des medizinischen Journalismus, Bremen 2009.

102 Zum Bucherwerb Trews ausführlich Schmidt-Herrling (Anm. 89), S. 96-111. Exemplarisch am Briefwechsel mit Popowitsch herausgearbeitet von Elisabeth Engl: Bücherkäufe und Pränumerationen im 18. Jahrhundert. Ein Brief von Johann Siegmund Popowitsch aus der Sammlung des Christoph Jacob Trew, in: Jahresbericht der Instituts für Buchwissenschaft an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Forschung und Lehre 2016, hg. von Ursula Rautenberg, Erlangen 2017, S. 39-50.

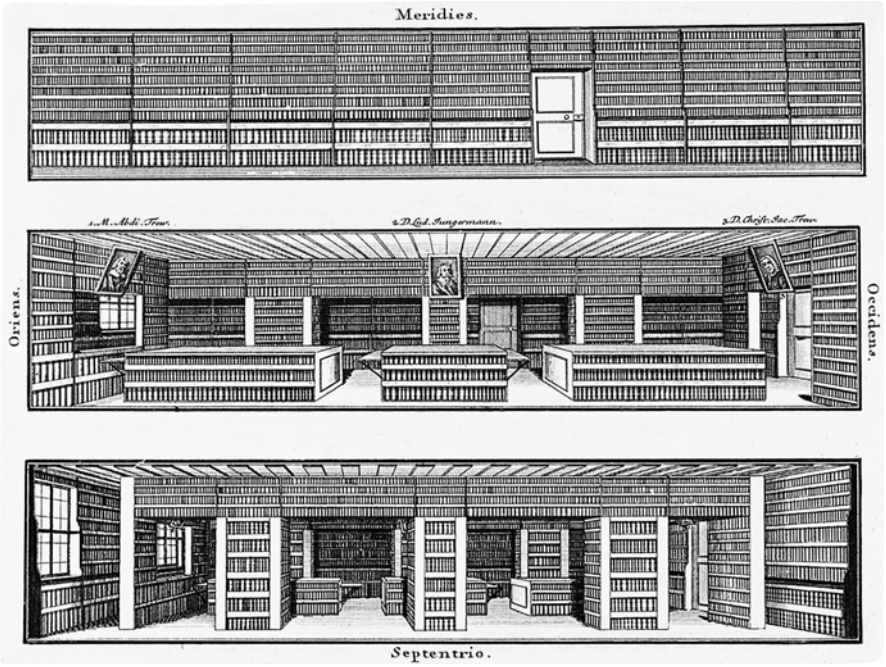


Abb. 2: Der Bibliotheksraum im Haus zum Wespennest in drei Ansichten, Kupferstich von J. M. Stock nach einer Zeichnung von J. C. Keller, Nürnberg ca. 1760, Stadtbibliothek Nürnberg, Will. 8, 960

Kupferstich um 1760 (Abb. 2) zeigt in drei Ansichten einen schmucklosen Bibliotheksraum, der bis den letzten Winkel von Regalen und Büchern gleichförmig ausgefüllt ist. Die Klapptische an den halbhohen Regalblöcken dienen zur Ablage von Büchern. Die Ikonographie dieser Bibliotheksdarstellung folgt den zeitgenössischen Vorstellungen einer idealen, nach Osten ausgerichteten Bibliothek mit einer schier unendlichen Bücherfülle.[103] Auf der mittleren Ansicht sind als einziger Schmuck der Bibliothek drei Portraits zu sehen: Der Besucher, von Osten eintretend, blickt auf das Portrait des Sammlers,[104] gemalt von Dominicus van der Smissen 1748, von Westen

103 Vgl. dazu die Studie von Carsten-Peter Warncke: Bibliotheksideale. Denkmuster der architektonischen Gestaltung und abbildlichen Darstellung frühneuzeitlicher Büchereien, in: Ikonographien der Bibliotheken, hg. von Carsten-Peter Warncke. Wiesbaden 1992, S. 159-197 (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 17).

104 Das Ölgemälde (Kunstinventar der Universität Erlangen-Nürnberg, 447) hängt heute im Handschriftenlesesaal der UB Erlangen.

auf das Bild des Großvaters Abdias Trew. Mittig an der Längsseite hängt das Bildnis des Altdorfer Professors der Anatomie und Botanik, Ludwig Jungermann. Ein viertes Portrait, das hier nicht zu sehen ist, zeigte, gegenüber von Jungermann hängend, den Altdorfer Medizinprofessor Caspar Hoffmann II.[105] In dieser kleinen Bildergalerie umgab Trew sich mit seinen wissenschaftlichen Ahnen und Vorbildern, die bei seiner Geburt bereits nicht mehr lebten.

Der Philosoph Manfred Sommer hat einen phänomenologischen Entwurf des Sammelns vorgelegt. Ziel allen Sammelns ist danach, Gleichartiges zu akkumulieren. Das akkumulierende Sammeln unterscheidet sich in ökonomisches und ästhetisches Sammeln. Der ökonomisch Sammelnde häuft Dinge zum Konsum oder Verbrauch an und retardiert lediglich den Moment des Verschwindens. Der ästhetische Sammelnde hingegen bewahrt das im Gleichen Unterschiedliche, das sich in der Betrachtung des Objekts zeigt. Dieses ›reine‹ Sammeln ist ein »Vorgang, in dem dreierlei zugleich geschieht, die Befreiung der Anschauung von der begrifflichen Gängelung, die Emanzipation des Zusammenholens und Zusammenhaltens aus ökonomischer Dienstbarkeit, die Entdeckung des Sehenswerten inmitten des Brauchbaren und Unbrauchbaren.«[106]

Eine genaue Untersuchung der Sammel- und Ordnungsprinzipien Trews, seines Koordinatensystems des Unterschiedlichen im Gleichartigen, steht noch aus. Spuren sind in Trews Signaturensystem festgehalten, das jedem Stück einen physischen Ort im Regal und einen systematischen im Katalog zuweist. An den Inkunabeln des *Herbarius latinus* lässt sich Trews Sammelstrategie ›in nuce‹ nachvollziehen. Die Signaturengruppe R 400 bis 406 verzeichnet sieben Ausgaben unter diesem Titel: den Mainzer Erstdruck, die lateinische und ins Niederländische übersetzte Ausgabe in Löwen von Johann Veldener sowie die drei deutschen Nachdrucke in Passau bei Johann Petri und einen vierten in Speyer bei Johann und Konrad Hist.[107] Damit besaß

105 Die Ölgemälde Trews, Jungermanns und Hoffmanns befinden sich heute im Kunstbesitz der FAU Erlangen-Nürnberg (Kunstinventar der Universität Erlangen-Nürnberg 445, 447 und 448); das Portrait des Großvaters Abdias ist verschollen. Im Besitz der Universität Altdorf sind drei Portraits aufgeführt, die sich im dortigen Kollegiengebäude befanden: Abdias Trew sowie Jungermann und Hoffmann; vgl. Johann Andreas Will: Geschichte und Beschreibung der Nürnbergischen Universität Altdorf, Altdorf 1795, S. 160.

106 Manfred Sommer: Sammeln, in: Hahn (Anm. 4), S. 109-117, hier S. 115.

107 R 400 = GW 12271: [Löwen: Jan Veldener, nicht nach 16.II.1486]; R 401 = GW 12273: [Passau: Johann Petri, um 1486]; R 402 = GW 12269 [Speyer: Johann und Konrad Hist, nicht vor 1484]; R 403 = GW 12268: Mainz: [Peter Schöffer, 14]84; R

Trew alle deutschen und niederländischen Inkunabeln in lateinischer Sprache sowie die niederländische Übersetzung von Veldener in Löwen, nicht aber die Pariser und die beiden italienischen aus Vicenza und Venedig; immerhin hatte er sieben von insgesamt zehn Inkunabelausgaben des Werks.

In identischer Reihenfolge finden wir die Ausgaben einige Jahre früher in einer gedruckten Bibliographie. 1752 publizierte Trew auf eigene Kosten bei Fleischmann in Nürnberg eine annotierte Übersicht aller vom Beginn der Buchdruckerkunst bis 1550 erschienenen botanischen Werke, geordnet nach Sachgruppen und Werken in chronologischer Reihenfolge. Dieser Katalog beruht größtenteils, wie Trew in der Vorrede an den Leser betont, auf Autopsie der Bücher seiner Sammlung.[108] In Gruppe III werden alle Kräuterbücher mit dem Titel *Herbarius latinus* aufgeführt, in denen die Pflanzen einzeln beschrieben und in Abbildungen wiedergegeben sind: »Primus eorum librorum, qui singularum plantarum, quas recensent, figuris ornati sunt, est Herbarius latinus, cuius editiones in mea biblioteca asservantur.«[109] Die bibliographischen Einträge nennen, wenn möglich, Titel und Impressum, halten Besonderheiten des Exemplars wie fehlende Kolorierung oder Defekte fest und weisen auf Quellen hin. Beim Schöffer-Druck zitiert Trew den 1730 erschienenen Thesaurus der Druckermarken von Friedrich Roth-Scholz, Buchhändler in Altdorf und Nürnberg,[110] und die Geschichte der frühesten Zeugnisse der Typographie von Christian Gottlieb Schwarz 1740.[111] Alle Inkunabeln werden abschließend nach Format, Typen, Inhalt und Abbildungen verglichen bzw. rezensiert. Der Katalog ist so sorgfältig erarbeitet, wie es auf dem Wissensstand der Zeit und mit Autopsie der Exemplare nur möglich ist, auch wenn die heute etablierte korrekte Ausgabenchronologie Trew wegen der unfirmierten Inkunabeln nicht gelang.

404 = GW 12270 Passau: [Johann Petri, 14]85; R 405 = GW 12275 Passau: [Johann Petri, 14]86; R 406 = GW 12279 Niederl. [Löwen: Jan Veldener], 1484.

108 »in asserti probationem has editiones enumeravi, nec penitus supervacaneum id futurum putavi, quia plurimas earum fortuna singulariter favente ipse collegi, ideoque non solum de earundem existentia, verum etiam de singularum naevis communibus omnes certiores reddere potui.« Trew (Anm. 91), Vorrede an den Leser.

109 Trew (Anm. 91), § 3.

110 Friedrich Roth-Scholz: Thesaurus symbolorum ac emblematum, i.e. insignia bibliopolarum et typographorum ab incunabulis typographiae ad nostra usque tempora, Nürnberg: Tauber 1730.

111 Christian Gottlieb Schwarz: Primario quaedam documenta de origine typographiae, Bd. 2, Altdorf 1740, S. 53f.

Vielerlei Praktiken des Sammelns, Ordnens und Verzeichnens sind zu beobachten. Trew sammelte innerhalb besonderer Gebiete auf Vollständigkeit.[112] Die Exemplare wurden mit der ›Litterärgeschichte‹, der Bücherkunde, vernetzt, wie der Verweis auf Schelhorn im Innendeckel des Mainzer *Herbarius* und die Quellenangaben im gedruckten Katalog zeigen. Er brachte die Ausgaben nach von ihm aufgestellten Kriterien in eine möglichst chronologische Ordnung. In dieser kritischen ›recensio‹ verdichtet sich die Anschauung des Differenten im Gleichen. Trew hat sich am 29. April 1759 in einem Brief an Christian Gottlieb Ludwig, Professor der Medizin an der Universität Leipzig, über seine methodischen Analysen geäußert. In der Korrespondenz geht es um den Ankauf eines Exemplars des *Gart der Gesuntheit* (Mainz: Peter Schöffer, 1485). Ludwig, der Bücherankäufe für Trew vermittelte, hatte das Exemplar ersteigert, wegen eines Defekts aber ohne vorherige Absprache mit Trew zurükgegeben. Trew antwortet auf Ludwigs Brief vom 19. April in dieser Angelegenheit:

> Der Gart d[er] Gesundheit wäre mir doch lieb gewesen, ohngeachtet ein blat darinnen fehlet, dann ich habe schon viele editionen und kommt es mir nur auf d[en] Unterschied der editionen in Schrift u[nd] Figuren an.[113]

Trews Interesse erschöpfte sich nicht in der antiquarischen Bücherkunde. Bereits die oben zitierte Überschrift zu §3 und die Einträge im gedruckten Katalog von 1752 richten ihr Augenmerk auf die Abbildungen. Noch deutlicher wird dieses botanische Interesse im langen Eintrag zum *Gart der Gesuntheit*, den Schöffer ein Jahr nach dem *Herbarius* in deutscher Sprache 1485 mit 379 Pflanzenbildern herausgebracht hatte. Die Ausgabe steht als ›Editio princeps‹ an erster Stelle der Gruppe der Gart-Ausgaben. Es folgt ein Kommentar von anderthalb eng bedruckten Seiten mit drei alphabetischen Listen: Die erste zählt die Pflanzenbilder auf, die der Natur entsprechen, die zweite die mit mittlerer Ähnlichkeit und die dritte mit geringer. Trew hat alle Abbildungen danach beurteilt, ob es sich um phantastische Bilder handelt (Gruppe 3), um Abbildungen nach gepressten Pflanzen (Gruppe 2) oder solche, die nach der Natur gezeichnet sein können

112 Hinweise bei Schmidt-Herrling (Anm. 89), S. 115.
113 Universität Erlangen-Nürnberg, Briefsammlung Trew, UBE 510/511.

(Gruppe 1).[114] Trews Exemplar des *Gart der Gesuntheit*[115] ist ein anschaulicher Beleg für dieses Interesse. Zeichnungen aus dem 18. Jahrhundert ergänzen einige Holzschnitte im Erlanger Exemplar.

Tafel VI (S. 443) zeigt die Brionia im ursprünglichen, kolorierten Holzschnitt, eine Kletterpflanze mit giftigen roten oder schwarzen Beeren, mit einem zeichnerischen Nachtrag. Die Zeichnung der Blätter und Ranken ist viel genauer und lebendiger als der grobe Umriss des Holzschnitts. Auch die charakteristische rübenförmige Wurzel, die in der Inkunabel fehlt, ist fein ausgearbeitet.[116] Das Exemplar enthält noch heute einige gepresste Pflanzenteile, so auch einen Zweig der Brionia mit Blättern und Ranken.

Pflanzenkunde und Pharmakologie gehörten zu Trews Tätigkeit als praktischer Arzt, darüber hinaus widmete er sich als Naturforscher der Wahrnehmung der Pflanzen in der Natur, im Pflanzengarten oder am Präparat. Trews Beobachtungen mündeten im Bemühen um die wissenschaftliche und idealschöne Pflanzendarstellung. Von den Künstlern, die er beauftragte, forderte er eine sachgerechte Dokumentation der Pflanze in ihrer typischen Ausprägung nach der Natur, ohne Zierrat und in allen Stadien ihres Lebenszyklus.[117] Seine Beschäftigung mit den alten illustrierten Pflanzenbüchern ist aus diesem praktischen, aber auch aus naturgeschichtlichem Interesse zu erklären.

Den Praktiken des Sammelns, Ordnens und Verzeichnens lagern sich das Kennzeichnen und Zeigen an. Trew verwendete neun Exlibris in verschiedenen Größen und mit unterschiedlichen Motiven. Er steht damit in der langen Tradition der Buchbesitzer, die Bücher mit handschriftlichen Eigentumsvermerken oder gedruckten, künstlerisch gestalteten Exlibris ausstatteten. Der Sammler verbirgt sich im Buch hinter den Motiven seines Exlibris, das meist die Person repräsentiert, ihren Namen, den Status oder ein gewähltes Motto. Fast alle Varianten der Trew'schen Exlibris zeigen einen sitzenden

114 Julius Schuster: Secreta Salernitana und Gart der Gesundheit. Eine Studie zur Geschichte der Naturwissenschaften und Medizin des Mittelalters, in: Mittelalterliche Handschriften. Festgabe zum 60. Geburtstage von Hermann Degering, Leipzig 1926, S. 203-237, hier S. 219f., mit Verweis auf Trews Katalog und die Listen.

115 GW M09766 = UB Erlangen-Nürnberg, H61/2 TREW.G 55; Trew (Anm. 91), S. [11f.]; zum Forschungsstand und zur Qualität der Holzschnitte: Baumann (Anm. 53), S. 140-142.

116 Hans Dickel (Erlangen) datiert die Zeichnung ins 18. Jahrhundert. Sie könnte von einem der Zeichner angefertigt worden sein, die nach Trews Anweisungen Pflanzen auf Einzelblättern festhielten.

117 Thomas Schnalke: Das genaue Bild, das schöne Bild. Trew und die botanische Illustration, in: Schnalke (Anm. 89), S. 99-121.

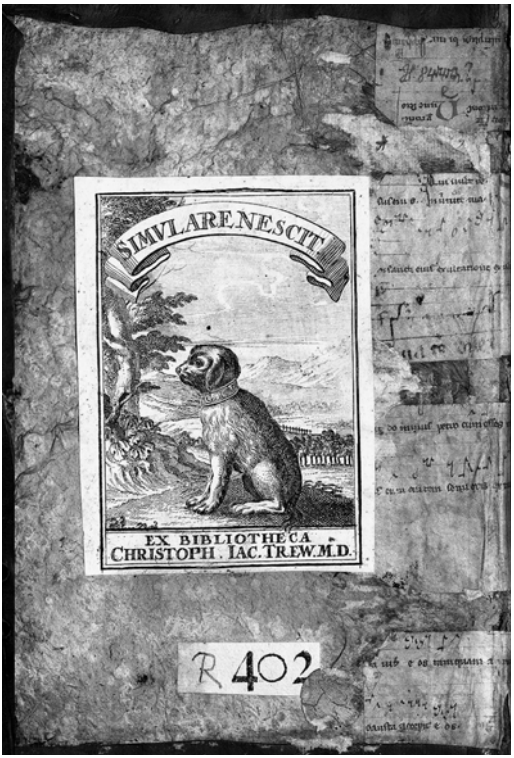


Abb. 3: Exlibris mit sitzendem Hund und Schriftfeld, eingeklebt im vorderen Innendeckel des frühesten Nachdrucks des Schöffer'schen *Herbarius latinus* mit der Trew-Signatur R 402, Speyer: Johann und Konrad Hist, [nicht vor 1484], UB Erlangen-Nürnberg, H61 /2 TREW.G 55

Hund, allein oder in Kombination mit anderen Motiven. Das hier gezeigte Exlibris (Abb. 3) hatte Trew lange in Gebrauch und verwendete es in drei Varianten in Büchern aller Abteilungen.[118] Der Hund steht für die Eigenschaft Treue und für den Nachnamen Trew, das Motto im Schriftfeld »simulare nescit« (»er weiß sich nicht zu verstellen«) für die sprichwörtliche Treue des Hundes und in der älteren sprachlichen Bedeutung für Wahrhaftigkeit, die ethische Verpflichtung zu Wahrheit. Das Vexierspiel der Bedeutungen, in dem Hund und Herrchen, tierische und menschliche Tugenden sich ver-

118 Schmidt-Herrling (Anm. 89), S. 116; zum Exlibris Albert Treier: Das Exlibris in der Leopoldina, Schweinfurt 1955, S. 28-30, das vorliegende Exlibris als zweite von drei Varianten des Hunde-Exlibris, datiert von Treier um 1730, Nr. 23.

mischen, wird mit Trews Initialen C.I.T., eingraviert auf dem Hundehalsband, auf die Spitze getrieben: Trew ist ›treu‹.

Ein Exlibris bezeichnet nicht nur das einzelne Buch, sondern macht es zum Element einer Bibliothek, ebenso wie die Signaturschildchen aus Papier, die Trew drucken ließ und die am Rücken und/oder im vorderen Innendeckel aufgeklebt wurden.[119] Trew öffnete seinen Bibliotheksraum interessierten Reisenden, Gelehrten und Freunden. Diesen Ausschnitt seines Netzwerks verewigte er in fünf Stammbüchern,[120] in die sich zwischen 1724 und 1769 ca. 450 Besucher und Freunde eingeschrieben haben, nicht selten Verbindungen von rühmenden Einträgen mit kunstvollen Miniaturen, Scherenschnitten und anderem Schmuck. Die einzelnen Blätter (ca. 21:27 cm) sind lose in Mappen eingelegt. Trew besaß vom ersten Eintrag an eigens zu diesem Zweck hergestellte Blätter, wobei das leere Feld für die Eintragungen von einem rot gedruckten Kupferrahmen umgeben ist. Das erste Stammbuch legte er 1724 an, als er noch am Beginn seiner Karriere stand. Bereits zu diesem frühen Zeitpunkt mit noch offenem Ausgang einer Lebensbilanz steht Trews Motto fest. Auf der Kartusche in der Mitte der oberen Leiste ist zu lesen »Ne frustra vixisse videar«, die angeblich letzten Worte des Astronomen Tycho Brahe 1601: »Lass mein Leben nicht vergeblich gewesen sein«.[121] Die untere Leiste zeigt die Füllhörner des Trew'schen Familienwappens. Die Figur rechts hält des Sammlers Hündchen auf dem Arm und in der anderen Hand Tulpen und einen Blütenzweig; der Fuß ruht auf einem Schädelknochen. Dargestellt ist Flora, die römische Göttin der Blumen und des Frühlings, die den Winter, symbolisiert durch den Schädel, überwunden hat. Die Figur rechts ist Ceres, die Göttin des Ackerbaus, der Ernte und der Fruchtbarkeit, mit den Attributen Saatkrähe und Ähren, aus denen reife Körner platzen. Die Symbolik des Rahmens bezieht sich auf das Motto in der Kartusche: den Wunsch nach Ruhm als reiche Ernte eines Lebenswerks (Tafel VII, S. 444). Der Rahmen erscheint auf dem hier abgebildeten Abzug von der noch frischen Kupferplatte gestochen scharf. Am 17. Juli 1733 hat sich Jonas von Melderkreutz (1715 [?]-1785), Fortifikationsoffizier und Professor für Mathematik in Uppsala, eingetragen.[122] Die Federzeichnung zeigt unter dem Motto »Natura et Arte« ein Leuchtfeuer mit der schwedischen Flagge auf einem Felsen mitten im Meer.

119 Schmidt-Herrling (Anm. 89), S. 116f.

120 UB Erlangen-Nürnberg, MS 1471-1475.

121 John Louis Emil Dreyer: Tycho Brahe: A picture of scientific life and work in the sixteenth century, Cambridge 2014 [Reprint Edinburgh 1890], S. 309.

122 Schmidt-Herrling (Anm. 98), S. 394. Zwei Briefe von Melderkreutz von 1733 und 1734 an Trew und eine Antwort Trews von 1743 sind erhalten.

Sammeln und Zeigen, die ihnen zugehörigen Praktiken und die diesen anhaftenden symbolischen Bedeutungen setzt Trew gezielt zur Konstruktion seiner persönlichen und sozialen Identität ein. Das Leitbild speist sich aus dem barocken Ideal des Gelehrten, der über den ›Schatz des Wissens‹ einer Bibliothek verfügt, und als Arzt, Forscher und Forschungsorganisator in den europäischen naturkundlichen Diskurs eingebunden ist. Sammeln und Bibliothek sind Garanten für Nachleben und Nachruhm. Diese topischen Referenzierungen sind in vielen Stammbucheinträgen nachzulesen, aber auch in den ehrenden Worten, die Bücherschenkungen Trews folgen:

> Ew. Wohlgeboren werden daraus zu ersehen belieben, daß derjenige Zuwachs an Büchern, welche Dieselben vor diese unsere Bibliothek aus besonderer Generosité zu destinieren belieben, recht wohl aufbehalten wird, mithin also Dero unvergeßliches rühmliches Andenken desto besser auf unsere Nachkommen kann fortgepflanzet werden.[123]

Trew selbst deutet die Motive seines Sammelns 1747: »dann weil mir Gott kein Kind gegeben, so bestehet mein einziges Vergnügen darinnen [sc. eine Bibliothek zu sammeln], und habe ich dabey die Absicht, […] dadurch mein Andenken bey der Nachwelt zu erhalten.«[124] Noch zu seinen Lebzeiten hatte Trew Vorsorge getroffen, um seine nun weithin berühmte Bibliothek und die Sammlungen über seinen Tod hinaus als Ensemble zu erhalten und, dem Motto seines Stammbuchs folgend, sein Lebenswerk zu sichern. 1768, kurz vor seinem Tod, regelte er testamentarisch alle Einzelheiten einer Schenkung an die Universität Altdorf. Ab 1770 wurden die Bücher, Graphikblätter, Naturalien und Präparate in das Universitätsgebäude überführt, wo die Bibliothek im zweiten Stock in der alten Ordnung aufgestellt wurde.[125] Über die Einrichtung heißt es in einer Quelle: »Es sind die Zimmer mit so vielen Hängtischen, Tafeln, Bücherleitern, Stühlen und aller Zugehörung versehen, dass man bequem sitzen, excerpieren, schreiben und alle Bücher augenblicklich hervorlangen kann.«[126] Die berühmte Privatbibliothek wandelte sich nun zu einer halböffentlichen Studien- und Ausleihbibliothek, zu der Professoren der Universitäten Altdorf und Erlangen sowie die Altdorfer Studenten zugelassen waren.

123 So der Präsident der Leopoldina, Andreas Elias Büchner, über ein Dublettengeschenk Trews: zitiert nach Schmidt-Herrling (Anm. 89), S. 117.

124 Ebd., S. 92.

125 Schmidt-Herrling (Anm. 89), S. 118f. Grundriss des Universitätsgebäudes bei Keunecke (Anm. 89), S. 137.

126 Zitiert nach Schmidt-Herrling (Anm. 89), S. 128, Fußnote 1.

Kulturelles Erbe: die Bibliothek Trew in der Universitätsbibliothek Erlangen

1806 fiel die Reichsstadt Nürnberg an das Königreich Bayern, die Altdorfina wurde am 24. September 1809 von König Maximilian I. Joseph aufgelöst. Von mehreren Seiten, besonders von der Stadt Nürnberg, wurde nun Anspruch auf die Sammlungen Trews erhoben. Am 20. August 1818 verfügte schließlich König Maximilian Joseph, dass die Trew-Sammlungen der Universität Erlangen zu übergeben seien, die 1743 als Landesuniversität von Markgraf Friedrich von Brandenburg-Bayreuth gegründet worden war. Noch vor Jahresende wurden die Sammlungen nach Erlangen abtransportiert. Durch die Altdorfer Neuzugänge verdoppelten sich die Bestände der Erlanger Universitätsbibliothek, so dass diese wegen der Raumnot zunächst nicht mit den Beständen der Universitätsbibliothek vereint werden konnten. 1825 nahm dann das ehemals markgräfliche Schloss die Universitätsbibliothek auf; die medizinisch-naturkundlichen Werke Trews wurden geschlossen im »Medizinischen Saal« aufgestellt. 1913 bezog die Universitätsbibliothek einen repräsentativen Neubau.[127] Trews Bücher, die in Nürnberg, Altdorf und im Erlanger Schloss als Freihandbestand aufgestellt waren, wurden nun zum größten Teil ins Magazin des Gebäudes verbracht. Der medizinisch-naturkundliche Kernbestand der Trew-Sammlung blieb in der neuen Umgebung unter Beibehaltung der alten Signaturen und der damit verbundenen Regalordnung als historisches Ensemble weitgehend unangetastet (Tafel VIII, S. 445).[128]

Eine Sammlung ist nach Sommer das Ergebnis eines Prozesses, Dinge in einen Zustand dauerhafter Nähe zu bringen, in ein »räumliches Beisammensein und ein beharrliches Beisammensein«.[129] Ungeachtet der geographischen Verlagerungen von Nürnberg nach Altdorf und weiter nach Erlangen, überdauerte zumindest derjenige Sammlungsteil in der alten Ordnung bis heute, der besonders eng mit den Forschungsinteressen Trews verbunden war. Die von Zwinger geschriebenen Bandkataloge, die die Bibliothek stets auf den Umzügen begleiteten, bildeten das Stützkorsett, das die Büchermengen zusammenhielt; die alphabetischen Bandkataloge waren teilweise noch bis 1924 in Gebrauch.[130]

127 Ebd., S. 135f.

128 Die niederländische Übersetzung mit der Signatur R 406 fehlt; sie ist unter der Signatur Inc. 1154b dem Inkunabelbestand eingeordnet worden.

129 Sommer (Anm. 106), S. 110.

130 Keunecke (Anm. 89), S. 144-149.

Mit dem Übergang von der Nürnberger Privatsammlung in die Universität Altdorf fror die Bibliothek als dynamisches Gebilde gleichsam ein, da nicht mehr systematisch gesammelt wurde. Die Bücher und die Kataloge bilden daher den Stand des medizinisch-naturkundlichen gedruckten Wissens in Trews Todesjahr ab. Dank der antiquarischen Sammelstrategie Trews lässt sich die Entwicklung einzelner Wissensgebiete seit der Inkunabelzeit in hoher Vollständigkeit nachvollziehen.[131]

Die Bibliothek ist von Ort zu Ort gereist, seine Mikroumgebung hat der Mainzer *Herbarius* nicht verlassen. Die Regalanordnung der Gruppe R 400 bis R 406 (Tafel VIII) wurde nicht aufgelöst; es ist anzunehmen, dass die Inkunabeln sich während der Umzüge sogar dieselbe Kiste geteilt haben.[132] Die Nachbarschaft Speyer (R 402: Johann und Konrad Hist, nicht vor 1484), Mainz (R 403) und Passau (R 404: Johann Petri, 1485) findet nach mehr als zweihundert Jahren 1960 ein jähes Ende durch einen Diebstahl. Nach der Rückkehr von einem Ausflug nach München und Schweinfurt wurde R 403 nicht an seinen angestammten Platz zurückgestellt. Die besondere Bedeutung des Buchs ist durch den Diebstahl bekräftigt worden, so dass der *Herbarius latinus* als Erstdruck aus der Werkstatt des bedeutenden Druckerverlegers Schöffer seither im großen Panzerschrank aufbewahrt wird.

Ökonomischer Tausch: der Herbarius als Diebesgut und bibliophile Ware

Im vorderen Innendeckel des Schöffer'schen *Herbarius* findet sich ein am linken Rand angeklebter Zettel mit einer Notiz des Bibliotheksrats Dr. Armin Dietzel:

> Dieser Herbarius Trew R 403 wurde zwischen Ende Nov. 1959 und 19. Dez. 1960 von Mehringer gestohlen und an den Antiquar Vetter, München, verkauft; von ihm hat Antiquar Lauter, München, die Inkunabel erworben und an H.[errn] Schäfer, Schweinfurt, um 13.000.- verkauft. Nach Bekanntwerden dieser Vorgeschichte hat Antiquar Lauter das Buch zurückgekauft und

131 Konrad Wickert schätzt, dass ca. 1800 botanische Titel bis 1769 ca. 80% aller Druckausgaben repräsentieren; Konrad Wickert: Süddeutsche Gartenkultur in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und das »Camerarius-Florilegium«, in: Schnalke (Anm. 89), S. 76.

132 Die Veldener-Ausgabe in niederländischer Übersetzung mit der Signatur R 406 fehlt im Regal, da sie unter der Signatur Inc. 1154b dem Gesamtbestand der UB Erlangen-Nürnberg eingeordnet worden ist.

> der UB Erlangen am 9.1.1962 wieder zugestellt. Seitdem im gr. Pz. [großen Panzer-]Schrank aufzubewahren! Erlg. [Erlangen], 9.1.1962 Dietzel.

Die »Zusammenfassende Übersicht, der in der Anklageschrift gegen Mehringer erwähnten Werke. Stand vom 20.3.1962« notiert zum *Herbarius*: »War noch in der Ausstellung Herbst 1959 vorhan., – am 19.12.60 nicht mehr! – Von Me. an Vetter verkauft, von Ve. an Lauter, von Lau. an Schäfer. Von Lauter zurück am 9.1.1962. Unversehrt.«[133] In dem Urteil der großen Strafkammer des Landgerichts Nürnberg-Fürth in der Strafsache gegen Mehringer vom 15.11.1962 heißt es:

> Fust u. Schöffer: Das Pflanzenbuch »Herbarium Moguntiae«, Mainz 1484 (V.Ü. [Vorliegende Übersicht] 20). Schöffer war der Meisterschüler Gutenbergs. Dr. Mehringer verkaufte dieses äußerst wertvolle und seltene Buch am 24.10.1960 um 4.500,– DM an Vetter, der es Anfang November 1960 an den Antiquar Lauter um 6.000,– DM weiter veräußerte. Zeuge Lauter, der sich von diesem kostbaren Stück nicht gleich trennen konnte, stellte den Verkauf dieses Buches zurück. So war es dann möglich, daß dieses Herbarium [!] nach Bekanntwerden der Diebstähle an die U.B.E. [Universitätsbibliothek Erlangen] zurückgegeben werden konnte.[134]

Wie diesen drei Quellen zu entnehmen ist, wurde der *Herbarius* demnach frühestens im Herbst 1959 und vor dem 10. Oktober 1960 gestohlen und am 9. Januar 1962 an die UB Erlangen zurückgegeben. In dieser Interimszeit haben sich der Diebstahl, der Verkauf nach München und der Weiterverkauf nach Schweinfurt zugetragen. Diese vorläufig letzte Episode aus der Exemplargeschichte des *Herbarius* ermöglicht, den ökonomischen Wert, beziffert durch die erzielten Preise in Geldwert, und den symbolischen Wert, der sich hinter der flexiblen Preisbildung verbirgt, abzuwägen.[135] Sichtbar werden zudem die Zuschreibungen an das Buch bzw. die Trew-Bibliothek als kulturelles Erbe in der juristischen Aufarbeitung der Tat.

133 UB Erlangen-Nürnberg, AUBE XII,12 / Kasten 13.

134 UB Erlangen-Nürnberg, AUBE XII,12 / Kasten 9-12, Urteil S. 39.

135 Zum ökonomischen Tausch Hillebrandt (Anm. 83), besonders zu den sozialen Voraussetzungen des ökonomischen Tauschprozesses in der Feldtheorie von Pierre Bourdieu, S. 114f.

Wer war der Bücherdieb Mehringer?[136]

Dr. Max Mehringer (1911-1977) war zum Zeitpunkt der Bücherdiebstähle Bibliotheksassessor in »verlängerter Probezeit« an der Erlanger Universitätsbibliothek, wohin er am 26. August 1955 aus der Bayerischen Staatsbibliothek München abgeordnet worden war. Mehringer wurde 1911 in Marktredwitz geboren und wuchs in gutbürgerlichen Verhältnissen auf. Eine Promotion an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität scheiterte, weil der Ordinarius für Philosophie Hans Grunsky[137] die Dissertation über Franz Brentano und die Anfänge der Phänomenologie »als mit den weltanschaulichen und wissenschaftspolitischen Zielen des Nationalsozialismus« unvereinbar ablehnte und Mehringer die »gewünschte Umarbeitung im Sinne einer volks- und rassegebundenen Weltanschauungs-Philosophie« verweigerte.[138] Kurz vor seiner Einberufung zur Wehrmacht 1940 legte Mehringer seine »Doktor-Notprüfung«, nun im Fach Geschichte, ab. Den Krieg verbrachte er in Paris als Dolmetscher in der Nachrichtenabteilung. Nach seiner Rückkehr bestand er die Staatsprüfung für das Lehramt an Gymnasien, unterrichtete allerdings nur wenige Monate, und trat 1948 ein Referendariat für den wissenschaftlichen Bibliotheksdienst in der Bayerischen Staatsbibliothek an, wo er die Fachprüfung 1949 bestand. Im Beamtenverhältnis als Bibliotheksassessor auf Probe erwies er sich gelinde gesagt als schwierig. In der ausführlichen Urteilsbegründung des Strafprozesses wird ausgeführt, dass Mehringer hemmungslos ehrgeizig und rechthaberisch sei: Er beschuldigte »Dienstvorgesetzte, Beamte und Angestellte des Bibliotheksdienstes, der Regierung und des Staatsministeriums der Lüge, der Korruption, rechtswidrigen Verhaltens und strafbarer Handlungen«.[139] Am 8. April 1953 wegen charakterlicher Mängel entlassen, wurde seiner Anfechtungsklage stattgegeben und die Entlassungsverfügung wegen mildernder Umstände am 25. Juli 1955 aufgehoben. Es folgte die Versetzung an die Universitätsbibliothek Erlangen, wo

136 In der UB Erlangen-Nürnberg werden unter AUBE XII,12 »Fall Mehringer« fünf Archivkästen mit Archivalien aufbewahrt. Diese wurden im Rahmen einer Masterarbeit von Barbara Ganzer »Die Bücherdiebstähle des Bibliotheksassessors Max Mehringer«, Erlangen 2017 [Ms. masch. Buchwissenschaft Erlangen], ausgewertet. Vgl. auch Keunecke (Anm. 89), S. 140-144.

137 Grunsky war ohne Mitwirkung der Fakultät zum »persönlichen Ordinarius« berufen worden und wurde am 16.5.1937 ordiniert; Michael Grüttner: Biographisches Lexikon zur nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik, Heidelberg 2004, S. 66.

138 Urteil (Anm. 134), S. 3f.

139 Ebd., S. 8.

er zeigen sollte, dass er »einer reibungslosen, verträglichen und erträglichen Zusammenarbeit mit seinen Mitarbeitern im Bibliotheksdienst fähig« sei.[140]

Mehringer war bereits seit langem drogensüchtig, ein Umstand, der in der Revision mildernd berücksichtigt worden war. Das Urteil des Strafgerichtsprozesses von 1962 zitiert weidlich aus fünf Drogentagebüchern, die Mehringer geführt hat. Seine Drogenkarriere hatte bereits 1944 in Paris begonnen, wo er nach seiner Einberufung bei der Nachrichtenabteilung der Wehrmacht als Dolmetscher im Fernsprechdienst eingesetzt war. Zudem belasteten ihn die Prozesse gegen das Bayerische Staatsministerium, in denen er einen »Kampfkomplex« auslebte, u.a. weil er sich bei der Beförderung zum Beamten auf Lebenszeit benachteiligt fühlte.[141]

Während der ersten Monate seiner Erlanger Anstellung schrieb er in das Drogentagebuch:

> der Kampf um das Recht geht weiter [...] nichts gearbeitet, die Zeit totgeschlagen, Tabletten, Alkohol, Frauen, Kino, Kaffee, Pervitin [...] alles Geld ausgegeben [...] vollkommene Pleite [...] komme aus diesem circulus nicht mehr heraus [...] Pump in der Oppelei [historisches Wirtshaus in unmittelbarer Nähe zur UB Erlangen in der Halbmondstraße 4; sc. U.R.], Kredit von 600,- aufgenommen [...] der Kamin raucht wieder.[142]

Wie zuvor in München kam es bald auch in Erlangen zu zahlreichen Streitereien,[143] so dass der damalige Bibliotheksdirektor Dr. Fritz Redenbacher Mehringer von der Ausleihe und dem Publikumsverkehr abzog und ihn damit betraute, den Alphabetischen Zettelkatalog mit dem 28-bändigen Alten Bandkatalog und den historischen Katalogen der Trew-Bibliothek abzugleichen und fehlende Einträge in den Zettelkatalog einzuarbeiten. Mehringer verfügte über einen Magazinschlüssel, einen Hausschlüssel hatte er aus dem Sekretariat entliehen bzw. gestohlen. Er besaß damit alle notwendigen Werkzeuge: die Kataloge, aus denen er die gewinnbringende Ware auswählte und in denen er die bibliographischen Nachweise tilgte – er riss Seiten aus dem Bandkatalog oder entnahm Katalogkarten[144] –, sowie die Schlüssel, um sein Diebesgut aus dem Haus zu schaffen.

140 Ebd., S. 9.
141 Ebd., S. 71.
142 August und September 1955; ebd., S. 16.
143 Diese führten zur abermaligen Entlassung aus dem Probedienst am 1.4.1958 und einer Anfechtungsklage Mehringers. Die endgültige Entlassung erfolgte am 5.4.1961, weil die Bücherdiebstähle Mehringers Anfang Februar 1961 aufgeflogen waren. Urteil (Anm. 134), S. 12.
144 469 Blätter aus dem Allgemeinen Bandkatalog und ca. 100 Katalogkarten, ebd., S. 44.

Zwischen Spätsommer 1955 und seiner Entdeckung 1961 erzielte Mehringer allein aus Verkäufen an den Münchner Antiquar Heinrich Vetter, der sein Hauptabnehmer war, rund 96.800 DM.[145] Mehringer vergriff sich bevorzugt an Inkunabeln, botanischen, zoologischen und geographischen illustrierten Drucken und Kupferstichwerken. 15 Bücher der Trew-Sammlung beschädigte er, indem er Seiten herausschnitt; etwa 50 Bände der Sammlung sind verloren.[146] Auf ca. 450 Bände summieren sich die Bücher, die Mehringer aus der UB Erlangen-Nürnberg entwendete oder zwecks Ausschlachtung beschädigte.

Welchen Wert hatten die gestohlenen Bücher für Mehringer?

Der primäre Wert der Erlanger Rara war für Mehringer monetärer Art. Er war verschuldet und benötigte große Summen für seine Drogen und extravaganten Wochenendausflüge in die Münchner Szene. Den Antiquar Heinrich Vetter kannte er aus Studienzeiten, so dass sich dieser Vertriebsweg zwanglos ergab. Ein Zweites kommt hinzu. Ob als Schutzbehauptung vor Gericht oder Selbstrechtfertigung: Jedenfalls trug Mehringer vor, dass er mit dem Diebstahl aus bayerischem Staatsbesitz das Unrecht habe ausgleichen wollen, das ihm von den Institutionen, Vorgesetzten und Kollegen zugefügt worden sei. Die Buchobjekte besaßen für ihn eine ›magische‹ Bedeutung zur stellvertretenden Befriedigung seiner Rachegefühle. In der Urteilsbegründung heißt es: »In seinem Haß verstieg er sich zu einem ausgesprochenen Vandalismus, als er Teile aus wertvollen Drucken und Graphiktafeln einfach in Fetzen riß.«[147]

Welchen materiellen Wert erzielte der *Herbarius* auf dem Antiquariatsmarkt?

Am 24. Oktober 1960, wahrscheinlich bald nach dem Diebstahl, verkaufte Mehringer den *Herbarius* nach München an Vetter. Bereits wenige Tage später hatte auch dieser einen Käufer gefunden, den Münchner Antiquar Adalbert Lauter, der das Buch mit einem Aufschlag Vetters für 6000 DM übernahm.[148] Lauter betreute seit 1951 die Bibliothek des Industriellen und Sammlers Otto Schäfer,[149] Teilhaber der Kugellagerfabrik FAG Kugelfischer in Schweinfurt,

145 Ebd., S. 41.
146 Keunecke (Anm. 89), S. 142.
147 Urteil (Anm. 134), S. 69.
148 Vetter sagte vor Gericht aus, dass er die meisten von Mehringer übernommenen Inkunabeln mit einem Preisaufschlag von 2000 DM verkauft habe. Ebd., S. 74.
149 Im Vorwort zum Katalog *Fünf Jahrhunderte Buchillustration. Meisterwerke der Buchgraphik aus der Bibliothek Otto Schäfer*, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg 1987, S. V, schreibt Schäfer: »Von diesem Zeitpunkt an [1951] beglei-

ein Traditionsunternehmen, das in den Aufbaujahren nach dem Krieg zu einem Konzern von Weltgeltung wuchs. Schäfer baute mit seinem beträchtlichen Privatvermögen systematisch eine bibliophile Bibliothek von internationalem Renommee auf, die er in seiner Schweinfurter Villa im Bücherturm aufstellte. Der Kern der Sammlung waren hochrangige illustrierte Werke im Druck, Meilensteine der Entwicklung der Buchgraphik.[150] Der Schöffer'sche *Herbarius* als erstes illustriertes, im deutschen Raum gedrucktes Kräuterbuch ist ein zentrales Stück dieses Sammelgebiets. Wie aus der Notiz Dietzels hervorgeht, verkaufte Lauter das bibliophile Spitzenstück zum mehr als doppelten Ankaufspreis, nämlich für 13.000 DM, an Schäfer. Lauter hatte also nicht auf Provisionsbasis für Schäfer gekauft, sondern auf eigene Rechnung, dabei die Schäfer-Sammlung vermutlich bereits fest im Blick.[151] Ähnlich wird es in der oben zitierten Übersicht (S. 79) vom 20. März 1962 geschildert. In der Urteilsbegründung hingegen erscheint der Name des Schweinfurter Großindustriellen nicht. Dort heißt es, Lauter habe sich von dem Stück nicht gleich trennen können und den Verkauf zurückgestellt, so habe er das Buch nach Bekanntwerden der Diebstähle zurückgeben können. Auch dies beleuchtet ein Stück deutscher Gesellschaftsgeschichte der Nachkriegszeit, in der Persönlichkeiten, die mit Kultur und Politik eng verbunden waren, vor jedem Schatten auf ihrem Ruf bewahrt wurden.

Eine Fußnote der Sammelgeschichte ist, dass die Leerstelle in der Sammlung, die durch die Rückgabe des Schöffer'schen *Herbarius* in der Schäfer-Sammlung entstanden war, später mit einem Exemplar gefüllt wurde, dessen Verbleib heute wieder unklar ist.[152] Der von Schäfer als Ersatz angekaufte *Herbarius* war 1993 zur Versteigerung im Münchner Antiquariat Hartung & Hartung angeboten worden, zum Schätzpreis von 18.000 DM.[153]

tete mich ein seltenes Sammlerglück, nicht zuletzt, weil ich gleich zu Beginn die Bekanntschaft des Antiquars Adalbert Lauter machte, der schon nach dem Ersten Weltkrieg in den Münchner Firmen G. Hess und Emil Hirsch ein umfangreiches Wissen erworben hatte und den ich als ersten Mitarbeiter für meine Bibliothek gewinnen konnte. Seine strengen Ansichten, dass Qualität immer vor Quantität geht, es besser sei, wenige sehr gute Exemplare zu erwerben als hundert mittelmäßige oder gar schlechte, und dass der Eigentümer einer Sammlung die Verpflichtung hat, sie in optimalem Zustand an die nächste Generation zu übergeben, er nicht Besitzer, nur Treuhänder ist, habe ich mir zu eigen gemacht.«

150 Gerhard Bott: Otto Schäfer, der Sammler, in: ebd., S. IX-XII.

151 Zur Situation auf dem Antiquariatsmarkt der Nachkriegszeit schreibt Schäfer (Anm. 149), S. VI: »Bei den Büchern widmete ich mich zuerst dem 15. und 16. Jahrhundert (welch' ein Glück, denn was war damals noch auf dem Markt!).«

152 Siehe oben (Anm. 69).

153 Hartung & Hartung (München). Auktion 71, Wertvolle Bücher: Manuskripte, Autographen, Graphik; 27. – 29. April 1993. München 1993, S. 41, Nr. 183 mit Abb.

23. Okt. 1962

Nummer 247 N — Dienstag, 23. Oktober 1962 — Seite 15

Urteilsspruch für den 51jährigen Bibliotheksassessor Dr. Mehringer

Fünf Jahre Gefängnis

Staatsanwalt hatte 6 Jahre Zuchthaus für den Erlanger „Bilderstürmer" gefordert — 10 000 Mark Geldstrafe, Anrechnung der gesamten Untersuchungshaft — Freispruch für Vetter

NÜRNBERG, 23. Okt. (hh)

Zu fünf Jahren Gefängnis verurteilte die Vierte Große Strafkammer beim Landgericht Nürnberg-Fürth den 51jährigen ledigen Bibliotheksassessor Dr. Max Mehringer. Außerdem muß der Erlanger „Bilderstürmer" eine Geldstrafe in Höhe von 10 000 Mark bezahlen.

20 Monate Untersuchungshaft werden ihm voll angerechnet. Der Staatsanwalt hatte sechs Jahre Zuchthaus und 15 000 Mark Geldstrafe gefordert.

Der mitangeklagte Münchner Antiquar, der 61jährige Heinrich Vetter, wurde freigesprochen.

Das Gericht sprach Dr. Mehringer des Diebstahls, der Urkundenunterdrückung und -vernichtung im Amt, der gemeingefährlichen Sachbeschädigung und des Betrugs schuldig. Mehringer hatte von Ende 1955 bis 1957 und von Mitte 1960 bis zu seiner Festnahme im Februar 1961 zahlreiche wertvolle Druckwerke, darunter unersetzliche Inkunabeln, aus der Universitätsbibliothek gestohlen und sie zusammen mit Hunderten von Bildern von graphisch-dekorativem Wert für etwa 100 000 Mark an Münchner Antiquare weiterverkauft.

Als Motiv für die Diebstähle hatte der Bibliothekar die schlechte Behandlung durch den bayerischen Staat angegeben. Der Ministerialbürokratie habe er es zu verdanken, daß er es mit 51 Jahren erst zum Assessor gebracht habe. Die Diebstähle aus den wertvollen Bücherbeständen seien ein Racheakt gewesen. Die Taten hatte Mehringer in einem Tagebuch unter der Bezeichnung „Unternehmen Xarifla" peinlich genau eingetragen, was der Polizei die Arbeit sehr erleichterte, als sie durch einen Angestellten der Erlanger Universitätsbibliothek auf die Spur des Diebs gekommen war.

Man hatte im Keller der Bibliothek Reste eines Ledereinbands gefunden, der zu einem botanischen Werk gehörte, das als unauffindbar galt. Mehringer hatte, um Rauschgift und Alkohol kaufen zu können, mit Rasiermessern Kupferstiche herausgetrennt und weiterverkauft.

In der Urteilsbegründung wurde Max Mehringer zugute gehalten, daß er nicht vorbestraft ist und daß er auf Grund des Drogen- und Alkoholmißbrauchs von Jugend an eine „zerrissene Persönlichkeit" war. Als strafverschärfend kreidete das Gericht dem aus Marktredwitz stammenden Täter die Raffinesse und Dreistigkeit an, mit denen er die Diebstähle begangen hatte; er geriet in keine eigentliche Notlage, er verpraßte das Geld auch in Nachtlokalen. „Der Angeklagte konnte auf Grund seines hohen Intellekts am besten die Kulturgüter, darunter die weltbekannte Sammlung Treu, einschätzen."

Er habe sich aber in unverantwortlicher Weise an ihnen vergriffen. Auch ein echtes Schuldgefühl habe dem Angeklagten nach Auffassung des Gerichts gefehlt. Bei der Urteilsbemessung fiel die Vernichtung der Kataloge erheblich ins Gewicht, da sie Urkunden im Sinn des Gesetzes sind.

Dr. Mehringer will das Urteil nicht anfechten. Das Gericht hatte auch dem An- ➔

Im Gerichtssaal betrachten der Zeuge Prof. Dr. Redenbacher (links), Direktor der Erlanger Universitätsbibliothek, und der psychiatrische Gutachter, Obermedizinalrat Dr. Weiß, die Reste eines von Mehringer ausgeschlachteten Werks. — Rechts: Dieses Blatt aus dem „Boyer" wurde im Keller der Bibliothek gefunden. Dr. Mehringer hatte es zerrissen. Es wurde von Bibliotheksangestellten in mühevoller Arbeit wieder zusammengeklebt. Photos: Ulrich

Der Hauptangeklagte des Prozesses, Dr. Max Mehringer (stehend), bei der Verlesung seines Schlußwortes, in dem er sagte, daß er sich wegen seiner Rauschgiftsucht als nicht verantwortlich für die Straftaten fühle. Links von ihm, mit Spitzbart, der freigesprochene Antiquar Vetter.

Ein guter Tip für gutes Essen:
WECKER WEINKRAUT
...wegen der Vitamine!
WEINKRAUT Wecker

Abb. 4: Erlanger Nachrichten vom 23. Oktober 1962, UB Erlangen-Nürnberg, AUBE XII, 12, Kasten 9-12, S. 9. Rechts im Bild Mehringer bei der Verlesung seines Schlussworts, links mit Spitzbart der Antiquar Heinrich Vetter

Wie beurteilt das Gericht die Bedeutung des Bücherdiebstahls?

Die Urteilsbegründung benennt den materiellen Schaden, den Mehringer angerichtet hat, stützt sich bei der Urteilsfindung aber vor allem auf den immateriellen: Mehringer vergriff sich »an dem wertvollsten Gut« der Universitätsbibliothek Erlangen, den naturwissenschaftlichen Werken. »In ihrer Geschlossenheit stellten diese einen einmaligen Wert dar. Aus diesen Gründen wurde die Universitätsbibliothek Erlangen von Gelehrten aus aller Welt besucht, weil man hier die Wissenschaften noch als Ganzes studieren konnte (Prof. Dr. Fritz Redenbacher).«[154] Das Gericht wertete die Taten als »verabscheuungswürdig, weil er sich an den ihm anvertrauten hohen Kulturschätzen der Universitätsbibliothek Erlangen rücksichtslos vergriffen

154 Urteil (Anm. 134), S. 121.

hat« und bescheinigte Mehringer »einen erschreckenden moralischen Tiefstand …«.[155]

Im Urteil vom 27. November 1962 (Abb. 4) wurde Max Mehringer zu fünf Jahren Haft und Geldstrafen von insgesamt 10.000 DM u.a. wegen »fortgesetzten Vergehens der Untreue in Tateinheit mit einem fortgesetzten Vergehen des Diebstahls, einem fortgesetzten Vergehen des gewinnsüchtigen Verwahrungsbruchs« und mit Blick auf die Kataloge wegen »Urkundenbeseitigung im Amt« verurteilt.[156] Er starb 1977 in Frankfurt am Main. Der Antiquar Vetter wurde freigesprochen, weil die »objektiv bestehenden, schweren Verdachtsumstände« nicht genügten, um »den Angeklagten Vetter mit einer zur Verurteilung auch subjektiv ausreichenden Sicherheit überführen zu können.«[157]

Ausblick: Vom Sinn und Nutzen einer Exemplargeschichte

Damit ist das vorläufige Ende der mehr als fünf Jahrhunderte dauernden Reise des Erlanger *Herbarius latinus* erreicht. Die Stationen dieser Reise wurden geschrieben, ohne das Konzept der Objektbiographie zu bemühen, ohne biographisch-anthropomorphisierende Metaphorik und Ausstattung des beobachteten Objekts mit Handlungsmacht. Der Erlanger *Herbarius* ›spricht‹ nicht und er ›handelt‹ nicht.

Das Angebot des Exemplars in dieser speziellen Geschichte besteht im Wesentlichen aus seiner im Artefakt verwirklichten inhaltlichen Botschaft und aus den Einschreibungen, die die Nutzungsakte hinterlassen haben. Die ›Archäologie‹ des Buchs, wie sie im Unterkapitel ›Wissensvermittlung: Ein Handbuch für die Praxis der Pflanzenheilkunde‹ (S. XX ff.) nachzulesen ist, beschreibt die impliziten Rezeptionsangebote an die Leser, die aus Herstellung, Gestaltung und Buchtyp abzuleiten sind. Spuren realer Leseakte als Auseinandersetzungen mit dem inhaltlichen Angebot, die den sozialen Kontext eröffnen, bietet der Erlanger *Herbarius* nicht. Ersatzweise lassen sich weitere erhaltene Exemplare heranziehen, die annotiert sind und einen Blick auf primäre Leserezeptionen ermöglichen.

Das Exemplar enthält nur sehr spärliche Hinweise auf andere Nutzungsakte: einen Schenkungsvermerk, die Angabe einer Sekundärquelle, einen Restaurationsbericht und die Einbandmakulatur, Signaturen und den eingeklebten

155 Ebd., S. 68.
156 Ebd. S. 2f.
157 Ebd., S. 81.

Zettel eines Bibliothekars. Dass sich dennoch reiche Kommunikationsräume öffnen, ist den zahlreichen umstellenden Dokumenten und der Literatur zu verdanken. Als Beispiel sei hier die Erschließung der Bücherschenkung des Henricus Stephanus an Johannes Sambucus genannt (Unterkapitel Symbolischer Tausch: der *Herbarius* als Geschenk unter jungen Gelehrten, S. 59). Das Exemplar bietet nichts als einen wenige Wörter umfassenden Eintrag, der mit Hilfe philologischer Hermeneutik einen komplexen Kommunikationsraum öffnet. Der Mehringer-Diebstahl (Unterkapitel Ökonomischer Tausch: der *Herbarius* als Diebesgut und bibliophile Ware, S. 78), auf einem eingeklebten Zettel festgehalten, lässt sich in allen Einzelheiten aus den Akten rekonstruieren. Die physische Präsenz des Buchs im Erlanger Magazin, noch immer der Trew-Bibliothek zugeordnet, und seine Beschreibung in den historischen Katalogen lenkten den Blick auf seine Geschichte als Teil einer Sammlung (Unterkapitel Gelehrte Praktiken: Sammeln, Erschließen, Ordnen, Verzeichnen und Zeigen, S. 65).

Das Exemplar ist Anlass der Darstellung, steht aber nicht im Mittelpunkt, sondern das, was mit ihm und in seiner Umgebung geschieht. Akteure der Geschichte sind die handelnden Personen und die Praktiken und Zuschreibungen, die sich im Tun mit dem Objekt zeigen. Sie können funktional auf die Informationsentnahme und die Verwaltung des Exemplars ausgerichtet, ökonomisch motiviert oder symbolisch angelegt sein. Im Einzelnen zeigen sie die Mikrologie des Sozialen, den Deutungsrahmen stellen Praxistheorien (Unterkapitel Praxistheorien: Das Buch als Handlungsangebot, S. 51).

Der materielle, empirisch erfassbare Befund des Buchobjekts ist für alle Stationen schwach. Dass sich überhaupt Kommunikationsräume beschreiben lassen, ist der Unterstützung angelagerter schriftgebundener Quellen und der Literatur zu verdanken: der Erlanger *Herbarius* ›spricht‹ nicht, er flüstert allenfalls. Für den Bearbeiter stellt sich die Frage, wie weit die Grenzen der zu rekonstruierenden Kommunikationsräume angesichts der sprudelnden Quellen auszudehnen sind. Diese Zeugnisse sind selbst zu interpretieren, und es besteht die Gefahr, dass das kunstvolle Gebäude wegen mangelnder Tragfähigkeit ab einem bestimmten Punkt zusammenbricht, das heißt, ins Reich der Phantasie abgleitet.

Abschließend ist nach dem Nutzen einer derart ›anekdotischen‹ Forschung zu fragen. Exemplargeschichte ist Buchgeschichtsschreibung aus der Mikroperspektive der Buchgegenstände und ihres Gebrauchs. Die viel zitierte ›Materialität der Kommunikation‹ erweist sich auf der Mikroebene der Fallanalyse als mühsames Geschäft zeitaufwendiger Analyse und Recherche, die zahlreicher Spezialkenntnisse bedarf, nicht zuletzt methodischer Kenntnisse der historischen Buchforschung. Der Lohn ist der Einblick in ver-

gangene, aber konkrete Handlungskontexte und Kommunikationsräume. Sie zeigen ein Buch als Lesemedium, dessen Bezug auf den Inhalt sich im Lauf der Zeit verändert: vom Fachbuch der Botanik zum antiquarischen Beleg der Wissenschaftsgeschichte. Immaterielle Bedeutungszuschreibungen zeigen das Exemplar als Objekt ökonomischer und bibliophiler Begierde, als Gegenstand einer Schenkung und des ökonomischen Tauschs, als Mittel der Identitätskonstruktion und buchmagischer Rache, nicht zuletzt als Mosaikstein von Sammlungen und Objekt gelehrter Praktiken des Erschließens, Ordnens, Verzeichnens und Zeigens. Viele dieser möglichen Handlungskontexte entfallen mit der Stilllegung des *Herbarius*-Exemplars in einer öffentlichen Bibliothek in staatlichem Eigentum. Sein immaterieller Wert bemisst sich an der ihm zugeschriebenen Bedeutung als kulturelles Erbe, das bewahrt und in Ausstellungen gezeigt wird, und dem Nutzen für die historische Forschung: insbesondere Medizingeschichte, Kunstgeschichte und Buch- und Bibliotheksgeschichte.

Claudine Moulin

SICH EINSCHREIBEN

SPIELARTEN DES VERNAKULAREN ALS BIOGRAPHISCHE INDIKATOREN MITTELALTERLICHER CODICES

… objects are not what they were made to be but what they have become.

Nicholas Thomas, Entangled objects, Cambridge 1991, S. 4

Einleitung

In der vorwiegend lateinisch geprägten Schriftlichkeit des Mittelalters kommen der volkssprachigen, schriftlichen Überlieferung besondere funktionale und pragmatische Rollen zu. Im Folgenden sollen die Spielarten volkssprachiger Überlieferung im Spannungsfeld von Medium (u.a. Codex, Buch, Seite) und Akteur (u.a. Schreiber, Glossator, Leser) ausgelotet und insbesondere sekundäre Elemente wie Annotationen, Glossen sowie weitere Texteinträge auf dem freien Raum des Pergamentblattes als Indikatoren für eine Biographie des Buches erschlossen werden. Oftmals können erst durch diese sekundären Eintragungen Einblicke in das konkrete ›Leben‹ der Bücher und ihre über eine bloße Inhaltsfixierung hinausgehende Vermittlungsfunktion gewonnen werden. Das ›Sich-Einschreiben‹ in den Codex, in die Zwischenzeilen und Leerräume der Pergamentblätter sowie in den vorhandenen Primärtext – sei es auf Latein oder in der Volkssprache – hebt den vermeintlich statischen Charakter von Text und Buch auf. Es reiht sich in Überlieferungskontinua, in komplexe und mehrschichtige ›Biographien‹ ein, die die wesentlichen Merkmale der mittelalterlichen Schrift- und Handschriftenkultur prägen.

Das Einbeziehen des vernakularen Moments, des Schreibens in einer anderen Sprache als dem die europäische mittelalterliche Schriftlichkeit dominierenden Latein, ermöglicht die Analyse grundlegender funktionaler, sprachlicher und medial bedingter Elemente der mittelalterlichen Schriftkultur, die sich verstärkt zwischen Primär- und Paratext und den Momenten der Wissenskodierung und deren Dekodierung sowie weiterer Textintentionen außerhalb des Primärtextes bewegen. Exemplarisch soll der Blick auf die

© 2017 Claudine Moulin, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.15499/kds-001-004 | CC BY-SA 4.0

althochdeutsche Überlieferung gelenkt werden, deren Zeugnisse in den Anfang des 8. Jahrhunderts zurückreichen und sich bis etwa um die Mitte des 11. Jahrhunderts erstrecken. Dabei werden prototypische biographische Indikatoren für die Analyse der vielfältigen Biographien des Buches herausgearbeitet, die mit Bezug auf Roland Barthes' Konzept des Biographems auch für andere Zeiträume und Quellen fruchtbar gemacht werden können.[1]

Biographie(n) des Buches – Archäologie(n) des Buches?

Im Rahmen einer sich als Biographie verstehenden Objektgeschichte wird das Buch in ein zeitliches Kontinuum mit einem Anfangs- und oftmals auch Endpunkt gestellt; ihm kann ein ontisches Dasein zugesprochen werden, das zudem in den entsprechenden Diskursen[2] mit Metaphern wie ›Leben‹, ›Lebensgeschichte‹, ›Lebenslauf‹ oder ›Karriere‹ unterstrichen wird. Die biologisierend-anthropomorphisierende Metaphernbildung um das (aus der Literaturtheorie entlehnte) Konzept der Objektbiographie impliziert in ihrer sprachlichen Verankerung gleichzeitig die Vorstellung einer Entwicklung, die artikuliert werden kann als Entfaltung von einem bestimmten Zustand zum nächsten, oder aber auch als in sich greifende, aber nicht unbedingt lineare Zyklen. Auch die Phänomene des Entstehens (im Sinne von Herstellung),[3] des Alterns und der Zerstörung lassen sich in diesem biographischen Diskurs fassen.

Darüber hinaus kann das so betrachtete Objekt in seinen (wechselnden) individuellen, aber auch in sozialen Zusammenhängen, etwa Netzwerken, betrachtet und untersucht werden. Eine solche Betrachtungsweise geht auf den anthropologischen Ansatz von Igor Kopytoff[4] zurück, der die Grund-

1 Für wertvolle Hinweise für die Druckfassung des Beitrages danke ich Andrew Irving (Notre Dame), Marilena Maniaci (Montecassino), Falko Klaes (Trier), Ursula Rautenberg (Erlangen), Jörn Münkner (Wolfenbüttel) sowie den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Wolfenbütteler Tagung und des romanistischen-germanistischen wissenschaftlichen Kolloquiums »Regards croisés/Blickwechsel« (Universität Trier, Sommersemester 2016).

2 Vgl. auch die Einleitung sowie den Beitrag von Ursula Rautenberg in diesem Band.

3 Vgl. Thierry Bonnot: La vie des objets. D'utensils banals à objets de collection, Paris 2002, S. 29: »Dans une logique biographique, la fabrication de l'objet constitue sa véritable naissance, le point initial de sa trajectoire sociale puisque c'est là l'origine de son existence, de sa matérialisation.«

4 Igor Kopytoff: The cultural biography of things: Commodization as process, in: The social life of things. Commodities in cultural perspective, ed. by Arjun Appadurai,

lagen einer kulturellen Biographie der Objekte und ihr Spannungsverhältnis zur Warenwerdung (*commodization*) in komplexen Gesellschaften erkundet hat. Das Konzept der Objektbiographie, das durchaus auch in den Rahmen eines »thingly turn«[5] eingegliedert werden kann, enthält den Aspekt der Singularisierung[6] des Objekts. Es lenkt den Blick auf die einzelne Entwicklung einerseits, ordnet es aber in zeitliche, soziale und kulturelle Rahmen ein, die wiederum unterschiedliche Zugänge und Verwendungen für dieses Objekt zulassen. Wie auch bei anderen kulturellen Artefakten stellt sich die Frage, ob das einzelne Buch, etwa die mittelalterliche Handschrift, eine oder mehrere Biographien besitzt. Nach Kopytoff ist die Pluralität der Biographien einzelner Objekte als Ware bzw. Erzeugnis in komplexen Gesellschaften ein wichtiges zu berücksichtigendes Merkmal dieser Objekte:

> an eventful biography of a thing becomes the story of the various singularizations of it, of classifications and reclassifications in an uncertain world of categories whose importance shifts with every minor change in context. As with persons, the drama here lies in the uncertainties of valuation and of identity.[7]

Mit dem biographischen Ansatz bei der Betrachtung und Analyse kultureller Artefakte wird aus linguistischer Sicht gleichzeitig ein (metaphernreiches) Narrativ dieser Objekte geschaffen (Kopytoff versprachlicht dies im obigen Zitat mit Lexemen wie *story* bzw. *drama*), das sich in der Regel auf einer vorwärts gerichteten Zeitskala, im Sinne einer evolutiven (Ver-)Wandlung bewegt. Der durchaus konstruierende Charakter des unterliegenden Diskurses sowie seine heuristischen Implikationen sind jedoch auch kritisch zu reflektieren:[8]

Cambridge 1986, S. 64-91. Siehe zum Kopytoff'schen Ansatz etwa Bonnot (Anm. 3), S. 147-153.

5 Vgl. die Prägung des Terminus aus technikphilosophischer Sicht bei Peter-Paul Verbeek: What things do. Philosophical reflections on technology, agency, and design, University Park 2005, S. 3.

6 Kopytoff (Anm. 4), S. 74.

7 Ebd., S. 90.

8 Vgl. Janet Hoskins: Agency, Biography and Objects, in: Handbook of Material Culture, ed. by Christopher Tilley, Webb Keane, Susanne Küchler, Mike Rowlands and Patricia Spyer, Los Angeles, London, New Delhi 2006, S. 74-84; Matthias Jung: »Objektbiographie« oder »Verwirklichung objektiver Möglichkeiten«? Zur Nutzung und Umnutzung eines Steinbeiles aus der Côte d'Ivoire, in: Hunde – Menschen – Artefakte. Gedenkschrift für Gretel Gallay, hg. von Britta Ramminger und Heike Lasch, Leidorf 2012, S. 375-383; Tobias L. Kienlin und Anne Widura: Dinge als Zeichen, in: Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen,

> Es handelt sich in jedem Fall um Projektionen bzw. um Bedeutungszuschreibungen an Dinge bzw. Objekte durch menschliche Akteure bzw. Subjekte, denen Dinge lediglich insofern »Vorschub« leisten, als sie sich neben der gegebenenfalls noch relativ klar denotierten Primärbedeutung weiteren Bedeutungsaufladungen gegenüber aufgrund ihrer generellen Polysemie als wenig widerständig erweisen.[9]

Kienlin und Widura weisen demnach auf eine engere Auffassung der Objektbiographie hin, in deren Vordergrund vor allem pragmatische Aspekte und im Kopytoff'schen Sinne »ein Interesse an der Kategorie ›Kontext‹, d.h. dem Lebenszyklus, den Stationen und der Rekontextualisierung von Objekten«[10] stehen. In gewisser Weise werden die Objekte wiederum zu Subjekten der biographischen Konstruktion,[11] und entsprechende Deutungsmuster sollten stets mit einer heuristischen Reflexion über die Analyseschritte bzw. Kategorien bzw. die sie begleitenden Diskurse versehen werden. Ferner sind auch pragmatisch-funktionale Aspekte zu bedenken, und es ist die Frage zu reflektieren, inwiefern ein entsprechender Analysezugang letztendlich nicht eine ›Gebrauchsgeschichte‹ des jeweiligen Artefakts darstellt:

> In einem wörtlichen Sinne haben Objekte keine Lebensgeschichten, weil sie kein Leben haben. In ihrer jeweiligen Beschaffenheit eröffnen sie, um einen Begriff von Max Weber (1988) zu übernehmen, »objektive Möglichkeiten« ihrer Verwendung, die, wenn es Artefakte sind, durchaus nicht mit den in ihre Herstellung eingegangenen Intentionen identisch sein müssen.[12]

hg. von Stefanie Samida, Manfred K.H. Eggert und Hans Peter Hahn, Stuttgart und Weimar 2014, S. 31-38; Hans Peter Hahn: Dinge sind Fragmente und Assemblagen. Kritische Anmerkungen zur Metapher der *Objektbiographie*, in: Biography of objects. Aspekte eines kulturhistorischen Konzepts, hg. von Dietrich Boschung, Patric-Alexander Kreuz und Tobias Kienlin, Paderborn 2015, S. 11-33.

9 Kienlin und Widura (Anm. 8), S. 37.

10 Ebd., S. 38.

11 Vgl. auch die Formulierung der Kapitelüberschrift bei Janet Hoskins (Anm. 8), S. 78: ›Objects as the subject of biographies‹.

12 Jung (Anm. 8), S. 376; vgl. auch ebd., S. 380, aus archäologischer Sicht: »Objekte haben keine Handlungs- und Entscheidungsmitte und sind deshalb nicht autonomie- und damit biographiefähig. Sie handeln nicht, sondern es geschieht etwas mit ihnen«; vgl. ferner auch Bernadette Bensaude-Vincent: Vie d'objets. Sur quelques usages de la biographie pour comprendre les technosciences, in: Critique 781-782 (2012), S. 588-598, hier S. 591: »On prête vie aux objets, mais c'est moins leur existence à eux qui est en jeu que ce qu'ils signifient pour nous«. Zum möglichen Missverständnis des Kopytoff'schen Ansatzes im Hinblick auf das Konzept der kulturellen Biographie vgl. Thierry Bonnot: L'Attachement aux choses, Paris 2014,

Das hier eröffnete Spannungsfeld zwischen interpretativer Kontextualisierung und Gebrauch bzw. Praktiken wird auch in der von Lorraine Daston aus wissenschaftshistorischer Sicht formulierten Unterscheidung zwischen ›vita contemplativa‹ und ›vita activa‹ von (in ihrem Fokus stehenden wissenschaftlichen) Objekten und deren Geschichte sichtbar.[13] Diese heuristisch-epistemischen Präzisierungen liefern für die weitere konzeptuelle Arbeit im Hinblick auf das Dachthema der Wolfenbütteler Tagung wichtige Impulse, die auch für eine (systematisch-programmatische) ›Biographie des Buches‹ fruchtbar gemacht werden können. Ein solcher Ansatz der Objektbiographie kann darüber hinaus für das mittelalterliche und frühneuzeitliche Buch mit einem anderen Ansatz verbunden werden, der auf den ersten Blick genau in die entgegengesetzte Richtung weist: und zwar der (ebenfalls metaphorisch konstruierte) methodologische Zugang zum gleichen Objekt, im Sinne einer *Archäologie des Buches*. Die Archäologie des Buches geht von einem möglichen Ist-Zustand aus und blickt zurück. Ursprünglich im Rahmen der Kodikologie entwickelt, widmet sie sich dem Buch als archäologischem Artefakt, in seiner Materialität und seinen technischen Aspekten.[14]

S. 152f., und dessen Zusammenfassung des Ansatzes, S. 153: »Comme la biographie des individus humains en histoire, l'exercice est au final un moyen de faire comprendre des fonctionnements sociaux articulant individus et objets dans la construction des systèmes de valeur.«

13 Vgl. Lorraine Daston: Introduction. The coming into being of scientific objects, in: Biographies of scientific objects, hg. von Lorraine Daston, Chicago und London 2000, S. 1-14, hier S. 3: »The examples from physics, economics, psychology, biology, anthropology, demography, medicine, sociology, mechanics, and sciences that no longer have a name undercut any facile idealistic account of the coming into being and passing away of scientific objects. These are not only stories about how interpretations of the world succeed one another, a vita contemplativa of scientific objects. They are also stories of the vita activa, of practices and products as concrete as the stacking of atoms and the profits of insurance companies.«

14 Zum hier gewählten Begriff der ›Archäologie des Buches‹ vgl. u.a. François Masai: Paléographie et codicologie, in: Scriptorium 4 (1950), S. 279-293, hier S. 293: »la codicologie est l'archéologie des monuments les plus précieux d'une civilisation: de ses livres.« Zur Diskussion um das Verhältnis von Kodikologie/Archäologie des Buches vgl. auch Albert Derolez: Codicologie ou archéologie du livre?, in: Scriptorium 27 (1973), S. 47-49; zur Konzeptualisierung im Sinne einer analytischen Buchdruckforschung als »Indizienforschung« vgl. Martin Boghardt: Druckanalyse und Druckbeschreibung. Zur Ermittlung und Bezeichnung von Satzidentität und satzinterner Varianz, in: ders.: Archäologie des gedruckten Buches, hg. von Paul Needham in Verbindung mit Julie Boghardt, Wiesbaden 2008, S. 104-129 [zuerst erschienen in Gutenberg-Jahrbuch 1995, S. 202-221], hier S. 104: »Die analytische Druckforschung beschäftigt sich mit dem gedruckten Buch als einem materiellen,

Léon Delaissé, einer der Ersten, die diesen Begriff geprägt haben, definiert die Archäologie des Buches wie folgt: »Par archéologie du manuscrit, j'entends l'examen matériel complet du livre et l'interprétation des faits observés, par rapport au contenu.«[15] Im Vordergrund stehen die physische Materialität der Handschrift als Objekt und die kodikologisch fassbaren Spuren ihrer Herstellung. Nachträgliche Gebrauchsspuren stehen hier zunächst weniger im Fokus. Dennoch können auch diese von Belang sein, vor allem, wenn der betreffende Codex entsprechende materielle Verwandlungen durchlaufen hat, etwa im Bereich der Zusammenstellung der einzelnen Teile bzw. Faszikeln der Handschrift, der Bindung oder Beschneidung in späterer Zeit. Somit stehen auch hier – neben der Herstellung – Aspekte des Gebrauchs der Objekte im Fokus, und der mit diesem verbundenen Geschichte(n).

Es gilt also, das Spannungsfeld zwischen den beiden Konzepten (Archäologie des Buches – Biographie des Buches) zu nutzen, die sich beide auf das Buch als Objekt beziehen, jedoch aus unterschiedlichen Blickwinkeln.[16] Für die uns hier interessierende Frage der vernakularen Spur eignet sich das archäologische Konzept des Buches sehr gut als Ergänzung bzw. Korrektiv zu dem biographischen: Wie zwei verschiedene Lampen beleuchten sie dasselbe Objekt. Was der biographische Ansatz an Gefahren einer teleologischen Ausdeutung bergen mag, kann mit dem Heranziehen des archäologischen austariert und feiner konturiert werden. Was Letzerer mit vielleicht allzu segmentierenden Einzelschritten übersehen mag, kann der biographische Ansatz in einer Gesamtkontextualisierung im Zusammenhang sichtbar werden lassen. Festzuhalten ist zudem, dass beide Konzepte in ihrer Metaphorizität anthropomorphisierende Elemente enthalten, im kodikologisch-archäologi-

handwerklich-technischen Produkt und untersucht dessen Entstehungsweise anhand seines Erscheinungsbildes. Sie ist eine Indizienforschung, eine Archäologie des gedruckten Buches. Ihr Ziel ist es, die Funktion des Buchdrucks als eines Mediums der Textvermittlung zu erhellen, und zwar sowohl im Einzelfall als auch in Gegenüberstellung der Einzelfälle und damit im Verlaufe seiner Geschichte.«

15 L[éon] M.J. Delaissé: Le manuscrit autographe de Thomas a Kempis et *L'imitation de Jésus-Christ*. Examen archéologique et édition diplomatique du Bruxellensis 5855-61, Paris und Brüssel 1956, Bd. 2, S. 2.

16 Auf entsprechende Interaktionsräume innerhalb der Beschäftigung mit der Archäologie des Buches weist auch Marilena Maniaci: Archeologia del manoscritto. Metodi, problemi, bibliografia recente, Rom 2005, Buchdeckel, hin: »Ma la conoscenza dell'oggetto è indispensabile non solo allo storico del libro, bensì anche a tutti coloro – paleografi, filologi, storici dell'arte e della cultura scritta, bibliotecari, restauratori, studiosi, studenti o semplici curiosi – che si interrogano sulla materialità, la genesi e la storia di questo o quel codice.«

schen Bereich betrifft dies insbesondere die körperbezogenen Beschreibungen des Buches und dessen Einzelteile (vgl. ›Fuß‹, ›Kopf‹, ›Körper‹, ›Rücken‹).[17]

Fluidität und Sequenzialität

Insgesamt stellt sich die Frage, wann ein mittelalterliches Buch im Hinblick auf die Herstellung bzw. Produktion als abgeschlossen gelten kann – denn im Unterschied etwa zum gedruckten Buch gibt es keinen Herstellungsakt, der eine (mechanische) Grenzziehung zwischen Produktion (im Sinne des konkreten Druckerzeugnisses) und Weitergabe für die Benutzung erlaubt. Ein gedrucktes Buch kann im Hinblick auf das Einzelexemplar ab dem Moment, da es die Offizin verlässt, als mehr oder weniger ›fertiges‹ Objekt gedeutet werden, zumindest was die Generierung der in ihm enthaltenen Primärtexte betrifft.[18] An mittelalterlichen Codices jedoch wird mitunter Jahrzehnte und länger geschrieben, sie können korrigiert, ergänzt und auch wieder umorganisiert werden. Ihre Genese und ihr Wesen sind somit als fluid zu betrachten.[19] Andrist, Canart und Maniaci halten in diesem Sinne fest: »le manuscrit est un objet évolutif«[20] und definieren den Codex als ein von Anfang an komplexes, vielschichtiges Objekt, dessen Materialität, Aussehen und Bedeutung bzw. Funktionen sich im Lauf der Zeit verändern können. Unter Umständen kann sogar schon die Herstellung des Textes selbst – etwa durch das Layout – die Gebrauchssituation und deren vielfältige Verwandlungen vorwegnehmen bzw. inkludieren. Das mittelalterliche Buch wurde auch als komplexe Maschine

17 Vgl. hierzu insbesondere Yvonne Johannot: Tourner la page. Livre, rites et symbols, Grenoble 1994, S. 184-191.

18 Selbstverständlich ist das historische gedruckte Buch – im Hinblick auf produktionsinterne Herstellungsvorgänge – vielschichtiger in seiner Entstehungsgenese, wie der Vergleich unterschiedlicher Exemplare eines Druckvorganges zeigen kann; vgl. auch Boghardt (Anm. 14). Diese Unterscheidung entsteht aber erst durch den Vergleich und das Spannungsfeld zwischen dem Einzelexemplar und den anderen Exemplaren einer Serie (im Sinne von »Dutzendware« im vorliegenden Band).

19 In dieser Hinsicht haben sie viel mit digitalen Publikationsweisen gemeinsam; siehe hierzu Claudine Moulin: Zum Buchbegriff in der Diskussion um das digitale Publizieren in den Geisteswissenschaften. Überlegungen auch aus linguistischer und mediävistischer Sicht, 2014, http://annotatio.hypotheses.org/date/2014/04 (zuletzt 6.3.2017).

20 Patrick Andrist, Paul Canard und Marilena Maniaci: La syntaxe du codex. Essai de codicologie structural, Turnhout 2013, S. 7.

beschrieben, das selbst in komplexen wirtschaftlichen, soziologischen und kulturellen Mechanismen eingebettet ist.[21]

Bezüglich einer Biographie bzw. einer Archäologie des Buches wird es auf den Betrachter ankommen, wie er die Verankerung des Artefakts in der Zeitlinie und somit die chronologische Verankerung im Fluidum der Überlieferungsdauer als Ausgangspunkt für seine Interpretationsarbeit festlegt. Sowohl Biographie als auch Archäologie sind somit syntagmatische Größen, auf der (diachronen) Achse der Temporalität angeordnete Erkenntnisinstrumente.

Spielarten der vernakularen Spur – Praktiken, Vorkommen und Materialität

In der lateinisch geprägten Schriftlichkeit des Mittelalters sind vernakulare Schriftzeugnisse in der Minderheit; ihre Niederschrift bedurfte besonderer Anlässe und verfolgte unterschiedliche Funktionen. Bei ihrer Untersuchung wird somit der Blick nicht nur auf das Medium, sondern auch auf die Akteure dieser volkssprachigen Schriftlichkeit gerichtet. Nur wenige Handschriften des frühen Mittelalters sind vollständig auf Althochdeutsch verfasst, und selbst diese haben oft lateinische Überschriften bzw. Vorworte. Nicht ihnen soll das Augenmerk im Folgenden gelten, sondern der viel umfangreicheren Gruppe der lateinischen Handschriften, in denen zusätzlich zum lateinischen Primärtext vernakulare Einzelwörter oder Texte eingetragen wurden – und zwar als eine der oben erwähnten vielen Schichten der Biographie einer Handschrift, die zu deren Fluidität beitragen. Diese Eintragungen finden ihren Platz da, wo der lateinische Primärtext freien Raum gelassen hat – am Rand der Pergamentblätter, zwischen den Zeilen des Primärtextes oder aber auf sonst leer gelassenem Raum bzw. leeren Blättern des Codex. Die volkssprachigen Eintragungen in lateinischen Codices, die nicht konstitutiv für den lateinischen Grundtext sind, lassen sich unterschiedlichen Typen zuordnen, insbesondere sind folgende zu nennen:

21 Carla Bozzolo, Dominique Coq, Denis Muzerelle und Ezio Ornato: Une machine au fonctionnement complexe: le livre médiéval, in: La face cachée du livre médiéval. L'histoire du livre vue par Ezio Ornato, ses amis et ses collègues, Rom 1997, S. 87-95, hier S. 87: »une machine au fonctionnement complexe, elle-même insérée dans un système de mécanismes économiques, sociologiques et culturels au fonctionnement complexe.«

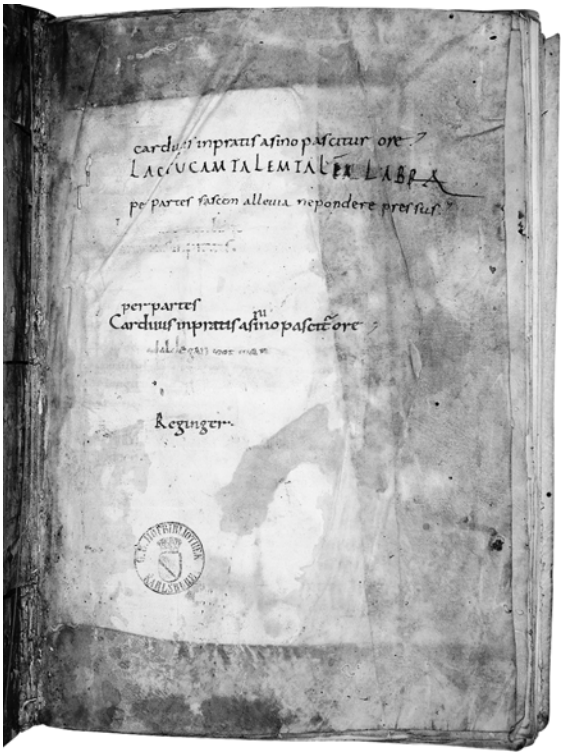


Abb. 1: Federprobe *adaldegan coot man*, Badische Landesbibliothek Karlsruhe, Cod. Aug. perg. 144, fol. 1r

– Federproben, ohne direkten Bezug zu einem Primärtext der betreffenden Handschrift (vgl. Abb. 1)[22]
– Volkssprachige Eintragungen bzw. kürzere Texte auf dem frei gebliebenen Pergamentraum am Rand eines lateinischen Primärtextes, ohne direkten Bezug zu diesem (vgl. Abb. 2)
– Volkssprachige Einträge und Texte auf leer gebliebenen Pergamentseiten, etwa Schmutzblättern einer Handschrift, ebenfalls ohne direkten Bezug zum eigentlichen Inhalt der Handschrift (vgl. Abb. 3)
– Glossen und glossenähnliche Eintragungen zu einem lateinischen Primärtext des Codex (vgl. Abb. 4)[23]

22 Vgl. Rolf Bergmann und Stefanie Stricker: Katalog der althochdeutschen und altsächsischen Glossenhandschriften. Unter Mitarbeit von Yvonne Goldammer und Claudia Wich-Reif, 4 Bde., Berlin und New York 2005 (aktualisiert abrufbar unter http://glossen.ahd-portal.germ-ling.uni-bamberg.de/), hier Bd. 2, S. 685 f. (Nr. 305).
23 Vgl. ebd., Bd. 4, S. 1864-1867 (Nr. 984).

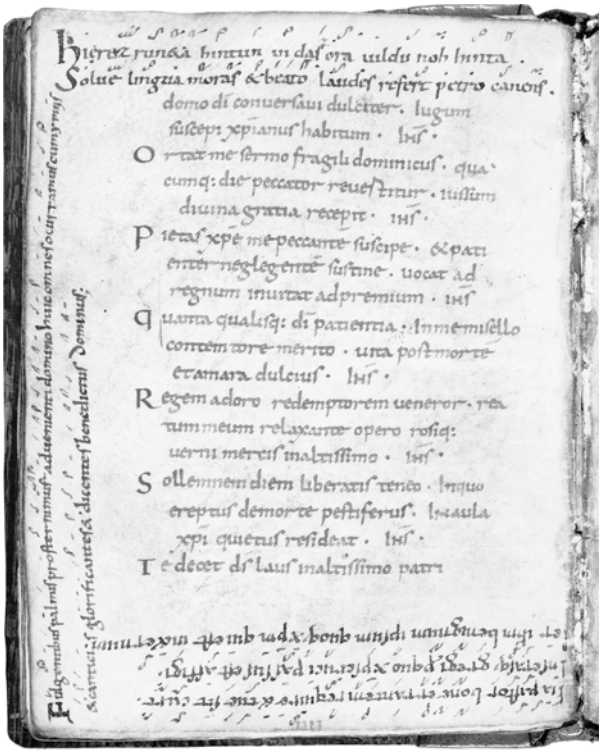


Abb. 2: Gedicht *Hirsch und Hinde*,
Bruxelles, Bibliothèque Royale de Belgique, ms. 8860-67
(Kat.-Nr. 1351), fol. 15v

Eine Kombination der Erscheinungen in ein und derselben Handschrift ist möglich und nicht ungewöhnlich. Mit der Ausnahme von Glossen, also dem Hinzufügen von übersetzenden oder erläuternden Erklärungen zu einzelnen Wörtern oder Stellen des lateinischen Grundtextes, sind die anderen Eintragungsarten in der Regel durch spätere Hände nach der Erstellung des eigentlichen Primärtextes, oft ohne Bezug zu diesem und zum Teil mit größerem zeitlichen Abstand vorgenommen worden. Glossen können zusammen mit dem lateinischen Grundtext in die Handschrift an den Rand oder zwischen die Zeilen von der gleichen Schreiberhand wie der des Primärtextes (also in einem Herstellungsakt) kopiert oder aber von späteren Benutzern angebracht worden sein.

Die oben erwähnten Typen der Eintragungsarten sind nicht den volkssprachigen Eintragungen allein vorbehalten, sie kommen selbstverständlich auch auf Latein vor. Volkssprachige Eintragungen sind insgesamt seltener und markieren daher die entsprechenden Handschriften in besonderer Weise,

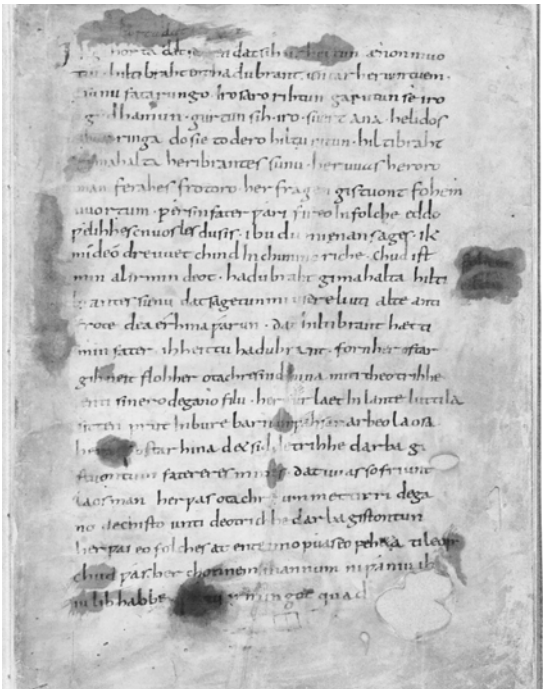


Abb. 3: *Hildebrandslied*, Universitätsbibliothek Kassel / Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt Kassel, 2° Ms. theol. 54, fol. 1r

häufig sind sie es, die eine besondere Singularisierung des entsprechenden Artefaktes (im Kopytoff'schen Sinne) bedingen. Am spektakulärsten trifft dies wohl auf die Pergamenthandschrift zu, die das althochdeutsche *Hildebrandslied*, das älteste Zeugnis germanischer Heldendichtung, enthält:[24] eine lateinische biblisch-theologische Sammelhandschrift, die erst aufgrund ihres sekundären, um 830/40 auf den ursprünglich leer gebliebenen Außenseiten der Handschrift hinzugefügten volkssprachigen Inhaltes sowie ihrer damit verbundenen bewegten Geschichte in Folge des Zweiten Weltkriegs (mitsamt Diebstahl eines der beiden Blätter)[25] zu einem singulären Objekt der kulturellen Überlieferung der deutschsprachigen Literatur wurde.

24 Handschrift Kassel, UB/LMB, 2° Ms. theol. 54; vgl. Klaus Düwel und Nikolaus Ruge: Hildebrandslied, in: Althochdeutsche und altsächsische Literatur, hg. von Rolf Bergmann, Berlin und Boston 2013, S. 171-183.

25 Vgl. hierzu Opritsa D. Popa: Bibliophiles and bibliothieves. The search for the Hildebrandslied and the Willehalm Codex. With a preface by Winder McConnel, Berlin und New York 2003.

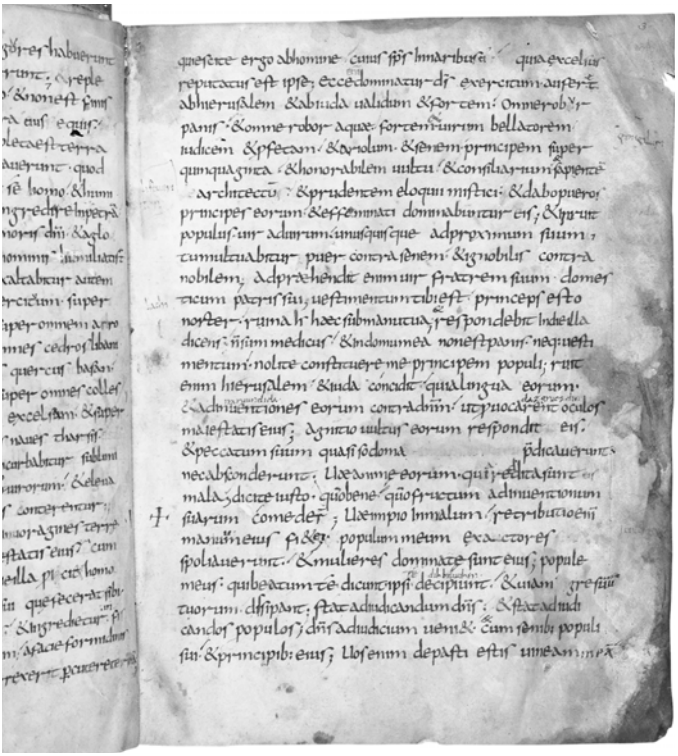


Abb. 4: Glossen zum Alten Testament, Universitätsbibliothek Würzburg, M. p. th. f. 20, fol. 3r

Vernakulare Eintragungen in lateinischen Handschriften begegnen seit dem frühen Mittelalter, sie stellen vielfach die ältesten Zeugnisse der einzelnen europäischen Sprachen dar – für das Deutsche sind sie ab dem Anfang des 8. Jahrhunderts nachweisbar. Ihre Vorkommensdichte ist von Handschrift zu Handschrift unterschiedlich: Sie reicht von einer einzelnen Eintragung bis zu mehreren Hunderten in einem einzelnen Codex. Insgesamt sind bislang über 1450 mittelalterliche Handschriften mit althochdeutschen Glossen bzw. Federproben bekannt,[26] dazu kommen etwa 36 Handschriften[27] mit an-

26 Vgl. Bergmann und Stricker (Anm. 22); siehe auch die aktualisierten Angaben im Bamberger Glossenportal http://glossen.ahd-portal.germ-ling.uni-bamberg.de/ (zuletzt 6.3.2017).

27 Die Angaben beruhen auf einer eigenen Erhebung aus Rudolf Schützeichel: Althochdeutsches Wörterbuch, 7. Aufl., Berlin und Boston 2012, dem Paderborner Repertorium und dem Verfasserlexikon. Die nicht dem Glossenwortschatz zuzurechnende Überlieferung mit literarischen und sonstigen Texten (wie sie in den

deren sekundären, volkssprachigen Eintragungen und Texten in lateinischen Codices (etwa Segen, Beichten oder Gedichte). Im Vergleich zu den wenigen Handschriften (etwa 75) mit althochdeutschem Primärtext (etwa lateinisch-althochdeutsche Bilinguen, die Evangelienharmonie Otfrids von Weißenburg oder die Schriften Notkers III. von St. Gallen) ist somit die Überlieferung vernakularer Schriftlichkeit deutlich als sekundäre Eintragung in bereits existierenden lateinischen Codices zu werten.

Im Hinblick auf die Materialität vernakularer Eintragungen liefert neben ihrer Platzierung in der Handschrift und dem Zeitpunkt ihrer Eintragung auch die Eintragungsart wertvolle Hinweise auf die hier relevante Fragestellung: Wie der Primärtext sind viele der Eintragungen mit Feder und Tinte vorgenommen worden, aber es begegnen auch andere Eintragungsarten, etwa mit dem Rötel oder – oft für das spätere Auge schwer zu identifizieren oder entziffern – fast unsichtbar mit dem Griffel. Letztere Eintragungsart, blind mit dem Griffel in das Pergament gedrückt oder geritzt, erscheint – eher weniger überraschend – sekundären Eintragungen bzw. Paratexten[28] auf Latein oder in der Volkssprache vorbehalten. Ein mit dem Griffel sprachlich bearbeiteter Codex gibt diesem eine zusätzliche materielle Schicht, die im Hinblick auf die Archäologie des Buches anders zu untersuchen ist und auch andere funktionale und pragmatische Aufschlüsse für dessen Biographie(n) geben kann als Federeintragungen.

Das Vorhandensein volkssprachiger Eintragungen in lateinischen Handschriften weist auf eine zusätzliche funktionale Dimension hin: In der Regel sind diese Eintragungen als fakultative Zusätze in dem Sinne zu werten, dass sie zu einem Primärtext hinzugefügt wurden, unabhängig davon, ob sie zu diesem in einer unmittelbaren inhaltlichen Beziehung stehen oder nicht.[29] Der

früheren Auflagen des Schützeichel'schen Wörterbuchs dokumentiert ist) besteht somit fast hälftig aus sekundären Eintragungen in lateinischen Codices (unter Ausklammerung der späteren Notker- und Williram-Überlieferung).

28 Zur Paratextualität volkssprachiger Eintragungen im Sinne von Genette in lateinischen Handschriften vgl. Claudine Moulin: *Zwischenzeichen*. Die sprach- und kulturhistorische Bedeutung der Glossen, in: Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie. Ein Handbuch, hg. von Rolf Bergmann und Stefanie Stricker, Bd. 2, Berlin und New York 2009, S. 1658-1676.

29 Lediglich bei bestimmten, rein zweisprachigen Glossaren können die volkssprachigen Eintragungen als zum Primärtext gehörig betrachtet werden, auch wenn sie theoretisch erst später hinzugefügt wurden. Ein solcher Fall liegt etwa im Bibelglossar der Handschrift Würzburg UB. M.p.th.f.3 vor, dazu Claudine Moulin: *Work in progress.* Zu einem Würzburger Bibelglossar (Würzburg, UB. M.p.th.f.3), in: Entstehung des Deutschen. Festschrift für Heinrich Tiefenbach, hg. von Albrecht Greule, Eckhard Meineke und Christiane Thim-Mabrey, Heidelberg 2004, S. 303-354.

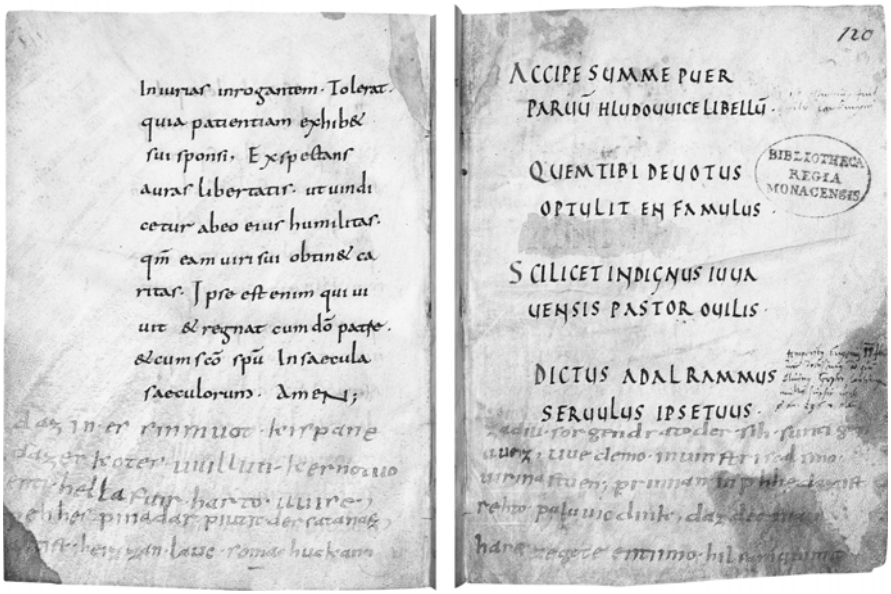


Abb. 5: *Muspilli*, Bayerische Staatsbibliothek München, Clm 14098, fol. 119v-120r

eigentliche Primärtext (etwa der Text der Bibel oder eines lateinischen Klassikers wie Vergil) kann auch ohne diese sekundären Eintragungen bestehen. Die vernakularen Zusätze wären ohne das Vorhandensein der eigentlichen Handschrift mitsamt Primärtext jedoch nicht entstanden, dies gilt sowohl für Glossen als auch für andere Texte, die als »Blattfüllsel« auf frei gebliebenem Seitenraum bzw. Rändern (zum Teil kopfständig) eingetragen wurden, etwa das althochdeutsche Weltende-Gedicht *Muspilli*[30] (Abb. 5) oder die sogenannten *Trierer Zaubersprüche*[31] (Abb. 6).

Durch das Hinzufügen vernakularer Elemente wird die Biographie der einzelnen Handschriften durch neue Bestandteile ergänzt. Hinzu kommen ferner (aus der archäologischen Sicht betrachtet) Layout-Faktoren, die Hinweise darauf geben können, ob sekundäre Eintragungen wie Glossen und Kommentare, Illustrationen bzw. weitere Texte bereits in der Planungsphase des Manuskripts vorgesehen waren, d.h. ob ein Eingreifen seitens späterer Akteure geplant bzw. antizipiert wurde, oder nicht.

30 Vgl. Ernst Hellgardt: Muspilli, in: Bergmann (Anm. 24), S. 288-292.

31 Vgl. Falko Klaes: Trierer Blutsegen/Trierer Pferdesegen, in: ebd., S. 466-467, S. 469-470.

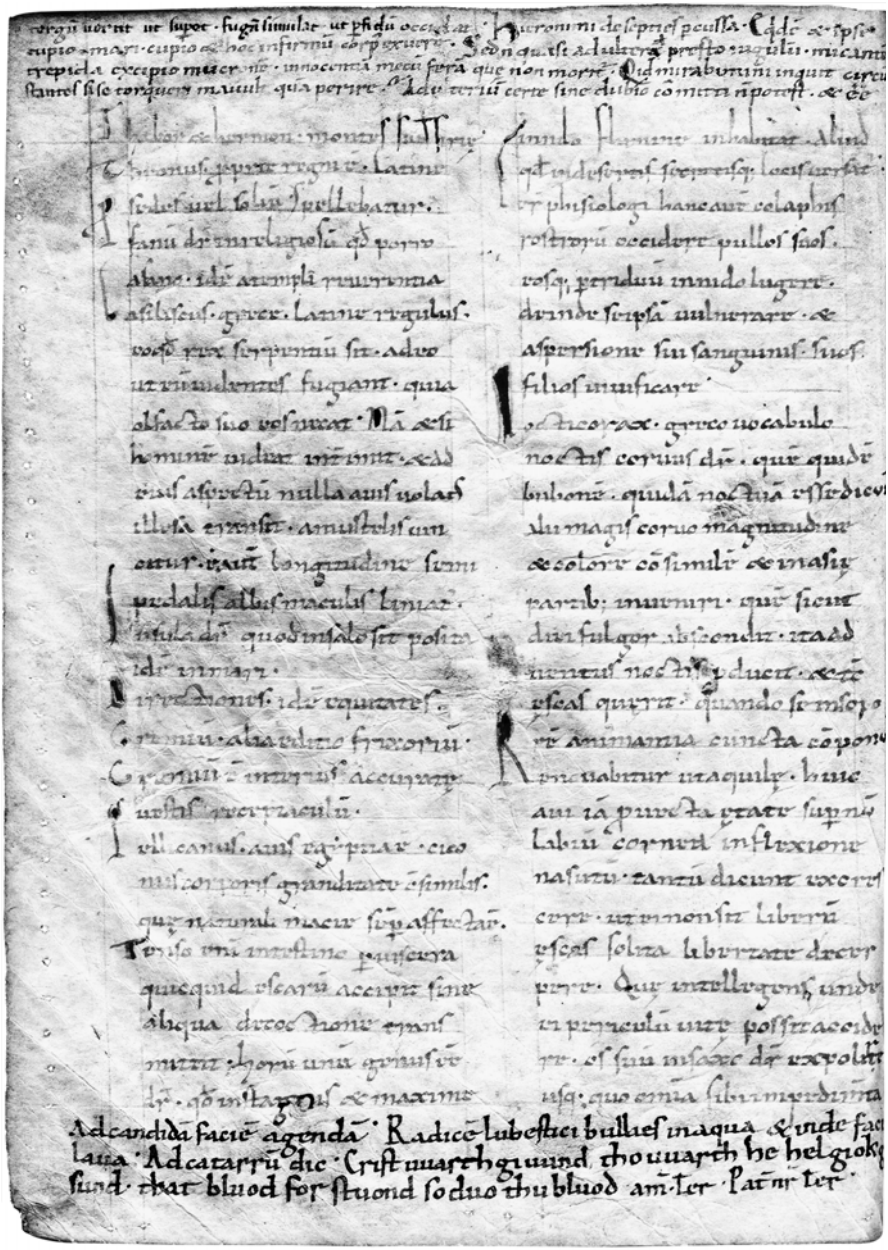


Abb. 6: *Trierer Blutsegen*, Stadtbibliothek Trier, Hs. 40 /1018 8°, fol. 19v

Vernakulares Schreiben und biographische Indikatoren

Im Rahmen der Untersuchung sozialer und kultureller Praktiken der mittelalterlichen lateinischen Handschriftenkultur erlauben vernakulare Eintragungen, insbesondere Glossen, somit nicht nur Einblick in die konkrete Wissenskonstruktion und Wissensaneignung lateinischer Schriftlichkeit im Mittelalter, indem sie etwa das konkrete Textstudium verdeutlichen und Auskunft über das erzeugte Wissen bieten; sie vermitteln auch Identitätsmerkmale innerhalb der Biographie der Handschriften. Sie artikulieren Deutungs- und Handlungsräume, die sowohl das Objekt selbst (die konkrete Handschrift) als auch die an ihm beteiligten Akteure im Hinblick auf deren ›Lebensläufe‹ betreffen, die ich im Folgenden als *biographische Indikatoren* definiere.

Diese biographischen Indikatoren sind vielfältig zu verorten. Unter der oben skizzierten Prämisse, dass Bücher soziokulturelle Gebilde darstellen, können sie verschiedenen *diasystemischen* Bereichen zugeordnet werden: Ähnlich wie Sprache als Kulturobjekt ein System von Systemen darstellt und entsprechend unterschiedlich betrachtet werden kann, können auch Handschriften entsprechende mehrschichtige Dimensionen des Verhältnisses zwischen Objekt und den an ihm partizipierenden Akteuren über die Zeit eröffnen. Ich übertrage hier die ursprünglich von den Linguisten Uriel Weinreich und Eugenio Coseriu entwickelten Konzepte[32] mit entsprechenden Abwandlungen und Neujustierungen für die uns hier beschäftigende Fragestellung. Vernakulare Eintragungen als biographische Indikatoren der jeweiligen Handschrift können demnach *diachronisch*, *diatopisch*, *diamedial*, *diastratisch* und *diaphasisch* sowie in entsprechender Kombination dieser Kriterien gedeutet werden.

Die *diachronische* Dimension innerhalb eines Diskurses über die Biographie des Buches ist wohl die naheliegendste. Im Hinblick auf vernakulare Eintragungen in mittelalterliche Handschriften liefern diese vielfältige Indizien für zeitliche Ankerpunkte nicht nur in Bezug auf die Geschichte der Handschrift. Sprachlich (und paläographisch) datierbare vernakulare Einträge können ferner wertvolle Hinweise zur Geschichte der Benutzung

32 Vgl. grundlegend Uriel Weinreich: Is a structural dialectology possible?, in: Word 10 (1954), S. 388-400, hier S. 390; Eugenio Coseriu: Einführung in die strukturelle Betrachtung des Wortschatzes, 2. Aufl., Tübingen 1973, S. 32f.: »In diesem Sinn ist eine historische Sprache niemals ein einziges ›Sprachsystem‹, sondern ein ›Diasystem‹: eine Summe von ›Sprachsystemen‹, zwischen denen jederzeit Koexistenz und Interferenz herrscht«.

von Handschriften geben – so können etwa sprachlich (und paläographisch) datierbare Glossen unter Umständen eine Benutzungsgeschichte aufzeigen, die sich über mehrere Jahrhunderte erstreckt. Andere wiederum zeigen eine sich zeitnah an die Entstehung der Handschrift anschließende Glossierung, bei der die Genese der Handschrift eventuell nur mit der anschließenden geplanten intellektuellen und verschriftlichten Auseinandersetzung mit dieser zu verorten ist. Dies ist insbesondere im Kontext der Schule der Fall. In Wolfenbüttel sind beispielsweise mehrere Handschriften aus der Benediktinerabtei Weißenburg aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts überliefert, deren Anlage in den Kontext des gelehrten Studiums weist und die – neben lateinischen Glossen – zeitnahe volkssprachige Glossierungen durch Otfrid von Weißenburg (um 860/70)[33] enthalten. Wir haben es hier mit einer absoluten Ausnahme zu tun: In der Regel kennen wir die mittelalterlichen Glossatoren nicht. Hier hingegen liegen vermutlich gleich in mehreren Handschriften lateinische und deutsche Annotationen von der Hand des berühmten Lehrers und Gelehrten sowie ersten namentlich bekannten deutschsprachigen Dichters vor, was wiederum eine besondere Singularisierung, gar »Fetischisierung« im Spannungsfeld von Einzelstück und anonymer Massenware zur Folge hat (vgl. Cod. Guelf. 50 Weissenburg, Tafel I, S. 446[34] und Cod. Guelf. 77 Weissenburg, Tafel II, S. 447[35], beide Handschriften mit Glossen, die Otfrid von Weißenburg ca. 860/70 eingetragen hat).

Ferner liefern vernakulare Spuren als *diatopische* Indikatoren wertvolle Indizien für die Biographie von Handschriften, das heißt im Hinblick auf ihre Verortung im Raum und der Aufzeichnung des räumlichen Lebensweges einer Handschrift. Zum Teil können durch volkssprachige Einträge Laufbahnen und Stationen der Handschriften bzw. deren geographische Migrationsroute über Länder- bzw. Sprach-/Dialektgrenzen hinweg verdeutlicht bzw. entsprechende durch andere Kriterien bereits angedeutete Zusammenhänge verifiziert werden:[36] etwa im Fall einer in Frankreich in der Mitte des 9. Jahr-

33 Vgl. Werner Schröder und Heiko Hartmann: Otfrid von Weißenburg, in: Bergmann (Anm. 24), S. 322-345.

34 Vgl. Bergmann und Stricker (Anm. 22), IV, S. 1842 f. (Nr. 972).

35 Vgl. ebd., S. 1846-1848 (Nr. 976).

36 Vgl. etwa die Fallbeispiele bei Rolf Bergmann und Stefanie Stricker: Der Schreiber als Dolmetsch. Sprachliche Umsetzungstechniken beim binnensprachlichen Transfer althochdeutscher Glossen, in: Der Schreiber als Dolmetsch. Sprachliche Umsetzungstechniken beim binnensprachlichen Texttransfer in Mittelalter und früher Neuzeit, hg. v. Werner Besch und Thomas Klein (= Zeitschrift für Deutsche Philologie, 127. Sonderheft), Berlin 2008, S. 9-26.

hunderts entstandenen Handschrift, die später in Hildesheim aufbewahrt wurde; die enthaltenen ahd. Glossen weisen wohl ebenfalls nach Hildesheim und sind – soweit zu sehen – älter als die nach Hildesheim verweisenden späteren Besitzvermerke in der Handschrift (Cod. Guelf. 56.18 Augusteus 4°, vgl. Tafel III, S. 448).[37]

Unter der *diamedialen* Dimension werden Faktoren gefasst, die sich im Hinblick auf die mediale und materielle Realisierung der sprachlichen Produktion bzw. ihrer Verschriftlichung manifestieren. Hierunter fällt zum Beispiel die Wahl der Sprache bzw. der Sprachen. Viele glossierte Handschriften des Mittelalters weisen auf eine bewusste Praxis der gelebten Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit im Kontext der Schule und Gelehrsamkeit im benediktinischen Rahmen hin. Die Annotationen zum lateinischen Grundtext erfolgen (unter Umständen von den gleichen Händen) sowohl auf Latein als auch in der Volkssprache (vgl. etwa Cod. Guelf. 47 Weissenburg mit dichter, im Kloster Weißenburg eingetragener lateinischer und althochdeutscher Glossierung der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts, Tafel IV, S. 449).[38]

Wir haben es also mit einer gelebten paratextuellen Zweisprachigkeit zu tun, die durch ihre schriftliche Fixierung in der Handschrift auch Rückschlüsse auf die Rolle des mittelalterlichen Buches als Agent in der Wissensdekodierung, -vermittlung und -speicherung zulässt.

Auch die Eintragungsart ist insofern diamedial zu werten, als sie die Materialität des schriftlichen Kodierungsprozesses betrifft. Eintragungen mit dem Griffel etwa gehören insofern zu einer markierten Form der mittelalterlichen Schriftkultur, als sie von der üblichen Schreibpraxis mit Feder und Tinte auf Pergament abweichen. Gründe und Funktionen von sekundären Eintragungen mit dem Griffel, die in der gesamten hier relevanten Überlieferungsperiode vorkommen, sind vielfältig und nicht immer monokausal zu deuten.[39] Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass Griffel und Wachstafel (im Gegensatz zu Feder und Tinte) zur Grundausstattung der benediktinischen Mönche gehörten, und dass der Griffel ein wichtiges Layoutinstrument bei der Handschriftenherstellung selber war, scheint dessen Verwendung zur

37 Vgl. Bergmann und Stricker (Anm. 22), Bd. 4, S. 1825 f. (Nr. 960); Thomas Klein: Studien zur Wechselbeziehung zwischen altsächsischem und althochdeutschem Schreibwesen und ihrer Sprach- und kulturgeschichtlichen Bedeutung, Göppingen 1977, S. 124-129.

38 Vgl. Bergmann und Stricker, ebd., S. 1839 f. (Nr. 970).

39 Vgl. die Überblicksdarstellung bei Elvira Glaser und Andreas Nievergelt: Griffelglossen, in: Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie. Ein Handbuch, hg. von Rolf Bergmann und Stefanie Stricker, Bd. 1, Berlin und New York 2009, S. 202-229.

sprachlichen Fixierung und zur Anbringung von sekundären Elementen wie Notizen, Neumen oder Zeichnungen auch in Handschriften naheliegend und plausibel. In der Tat ist es so, dass viele mittelalterliche Pergamenthandschriften, insbesondere Gebrauchshandschriften, Spuren von (zum Teil starken) Bearbeitungen mit dem Griffel aufweisen, so dass dieser Umstand, auch wenn er medial-materiell als markiert gilt, pragmatisch-funktional eher als unmarkiert zu sehen ist.[40] Griffeleintragungen entwickeln somit eigene Deutungsmodi in der Biographie von Handschriften, die Aufschluss geben können über deren Status (etwa Prachtcodices), deren Inhalt (etwa Tabuwortschatz), deren intellektuelle Erschließung (etwa bei starker inhaltlich-exegetischer Auslegung bzw. bei vorbereitender Glossierung mit dem Griffel für eine anschließende Glossierung mit der Feder) oder deren Benutzungsdichte (etwa bei singulärer Griffelglossierung in einer sonst nicht oder kaum annotierten Handschrift), um nur ein paar Beispiele zu nennen.

Die Tradition des Annotierens in diamedialer Perspektive erlaubt ferner eine kulturelle Verortung schriftsprachlicher Praktiken im mittelalterlichen Kontinentaleuropa als Aktionskraft von Kulturtransfer: Sowohl die Glossierung in der Volkssprache als auch die Annotation mit dem Griffel scheinen insulare Praktiken zu sein, die mit der angelsächsischen und irischen Missionierung auf das Festland gekommen sind und die mittelalterliche Handschrift entsprechend transformiert haben.[41]

Mit dem letzten Punkt ist ein weiterer Aspekt angesprochen, der die soziokulturellen Dimensionen umfasst. Diese können wir als *diastratisch* bezeichnen; sie umfassen Faktoren wie die sozialen Gruppen, den Status, das Alter oder das Geschlecht und verankern das Buch in dichtgeflochtene Netzwerke. Handschriften spiegeln somit nicht nur soziale Bindungen, sondern schaffen diese auch. Sie sind Agenten in dem Sinne, dass durch sie Netzwerke des Lernens, der Wissenskonstruktion und der Wissensspeicherung erst entstehen können. Dies wird nicht so sehr am ›nackten‹ Primärtext in der Handschrift sichtbar, sondern in den Leerräumen, die diese den Teilhabenden zur Verfügung stellt. Die Handschrift Cod. Guelf. 47 Weißenburg

40 Im Gegensatz zu Kommentaren/Glossierungen mit der Feder verzeichnen Handschriftenkataloge Bearbeitungen mit dem Griffel so gut wie nicht bzw. sehr unsystematisch. Besonders ist dies auch für Griffelzeichnungen der Fall, die kaum systematisch erfasst werden.

41 Vgl. Elvira Glaser und Claudine Moulin: Die althochdeutsche Überlieferung in Echternacher Handschriften, in: Die Abtei Echternach 698-1998, hg. von Michele Camillo Ferrari, Jean Schroeder und Henri Trauffler, Luxembourg 1999, S. 103-122, hier S. 104f.

(vgl. Tafel IV) kann hier als stellvertretend für viele ähnliche Fälle gelten, hier begegnen sich verschiedene Hände auf dem Pergament, geübte und weniger geübte sowie verschiedene ›Redaktoren‹, die den Text mehrfach durchgearbeitet haben. Der Text bleibt also während Jahrzehnten seines Gebrauchs ein ›Work in Progress‹, ein Fluidum. Das Layout der Handschrift impliziert gerade, dass Annotationen und Kommentare zum Wesen der intellektuellen Materialisierung dazugehören, und die Handschrift selbst wird in ihrer Biographie zum kollektiven Erkenntnissilo, vergleichbar einem mittelalterlichen Notepad oder gar einer Wikipedia.

Auch die Ansammlung von Federproben, oftmals auf den Schmutzblättern der Handschrift, kann im Blick der Handschriftenbiographie Orte sozialer Bindungen hervorrufen, ähnlich wie Graffiti, bei denen sich über Generationen hinweg Benutzer mit sprachlichen und ikonischen Einträgen in die jeweilige Handschrift einschreiben und sie mit den Autosignaturen in-*form*ieren. Die leeren Außenseiten werden zur Haftfolie von einzelnen biographischen Indikatoren, die unter Umständen wiederum bei der Erschließung des jeweiligen Objekts mehr Indizien zu dessen konkretem Lebenslauf als dessen eigentlichem Inhalt bieten. Ein schönes Beispiel bietet ein Codex vom Ende des 8. / Anfang des 9. Jahrhunderts aus der Benediktinerabtei Echternach, dessen ursprünglich frei gebliebenes erstes Blatt mit verschiedenen sprachlichen Eintragungen sowie Zeichnungen vom 9. bis 14. Jahrhundert gefüllt worden ist (vgl. Abb. 7).[42]

Das Blatt ist ein Begegnungsort, es enthält auf der Vorderseite unter anderem mehrfach die Angabe des Werktitels, einen neumierten Text zu Ehren des heiligen Maximinus, verschiedene lateinische Worterklärungen sowie eine althochdeutsche Glosse zu einer lateinischen Federprobe von einer Hand des 10. Jahrhunderts.[43] Ferner zeigt die Versoseite neben einer zweifachen Titelangabe eine Verwünschung des Bücherdiebs und den Anfang von Alkuins *Vita Willibrordi*.

Das Beispiel mit den Federproben weist auf die letzte der hier zu behandelnden Dimensionen hin, die *diaphasische*, in der unterschiedliche Stile, Intentionen und Kommunikationssituationen greifbar werden. Auch diese Ebene liefert im Bereich der sekundären Eintragungen biographische Indikatoren für den ›Lebensweg‹ der Handschriften – indem sekundäre Textzusätze für

42 Vgl. Glaser und Moulin (Anm. 41), S. 120f.; Bergmann und Stricker (Anm. 22), Bd. 3, S. 1443-1445 (Nr. 756).

43 Vgl. Glaser und Moulin, ebd., S. 120f. Die althochdeutsche Glosse (ahd. *uridhel*) steht über lat. *procus* ›Liebhaber, Freier‹; sie stammt von der gleichen, kleinen Hand des 10. Jahrhunderts wie das lateinische Lemma.

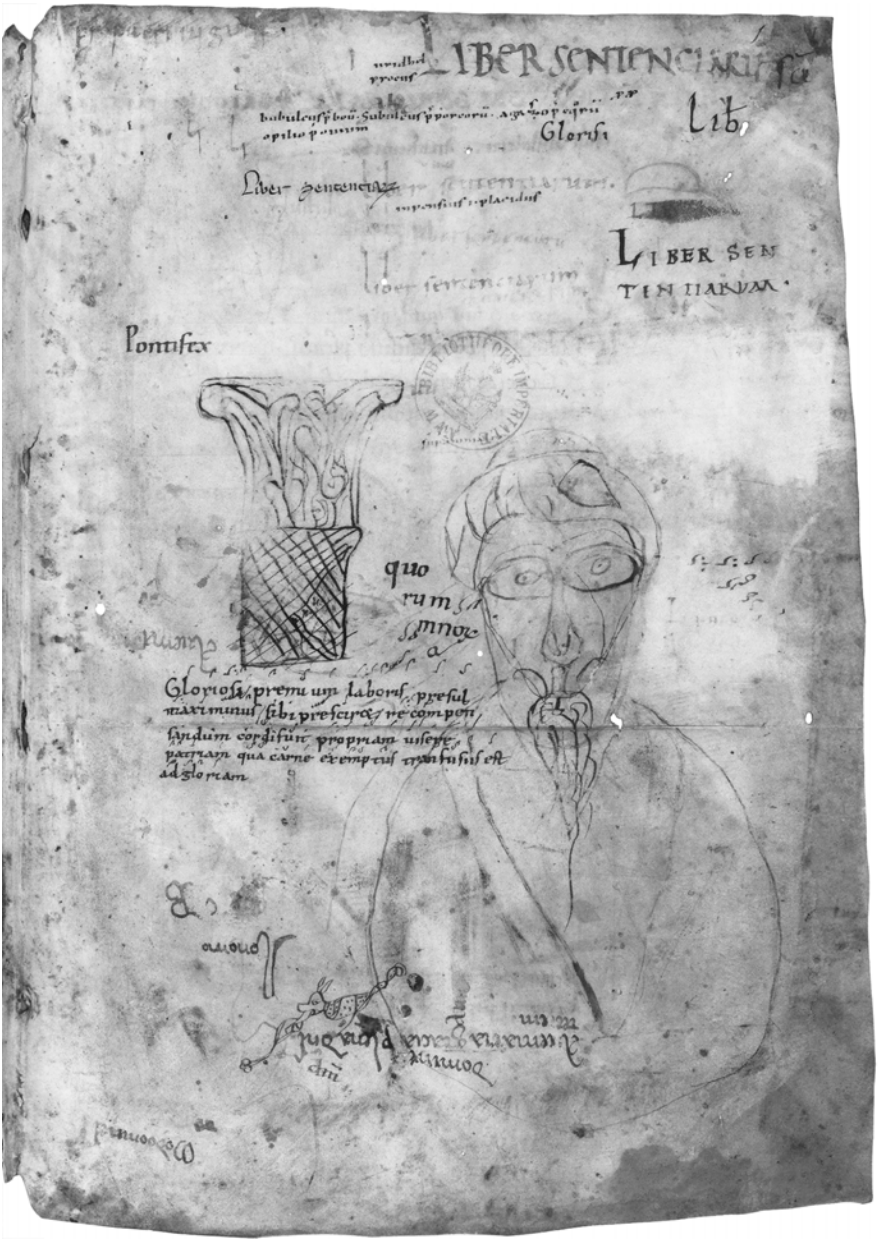


Abb. 7: Federproben, Paris, Bibliothèque nationale de France, Ms. lat. 9565, fol. 1r

die jeweilige Handschrift durch weitere stilistische Schichten oder sogar neue Textgenres neue Benutzersituationen und Interaktionen zwischen Buch und Mensch eröffnen. So verlinkt ein vernakularer Randeintrag um das Jahr 1000 im Cod. Pal. lat. 14 (fol. 171v) der Vaticana (Abb. 8), einer Lorscher Bibelhandschrift des 9. Jahrhunderts, verschiedene Textsorten: Neben dem Buch Judicum (Judic 18,20 – 19,5), dem Primärtext, wird in der Volkssprache ein Auszug aus einer Beichte[44] aufgeschrieben. Über diesem steht ein neumierter, lateinischer Eintrag von anderer Hand, die ebenfalls um die Jahrtausendwende zu datieren ist und Ps 109,4 wiedergibt. Hier handelt es sich um einen besonders interessanten Fall, denn der volkssprachige Eintrag ist auch diastratisch und diatopisch prägnant: Bernhard Bischoff weist darauf hin, dass die Handschrift nach der Mitte des 9. Jahrhunderts vom Kloster Lorsch an ein Grafengeschlecht ausgeliehen wurde:

> Sie war wohl nicht wieder zurückgekehrt, als von einer sehr unkonventionellen Hand (einer Frau? oder eines Laien?) vermutlich im späteren X. Jh. auf fol. 171v ein Fragment der althochdeutschen *Mainzer Beichte* eingetragen wurde.[45]

Sowohl der mögliche Eintrag durch die Hand einer Frau oder eines Laien tragen zur Singularisierung des Artefakts bei und geben seiner Gebrauchsgeschichte eine besondere Markierung, die sonst nur selten zu belegen ist. Der unmittelbar über dem Bruchstück aus der Beichte stehende neumierte Eintrag auf Latein weist seinerseits aus diamedialer Sicht auf die musikalische Dimension hin, ein Phänomen, das ebenfalls bei volkssprachigen Marginalien begegnen kann.[46]

44 Es handelt sich um einen Auszug aus der sogenannten *Mainzer Beichte*, vgl. Bergmann und Stricker (Anm. 22), IV, S. 1526f. (Nr. 793). Die Handschrift enthält ferner auch ahd. Feder- und Griffelglossen.

45 Bernhard Bischoff: Die Abtei Lorsch im Spiegel ihrer Handschriften, 2. Aufl., Lorsch 1989, S. 93, Anm. 54.

46 Ein weiteres Beispiel ist der erotische, volkssprachige Randeintrag *Hirsch und Hinde* aus dem 10. Jahrhundert (Brüssel, BR ms. 8860-67 [Kat.-Nr. 1351]; vgl. oben Abb. 2), bei dem die Forschung inzwischen davon ausgeht, dass er mit einer Vorführungspraxis mit Gesang und Tanz verbunden war; vgl. Ute Schwab: Das althochdeutsche Lied ›Hirsch und Hinde‹ in seiner lateinischen Umgebung, in: Latein und Volkssprache im deutschen Mittelalter 1100-1500. Regensburger Colloquium 1988, hg. von Nikolaus Henkel und Nigel F. Palmer, Tübingen 1992, S. 74-122; Stephan Müller: Hirsch und Hinde, in: Bergmann (Anm. 24), S. 183-185.

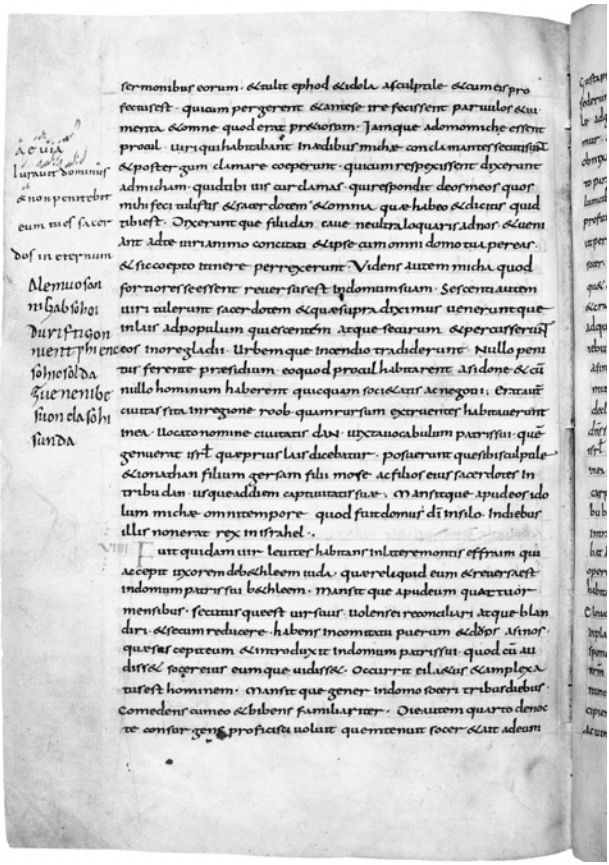


Abb. 8: *Mainzer Beichte*, Vatikan, Biblioteca Apostolica Vaticana, Pal. lat. 14, fol. 171v

Insgesamt kann festgehalten werden, dass vernakulare Einträge in mittelalterliche lateinische Codices nicht nur für eine systemgeschichtliche Betrachtung der althochdeutschen Sprache von Bedeutung sind. Mit archäologischem Blick zunächst zurückverfolgt, liefern sie für die Geschichte der Handschriften, die sie bevölkern, wertvolle biographische Indikatoren, die unterschiedlich aufgeschlüsselt vielfältige Bausteine zu einer Erschließung der Biographien von Handschriften geben. Die vernakularen Einträge stehen dabei nicht im leeren ›Pergamentraum‹, sondern interagieren einerseits sowohl mit dem Primärtext als auch den anderen, etwa lateinischen sekundären Einträgen, und andererseits mit dem Objekt selbst, in dem sie angebracht wurden und dessen Lebensläufe sie mit dokumentieren.

Der Blick fürs Detail: Biographische Indikatoren, Biographeme und das beobachtete Objekt

Der vorgeschlagene Ansatz der biographischen Indikatoren ermöglicht die Aufdeckung unterschiedlicher Kontexte mittelalterlicher Handschriften und des Zusammenspiels der unterschiedlichen, an ihrer Entstehung und ihrem Gebrauch beteiligten Akteure. Zudem lässt er einen unmittelbaren theoretischen Bezug zu literaturwissenschaftlichen und semiotischen Kontexten schlagen, die insbesondere Roland Barthes' Konzept des *Biographems* im Sinne von biographischem Detail bzw. biographischem Einzelsplitter widerspiegeln. Barthes hat den Terminus nicht ausführlich konzeptualisiert.[47] Eine zentrale Stelle der Begriffsarbeit findet sich im Vorwort zum Band *Sade, Fourier, Loyola*:

> wäre ich Schriftsteller und tot, wie sehr würde ich mich freuen, wenn mein Leben sich dank eines freundlichen und unbekümmerten Biographen auf ein paar Details, einige Vorlieben und Neigungen, sagen wir auf »Biographeme«, reduzieren würde, deren Besonderheit und Mobilität außerhalb jeden Schicksals stünden und wie die epikuräischen Atome irgendeinen zukünftigen und der gleichen Auflösung bestimmten Körper berührten.[48]

Biographeme rücken somit das Detail als epistemischen Splitter eines Gesamtsystems in das Zentrum der biographischen Betrachtung. Erst das Detail ermöglicht letztendlich die Singularisierung – mit ihr geht die Aufdeckung von vermeintlich Peripherem und dessen Mikrostrukturen einher. Insofern ist die Objektbiographie letztendlich auch mit einer Geschichte des Details verbunden,[49] deren Auswahl dem jeweiligen Betrachter und seiner raumzeitlichen Position unterliegt. Makro- und Mikrostrukturen stehen dabei – im Sinne auch der oben fokussierten Systemhaftigkeit – in Wechselbeziehung.

47 Vgl. zu den literaturwissenschaftlichen Implikationen insbesondere Sigrid Weigel: Korrespondenzen und Konstellationen. Zum postalischen Prinzip biographischer Darstellungen, in: Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis biographischen Schreibens, hg. von Christian Klein, Stuttgart und Weimar 2002, S. 41-54.

48 Roland Barthes: Sade, Fourier, Loyola, Frankfurt a.M. 1986, S. 13.

49 Unter diesem Gesichtspunkt kann der objektbiographische Zugang auch in die Tradition der ›Detailwissenschaft‹ eingeordnet werden; vgl. zum Terminus ›Detailwissenschaft‹ und deren Geschichte Wolfgang Schäffner, Sigrid Weigel und Thomas Macho: Das Detail, das Teil, das Kleine. Zur Geschichte und Theorie eines kleinen Wissens, in: »Der liebe Gott steckt im Detail«. Mikrostrukturen des Wissens, hg. von Wolfgang Schäffner, Sigrid Weigel und Thomas Macho, München 2003, S. 7-17.

Ferner sind auch Teil (als Teil von einem Ganzen), Besonderes und Detail zu differenzieren:

> Im Vergleich mit dem Teil und dem Besonderen unterhält das Detail ein anderes Verhältnis zum Ganzen und Allgemeinen. Es erfordert und ermöglicht eine andere Optik, einen spezifischen Blick und eine eigene Epistemologie: Sie interessiert sich für das Kleinste, für das scheinbar Marginale oder Unbedeutende, sie fokussiert Mikrostrukturen und dringt in die kleinsten Partikel der Dinge ein, die ihr zum Signum der Erkenntnis werden.[50]

Die im vorliegenden Beitrag erarbeiteten biographischen Indikatoren können im Sinne von Biographemen die mittelalterliche Handschrift bzw. das Buch als kulturelles Objekt in seinen Verwendungskontexten und pragmatischen Zusammenhängen greifbar machen. Sie teilen mit den Biographemen die Detailhaftigkeit, die Fragmentierungsqualität und die Zufälligkeiten, die stets im Auge des jeweiligen Betrachters für das jeweilige Artefakt über die Zeitachse fassbar und letztendlich vom Betrachter dieser Objekte bzw. dessen Deutungskontexten und Kommunikationsnetzwerken auch konstruiert werden. Relativierung und Objektivierung stehen dabei in einem Spannungsfeld – und missgedeutete Indikatoren können unter Umständen andere bzw. verfremdete Objektbiographien ergeben, im Extremfall sogar ›falsche Lebensnarrative‹ hervorbringen.[51] Die Konstruktion und die Betrachtung der Biographie der Dinge bleiben somit auch eine heuristische Herausforderung, bei der die kleinsten Details – die Biographeme bzw. biographischen Indikatoren – in entsprechenden methodischen und kontextuellen Bezug zum materiellen Befund und dessen Deutung gestellt werden müssen – und zwar auch im Sinne einer Archäologie des Buches.

50 Ebd., S. 7.

51 Ein solcher Fall einer ›falschen Biographie‹ liegt, wie ich bei einer Autopsie der betreffenden Handschrift im April 2016 feststellen konnte, etwa bei der Wolfenbütteler Vitruv-Handschrift (Cod. Guelf. 69 Gudianus latinus 2°) vor, für die seit dem 19. Jahrhundert irrtümlicherweise in der Forschungsliteratur tradiert wird, sie enthalte eine ahd. Glossierung, die dann auch als entsprechendes Indiz für die diatopische Zuordnung der Handschrift gewertet wurde. In Wahrheit gehört die Glossierung einer bislang noch nicht als glossentragend bekannten Vitruvhandschrift aus Schlettstadt (Séléstat BHS MS. 17) an; vgl. die entsprechenden Erläuterungen auf dem althochdeutschen Glossenportal, dort unter Glossenhandschrift Nr. 962 und Nr. 850b (http://glossen.ahd-portal.germ-ling.uni-bamberg.de/, zuletzt 6.3.2017).

DUTZENDWARE — EINZELSTÜCK

Petra Feuerstein-Herz

VOM EXEMPLAR ZUM EINZELSTÜCK

Dutzendware, Einzelstück, Unikat

Die polare Gegenüberstellung von Buchexemplaren als ›Dutzendware‹, ›Einzelstücke‹ oder gar ›Unikate‹[1] birgt beim alten Buch per se eine definitorische Problematik in sich. Wird das Buch als Medium eines Textes bzw. Werkes und zugleich als Artefakt, also physisches Objekt, verstanden, so setzt dies bereits voraus, dass wir uns allein im Bereich der typographischen Buchkultur bewegen. Aber eine solche Klassifizierung von Dutzendware oder Einzelstück ist selbst bei im Handsatz hergestellten Drucken fragwürdig. Schon wenn wir daran denken, dass die Druckwerke der Frühen Neuzeit im Regelfall ohne Verlagseinband auf den Buchmarkt gelangten und jedes Exemplar individuell gebunden wurde, können wir von der physischen Verfasstheit des Buches her davon sprechen, dass nahezu jedes Exemplar sich vom anderen unterscheidet. Und selbst bei im Handsatz hergestellten Drucken derselben Auflage kann man nicht apriorisch von identischen Exemplaren ausgehen: Beim Buchdruck, verstanden als eine der Vervielfältigung dienende mechanisierte Form der Text- und Bildkopie mit Hilfe von zu Druckformen zusammengefügten beweglichen Lettern und Bildmustern, waren verschiedene Umstände denkbar, um Veränderungen während des laufenden Druckprozesses – be-

1 Der Begriff des Unikums oder Unikats bezeichnet allgemein ein Einzelstück und wird heute in unterschiedlichen Bedeutungsnuancen verwendet. Die einschlägigen buchgeschichtlichen Lexika verstehen darunter »ein nur in einem einzigen Exemplar bekanntes bzw. vorhandenes (unikales) Exemplar eines Druckwerks«, Ursula Rautenberg: Reclams Sachlexikon des Buches, 3. Aufl., Stuttgart 2015, S. 394, bzw. »ein Buch, das nur ein einziges Mal existiert«, wobei bei alten Büchern entweder »alle übrigen hergestellten Exemplare vernichtet oder verloren« sind oder »es wurde von einem Buch nur ein einziger Abzug hergestellt«, Helmut Hiller und Stephan Füssel: Wörterbuch des Buches, 7. Aufl., Frankfurt a.M. 2006, S. 335. Der Begriff des ›Buches‹ meint dabei entweder den handschriftlich niedergelegten Text oder den im Handsatz hergestellten Abdruck desselben. In einem erweiterten Wortsinn wird der Begriff des Unikats heute auch für »Standardbücher mit Provenienzvermerken, Marginalien oder handschriftlichen Zusätzen« (Lexikon des gesamten Buchwesens, hg. von Severin Corsten, 2. Aufl., Bd. 7, Stuttgart 2007, S. 5) verwendet.

© 2017 Petra Feuerstein-Herz, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.15499/kds-001-005 | CC BY-SA 4.0

absichtigt oder unbeabsichtigt – herbeizuführen. Schon Beschädigungen der von Hand hergestellten Buchstabenformen und die unterschiedliche Stärke der mechanischen Kraft beim Anpressen konnten ein individuelles Druckbild entstehen lassen, desgleichen Korrekturvorgänge, die während des Druckens vorgenommen wurden, sogenannte Presskorrekturen. Oftmals gelangten bereits gedruckte ›fehlerhafte‹ Abzüge oder unvollständige Vorabdrucke in den Umlauf und können unter gewissen Voraussetzungen bereits als Einzelstück oder auch Unikat bezeichnet werden.[2]

Derartige Eingriffe in den Druckvorgang wurden in seltenen Fällen sogar im Buch selbst angezeigt und spezifizieren schon mit diesem gedruckten Hinweis einzelne Exemplare gegenüber der Auflage. Das lässt sich an einem antiquarisch erworbenen Band in der Herzog August Bibliothek illustrieren: Hier ließ der Drucker während des Druckvorgangs eines Werkes den kurzen Text setzen, dass er die Arbeiten unterbrechen müsse, weil er zur Frankfurter Messe aufbrechen wolle, um das Werk – soweit es bislang gedruckt worden war und auch wenn ein Teil der Indizes noch fehlte – dort vorzustellen (Tafel I, S. 450).[3] Auf der Messe wurden einige dieser Vorzeigestücke offensichtlich verkauft, eines davon gelangte vor Kurzem erst durch antiquarische Erwerbung in die Herzog August Bibliothek. Es handelt sich um den 1628 bei Werlin in Tübingen gedruckten *Tarich*,[4] ein Werk zur persischen Geschichte von dem Tübinger Orientalisten Wilhelm Schickard (1592-1635). Vorlage des Druckes war eine Schriftrolle in türkischer Sprache, die der Ulmer Bürger Veit Marchtaler (1564-1641) bei der Eroberung der Festung Filek in Ober-Ungarn (1593) erbeutet haben soll. Während das Original bei Marchtaler verblieb, gelangte eine handschriftliche Abschrift in eine der bedeutendsten Bibliotheken der Zeit: Herzog August zu Braunschweig und Lüneburg (1579-1666) erwarb sie im Jahr 1652.[5] Die Handschrift scheint

2 Vgl. dazu die richtungsweisenden Ergebnisse der analytischen Druckforschung, zu deren bekanntesten Vertretern in Deutschland der an der HAB bis 1998 tätige Buchhistoriker Martin Boghardt (1936-1998) gehört, vgl. zu seinem Werk Martin Boghardt: Archäologie des Buches, hg. von Paul Needham in Verb. mit Julie Boghardt (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens; 42), Wiesbaden 2008.

3 »Deniq[ue] propter festinationem Aurigae factum est, ut quaedam Exemplaria Francofurtum devenerint, in quibus postremi Indices, nempe Temporis […] et Authorum desiderantur […]«, Wilhelm Schickard: Tarich, h.e. Series Regum Persiae, Tübingen 1628, Signatur Herzog August Bibliothek Xb 6594, ungez. S. 232.

4 Wilhelm Schickard: Tarich, h.e. Series Regum Persiae. Tübingen 1628.

5 Zur Familie Marchtaler vgl. Hans Eugen Specker: Marchtaler von, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 16, S. 116f. Die Signatur im Handschriftenbestand der HAB lautet Cod. Guelf. 111 Aug. 4°, aus der Beschreibung im Handschriftenkatalog von Otto von Heinemann geht nicht hervor, ob es sich um eine Abschrift handelt: »Diese

jedoch im Laufe der Jahre in Vergessenheit geraten zu sein und gehörte mehr als einhundert Jahre später zu den überraschenden Funden Gotthold Ephraim Lessings (1729-1781) während seiner Zeit als Bibliothekar in Wolfenbüttel (1770-1781), was ihn zu seiner bekannten Äußerung über das Potential historischer Bücherspeicher anregte: »Wie ich fast immer in unsrer Bibliothek fand, was ich suchte: so fand ich auch oft, was ich nicht suchte, und was ich mir nimmermehr hätte einfallen lassen, in ihr zu suchen.«[6]

Solche Funde, Vernetzungen, Querverbindungen, vielfältige Überlieferungen des einzelnen Werkes und seiner physischen Manifestationen geben die großen, historisch gewachsenen Bücherspeicher bei genauer Suche immer wieder preis: Die Wolfenbütteler Sammlung lässt beim *Tarich* nicht nur die Biographie[7] eines Werkes lebendig werden, sondern zugleich auch die seiner physischen Realisationen auf Textträgern, dem Artefakt Buch, welches erst durch das Zusammenwirken einer ganzen Reihe von verschiedenen Beteiligten – beileibe nicht nur durch seinen Autor – entstehen konnte. Herzog August hat mit dem kritischen und sorgsamen Sammlerblick für seine Bibliothek selbstverständlich ein Exemplar des kompletten Druckwerkes erstanden, das der Typograph nach seiner Rückkehr aus Frankfurt vollendet hatte. Das schön gebundene Exemplar mit Goldschnitt befindet sich heute im Historica-Bestand der Bibliotheca Augusta.[8] Dennoch wurde vor wenigen Jahren das antiquarische Angebot eines der wenigen Messeexemplare mit dem eingedruckten Hinweis gerne wahrgenommen, und hier

merkwürdige Rolle wurde bei der Eroberung der Festung Filek in Ober-Ungarn […] von dem Ulmer Bürger Veit Marchtaler erbeutet und nach seiner Vaterstadt gebracht. Sein Sohn, der jüngere Veit Marchtaler, verkaufte sie dann laut einem Briefe Joh. Valent. Andreäs i.J. 1652 für 60 Thaler an den Herzog August, der sie seiner Bibliothek einverleibte«, in: Otto von Heinemann: Die Augusteischen Handschriften. (Kataloge der Herzog August Bibliothek; 8), Bd. 5, Frankfurt a.M. 1966 (Nachdruck der Ausg. 1903), S. 195f.

6 Lessing berichtet über die Geschichte der Handschrift und seinen unerwarteten Fund in den Wolfenbütteler Beständen, Gotthold Ephraim Lessing: Zur Geschichte und Litteratur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Erster Beytrag, Braunschweig 1773, S. 83-102, hier S. 85.

7 Der Biographie-Begriff wird in diesem Beitrag in der biologisierenden Metaphorik verwendet, indem Buchexemplaren ein Werdegang in ihren kulturellen und sozialen Kontexten zugebilligt wird. Über die vitalistische Fiktion dieser Metapher bin ich mir selbstverständlich im Klaren.

8 Wilhelm Schickard: Tarich, Tübingen 1628, Signatur Herzog August Bibliothek 196.42 Hist (Tafel I). Insgesamt schlossen sich noch mehr als 30 Seiten an, die nicht nur – wie von Werlin angekündigt – die fehlenden Indizes beinhalten, sondern auch einige Seiten mit Widmungsschriften an Schickard.

setzt sich dann die Biographie des Buches fort: Eben weil das angebotene Stück durch den bewussten Entscheid des Druckers – und nicht etwa zufällig durch Verlust in späterer Zeit – unvollständig wurde, interessiert es uns heute als besonderes Exemplar oder vielleicht sogar Einzelstück; es wurde und wird nicht makuliert, sondern im Kontext einer alten, bedeutenden Sammlung werk- und buchgeschichtlich gewürdigt.

Um der angedeuteten Problematik einer polaren Differenzierung von Buchexemplaren zu entgehen, soll in diesem Beitrag neben der Materialität des Artefaktes Buch sein Werkcharakter im weiteren Sinn einbezogen werden: ›Dutzendware‹ wird auf Standardwerke bzw. in zahlreichen Ausgaben und Auflagen gedruckte Texte bezogen. Anhand einiger Beispiele aus den Wolfenbütteler Beständen soll sodann untersucht werden, inwiefern Bücher zwischen Werkintention, physischer Verfasstheit und den biographischen Kontexten ihrer Besitzer und Besitzerinnen zu besonderen Einzelstücken geworden sind. Ein spezielles Augenmerk verdient dabei die Frage, inwieweit der Kontext einer Sammlung die Rubrizierung als ›Einzelstück‹ beeinflusst.

Auratische Exemplare in Sammlungskontexten

Das erste Beispiel betrifft das Buch der Bücher, das auch zu einem der Grundlagenwerke der Buchgeschichte schlechthin geworden ist – die Bibel. Die Zahl der mit unterschiedlichsten Nutzungsspuren in ihrer Geschichte versehenen Bibel-Exemplare in den Altbestandssammlungen ist unüberschaubar. In der Herzog August Bibliothek ist ein großer Teil der Bibeln heute – abweichend vom sonst gültigen Provenienzprinzip – in einer eigenen Bestandsgruppe, der ›Bibelsammlung‹ zusammengeführt.[9] Diese gattungsbezogene Kontextualisierung von Exemplaren ist in Hinblick auf Untersuchungen

9 Die Bibelsammlung der Herzog August Bibliothek umfasst heute etwa 3000 Bibelexemplare, hauptsächlich des 15.-18. Jahrhunderts. Die Sammlung gründet auf Erwerbungen Herzog Augusts und seiner Familie, vor allem aber auf der Sammlung der Herzogin Elisabeth Sophie Marie (1683-1767), die im Jahr 1710 den damaligen Erbprinzen August Wilhelm zu Braunschweig und Lüneburg (1662-1731) in Wolfenbüttel heiratete. Nach seinem Tod lebte sie auf ihrem Witwensitz am Grauen Hof in Braunschweig, wo sich auch ihre Bibliothek befand, vgl. Maria Munding und Heimo Reinitzer: Elisabeth Sophie Marie, in: Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck, Bd. 11, Neumünster 2000, S. 91-94.

zu materialen Spuren und deren Bedingtheiten und Bezügen – etwa für mentalitätsgeschichtliche oder lesersoziologische Forschungen – lohnend.[10]

Bei den Bibeln erschließen sich verschiedene Muster von Lebenswegen.[11] Die Bibel war in der gemeinsamen Lektüre, in der Glaubens- und Andachtsübung als Haupttext der christlichen Religion und zugleich als physisches Objekt – Tagebuch, Familienchronik, Nothelfer etc. – nicht nur »Mittelpunkt des Hauses«,[12] sie konnte mehr noch zu einem individuellen bzw. religiösen oder gar heiligen Repräsentationsobjekt werden.

Anhand mehrerer unter der Sammlungssignatur ›Bibel-Sammlung 4° 197‹ zusammengefasster Bibeldrucke im Wolfenbütteler Bestand lassen sich die vielschichtigen Korrelationen von Werkcharakter, Biographie und physischer Konstitution des Buches verdeutlichen.[13] Einer der Bände ist von der Forschung bereits ausführlich beschrieben worden,[14] im Folgenden soll besonders der sammlungsgeschichtliche Aspekt in den Vordergrund gerückt werden.

Unter der genannten Signatur sind zwei Bände mit zusammen vier separat gedruckten deutschen Bibelteilausgaben Martin Luthers erfasst. Der erste Band enthält die beiden Erstdrucke der frühesten von Luther übersetzten alttestamentlichen Bücher, das *Pentateuch* (Wittenberg 1523) und die *Libri Historici* (Wittenberg 1524). Er wurde in seinem Wert offensichtlich schon von den Zeitgenossen ganz anders wahrgenommen als der zweite Band mit

10 Vgl. dazu besonders die Studie von William H. Sherman: Used books. Marking readers in Renaissance England, Philadelphia 2008, S. 71-86, siehe dazu auch die Schlussbemerkungen in diesem Beitrag.

11 Eine einschlägige systematische Untersuchung zu Teilbeständen der Wolfenbütteler Sammlung steht noch aus. Allgemein bleibt festzuhalten, dass die bisher bekannten Provenienzdaten ein Besitz- und Benutzungsspektrum auch über den Kontext der Buchkultur am Wolfenbütteler Hof hinaus aufweisen, was auf umfangreiche antiquarische Erwerbungen, auch durch Herzog August selbst, zurückzuführen ist.

12 Vgl. Heimo Reinitzer: Leserspuren in Bibeln, in: Wolfenbütteler Beiträge, hg. von Helwig Schmidt-Glintzer, Bd. 13, Wiesbaden 2005, S. 149-252, hier S. 166.

13 Unter der Signatur Bibel-S. 4° 197: Bd. 1 (1): Das Allte Testament deutsch. M. Luther. Wittenberg [1523]; Bd. 1 (2): Das Ander teyl des alten testaments. Übers. v. Martin Luther, Wittenberg [1524]; Bd. 2 (1): Das Dritte teyl des allten Testaments. Wittenberg 1524; Bd. 2 (2): Das nüw Testament kurtz und grüntlich in ein Ordnung. Wittenberg 1526.

14 Vgl. Heimo Reinitzer: Biblia deutsch (Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek; 40), Wolfenbüttel und Hamburg 1983, S. 310; Reinitzer (Anm. 12), S. 167-169; Thomas Schauerte: Die Luther-Bibel des Hanns Ulrich Krafft, in: Wolfenbütteler Beiträge (Anm. 12), S. 255-308.

den *Libri poetici* (Wittenberg 1524) und einer 1526 in Straßburg gedruckten Teilausgabe des Neuen Testaments. Das führen bereits die unterschiedlich aufwendig gestalteten Einbände vor Augen, die noch original erhalten sind (Tafel II, S. 451). Der prächtigere erste Band trägt das Supralibros des Kaufmanns Hans Ulrich Krafft (1550-1621).[15] Er ließ den Sammelband im Jahr 1585 binden. Während seiner kaufmännischen Ausbildung und später in Diensten eines Augsburger Handelshauses hatte es Krafft längere Zeit ins Ausland verschlagen, und nach dem Bankrott seines Auftraggebers war er 1574 für drei Jahre in türkische Schuldhaft geraten. Zurück in Deutschland lebte er in ruhigeren Verhältnissen, heiratete 1587, übte einige öffentliche Ämter aus und baute auf der Grundlage seiner von den Reisen mitgebrachten Preziosen ein Kunst- und Raritätenkabinett auf.[16] Der Band mit den beiden Luther-Erstdrucken gehörte offensichtlich zu dieser Sammlung. Markieren handschriftliche Textannotationen, Marginalien und ähnliche Benutzerspuren in vielen der in Altbestandssammlungen aufbewahrten Bibelexemplaren deren Bedeutung für die gelehrte Bibelarbeit ebenso wie die als Lese- und Andachtswerke zur Glaubensbestärkung, Belehrung und Tröstung des frommen Christen, so bezeugen Exemplare wie das Hans Kraffts einen anderen biographischen Zusammenhang: Hier fällt auf, dass der gedruckte Bibeltext selbst nur an wenigen Stellen handschriftliche Notizen oder andere Lektürespuren aufweist. Unabhängig vom gedruckten Text zeigt sich der Band als solcher, d.h. als physisches Objekt – mit eingeklebten und eingebundenen wertvollen Beigaben – vielmehr wie ein ›Schrein‹ der Luther- und Reformationsverehrung und heiligt den Text zusätzlich auf der Präsentationsebene (Tafel III, S. 451). Zu den eingefügten Beigaben gehören Autographen von Luther, Philipp Melanchthon, Albrecht Dürer und Lucas Cranach d.J., die in den Vorder- bzw. Rückendeckel eingeklebt wurden, ein Kupferstich des Porträtbildes von Luther aus der Werkstatt von Johann Sadeler d.J. sowie ein Flugblatt zur Reformationsfeier im Jahr 1617.[17]

15 Supralibri auf vorderem und hinterem Einband, sie enthalten die Initialen »H V K« [Hans Ulrich Krafft] mit Wappen, darum das Motto: »Vnversvcht Vnerfarn« und die Jahresangabe »1585«, vgl. Tafel II.

16 Zur Biographie vgl. die Angaben bei Schauerte (Anm. 14), S. 259, Fußnote 15, sowie die handschriftlichen Erinnerungen im Stadtarchiv Ulm. Gedruckte Ausgabe: Reisen und Gefangenschaft Hans Ulrich Krafft's. Aus der Originalhandschrift herausgegeben von Konrad Dietrich Hassler, Stuttgart 1861; weitere biographische Notizen sind auf 21 Bl. in dem Wolfenbütteler Exemplar Bibel-S. 4° 197 Bd. 1 enthalten.

17 Vgl. die ausführliche Beschreibung der Beigaben und die Abbildungen bei Schauerte (Anm. 14), S. 262-279, Abb. 1, 4, 6 und 9.

Die Musealisierung in seiner Kunstkammer hinderte den Besitzer offensichtlich nicht an einem dynamischen Gebrauch des Buches, brachte er das ja erst sehr viel später erschienene Gedenkblatt, aber auch die Autographen, zumindest einige von ihnen, etwa das wohl auf ungewöhnlichem Weg empfangene Dürer-Autograph,[18] nachträglich ein. Der Nutzungscharakter des Buches wird besonders deutlich anhand der dort über Jahrzehnte hin fortgeschriebenen Familienchronik.[19] Gewiss hat das Buch damit nicht seinen Charakter als Objekt der Reformations-Verehrung eingebüßt, um als bloßes persönliches Aufschreibemedium instrumentalisiert zu werden. Aufgrund seiner Ausstattung erlangte das Bibelexemplar vielmehr den Rang eines besonders würdevollen Ortes, als Träger der Familien-Memoria, als Medium der konfessionellen Traditionsstiftung, als Ausdruck der Dankbarkeit gegenüber Gott und Anker der Glaubensfestigkeit.

Trotz der engen und emotionalen Bindung des Besitzers an sein Buch fand dieses keinen dauerhaften Platz in der Familiengeschichte – schon in der Enkelgeneration scheint es sich aus dem Besitz der unmittelbaren Nachkommen Kraffts verloren zu haben.[20] Der Weg der Preziose bleibt für einige Jahrzehnte im Dunkeln. Wir finden das Buch erst in einem Inventarband der Bibelsammlung der Braunschweiger Herzogin Elisabeth Sophie Marie (1683-1767) wieder. Diese hatte im 18. Jahrhundert vor allem mittels umfangreicher Auktionsankäufe eine der bedeutendsten Bibelsammlungen der Zeit zusammentragen lassen und »so ein Bibelmuseum von seltener Vollständigkeit geschaffen, für das sie höchst stattliche […] mit Nummern von polirtem Messing bezeichnete Büchergestelle anfertigen liess.«[21] Ihr Hofprediger und Bibliothekar Georg Ludolph Otto Knoch (1705-1783) fer-

18 Vgl. dazu die ausführliche Rekonstruktion bei Schauerte (Anm. 14), S. 268-273, der davon ausgeht, dass »das Dürer-Andenken seinen Besitzer wechselte« anlässlich eines Besuchs Kraffts in Prag, wo er Gelegenheit erhielt, in Begleitung des am Kaiserhof tätigen Malers Bartholomaeus Spranger (1546-1611) die Kunstkammer Rudolfs II. zu besuchen.

19 Auf den Vorsatzblättern befinden sich autobiographische Notizen Hans Ulrich Kraffts und biographische Angaben zu seinen zwölf Kindern. Auf den am Ende des Bandes eingebundenen Blättern ist ein Verzeichnis der Taufpatenschaften, die er und seine Frau während seiner Zeit als Ulmischer Pfleger von Geislingen a.d. Steige im Zeitraum zwischen 1587 und 1619 übernommen hatten, niedergelegt. Den Abschluss bildet eine kurze Aufzählung von totgeborenen Kindern, die ein anderer Amtmann aus der Taufe gehoben hatte.

20 Vgl. Schauerte (Anm. 14), S. 258.

21 Otto von Heinemann: Die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel, 1550-1893, Wolfenbüttel 1894, S. 142.

tigte den Inventarband der Sammlung an, der auch gedruckt überliefert ist.[22] Den Band aus Kraffts Sammlung verzeichnet das Inventar auf Seite 90 in der Rubrik »Bibeln aus D. Mart. Lutheri Ubersetzung (a). Bey seinem Leben« unter Nr. 26. Als ehemaliger Besitzer wird Krafft genannt, er habe den Band »sehr wehrt gehalten, und mit allerley schönen Portraits der Churfürsten von Sachsen, D. Lutheri und Melanchthons, aus dem griffel Albert. von Dürers, ausgezieret, auch gleich an der ersten Decke zween kleine Zettel von Luthers und Melanchthons eigenen Händen, eingeklebet.«

Jahrzehnte später erlebte der Band dann als Stück der Bibliothek von Elisabeth Sophie Marie einen weiteren Sammlungstransfer und damit eine nächste buchbiographische Zäsur: Drei Jahre vor ihrem Tod ließ sie als Mitglied des Braunschweig-Wolfenbütteler Herzoghauses ihre Buchbestände an die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel überführen, womit die Spezialsammlung von Bibeln in den größeren Kontext einer riesigen Büchersammlung geriet, die ein weites, ja universales inhaltliches Spektrum abdeckte. Die Bestände waren schon in der Bibliotheca Augusta und auch später nicht nach Buchgattungen geordnet, ein solcher Fokus richtet sich in einem gewissen Rahmen erst in neuerer Zeit darauf. So entschied man sich während des Direktorats von Erhart Kästner (1904-1974) zwischen 1950 und 1968 für die Vereinigung der in den historischen Sammlungen verstreuten Bibelbestände in einer selbstständigen Gruppe, der ›Bibelsammlung‹. Mit derartigen Zusammenführungen und Neuordnungen sind immer auch formale Entscheidungen der Sammlungszuständigen verbunden, wie etwa die Vergabe eines für den separaten Bestand eigenen in sich abgestimmten Signaturenkontingents.[23] Mit Hilfe des Zeichensystems der Signaturen können Bücher – Werke wie auch Exemplare – im Sammlungsgefüge kontextualisiert werden und möglicherweise neue Zuordnungen in der virtuellen Einheit des Signaturensystems erfahren. So wurde aus bisher nicht eindeutig nachvollziehbaren Gründen dem Krafft'schen Bibelband unter der Signatur Bibel-S. 4° 197 ein zweiter, physisch eher unauffälliger Band aus anderer als der Ulmer Provenienz stammend zugeordnet. Über mögliche Hintergründe lässt sich anhand des Knoch'schen Inventars spekulieren. Demnach folgte dem Exemplar aus Kraffts Sammlung mit der Nr. 26 ein weiterer Band, der ebenfalls die beiden Erstdrucke der alttestamentlichen Übersetzungen Luthers enthält (Nr. 27). Unter Nr. 28

22 Georg Ludolph Otto Knoch: Bibliotheca Biblica Das ist Verzeichnis der Bibel-Sammlvng Welche die Durchlavchtigste Fvrstin […] Elisabeth Sophia Maria […] zu Braunschweig und Lvneburg […] Gesammlet, Braunschweig 1752.

23 Die in der Bibelsammlung zusammengeführten Bände wurden in der neuen Signaturengruppe ›Bibel-S.‹ nach getrennten Formaten in numerischer Folge gelistet.

tauchen dann die beiden in einem Band zusammengefassten Werke auf, die später als zweiter Band in der Signatur Bibel-S. 4° 197 verortet wurden. Möglicherweise sollten die in der Bibelsammlung Herzogin Elisabeth Sophie Maries unter den benachbarten Nr. 27 und 28 inventarisierten Bände unter einer Signatur zusammengeführt werden, und aufgrund einer Verwechslung mit den ja bibliographisch identischen Teilen im Krafft'schen Band kam es zu der gegenwärtigen Konstellation, mit der der einstmals singuläre Lutherband in der virtuellen Einheit der Signatur einen Partnerband erhielt.[24] Seine tendenzielle Nivellierung, ja ›Entwertung‹ offenbart sich auch in Verlusten, die der Band erlitt: Aufgrund eines kleinen Eintrags auf zwei überstehenden Blattresten[25] konnte Thomas Schauerte rekonstruieren, dass dem Band hier zwei Dürer-Kupferstiche von Melanchthon und Friedrich dem Weisen entnommen worden sind. Sie wurden im Jahr 1928 mit anderen Werken zur bildenden Kunst in das Herzog Anton Ulrich Museum, Braunschweig, überstellt. Das Museum war 1754 von Herzog Karl I. begründet worden, um Teile der herzoglichen Sammlungen, vor allem aus den Kunst- und Naturaliensammlungen, aufzunehmen. Der Sammlungsaspekt – die Zusammenführung nach inhaltlichen Gesichtspunkten, hier der Dürer-Graphik – stand nun über dem buch- und provenienzgeschichtlichen Anspruch.

Der Übertritt von einem Sammlungskontext in einen anderen brachte für die Biographie des Buches einschneidende Zäsuren: Allein der Kontext einer Sammlung marginalisierte einen Band mit Luthererstdrucken, der aufgrund seiner physischen, materialen Ausstattung einst ein Weiheobjekt im Präsentationssystem eines Kunst- und Raritätenkabinetts gewesen war, im ›Bibelmuseum‹ der Braunschweiger Herzogin zu einem Gleichen unter Gleichen wurde, wo man das Exemplar wohl würdigte, es aber seine spezielle Aura einbüßte, bis es schließlich sogar aus seiner Singularität in die virtuelle Partnerschaft mit einem anderen, unauffälligen Band überführt wurde.

24 Der Partnerband zum Krafft'schen Exemplar erfuhr damit zugleich eine Aufwertung, indem er jenseits seines Inhalts immer wieder auch in Hinblick auf einen speziellen Provenienzkontext und möglicherweise ebenfalls eingebundene Lutherautographen o.ä. Beachtung findet.

25 Die Blattreste befinden sich unmittelbar neben dem Innendeckel vor dem Luther-Bildnis, das auf der Rückseite des quer – einmal gefalzt – eingeklebten Flugblattes zur Reformationsfeier 1617 aufgeklebt ist, vgl. Tafel III.

Wege zur Seligkeit – Bücher als individuelle Begleiter und Nothelfer[26]

Als ehemalige Fürsten- und Gelehrtenbibliothek weist die historische herzogliche Sammlung einen vergleichsweise homogenen Provenienzbestand auf. Umfangreiche Ankäufe auf dem internationalen Antiquariatsmarkt, mittels welcher die alte Sammlung sukzessive inhaltlich ausgebaut werden soll, erweitern ihn heute. Eine solche, im Wesentlichen vom Angebot bestimmte Auffüllung, trägt Stücke aus einem breiteren Spektrum von Buch- und Werk-Kontexten in die historischen Bestände. Die Wolfenbütteler Exemplare eines populären Andachtsbuches des Nürnberger Hauptpastors Johann Michael Dilherr (1604-1669) illustrieren die unterschiedlichen, vom sozialen und Bildungsstand geprägten Frömmigkeitspraktiken und ihren Einfluss auf die Buchbiographien. Der *Weg zur Seligkeit*, so der programmatische Titel der Erbauungsschrift, erschien in zehn Auflagen zwischen 1646 und 1675.[27] Die Wolfenbütteler Bibliothek besitzt heute sechs Exemplare, darunter vier Stücke aus dem Besitz von Herzog August und seinem jüngsten Sohn Ferdinand Albrecht (1636-1687) sowie zwei antiquarisch erworbene Exemplare bisher im Bestand fehlender Ausgaben, die aus nicht adeligem Besitz stammen. Drei der fürstlichen Exemplare sind mit golden verziertem Buchschnitt gestaltet und tragen handschriftliche Einträge. Das von Dilherr Herzog August mit einer handschriftlichen Widmung zugeeignete Exemplar gehört zum kostbaren Rara-Bestand der Bibliothek.[28] Herzog Ferdinand Albrecht, der selbst eine eigene Bibliothek aufbaute,[29] hatte von Jugendzeit an einen persönlichen Bezug zu seinen Büchern, wie die äußere Gestaltung und die reichen handschriftlichen Einträge und Textanmerkungen zeigen.

26 Zu Begriff und Thematik vgl. Etienne François: Das religiöse Buch als Nothelfer, Familienreliquie und Identitätssymbol im protestantischen Deutschland der Frühneuzeit (17.-19. Jahrhundert), in: Hören Sagen Lesen Lernen. Bausteine zu einer Geschichte der kommunikativen Kultur. Festschrift für Rudolf Schenda zum 65. Geburtstag, hg. von Ursula Brunold-Bigler und Hermann Bausinger, Bern u.a. 1995, S. 219-230.

27 Erstausgabe Johann Michael Dilherr: Weg zu der Seligkeit. So gezeiget in dieses Büchleins Vier Theilen, Nürnberg 1646; seit der 2. Auflage auch *Weg zur Seligkeit*.

28 Signatur Herzog August Bibliothek 560.12 Theol.

29 Vgl. dazu Jill Bepler: Barocke Sammellust. Die Bibliothek und Kunstkammer des Herzogs Ferdinand Albrecht zu Braunschweig Lüneburg (1636-1687) (Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek; 57), Weinheim 1988.

Die beiden Exemplare von Dilherrs Andachtsbuch in seinem Besitz[30] zeichnen sich durch aufwendig gestaltete Einbände mit gepunzten Goldschnitten und bei der kleinformatigen Ausgabe von 1651 mit einem ungewöhnlichen, mit Prägungen strukturierten Einband aus Goldleder aus.[31] Beide Exemplare enthalten handschriftliche Einträge des Prinzen, darunter einen Liedtext aus der Feder seines Bruders Anton Ulrich (1633-1714) und umfängliche Vermerke Ferdinand Albrechts zum Empfang des Abendmahls.[32] Zeigen diese Stücke Praktiken einer fürstlichen Erbauungs- und Buchkultur, so offenbaren sich Lebenssituationen und Gebrauchspraktiken in Exemplaren aus der Hand des ›gemeinen Mannes‹ weniger in literarischen Einträgen. Der affektive Umgang mit dem Buch, die enge Verzahnung mit der Lebenslage seines Besitzers und seiner Besitzerin manifestieren sich hier in anderen materiellen Spuren, wie ein antiquarisch ersteigertes Exemplar des Dilherr'schen Erbauungsbuches offenlegt.[33] Die Vorsatzblätter wurden nicht für poetische oder erbauliche Aufzeichnungen genutzt, sondern zur Niederschrift formaler persönlicher Angaben, im Regelfall Name, Adresse des Buchbesitzers sowie das Kaufdatum. Der Weg des Buches lässt sich so über bald 200 Jahre im Raum von Chemnitz nachzeichnen. Am Ende der Reihe steht der Name von Josef Eberle, Besitzer eines Gänse- und Bettfedernladens in der Färbergasse in Chemnitz, in dessen Besitz der *Weg zur Seligkeit* im Jahr 1906 kam. In den existenziellen Notzeiten der Hyperinflation von 1923 vertraute er sich dem Buch an und scheint darin seelischen Beistand gefunden zu haben (Abb. 1). Eberle schrieb von der zunehmenden Geldentwertung, Brot koste 1000 Mark und Butter 3500, von arger Kälte 1928 und 1929, als sogar das Wasser im Abort eingefroren sei. Möglicherweise zur Veranschaulichung, vielleicht aber auch aus anderen Gründen hat er zwei Notgeldscheine im »Wert« von jeweils zehn Millionen Mark in den vorderen und hinteren Buchdeckel eingeklebt (Tafel IV, S. 452). Die Scheine passen exakt in das Format des Buches und waren in riesiger wertloser Menge verfügbar – haben sie deshalb vielleicht, eher durch Zufall also – in das Buch gefunden? Oder handelte es sich um einen durchaus bewussten Akt, das Gebetbuch mittels dieser Attribute als

30 Es handelt sich um die Ausgaben Nürnberg 1651 (Signatur Herzog August Bibliothek Th 566) und Nürnberg 1655 (Signatur Herzog August Bibliothek Th 567).

31 Vgl. dazu Dag-Ernst Petersen: Die Bibliothekseinbände, in: Bepler (Anm. 29), S. 157-167, hier S. 164f.

32 Vgl. dazu auch Jill Bepler: The use of prayer books at the court, in: Gebetsliteratur der Frühen Neuzeit als Hausfrömmigkeit, hg. von Ferdinand van Ingen und Cornelia Niekus Moore (Wolfenbütteler Forschungen; 92), Wiesbaden 2001, S. 47-62.

33 Johann Michael Dilherr: Weg zur Seligkeit, Nürnberg 1649, Signatur Herzog August Bibliothek Xb 9096.

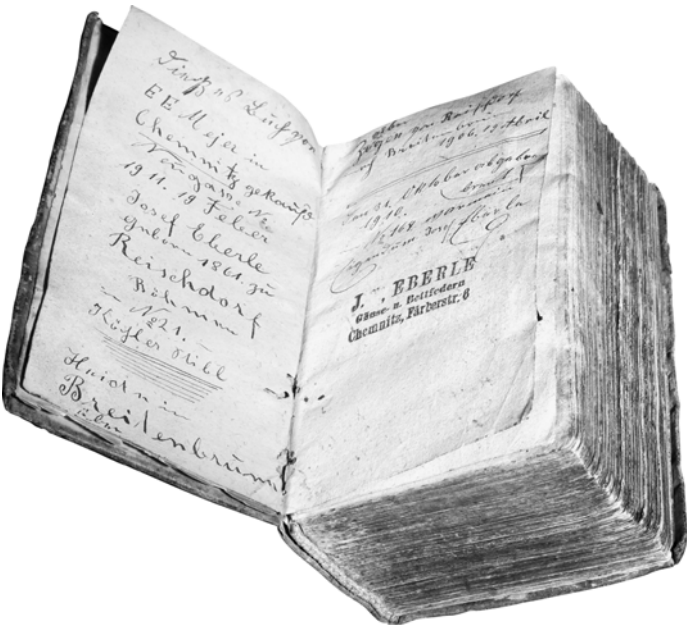


Abb. 1: Johann Michael Dilherr: *Weg zur Seligkeit*, Nürnberg 1649, Herzog August Bibliothek, Xb 9096, beschriebenes Vorsatzblatt

dauerhafte und unvergängliche Stütze in einer Zeit, in der nichts mehr einen Wert zu haben schien, in Szene zu setzen? Oder könnte im Gegenteil ein in den Notzeiten anschwellender Zynismus gegenüber dem im Werk apostrophierten *Weg zur Seligkeit* freien Lauf genommen haben? Vielleicht sollte das Buchexemplar auch nur als sicheres Depot für die dann auch speziell für Sammler gedruckten Serienscheine dienen, die tatsächlich gar nicht mehr als Notgeld in den Umlauf kamen. Verbirgt sich gar etwas unter den Scheinen, das nicht entdeckt werden soll? Wie auch immer: Das Buch erlebte als Begleiter durch die Zeiten, als Zufluchtsort und damit in gewissem Sinn als Teil der Identität seines Besitzers eine eigene Biographie.

Auf dem Weg zum Einzelstück konserviert sich in Buchexemplaren ein vielfältiger Fundus von Spuren der Aneignung und Nutzung. In ihrer physischen Präsenz können sie beschrieben werden, zu fragen ist jedoch, inwieweit sich das bibliothekarische Beschreibungsinstrumentarium auch den offenen Fragen hinter der Materialität annähern kann, um die für die lesersoziologische, allgemeine anthropologische Forschung lohnenden Quellen nachhaltig zu bergen. Am Ende des Beitrags nehme ich noch kurz darauf Bezug.

Buch-Metamorphosen – Fragment oder Einzelstück?

Diskrepanzen bei der konventionellen sammlungsbezogenen Erfassung von Büchern werden besonders deutlich, wenn diese im Laufe ihres Daseins nicht nur Gebrauchs- und Verwendungsspuren aufgenommen haben, sondern in ihrer Erscheinung als physisches Objekt eine Verwandlung erfuhren. In diesen Fällen wäre nicht unbedingt der Werkcharakter substantiell verändert, wohl aber die materielle Phänomenalität des Buches.

Ein Exemplar der in der Frühen Neuzeit viel gedruckten *Germania* des römischen Geschichtsschreibers Tacitus (um 55/56-ca. 120) soll dies verdeutlichen. Im Humanismus erfuhr das Werk eine geradezu »enthusiastische Hochschätzung«[34] und avancierte zu den in vielen Ausgaben, Bearbeitungen und Übersetzungen rezipierten Standardwerken der klassischen Philologie und mehr noch zu einem zentralen Quellentext zur deutschen Geschichte. Dabei galten bis in das 18. Jahrhundert die editorischen Bearbeitungen des niederländischen Gelehrten Justus Lipsius (1547-1606) als maßgebliche Textgrundlage.[35] Dies nicht nur aufgrund seiner sorgfältigen philologischen Bearbeitung und Quellenkritik, sondern auch aufgrund der Eignung dieser Quelle für eine kritische Politikreflexion, die man heute als Tacitismus bezeichnet.[36] Von einer in der Zeit Herzog Augusts erschienenen Ausgabe

34 Dieter Mertens: Die Instrumentalisierung der ›Germania‹ des Tacitus durch die deutschen Humanisten, in: Zur Geschichte der Gleichung ›germanisch-deutsch‹. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen, hg. von Heinrich Beck, Dieter Geuenich, Heiko Steuer und Dieter Hakelberg (Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde; 34), Berlin, New York 2004, S. 37-101, hier S. 78f.

35 Die beiden ersten von Lipsius bearbeiteten Gesamtausgaben erschienen 1574 und 1581: C. Cornelii Taciti Historiarum Et Annalium Libri Qui Extant. Justi Lipsii studio emendati et illustrate. Antverpen 1574, und C. Cornelii Taciti Opera omnia Quae Exstant. I. Lipsius denuò castigavit & recensuit, Antverpen 1581, vgl. dazu allgemein Gerhard Oestreich: Antiker Geist und moderner Staat bei Justus Lipsius (1547-1606) (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften; 38), Göttingen 1989.

36 Diese im 16. Jh. entstandene Bewegung, für die Lipsius als einer der bedeutendsten Vertreter gelten kann, entwuchs dem Bedürfnis nach säkularer politisch-praktischer Klugheit. Lipsius' Bedeutung für die Entwicklung der politischen Wissenschaften im 17. Jahrhundert ist neben vielem anderen auf diese Verbindung zwischen Theorie und instrumenteller Verhaltenslehre in der barocken Hofkultur zurückzuführen, vgl. dazu Wolfgang Weber: Justus Lipsius und das Politikverständnis seiner Zeit, in: Justus Lipsius und der europäische Späthumanismus in Oberdeutschland (Zf. f. bayerische Landesgeschichte; Beih. 33), hg. von Alois Schmid, München 2008, S. 23-36, hier S. 27.

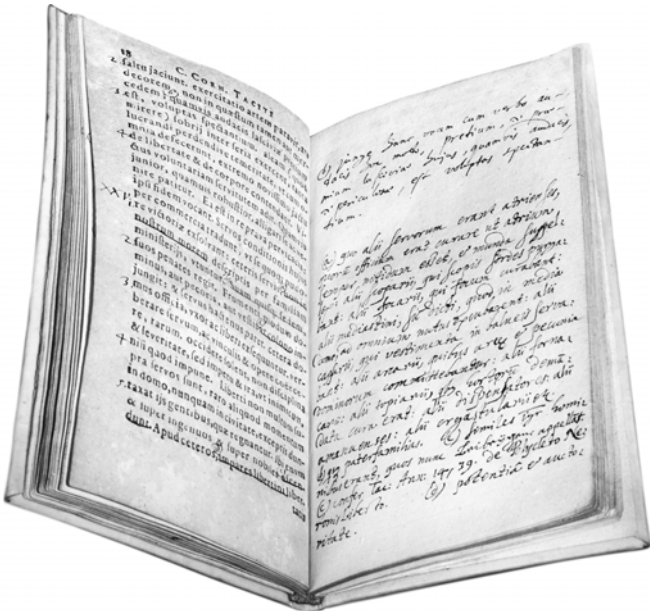


Abb. 2: Cornelius Tacitus: *De Moribus Germanorum liber*, Helmstedt 1635, Herzog August Bibliothek, 513.8 Hist., S. 18 und handschriftliche Einträge auf freiem Blatt gegenüber

gelangten gleich vier Exemplare in die Bestände, was sich wohl darin begründet, dass es sich bei der 1635 auf der Grundlage von Lipisus' *Germania*-Bearbeitung von dem Helmstedter Professor Hermann Conring (1606-1681) herausgegebenen Studienausgabe um einen regional interessanten Druck handelte.[37] Zwei der Exemplare integrierte der Herzog quasi unauffällig jeweils zusammen mit weiteren Werken in Sammelbänden in den vergleichsweise profillosen Quodlibetica-Bestand seiner Bibliothek.[38] Im Unterschied dazu erfuhr ein drittes Exemplar eine spezielle Würdigung, indem August es im Schmuckeinband gebunden solitär in der Gruppe der Historica eingliederte.[39]

37 C.P.Tacitus: De Moribus Germanorum, Liber, ex recensione Iusti Lipsii; Adjecta eiusdem argumenti monumenta quaedam antiqua; & praemissa Hermanni Conringii praefatio, de historiarum, Germanarum inprimis, studiis, Helmstedt 1635.

38 Signaturen Herzog August Bibliothek 403.15 Quod. (3) und 459.10 Quod. (4). Die Gruppe der Quodlibetica beherbergt in der Bibliotheca Augusta in erster Linie Drucke, die aufgrund ihres Inhalts, oder weil sie als Sammelbände mit Werken aus verschiedenen Fachgruppen konzipiert waren, nicht in die inhaltlich systematisch organisierte Aufstellung des Druckschriftenbestands passten.

39 Signatur Herzog August Bibliothek 513.8 Hist.

Nicht nur diese Differenz fällt auf, Interesse weckt hier besonders der Widerspruch, dass laut Aufnahme im Online-Katalog lediglich ein Fragment vorliegt, wobei von mehr als 190 Seiten nur 31 vorhanden sind. Warum ließ der Herzog gerade ein so extrem unvollständiges Exemplar fein binden bzw. durch welche Umstände konnte dieses Stück einen so großen Verlust erlebt haben? Ganz anders als die bibliothekarische Beschreibung vermuten lässt, entpuppt sich das Exemplar bei näherer Betrachtung als äußerst interessantes Buchobjekt und wohldurchdachte Komposition aus handschriftlichen und gedruckten Werkteilen mit unscheinbaren anderen Manipulationen. Laut Widmungseintrag legte der älteste Sohn von Herzog August, Rudolf August (1627-1704), seinem Vater hiermit ein Geschenk vor. Anlass war der Jahrestag eines wichtigen familiären und zugleich politischen Ereignisses.[40] Dabei scheint dem damals etwa 17-jährigen Schüler neben seiner inhaltlich-philologischen Studie zu dem taciteischen Text, die als Leistungsnachweis gegenüber dem Vater gelten konnte, mehr noch die Gestaltung seines Arbeitsergebnisses als Buch wichtig gewesen zu sein. Er organisierte es nicht nur als sogenanntes durchschossenes Exemplar, d.h. mit eingebundenen Leerseiten für handschriftliche Kommentare (Abb. 2), sondern wandte auch einige Kunstgriffe an, um die gebräuchliche Studienausgabe in ein neues Werk mit individueller Prägung umzugestalten.

Dazu ließen er und sein Lehrer[41] eine umfangreiche Vorrede des Herausgebers Conring sowie einige von diesem im Anhang der *Germania* beigegebene ergänzende Quellentexte[42] nicht in den Band mit einbinden, wobei auch das Titelblatt der Ausgabe 1635 verschwand. Quasi als Ersatz wurde dazu eine neue handschriftlich angefertigte Eingangsseite sowie eine mit Hand geschriebene Einleitung des Prinzen dem Drucktext der *Germania* vorgebunden. Offensichtlich war Rudolf August der vollkommene Eindruck eines neuen Werkes und Buches äußerst wichtig. So ist die Kustode auf der

40 Der Band war Herzog August als Geschenk zum ersten Jahrestag seines Einzugs im Jahr 1643 in das Schloss Wolfenbüttel gewidmet. Nach ihrer Besetzung durch kaiserliche Truppen im Jahr 1627 konnte die Festungs- und Residenzstadt Wolfenbüttel erst nach dem Friedensschluss von Goslar (1642) im September 1643 in Besitz genommen werden. Herzog August hatte die Regentschaft offiziell im Jahr 1635 übernommen und residierte während der Besatzungszeit mit seiner Familie auf Burg Dankwarderode in Braunschweig.

41 Laut Vorrede und aufgrund der handschriftlichen Einträge ist davon auszugehen, dass Rudolf Augusts Lehrer Abraham Marconnet (geb. 1617) an der inhaltlichen Bearbeitung und auch unmittelbar an der Gestaltung beteiligt war.

42 Beigefügt sind u.a. Auszüge aus Caesars *De bello Gallico*, Pomponius Melas *De situ orbis* und Philipp Clüvers *Germania antiqua*.

letzten Seite des *Germania*-Druckes verschwunden, die ja auf nun fehlenden gedruckten Text hinweisen würde, was irritiert hätte. Wie die autoptische Prüfung des Stückes erkennen lässt, wurde hier eine diskrete Manipulation vorgenommen, indem die Kustode mit ganz dünnem Papier sehr fein überklebt ist. Das nun neue Buch sollte auch den üblichen Gepflogenheiten entsprechend abgeschlossen werden, so trug der Prinz per Hand zum Abschluss des vorliegenden gedruckten Textes in Versalien »FINIS« ein. Für seinen Vater war es später offensichtlich kein Problem, diese ungewöhnliche Buchgabe des Sohnes, dieses aus Handschrift und Druck hybride Einzelstück in den konventionellen Druckschriftenbestand seiner Bibliothek einzugliedern. August beschriftete den schmalen Rücken des Pergamentbands mit den Angaben zum Titel und zum vorgesehenen Standort in der Bibliothek und trug die Daten an die entsprechende Stelle in seinem berühmten Bücherrad-Katalog ein.[43] In diesen ›Metadaten‹ stellte er jedoch nur den Zusammenhang zwischen Tacitus und Rudolf August dar, es existiert kein Hinweis auf Lipsius und Conring, auch kein Verweis auf die beiden anderen Exemplare der Ausgabe 1635. Für den Sammler und Begründer der Bibliotheca Augusta war der durch die Metamorphose des Dutzendstückes entstandene neue und singuläre Kontext offensichtlich von größerer Bedeutung als der wahre bibliographische Zusammenhang.

Einzelstücke, die solche Wandlungen der physischen Konstitution des Buches in ihrem individuellen Werdegang erlebten, treten immer wieder in den großen Bücherspeichern zu Tage. Interessant ist etwa ein Exemplar des bekannten Anleitungsbuches zur protestantischen Hofkultur *Della Cavalleria* von Georg Engelhard von Löhneysen (1552-1622), Stallmeister der Wolfenbütteler Herzöge.[44] Herzog August hatte neben einem vollständigen Stück der heute seltenen Ausgabe von 1609/10 laut Bücherrad- und modernem Online-Katalog auch ein Fragment in seinen Bestand aufgenommen. Dies entpuppt sich als ein im Grunde völlig anderes Werk, in welchem offensichtlich ein Teil der großformatigen Blätter des zweiten Teils, die jeweils untereinander drei Kupferstiche von imposanten Prunkschlitten (Abb. 3) enthielten, zerschnitten, illuminiert und in veränderter Reihenfolge neu gebunden worden waren.[45] Und so ist aus dem unhandlichen, großforma-

43 »C. Cornelii Taciti, de Situ, Moribus, et Populis Germaniae, Libellus: Annotatiunculas Philologicas, calamo addit, filius meus Rudolphus Augustus, Ao. 1644.«

44 Georg Engelhard von Löhneysen: Della Cavalleria. Grundtlicher Bericht von allem was zu der Reutterei gehorig und einem Cavallier davon zuwissen geburt. T. 1-2. Remlingen 1609-1610. Signatur Herzog August Bibliothek 1 Bell. 2°.

45 Signatur Herzog August Bibliothek 28.11.1 Geom. Im Barock zählten Prunkschlitten zu einem wichtigen Teil des höfischen Zeremoniells. Löhneysen lieferte in

tigen Anleitungswerk zur Pferdehaltung und Reitkultur ein kleines Querformat zum Durchblättern sehr schöner farbenfroher Schlittenbilder geworden (Tafel V, S. 452). Denkbar wäre hier jedoch auch, dass die Kupferplatten für die Schlittenbilder bereits separat auf vorher in kleinerem Querformat zugeschnittene Bogen einzeln aufgedruckt wurden, was dann allerdings in einem anderen buchbiographischen Kontext als dem hier diskutierten stehen würde.

Exemplar und Einzelstück: Was kann die bibliothekarische Beschreibung leisten?

Gerade dieses letzte Beispiel mag die Komplexität und Problematik einer den Objektbesonderheiten gerecht werdenden bibliothekarischen Darstellung verdeutlichen, auch in Hinblick auf buch- und objektgeschichtliche sowie lesersoziologische Forschungsfragen: Besteht schon eine Herausforderung darin, die besonderen Einzelstücke in den riesigen Bücherspeichern auszugraben, so ist die Identifizierung materialer Spuren und ihre Einordnung in biographische Kontexte ebenso wie ihre differenzierte und recherchefähige (bibliothekarische) Beschreibung in den Nachweismitteln, sprich modernen Onlinekatalogen, ein noch weithin offenes Feld mit vielen Desideraten.

Die Thematik betrifft zunächst die bibliothekarischen Beschreibungssysteme, die seit längerer Zeit schon im Bereich des alten Buches über ein spezielles Regelwerk zur Provenienzerschließung verfügen. Hiermit sind Provenienzhinweise und auch materiale Gebrauchs- und Benutzungsspuren auf einer ersten, relativ allgemeinen Stufe erfassbar.[46] Für die im Text aufgeführten Beispiele stellt die Terminologie etwa Begriffe wie ›Annotation‹, ›Marginalie‹, ›durchschossenes Exemplar‹, ›handschriftlicher Eintrag‹ bereit. Wünschenswert wären erweiterte Strukturen, die materiale Exemplarmerkmale differenzierter darstellen ließen, so zum Beispiel in Hinblick auf Papier, Einband und buchbinderische Merkmale. Vor allem aber auch eine normierte und damit recherchefähige Erfassung von Umfang und Art handschriftlicher Einträge wäre notwendig (Datierung, Sprache, Form der Notate, Klassifizierung des Inhaltes u.ä.). Interessante weiterführende Ansätze stellen der Buchwissenschaftler William H. Sherman und der Literaturwissenschaftler

seinem Werk rund 60 Vorlagen von prächtigen Schlittenmodellen zu unterschiedlichen thematischen Bereichen. Im Anhang bot er auch eine genaue Anleitung, wie sie farblich gestaltet werden sollten. Die Kupferstiche in dem besonders gestalteten Band sind mehr oder weniger dieser Vorlage entsprechend ausgemalt worden.

46 Vgl. dazu Thesaurus der Provenienzbegriffe, http://provenienz.gbv.de/T-PRO_Thesaurus_der_Provenienzbegriffe (zuletzt 25.3.2017).

Abb. 3: Georg Engelhard von Löhneysen: *Della Cavalleria. Grundtlicher Bericht von allem was zu der Reutterei gehorig und einem Cavallier davon zuwissen geburt*, T. 2, Remlingen 1610, Teilausg. Herzog August Bibliothek, 1 Bell. 2°, Tafel 13 mit Schlittenbildern

Magnus Wieland vor. Sherman, der sich speziell mit Annotationen in Bibelexemplaren beschäftigt, schlägt acht Kategorisierungen für Benutzungsspuren vor, die eine differenziertere Darstellung von Rezeption und Gebrauch ermöglichen, indem sie etwa die literarische Form von Einträgen, die Art von Zählungen und Datierungen oder auch Nutzungskontexte wie liturgische Instruktionen u.ä. berücksichtigen.[47] Magnus Wieland befasst sich speziell mit der Typologie von Annotationsspuren in Autorenbibliotheken. Dabei geht er »bewusst nicht inhaltlich-interpretativ (im Hinblick auf Werkbezüge), sondern rein materiell-deskriptiv vor«, um nicht zuletzt auch »eine diachron-vertikale [Lektüre betreiben zu können], die tief in die Schichten

47 Sherman (Anm. 10), S. 80-83.

einer (oder sogar mehrerer) Lesebiographien reicht.«[48] Wieland entwickelt dabei in der Dichotomie autographer und allographer Marginalien ein Differenzierungsschema, das sich der Darstellung von Einträgen in Buchexemplaren in ihrer Rezeptionsabsicht oder allgemein Rezeptionssituation zu nähern versucht.[49]

Neben einer Erweiterung der Beschreibungskategorien und Erfassungsstrukturen wären für zukünftige Projekte auch die Möglichkeiten der digitalen Geisteswissenschaften zu prüfen, was allerdings in keinem Fall den autoptischen Umgang mit dem ›Einzelstück‹ ersetzen kann. Die feine Überklebung in der Buchgabe des Wolfenbütteler Prinzen ist jedenfalls in der digitalen Version so gut wie nicht erkennbar und konnte daher auch erst am Original selbst entdeckt werden.

48 Magnus Wieland: Materialität des Lesens. Zur Topographie von Annotationsspuren in: Autorenbibliotheken. Erschließung, Rekonstruktion, Wissensordnung, hg. v. Michael Knoche, (Bibliothek und Wissenschaft; 48), Wiesbaden 2015, S. 147-173, hier S. 172.

49 Wieland arbeitet im Spektrum von verschiedenen Kategorien, die von ›situativ-rezeptiven‹ und ›aktiv-rezeptiven‹ Spuren bis hin zu ›kreativ-rezeptiven‹ und ›destruktiv-rezeptiven‹ Spuren reichen.

Armin Schlechter

BEGEHRT ODER BALLAST?

ÜBERLEGUNGEN ZUR NUTZUNGSFREQUENZ VON INKUNABELN AUS DEM ZISTERZIENSERKLOSTER SALEM UND DEM BENEDIKTINERKLOSTER PETERSHAUSEN

Inkunabeln sind jeweils Teil einer von der Intention her identischen Druckauflage. Im Lauf ihrer bis in die Gegenwart reichenden Geschichte differenzierten sie sich durch ganz unterschiedliche Faktoren in Form von Exemplaren aus. Neben völlig zerlesenen Exemplaren stehen Stücke ohne jegliche historische Gebrauchs- und Nutzungsspuren und damit aber auch ohne eine eigene Biographie. Nur Exemplare mit einer Biographie, also mit Nutzungsspuren, bieten aber die Grundlagen für eine Untersuchung, ob es sich um begehrte, in unterschiedlichem Grad rezipierte Bücher handelt oder nicht. Die Verwendung des Begriffs ›Biographie‹ in diesem Zusammenhang erklärt sich daraus, dass es sich bei einem historischen Buch um ein dynamisches Objekt handelt. Als Teil des historischen Überlieferungsprozesses können sich in ihm die Biographien seiner Nutzer oder sogar Abfolgen verschiedener Nutzergenerationen spiegeln. Zu unterscheiden ist ferner die bis maximal ins 18. Jahrhundert reichende tatsächliche Nutzung von Inkunabeln in Form von Gebrauchsliteratur von der sich anschließenden Zeit. Ab dem 17./18. Jahrhundert wurden Inkunabeln von einem Gebrauchsgegenstand mehr und mehr zu wertvollen bibliophilen Sammelobjekten.

Materialgrundlage für diese Untersuchung sind zwei südwestdeutsche Klosterbibliotheken, die in der Universitätsbibliothek Heidelberg aufbewahrt werden, die Sammlungen aus dem Zisterzienserkloster Salem und dem Benediktinerkloster Petershausen. Beide Fonds sind als Teil des Heidelberger Inkunabelkatalogs erschlossen und bilden dort die mit Abstand größten zusammengehörigen Bibliotheken.[1] Die Büchersammlungen beider Klöster kamen im Zuge der Klosteraufhebungen der napoleonischen Zeit an ihren

1 Katalog der Inkunabeln der Universitätsbibliothek Heidelberg, des Instituts für die Geschichte der Medizin und des Stadtarchivs Heidelberg, Bd. 1-2, bearb. von Armin Schlechter und Ludwig Ries, Wiesbaden 2009 (Inkunabeln in Baden-Württemberg. Bestandskataloge, Bd. 3 = Kataloge der Universitätsbibliothek Heidelberg, Bd. 9); im Folgenden: Ink.-Kat. Heidelberg. Ich danke Ludwig Ries (Schriesheim) und

© 2017 Armin Schlechter, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.15499/kds-001-006 | CC BY-SA 4.0

heutigen Lagerort. Diese Zugänge wurden zwar durch spätere Dublettenverkäufe und -abgaben geschmälert, des Weiteren durch die Auflösung von Sammelbänden. Trotzdem sind die Büchersammlungen aus Salem und Petershausen vergleichsweise intakt geblieben. Auch die archivische Quellenlage ist als besonders gut zu bezeichnen, weil sich in beiden Fällen handschriftliche Verzeichnisse der Säkularisationszeit erhalten haben, die auch bei einem Fehlen von Besitzeintragungen in den einzelnen Büchern Zuweisungen an eine der beiden Klosterbibliotheken ermöglichen.[2]

Das 1134 gegründete Zisterzienserkloster Salem[3] im heutigen Bodenseekreis konnte, lediglich unterbrochen durch den Verlust der Abtsbibliothek aufgrund eines Brandes im Jahr 1679, bis zur Aufhebung 1802/03 vergleichsweise kontinuierlich seine Bibliothek aufbauen. Inkunabeln wurden in beiden Klöstern vom 15. bis zum 18. Jahrhundert erworben. Salem wie auch Petershausen fielen dann als Entschädigung für den Verlust linksrheinischer Besitzungen an den badischen Markgrafen Karl Friedrich von Baden. 1826/31 erwarb die Universitätsbibliothek Heidelberg die vereinigten, zu dieser Zeit in Salem aufgestellten Salemer und Petershausener Büchersammlungen. Heute lassen sich noch etwa 750 Inkunabeltitel aus Salem nachweisen. Über 300 Titel gehören zum Fach Theologie, 180 zur Jurisprudenz und etwa 60 zur Philosophie. Etwa 50 Inkunabeln überliefern Werke der klassischen Antike, weitere etwa 30 Titel gehen auf humanistische Autoren zurück.[4]

Das Benediktinerkloster Petershausen[5] wurde 983 vom Konstanzer Bischof Gebhard II. gegründet. Nach einer kurzen Phase der Unterdrückung durch die Stadt Konstanz im Zuge der Reformation fiel es 1556 an den Orden zurück. Wie Salem wurde Petershausen 1802/03 aufgehoben. Unter den Heidelberger Inkunabeln lassen sich etwa 300 Inkunabeltitel aus Petershausen fassen. Etwa ein Drittel davon geht auf zwei große private Sammlungen zurück,

Dr. Friedrich Seck (Tübingen) für Auswertungen der zugrundeliegenden TUSTEP-Datenbank.

2 Universitätsbibliothek Heidelberg, Heid. Hs. 2679, Bl. 3a-18b (Petershausen), Bl. 20a-101b (Salem).

3 Die Zisterzienser und Zisterzienserinnen, die reformierten Bernhardinerinnen, die Trappisten und Trappistinnen und die Wilhelmiten in der Schweiz, redigiert von Cécile Sommer-Ramer u. Patrick Braun, Bd. 1, Bern 1982 (Helvetia sacra, Bd. 3,3,1), S. 341-375.

4 Ink.-Kat. Heidelberg (Anm. 1), S. 32-59.

5 Die Benediktinerklöster in Baden-Württemberg, bearb. von Franz Quarthal, in Zusammenarb. mit Hansmartin Decker-Hauff, Klaus Schreiner und dem Institut für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften an der Universität Tübingen, Augsburg 1975 (Germania Benedictina, Bd. 5), S. 484-502.

auf die juristische Bibliothek von Sebastian Bider und auf die medizinisch-theologische Familienbibliothek von Mirgel/Fabri (s. unten); im Vergleich mit Salem ist der geschlossene Privatbibliotheksanteil hier sehr hoch. Von den etwa 180 Inkunabeln außerhalb dieser beiden Sammlungen gehören etwa 75 Titel zum Fach Theologie, 50 Titel zu Jura sowie 15 Titel zur Literatur der klassischen Antike.[6]

Von den etwa 750 Inkunabeln aus Salem wurden für diese Untersuchung etwa 700 Titel ausgewertet, von den zusammen etwa 300 Wiegendrucken aus Petershausen etwa 265 Titel. Unberücksichtigt blieben kleinere Fragmente wie Spiegel, Postinkunabeln oder Fälle ungesicherter Provenienz.

Verschiedene Faktoren ermöglichen Aussagen darüber, ob es sich bei Inkunabelexemplaren um begehrte oder offensichtlich eher gering rezipierte, scheinbar überflüssige Exemplare handelt. Über der Exemplarebene ermöglicht die Anzahl der Auflagen Aussagen dazu, ob ein bestimmter Text marktgängig gewesen ist oder nicht. So wurden in der Inkunabelzeit beispielsweise jeweils etwa 60 Auflagen der *Epistolae ad familiares* sowie von *De officiis* von Cicero produziert, was auf eine überaus hohe und anhaltende Nachfrage schließen lässt.[7] Aus dem Zisterzienserkloster Salem haben sich zwei Inkunabelexemplare von *De officiis* überliefert. Beide zeigen, vom Besitzeintrag des Klosters abgesehen, noch vorhandene oder gelöschte Besitzspuren von jeweils drei Personen, was ein großes Interesse an diesen Bänden bezeugt (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 484f.). Aus demselben Kloster stammt andererseits ein Exemplar des Augsburger Drucks der *Schedelschen Weltchronik*, zweifellos ebenfalls ein sehr begehrtes Buch, das keinen einzigen Besitzvermerk aufweist (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 1614). Aber nicht nur Werke der klassischen Antike oder des Fachs Geschichte waren nachgefragt. Mit etwa 120 verschiedenen Auflagen der Inkunabelzeit erweist sich beispielsweise der 1333 entstandene *Manipulus curatorum* von Guido de Monte Rocherii, eine Unterweisung über die Aufgaben des Pfarrers, als noch erfolgreicher. Aus Salem stammen allein fünf verschiedene Exemplare dieses Werks (s. unten).[8]

Ein primäres Indiz für die Nutzungsintensität einer bestimmten Inkunabel ist ihr physischer Zustand. Hier geben spezifische Schäden, die eindeutig auf ihren Gebrauch zurückzuführen sind, wichtige Hinweise. Zu nennen wären Verschmutzungen an der äußeren unteren Ecke der Blätter,

6 Ink.-Kat. Heidelberg (Anm. 1), S. 20-31.

7 Gesamtkatalog der Wiegendrucke (http://www.gesamtkatalogderwiegendrucke.de/, zuletzt 15.3.2017), GW 6799-6857 u. GW 6914-6978.

8 Ink.-Kat. Heidelberg (Anm. 1), Nr. 842-845, 847; GW (Anm. 7), 11716-11834.

Abnutzungsspuren, Risse, Fehlstellen, Einbandschäden und anderes mehr. Hieraus lassen sich unterschiedliche Nutzungsgrade ableiten, die von einem fast druckfrischen bis zu einem völlig zerlesenen Buch reichen. Bei dem letzteren Segment ist als Folge einer Vernutzung sicherlich eine nicht unerhebliche historische Verlustquote anzunehmen. Sekundäre Indizien für die Nutzung von Inkunabelexemplaren sind dann die überkommenen konkreten Benutzerspuren, vor allem Namenseintragungen, in erster Linie Besitzvermerke, weiter alle sonstigen Eintragungen, die in einem Zusammenhang mit dem Text und dessen Rezeption stehen oder aber autonomen Charakter besitzen. Fehlen Indizien dieser Art, so lässt sich eine historische Nutzung nicht quantifizieren.

In den Inkunabeln aus Salem und Petershausen findet sich eine Fülle an handschriftlichen Eintragungen, die ganz unterschiedliche Funktionen haben. Anstreichungen und Maniculae dienen der Hervorhebung bestimmter Textstellen. Andere handschriftliche Ergänzungen zielen auf eine bessere Gliederung des Textes ab. Hierzu gehören Foliierungen (z.B. Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 142), Inhaltsverzeichnisse (z.B. Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 1345) und komplette Register, Hinzufügung der Seitenzählung in gedruckten Registern oder der Tabula (z.B. Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 120, 519, 609), handschriftliche Verzeichnisse der Cautelae (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 1223), Buch-, Distinktionen-, Kapitel- oder Quaestionenzählung (z.B. Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 62, 376, 804, 835), handschriftliche Titel und Explizit (z.B. Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 1795), Überschriften, Seiten- und Kolumnentitel (z.B. Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 497, 1136), auch Blattweiser, selten mit ausgeworfenen Betreffen (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 176). Solche Formen der Organisation eines Buches, die Voraussetzung für ein Zitieren sind, finden sich insbesondere in juristischen Inkunabeln.

Zeichen einer inhaltlichen Auseinandersetzung mit dem Text sind Marginalien und die deutlich selteneren Interlinearglossen (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 364, 488, 1784), durch die das Denken historischer Leser greifbar wird.[9]

9 Hans Lülfing: Textüberlieferung – Marginalienforschung – Literärgeschichte, in: De captu lectoris. Wirkungen des Buches im 15. und 16. Jahrhundert dargestellt an ausgewählten Handschriften und Drucken, hg. von Wolfgang Milde und Werner Schuder, Berlin und New York 1988, S. 193; Jonathan Green: Marginalien und Leserforschung. Zur Rezeption der ›Schedelschen Weltchronik‹, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 60 (2006), S. 192. Vgl. zum Problem der inhaltlichen Auswertung solcher Evidenzen z.B. Stefanie Frost: Nikolaus von Kues und Meister Eckhart. Rezeption im Spiegel der Marginalien zum Opus Tripartitum Meister Eckharts, Münster 2006 (Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters N.F., Bd. 69), S. 13-16.

Marginalien wie auch Anstreichungen und Maniculae lassen sich in unterschiedlicher Dichte nachweisen. Zahlenmäßig wenige dieser Eintragungen stehen für eine sporadische Bearbeitung, einige für eine dichtere Rezeption sowie viele für eine gründliche Nutzung des jeweiligen Buches.[10] Abhängig ist die Existenz gerade weniger Anstreichungen und Marginalien allerdings auch vom Umfang des Textes einer Inkunabel. Bei größeren Werken ist die Wahrscheinlichkeit von Eintragungen dieser Art höher als bei kleinen Broschüren von vielleicht nur vier Blättern (wie z.B. Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 1491). Teils finden sich solche Marginalien über das gesamte Buch verteilt, teils wurden sie nur zu Beginn eingetragen (z.B. Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 376), was auf eine wieder abgebrochene Rezeption hindeutet. Selten werden Marginalien nach Handschriftenusus rubriziert und damit aufgewertet (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 1212). Ebenfalls selten sind volkssprachige Marginalien (z.B. Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 552, 623). Sie führen über zu Notata verschiedener Art, die eine direkte Beziehung zum Text haben können oder autonom eingetragen wurden. Selten werden sie datiert (z.B. Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 1634). Beispiele für fachlich ausgerichtete Notata wären Prozessnotizen, die zu einer bestimmten juristischen Textstelle gehören (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 1456, 2), oder Lemmanachträge in juristischen Vokabularien (z.B. Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 1031). Zu den übergreifenden Eintragungen gehören weiter Lesevermerke (z.B. Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 389, 488), die den Zeitraum der Rezeption des Buches angeben. Notizen über eine fehlerhafte Bindereihenfolge (z.B. Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 98,1) lassen ebenfalls eine Lektüre der Inkunabel erkennen, wenn sie durch aufmerksame Leser eingetragen wurden. Ein weiteres Indiz für ein bemerkenswertes Interesse an einem Buch ist die handschriftliche Eintragung von Informationen zu Autor und Werk (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 1408), unter anderem die Abschrift der entsprechenden Biobibliographien aus dem *Liber de scriptoribus ecclesiasticis* von Johannes Trithemius (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 356, 992, 1113, 1115, 1233, 1306, 1435), die nicht nur in der Inkunabelzeit entsprechend verwendet wurden.[11] Als Zeichen einer schon antiquarischen Würdigung von Inkunabeln lässt sich die ab dem 17. Jahrhundert auftauchende Berechnung des Alters des Drucks interpretieren, bei der das Erscheinungs- mit dem Rezeptionsjahr in Beziehung gesetzt wird (Salem: 1703/05, 1840, 1764 [?], 1668, 1733; Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 284, 326, 330, 752, 933; Petershausen: 1629, 1685, 1735/36;

10 So die im Ink.-Kat. Heidelberg (Anm. 1) verwendete Nomenklatur.

11 Johannes Trithemius (1462-1516). Benediktiner, Humanist und Kirchenreformer, bearb. von Armin Schlechter und Franz Stephan Pelgen, Koblenz 2016 (Schriften des Landesbibliothekszentrums Rheinland-Pfalz, Bd. 14), S. 12 u. Nr. 25.

Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 205, 1185, 1634). Beigebundene, vom Rezipienten selbst erstellte Handschriften oder entsprechende Eintragungen auf leeren Blättern des Drucks können einen direkten Bezug zu einer Inkunabel haben (z.B. Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 1291, 1460), sie können aber auch zu losen handschriftlichen Beilagen führen wie zu medizinischen Rezeptzetteln (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 1124, 1453, 1777), die aus der Lektüre des Drucks erwachsen sind. Autonome Eintragungen wären beispielsweise lateinische und deutsche Sprüche (z.B. Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 1165). Auf eine inhaltliche Bewertung des Textes weisen Zensureingriffe (z.B. Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 1786). Als Nutzungsspuren lassen sich auch Randzeichungen zum Text oder handschriftliche Überschriften zu Holzschnitten interpretieren (z.B. Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 806, 1084). Durch ganz vielfältige Eintragungen kann aus einer Inkunabel oder einem Inkunabelsammelband ein beträchtliche Informationen aufnehmendes Medium entstehen, das Elemente eines Hausbuches aufweist. Ein Beispiel hierfür ist ein Sammelband mit acht überwiegend juristischen Inkunabeln, der von seinem Besitzer, dem aus Leutkirch stammenden Pfarrer Jakob Schwartz (gest. 1594), um deutsche Lieder und lateinische Verse, historisch-autobiographische Eintragungen, Taufnotizen, Brief- und Urkundenformulare angereichert worden ist (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 1233). Nicht nur die *Schedelsche Weltchronik*,[12] jede Inkunabel (und jede Handschrift sowie jeder Druck des 16. Jahrhunderts und teils auch späterer Zeit) war eine für Erweiterungen offene Form.

Namenseintragungen in Inkunabeln haben in den meisten Fällen die Funktion eines Besitzvermerks. Er findet sich in der Regel nur am Anfang des ersten Drucks eines Sammelbandes; entsprechende Vermerke auch bei den Beibänden sind selten (z.B. Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 1036). Diese Eintragungen sind von späteren Besitzern teils gestrichen, ausradiert, übermalt oder ausgeschnitten worden, können aber auch in dieser Form als Indizien für Besitzmarkierungen gewertet werden; mengenmäßig wird es sich überwiegend um Einträge von Personen gehandelt haben (s. unten). Die untersuchten Inkunabeln aus Salem und Petershausen haben maximal fünf beziehungsweise maximal drei verschiedene Besitzvermerke. Weit überwiegend handelt es sich um Personennamen, selten sind Eintragungen anderer Institutionen; im Falle aller Salemer Inkunabeln mit Besitzvermerken von Einrichtungen ohne zusätzliche Personenprovenienzen liegt diese Quote bei nur etwa 7%. Detailliertere Informationen liefert das Genre des Kaufvermerks. Er ist teils datiert, teils ist auch der Kaufort

12 Green (Anm. 9), S. 186.

vermerkt.[13] Teil des Kaufvermerks kann der Buchpreis sein, der da und dort aber auch ohne Bezug zu einer Namenseintragung erscheint (z.B. Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 978, 1244). Bemerkenswert sind ausführlichere Eintragungen, die die Geschichte eines Bucherwerbs erzählen. So unternahm der 1567 verstorbene Salemer Mönch Johannes Serarius erhebliche Anstrengungen, um von seinem 1543 verstorbenen Mitbruder Georg Michelberger ein Exemplar der *Tusculanae disputationes* von Cicero zu erhalten (*Per totam septimanam Georgio Michelberger de Sulgen pulsavi ego Fr. Johannes Serarius completorium pro hoc libro*; Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 491).[14] Widmungs- und Schenkungsvermerke enthalten die Namen von zwei interagierenden Personen und/oder Institutionen und liefern Hinweise auf entsprechende Netzwerke (z.B. Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 524, 533, 1315, 1750). Eine vergleichsweise seltene, aber mit Bezug auf die Frage der Wertigkeit von Inkunabelexemplaren wichtige Quellengattung sind Tauschvermerke. In den Salemer Inkunabeln finden sich drei dieser Eintragungen. Begehrt waren in zwei Fällen *Sermones de tempore et de sanctis*-Ausgaben von Bernardus Claraevallensis, dessen Hauptverdienst die schnelle Ausbreitung des Zisterzienserordens gewesen ist, zu dem Salem gehörte. 1525 tauschte der Salemer Mönch Valentin Buscher mit seinem Mitbruder Georg Ramsperger einen dieser *Sermones*-Bände gegen Predigten von Johann Geiler von Kaysersberg (*Item presentem librum accomodavit sibi frater Vallentinus Buscher a fratre Georio Ramsperger mutuo dedit sibi alium librum videlicet Sermones Kayserspergii de arbore humana*; Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 259).[15] 1563 war der Evangelienkommentar von Dionysius Carthusianus[16] die Gegengabe eines Tausches (*Hunc librum ego Fr. Georgius Placentoratus alias Kiechlerus commutavi a Simone Huber, pro quo dedi ei Dionysium Carthusianum in quatuor Evangelistas, actum in Heggbach anni* [15]*63*; Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 258). Nicht nur Buch gegen Buch wurde getauscht. Die *Revelationes* der Birgitta von Schweden erwarb der Salemer Mönch und spätere Abt Vitus

13 Vgl. die Übersicht der datierten Kaufvermerke und der Kauforte in Ink.-Kat. Heidelberg (Anm. 1), S. 988f.

14 Biographische Daten zu Mönchen aus Salem und Petershausen sowie zu sonstigen Personen finden sich im Provenienzregister in Ink.-Kat. Heidelberg (Anm. 1), S. 1028-1073.

15 Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Begr. von Wolfgang Stammler, fortgef. von Karl Langosch, 2. Aufl. hg. von Kurt Ruh und Burghart Wachinger, Bd. 1-14, Berlin und New York 1978-2012, hier Bd. 2, Sp. 166-178; Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des XVI. Jahrhunderts (VD 16; http://www.vd16.de/, zuletzt 15.3.2017), G 799-802.

16 Verfasserlexikon (Anm. 15), Bd. 2, Sp. 1147; VD 16 (Anm. 15), D 1918f.

Necker (gest. 1587) 1559 im Alter von 19 Jahren von seinem zwei Jahre später verstorbenen Mitbruder Johannes Sernatinger mittels eines Silberkreuzes der Sebastiansbruderschaft (*F. Vitus Neccer has S. Birgittae Revelationes emit a Domino Ioanne Sernatinger, parva cruce argentea confraternitatis S. Sebastiani 1559*).[17]

Eine weitere, hier zu nennende Exemplareigenschaft wäre der Buchschmuck, der aber in den allermeisten Inkunabelbänden fehlt. Ein aufwendiger Buchschmuck ist in erster Linie ein Zeichen für die repräsentative Funktion eines Buches und deutet auf eine hohe Wertschätzung; er sagt nicht unbedingt etwas über die tatsächliche Nutzung aus. Dasselbe gilt für besonders prächtige Einbände. Vergleichsweise aufwendiger Buchschmuck lässt sich auf Salemer Äbte zurückführen.[18] Der Petershausener Abt Johann Merk führte ein repräsentatives Wappenexlibris, das während seiner von 1518 bis 1524 reichenden Amtszeit in Inkunabeln eingemalt wurde.[19] Zu unterscheiden sind auf dieser Grundlage repräsentativ ausgestattete Inkunabeln von inhaltlich und damit wissenschaftlich genutzten Stücken, die in der Regel nicht einmal rubriziert sein müssen und Standardeinbände oder sogar Koperte tragen können.

Besitzvermerke, Marginalien und andere Nutzerspuren in den Inkunabeln aus Salem

Die etwa 700 hier ausgewerteten Inkunabeltitel aus Salem sind einzeln gebunden oder in Form von Sammelbänden überliefert. Etwa 260 Haupttitel, worunter ein einzeln gebundener Inkunabeldruck oder der erste Titel eines Sammelbandes verstanden werden soll, tragen Besitzvermerke von Personen

17 Ink.-Kat. Heidelberg (Anm. 1), Nr. 349; Vom Bodensee an den Neckar. Bücherschätze aus der Bibliothek des Zisterzienserklosters Salem in der Universitätsbibliothek Heidelberg, bearb. von Armin Schlechter mit Beiträgen von Ulrich Knapp und Bernd Konrad, Heidelberg 2003 (Schriften der Universitätsbibliothek Heidelberg, Bd. 5), Farbtafel 17.

18 Z.B. Ink.-Kat. Heidelberg (Anm. 1), Nr. 780, 824; Kostbarkeiten gesammelter Geschichte. Heidelberg und die Pfalz in Zeugnissen der Universitätsbibliothek, hg. von Armin Schlechter, Heidelberg 1999 (Schriften der Universitätsbibliothek Heidelberg, Bd. 1), Farbtafeln 26 u. 27.

19 Ink.-Kat. Heidelberg (Anm. 1), S. 23; Die edel kunst der truckerey. Ausgewählte Inkunabeln der Universitätsbibliothek Heidelberg. Ausstellungskatalog, bearb. von Armin Schlechter, Heidelberg 2005 (Schriften der Universitätsbibliothek Heidelberg, Bd. 6), Farbtafel 12.

oder Institutionen außer dem Vermerk des Klosters Salem selbst, was einer Quote von 37 % entspricht. Hinzugezählt werden müssen aber die Beibände, die diesen provenienztragenden Haupttiteln angebunden sind und die in der Regel keine eigenen Besitzvermerke aufweisen. Auf dieser Grundlage ergibt sich eine Provenienzquote von 54 % für die Inkunabeln aus Salem, der eine Quote von 46 % Inkunabeltiteln (Haupttitel einschließlich ihrer Beibände) entspricht, die keinerlei Besitzvermerke aufweisen. Die letzteren Titel wurden entweder direkt für die Klosterbibliothek angeschafft oder aus nicht näher fassbaren Gründen nie mit einem Besitzvermerk versehen. Auch etliche Salemer Inkunabeln, die ausweislich der Übernahmekataloge der Säkularisationszeit aus dieser Klosterbibliothek stammen, tragen keinen auf diese Einrichtung selbst deutenden Vermerk. Wie in Klosterbibliotheken nicht selten anzutreffen, wurden die Bestände keineswegs flächendeckend als ihr Besitz markiert.

Von den etwa 260 Haupttiteln mit Provenienzen weisen 41 % einen Besitzvermerk oder -spuren einer Person auf, 34,5 % Besitzvermerke von zwei, 12 % Besitzvermerke von drei, 3,5 % Besitzvermerke von vier sowie 2 % Besitzvermerke von fünf Personen. Bei den restlichen 7 % handelt es sich um Titel, die nur einen Besitzvermerk einer anderen Einrichtung tragen, im Regelfall eines anderen Klosters. Allerdings müssen auch diese vergleichsweise vielen Eintragungen keineswegs die gesamte Zeitspanne von der Produktion einer Inkunabel bis zu ihrem Übergang in die Klosterbibliothek abdecken, wie zwei Beispiele für Inkunabelüberlieferungen außerhalb und innerhalb des Klosters zeigen. Zu den Inkunabeln mit fünf Personenprovenienzen gehört das häufig gedruckte *Rationale divinorum officiorum* des französischen Kanonisten und Liturgikers Guilelmus Durantis, das alle gottesdienstlichen Handlungen beschreibt und erklärt.[20] Der Band ist im Jahr 1583 als Besitz von Andreas Leub bezeugt, von 1583 bis 1605 Pfarrer in Lippertsreute im Bodenseekreis unweit von Salem. Er habe das Buch, wie er selbst vermerkte, *emptus à quodam fratre summa amicitia mihi coniunctus*, also wohl von einem monastischen Vorbesitzer. Noch im Todesjahr Leubs ist die Inkunabel in den Besitz von Gallus Lele übergegangen. Er stammte aus dem Dorf Salem und taucht 1604 in der Matrikel der Universität Freiburg auf, ohne dass sich sein späterer Beruf fassen ließe; wahrscheinlich war er auch Pfarrer. Nächste Person in der Provenienzabfolge war Nikolaus Schelling, der 1595 als Student

20 Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, begr. und hg. von Friedrich Wilhelm Bautz, fortgeführt von Traugott Bautz, Bd. 1-37, Hamm/Westfalen bzw. Nordhausen 1970-2016, hier Bd. 22, Sp. 1527-1539; Ink.-Kat. Heidelberg (Anm. 1), Nr. 618.

in Dillingen immatrikuliert worden ist, wohl auch ein Pfarrer. Besser bezeugt ist der 1619 gestorbene Bernhard Ill, der als Pfarrer unter anderem ab 1586 in Leutkirch fungierte und eine recht große theologische Bibliothek besaß. Aus seiner Büchersammlung sind neben Drucken des 16. und 17. Jahrhunderts 16 Inkunabeln postum an Salem gekommen.[21] Die Inkunabel weist mithin einen anonymen und vier namentliche Besitzvermerke auf, die alle in eine vergleichsweise kurze Zeitspanne vom Ende des 16. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts fallen. Angesichts der Tatsache, dass die datierten Provenienzeinträge der 1481 in Nürnberg gedruckten Inkunabel erst etwa hundert Jahre später einsetzen, muss mit einigen weiteren unbekannten Vorbesitzern gerechnet werden, die keine Spuren hinterlassen haben.

Beispiel für eine Provenienzabfolge innerhalb des Klosters ist eine dreibändige Ausgabe der Werke von Ambrosius, deren erster Band die Namen von vier Salemer Mönchen aufweist (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 60, 1). Erster fassbarer Besitzer der 1492 in Basel gedruckten Ausgabe ist der aus Zürich stammende, 1516 gestorbene Salemer Mönch Jakob Röiber; bei ihm kann es sich durchaus um den Erstbesitzer gehandelt haben. Von ihm ging der Band im Folgejahr an den 1531 gestorbenen Salemer Prior Valentin Buscher, der insgesamt acht Inkunabeln besaß. Ein weiterer, undatierter Besitzvermerk geht auf den wohl noch 1535 lebenden Salemer Mönch und Prior Georg Ramsperger zurück. Folgebesitzer war der Mönch Nikolaus Spengler, der vier weitere Inkunabeln mit seinem Namen zeichnete und dieses Buch 1536 mit einem Besitzvermerk versah; er starb 1550. Keine seiner Inkunabeln zeigt einen Besitzeintrag einer späteren Person, so dass sein Buchnachlass in die Klosterbibliothek übergegangen sein wird; noch im 17. Jahrhundert erhielt der Band einen handschriftlichen Salemer Besitzvermerk.[22]

Gut 30 Titel Salemer Provenienz weisen Besitzspuren von drei Personen auf. Dazu gehören drei lateinische Bibeln, von denen zwei datierte Besitzvermerke noch des frühen 18. Jahrhunderts tragen (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 284, 291, 320). Hinzu kommen Bibelkommentare, in erster Linie Psaltererläuterungen (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 1102, 1317, 1399, 1460). Neben der bereits erwähnten dreibändigen Ambrosius-Werkausgabe, deren zweiter und dritter Band Besitzvermerke von zwei oder drei Salemer Mönchen zeigen (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 60, 2-3), ist eine Ausgabe der *Sermones* von Bernardus Claraevallensis bemerkenswert (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 258). Bei der mengenmäßig größten Gruppe dieses Segments handelt es sich um Standardwerke für die pastorale Praxis (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 36, 92,

21 Ink.-Kat. Heidelberg (Anm. 1), S. 1045, 1049f., 1063.
22 Ink.-Kat. Heidelberg (Anm. 1), S. 1032, 1058, 1060, 1065.

239, 622, 842, 892, 1347), darunter das bereits genannte *Rationale divinorum officiorum* von Guilelmus Durantis sowie der *Manipulus curatorum* von Guido de Monte Rocherii. Bereits erwähnt wurden aus dieser Gruppe die *Revelationes* der hl. Birgitta von Schweden. Während diese Inkunabeln sich innerhalb des Klosters überliefert haben, weisen die lediglich zwei juristischen Titel dieser Gruppe Provenienzen außerhalb von Salem auf (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 225, 809). Das Fach Philosophie ist mit einem Aristoteles-Kommentar vertreten (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 714). Daneben sind vier Titel mit Werken der klassischen Antike sowie zwei Titel des italienischen Humanismus hervorzuheben. Ciceros *De officiis* ist mit den zwei bereits erwähnten Drucken bezeugt, weiter finden sich hier die *Historia naturalis* von Plinius sowie eine Vergil-Werkausgabe. Daneben wären die *Genealogiae deorum* von Giovanni Boccaccio sowie eine Petrarca-Werkausgabe zu nennen (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 356, 484f., 1438, 1498, 1787). Die Personenprovenienzen dieser sechs Bände lassen erkennen, dass diese Exemplare teils von Anfang an im Kloster, teils anfänglich außerhalb tradiert wurden.

Vier Personenprovenienzen finden sich in zehn Inkunabeltiteln aus Salem. Dazu gehören eine lateinische Bibel sowie eine Bibelkonkordanz (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 277, 513). Die Kirchenväter Augustinus und Ambrosius erscheinen mit den *Sermones de vita clericorum* sowie der bereits genannten Werkausgabe; zum Bereich der pastoralen Praxis gehören weiter der *Liber Discipuli de eruditione christifidelium* des in Nürnberg wirkenden Dominikaners Johannes Herolt und das *Quadragesimale de filio prodigo* des aus der Schweiz stammenden Franziskaners Johannes Meder.[23] Allein vier Exemplare überliefern Werke der klassischen Antike. Cicero ist wiederum mit zwei Titeln vertreten, den *Paradoxa Stoicorum* sowie den *Tusculanae disputationes*. Weiter gehören hierzu eine Flavius Josephus-Werkausgabe sowie Terentius mit seinen Komödien (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 488, 491, 1130, 1695). Fünf Personenprovenienzen lassen sich schließlich bei sechs Titeln aus Salem nachweisen. Vertreten ist mit den *Etymologiae* von Isidorus Hispalensis ein enzyklopädisches Handbuch. Zum Bereich pastoraler Praxis gehören die *Corona beatae Mariae virginis*, ein marianisches Handbuch, sowie erneut das *Rationale divinorum officiorum* von Guilelmus Durantis.

23 Ebd., Nr. 60,1, 171, 891, 1256; Lexikon für Theologie und Kirche, begr. von Michael Buchberger, 3. Aufl., hg. von Walter Kasper mit Karl Kertelge, Klaus Ganzer, Peter Walter, Wilhelm Korff, Konrad Baumgartner und Horst Bürkle, Bd. 1-11, Freiburg, Basel, Rom und Wien 1993-2001, hier Bd. 5, Sp. 16; Verfasserlexikon (Anm. 15), Bd. 6, Sp. 270f.

Drei weitere Inkunabeln überliefern Literatur der klassischen Antike und Spätantike. Neben einer Werkausgabe von Horatius sind vor allem zwei Bände der *Consolatio philosophiae* von Boethius bemerkenswert (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 358, 364, 516, 618, 937, 986). Die Überlieferung der Titel mit vier und fünf Personenprovenienzen geschah überwiegend im Kloster selbst. Es lässt sich konstatieren, dass der inhaltliche Zuschnitt der Bände mit drei, vier und fünf Personenvorprovenienzen in etwa übereinstimmt und einen Grundbestand an wichtiger Literatur in einer Klosterbibliothek definiert. Der Anteil der Werke der Antike, Spätantike und des Humanismus steigt mit dem zahlenmäßigen Zunehmen der Provenienzen erkennbar an. Diese Fächer spielten innerhalb des Salemer Konventes offensichtlich keine geringe Rolle. Es lassen sich 17 Titel dieses Zuschnitts namhaft machen, die mindestens einen Besitzvermerk eines Salemer Mönchs aufweisen.[24] Zu den hier vertretenen Provenienzen gehören mit Johannes Serarius/Schlosser und Johannes Vögelin/Avicula I. zwei Fratres, die ihre Namen nach Humanistengebrauch latinisiert haben. Daneben stehen allerdings auch Mönchsbibliotheken, die keinerlei Drucke dieser Art enthielten. Ein Beispiel hierfür ist die Sammlung des bereits genannten Valentin Buscher aus acht Inkunabeln. Neben der Ambrosius-Werkausgabe, in deren ersten Band er wichtige Daten seiner monastischen Biographie eintrug, besaß er zwei Drucke mit Werken von Bernhard von Clairvaux. In seiner Bibliothek befanden sich ferner der Bibelkommentar von Johannes Marchesinus[25] in zwei Exemplaren, ein Kommentar zu den Sentenzen des Petrus Lombardus, weiter die Seelsorgehandbücher *Summa casuum conscientiae* des aus dem Piemont stammenden Franziskaners Baptista de Salis[26] sowie der *Manipulus curatorum* von Guido de Monte Rocherii (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 60,1, 188, 252, 259, 847, 1100f., 1447). Diese Büchersammlung, der jegliche klassisch antike und humanistische Anteile fehlten, ist mithin als typisch monastische, spezifisch zisterziensische Bibliothek anzusprechen.

Ein Vergleich dieser offensichtlich besonders begehrten Inkunabeln mit den etwa 200 Haupttiteln Salemer Provenienz ohne Besitzvermerke von Personen lässt erkennen, dass hier einerseits viele speziellere theologische Titel, weiter juristische, philosophische und zu anderen Fächern gehörende Werke entsprechend ihrer die Salemer Inkunabelsammlung charakterisierenden Verteilung erscheinen. Andererseits tauchen hier aber auch dieselben oder auch andere Titel begehrter Autoren ohne jegliche Vorprovenienzen

24 Ink.-Kat. Heidelberg (Anm. 1), S. 45.
25 Friedrich Stegmüller: Repertorium Biblicum medii aevi, Bd. 3, Madrid 1981, S. 337.
26 Lexikon für Theologie und Kirche (Anm. 23), Bd. 1, Sp. 1394f.

auf. Dies gilt beispielsweise für zwei Werke von Ambrosius, darunter seinen Lukas-Kommentar, aber auch für fünf lateinische und deutsche Bibeln (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 61 f., 286, 289, 294, 307, 326). Keine Vorprovenienzen zeigen vier Drucke mit Werken von Guilelmus Durantis, darunter das *Rationale divinorum officiorum* und das *Speculum iudiciale* (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 616, 623-625). Dasselbe gilt für die *Historia Sigismunde* von Giovanni Boccaccio, einen Druck der *Consolatio philosphiae* von Boethius und zwei Vergil-Werkausgaben (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 353, 361, 1786, 1791). Offensichtlich stehen nachweislich dicht rezipierte Titel desselben Werks neben deutlich weniger geschätzten Exemplaren. Im Falle der begehrten Werke von Johannes Herolt und Cicero existieren allerdings überhaupt keine Inkunabeltitel ohne Personenvorprovenienzen aus Salem. Nur durch Vergleich aller Exemplare eines Titels aus einer Provenienz lassen sich mithin Aussagen über die Nutzungsintensität treffen.

Ein weiteres Element nachweisbarer Nutzung von Inkunabeln sind handschriftliche Eintragungen, quantitativ in erster Linie Anstreichungen, Marginalien und Maniculae, aber auch darüber hinausgehende textbezogene oder autonome Notata und Organisationen des Textes aller Art. Von den fast 50 Exemplaren aus Salem mit drei bis fünf Personenprovenienzen zeigen 44,5 % wenige dieser Evidenzen, 40,5 % einige, 10,5 % viele und lediglich 4 % keine. Keine handschriftlichen Spuren weisen das *Confessionale defecerunt* des Dominikaners und florentinischen Erzbischofs Antoninus Florentinus[27] sowie eine Ausgabe der *Margarita Decretalium* auf (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 92 u. 1223, je drei Provenienzen). Offensichtlich haben nicht alle historischen Leser ihre Bücher annotiert. Viele Marginalien, Anstreichungen und Maniculae finden sich in einer lateinischen Bibel, einem Exemplar von Ciceros *De officiis* und in einer kommentierten Ausgabe der paulinischen Briefe mit je drei Personenvorprovenienzen, weiter in Ciceros *Paradoxa Stoicorum* und der *Consolatio philosophiae* von Boethius mit vier beziehungsweise fünf Vorprovenienzen (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 320, 484, 1399, 488, 364).

Betrachtet man alle etwa 260 Salemer Inkunabelhaupttitel mit ein bis fünf Personenprovenienzen, so ergibt sich eine leicht andere Verteilung dieser handschriftlichen Vermerke. Hier zeigen 9,5 % keine dieser Evidenzen, 63 % enthalten wenige, 22 % einige und 4,5 % viele. Die hier ablesbare Tendenz setzt sich bei den Haupttiteln aus Salem fort, die keinerlei Besitzvermerke tragen. Von den etwa 200 Bänden dieser Art weisen 22 % keine handschriftlichen Eintragungen auf, 58 % wenige, 18,5 % einige sowie lediglich 1 % viele. Es handelt sich dabei um zwei Inkunabeltitel, die *Summulae*

27 Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon (Anm. 20), Bd. 1, Sp. 192.

logicales von Papst Johannes XXI. mit Marginalien, Notata und Quaestiones, die in dieser Weise am ehesten in einem Schulzusammenhang eingearbeitet worden sind; ferner um eine Ausgabe der Werke von Lactantius. Beide Bücher sind aber nur zu Beginn entsprechend bearbeitet worden (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 1107, 1141). Höher ist die Quote von Titeln ohne handschriftliche Evidenzen bei den Beibänden, die provenienztragenden Haupttiteln beigebunden sind. Hiervon weisen 28 % keine dieser Evidenzen auf, 52 % wenige, 17,5 % einige und 2 % viele. Bei der letzteren Gruppe handelt es sich um Beibände zu der bereits genannten Ausgabe von Ciceros *Paradoxa Stoicorum* mit vier Personenprovenienzen (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 1782 u. 1844, an Nr. 488). Am unteren Ende der Skala stehen Salemer Beibände, die an Hauptbänden ohne Personenprovenienz hängen. Von fast 90 Titeln dieser Art weisen 45 % keine, 49,5 % wenige, 6 % einige und lediglich 1 % viele Marginalien, Anstreichungen, Maniculae und Notata auf. Letzteres Segment macht ein Titel aus, eine Ausgabe der *Regula pastoralis* von Papst Gregor I. (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 803). Eine ähnliche Quote gilt für den Fonds der sogenannten Salemer Broschüren (keine Evidenzen: 43 %, wenige: 40 %, einige: 11,5 %, viele: 5,5 %).[28] Offensichtlich spielt bei der Frage der Rezeption eines Buches seine Positionierung innerhalb eines Sammelbandes eine nicht unerhebliche Rolle. Erwartungsgemäß gibt es eine statistische Korrelation zwischen dem Faktum vieler Vorprovenienzen und der Quantität handschriftlicher Evidenzen wie Marginalien, Anstreichungen, Maniculae und anderen mehr. Allerdings sind Drucke ohne Personenprovenienzen trotzdem rezipiert worden, wenn auch in geringerem Maße. Der statistisch häufigste Fall über alle vier Gruppen hinweg sind die Exemplare mit wenigen handschriftlichen Spuren.

Innerhalb der Salemer Inkunabelsammlung findet sich ein Beispiel für die Nutzung sowohl von Büchern, die durch einen Besitzvermerk als Eigentum beansprucht wurden, als auch von Bänden der Klosterbibliothek selbst. Es handelt sich um den bereits erwähnten, aus Saulgau stammenden Johannes Serarius/Schlosser. Er besaß eine kleine Bibliothek aus Inkunabeln und Drucken des 16. Jahrhunderts. Auf der Grundlage seiner Besitzvermerke lassen sich ihm acht Inkunabeltitel zuweisen (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 356, 490f., 938, 1113, 1358, 1541, 1701). Seine markante Handschrift findet sich aber auch in vier anderen Inkunabeln der Salemer Klosterbibliothek

28 Zu diesem Fonds und seiner Problematik s. Ink.-Kat. Heidelberg (Anm. 1), S. 33. Bei den Titeln mit vielen Evidenzen handelt es sich um den *Processus Sathanae contra genus humanum* von Bartolus de Saxoferrato sowie um die Biographie des hl. Antonius von Mapheus Vergius; ebd., Nr. 228, 1784.

(Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 516, 992, 1435, 1568). Unter anderem trug er in drei Inkunabeln mit Werken von Boccaccio, Orosius und Nicolaus Perottus die entsprechende Biobibliographie aus dem *Liber de scriptoribus ecclesiasticis* von Johannes Trithemius ein.[29]

Besitzvermerke, Marginalien und andere Nutzerspuren in den Inkunabeln aus Petershausen

Aus der Provenienz Benediktinerkloster Petershausen ließen sich für diese Untersuchung etwa 265 Inkunabeltitel auswerten. Hiervon tragen etwa 110 Haupttitel sowie gut 30 hierzu gehörige Beibände Besitzkennzeichnungen von Personen oder anderen Institutionen, was einer Quote von 41,5 % beziehungsweise 53,5 % entspricht. Diesen Bänden gegenüber stehen die provenienzlosen Hauptbände mit ihren Beibänden mit zusammen 46 %, was den jeweiligen Anteilen der Inkunabeln aus Salem in etwa entspricht.

Petershausener Inkunabeln weisen einen bis maximal drei Besitzvermerke verschiedener Personen auf. Dies liegt vor allem darin begründet, dass Bücherwanderungen innerhalb des Konvents, die in Salem häufig vorkommen, hier keine Rolle spielen. Von den etwa 110 Haupttiteln dieser Sammlung zeigen 37 % einen Besitzer, 47 % zwei und 11 % drei Besitzer; hinzu kommt eine Quote von etwa 4,5 % an Drucken, die nur institutionelle Vorprovenienzen haben. Die Unterschiede zu den entsprechenden Verhältniszahlen der Salemer Inkunabeln liegen darin begründet, dass die Salemer Klosterbibliothek eine geringere Quote an geschlossenen, theologischen oder nichttheologischen Privatbibliotheken integriert hat. Zu nennen wären hier in erster Linie die Sammlungen von Laurentius Schnell, Jurist und Angehöriger des bischöflichen Konstanzer Konsistoriums, mit 16 Titeln, und von Wendelin Fabri, Dominikaner und Beichtvater des Konstanzer Dominikanerinnenklosters Zoffingen, mit 32 Inkunabeln.[30] Das Kloster Petershausen hat jedoch zwei große und dominante Sammlungen übernommen. Sie machen etwa ein Drittel der Gesamtzahl aller Inkunabeln aus diesem Kloster aus und spielen unter den provenienztragenden Haupttiteln eine noch größere Rolle. So hat die juristische Bibliothek von Sebastian Bider hier einen Anteil von 27 %, während die medizinisch-theologische Familienbibliothek Mirgel/Fabri auf 30 % kommt. Der Anteil von Inkunabeln aus anderen Provenienzen, der im Kern

29 Ink.-Kat. Heidelberg (Anm. 1), S. 44-47; Nr. 356, 992, 1435.
30 Ebd., S. 1036f., 1063.

mit der Salemer Sammlung am ehesten zu vergleichen wäre, liegt entsprechend bei lediglich 43 %.

Der Jurist Sebastian Bider stammte aus Reutlingen, studierte in Tübingen und Heidelberg, promovierte an einer unbekannten Universität und lässt sich als Advokat am bischöflichen Hof in Konstanz fassen. Seine Sammlung aus 65 Inkunabeltiteln in 39 Bänden, davon 22 Sammelbände, setzt sich aus juristischen Standardwerken, aber auch aus spezielleren Büchern zum geistlichen und weltlichen Recht zusammen, die er in unterschiedlichem Umfang annotiert und unter anderem um Prozessnotizen ergänzt hat. Wahrscheinlich verließ er nach der Einführung der Reformation in Konstanz 1527 die Stadt und siedelte mit dem bischöflichen Hof nach Meersburg oder Überlingen über. Folgeprovenienz war ein namentlich nicht bekannter Jurist in Überlingen, der die Sammlung um weitere Marginalien und Notata bereicherte. Über ihn wird die Bibliothek geschlossen an das 1556 wiederbegründete Benediktinerkloster Petershausen gegangen sein.[31]

Die Familienbibliothek Mirgel/Fabri geht auf vier verschiedene Personen zurück, zwei Mediziner und zwei Geistliche. Den großen Grundbestand trug der Lindauer Arzt Johannes Mirgel (gest. 1561) zusammen, dessen Gelehrsamkeit die Vielzahl und Breite seiner Annotationen erweist. Nach seinem Tod ging die Sammlung an seinen Sohn Abraham Mirgel über, ebenfalls Arzt in Lindau und auf Schloss Hohenems, der diese Sammlung in geringerem Maß als sein Vater weiter annotierte. Typische Erweiterungen der beiden Ärzte in den Büchern ihrer Bibliothek waren handschriftliche Rezepte oder autonome Rezeptzettel. Abrahams Sohn Johann Jakob Mirgel (1559-1629) schlug die geistliche Laufbahn ein und wirkte von 1594 bis 1602 als Generalvikar und von 1598 bis zu seinem Tod als Konstanzer Weihbischof. Verheiratet war Johannes Mirgel ab 1515 mit Brigitte Fabri, der Schwester von Johannes Fabri (1478-1541) aus Leutkirch. Er wurde nach seinem Studium in Tübingen, Freiburg und Basel 1518 zum Generalvikar des Konstanzer Bistums berufen, ging 1524 als Koadjutor nach Wien und stieg 1530 zum Bischof dieser Stadt auf. Hier trug er die größte humanistische Privatbibliothek seiner Zeit in Österreich zusammen, die in Wien verblieb; die nach Petershausen gelangten Titel hatte er vor seinem Weggang aus Konstanz erworben. Aus dieser Familienbibliothek stammen 43 Titel in 35 Bänden, darunter acht Sammelbände.[32]

31 Ebd., S. 27-29.

32 Ebd., S. 29-31; Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1448 bis 1648. Ein biographisches Lexikon, hg. von Erwin Gatz, Berlin 1996, S. 175-177, 480f.

Die beiden fachlich definierten Privatbibliotheken von Sebastian Bider und Johannes Mirgel sowie seinem Sohn Abraham Mirgel zeigen als Arbeitsbibliotheken in der Summe höhere Nutzungsquoten als die entsprechenden Segmente der Klosterbibliotheken von Salem und Petershausen. Von den etwa 110 Haupttiteln aus Petershausen gehen 30 auf Sebastian Bider und die Folgeprovenienz des Überlinger Juristen zurück. Hiervon zeigen 80% wenige Marginalien, Anstreichungen, Maniculae und Notata sowie 20% einige dieser Evidenzen; kein einziger dieser Bände wurde nicht annotiert. Ebenfalls 30 der Petershausener provenienztragenden Haupttitel gehen auf die Sammlung von Vater und Sohn Mirgel zurück. Hier lässt sich eine noch dichtere Bearbeitungsstruktur fassen. 30% dieser Titel zeigen wenige, 53% einige und 17% viele dieser Evidenzen.

Unter den Inkunabeln aus Petershausen mit drei Personenprovenienzen taucht Sebastian Bider nicht auf, da diese Bände mit der Folgeprovenienz des Juristen aus Überlingen maximal zwei Eintragungsschichten ausweisen, was den Schluss zulässt, dass Bider die einzelnen Titel seiner Bibliothek jeweils neu gekauft hat. Von den zusammen zwölf Inkunabelhaupttiteln mit drei Personenprovenienzen gehen sechs medizinische Titel auf Johannes und Abraham Mirgel zurück, weiter das einzige Werk eines Autors der Antike in diesem Segment, nämlich die *Metamorphoses* von Ovid. Ein theologisch-philosophischer Titel wurde von Johannes Fabri und Johann Jakob Mirgel als Besitz markiert (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 133, 175, 222, 469, 828, 1127, 1382, 1524). Bei den restlichen vier Titeln außerhalb der Provenienz Mirgel/Fabri handelt es sich um eine Ausgabe des *Corpus iuris civilis*, um die *Sermones* von Augustinus und um zwei Werke der pastoralen Praxis, um den *Vocabularius praedicantium* von Johannes Melber von Gerolzhofen, ein lateinisch-deutsches Wörterbuch für die Predigtpraxis[33] sowie um die deutsche Exempelsammlung *Seelenwurzgarten*[34] (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 172, 533, 1263, 1634).

Die Verhältniszahlen der Petershausener Inkunabeln außerhalb der Sammlungen Bider und Mirgel/Fabri mit Personenprovenienzen zeigen dann ein wieder mit dem Salemer Bestand etwa vergleichbares Bild. 12% weisen keine handschriftlichen Evidenzen auf, 63% wenige, 18% einige und 6% viele. Letztere Gruppe bilden drei Titel, eine lateinische Bibel, weiter je ein theologisches und ein philosophisches Werk, das *Floretum sancti Matthaei* des spanischen Theologen Alfonso Tostado Ribera und die *Quaestiones super totum cursum logicae Porphyrii et philosophi cum explanatione Scoti* des

33 Verfasserlexikon (Anm. 15), Bd. 6, Sp. 367-371.
34 Ebd., Bd. 8, Sp. 1027f.

Pariser Universitätslehrers Johannes de Magistris[35] (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 306, 1212, 1750).

Die Haupttitel aus Petershausen ohne Provenienzen lassen eine vergleichsweise ähnlich gute Nutzung erkennen. Keine Marginalien, Anstreichungen, Maniculae und Notata weisen von den etwa 100 Titeln dieser Kategorie 10% auf, wenige dieser Evidenzen 70%, einige 16% sowie viele 4%. Die dicht handschriftlich bearbeiteten Titel sind schwerpunktmäßig juristische Standardwerke, eine Ausgabe des *Liber sextus Decretalium* von Papst Bonifatius VIII., ein Druck des *Corpus iuris civilis*, weiter die *Lectura super V libros Decretalium* von Nicolaus de Tudeschis, Benediktiner und Verfasser wichtiger juristischer Standardwerke.[36] Hinzu kommen die Opera von Sallustius (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 391, 539, 1337, 1589). Die bei den Salemer Inkunabeln zu konstatierende abnehmende Evidenzenfrequenz setzt sich auch bei den Petershausener Beibänden mit oder ohne Personenprovenienzen im Hauptband fort; allerdings ist dieses Segment mit etwa 55 Titeln statistisch gesehen sehr klein. Bei den Inkunabelbeibänden mit Provenienzen beim Haupttitel dominieren wenige handschriftliche Spuren mit 71%, gefolgt von einigen mit 29%. Bei den Beibänden ohne Provenienzen im Hauptband dominieren mit weitem Abstand wenige Evidenzen mit 91% neben je einem Druck mit einigen beziehungsweise vielen dieser Eintragungen. Bei Letzterem handelt es sich um eine Ausgabe der *Constitutiones* von Papst Clemens V. (Ink.-Kat. Heidelberg, Nr. 498).

Die Inkunabelsammlungen des Zisterzienserklosters Salem und des Benediktinerklosters Petershausen haben sich vergleichsweise ungeschmälert erhalten. In beiden Fällen begann der Aufbau einer Inkunabelsammlung im 15. Jahrhundert und setzte sich bis zur Aufhebung des Klosters fort. Neben Büchersammlungen der Konventualen selbst spielten Legate von klosterfremden Personen eine große Rolle. Hier wären in erster Linie erbenlose Bibliotheksbesitzer zu nennen, beispielsweise Pfarrer der Region. Es entstand auf diese Weise eine jeweils unterschiedliche Tektonik beider Inkunabelsammlungen. Aufgrund ihrer Größe ist die Salemer Büchersammlung, die aus ganz unterschiedlichen Quellen entstanden ist, für statistische Erhebungen besonders geeignet. Die deutlich kleinere Petershausener Inkunabelsammlung stellt dagegen eher einen Sonderfall dar, weil in ihr zwei große, fachlich geprägte Privatbibliotheken dominieren. Sie sind Beispiele dafür, welche

35 Ink.-Kat. Heidelberg (Anm. 1), Nr. 306, 1212, 1750; Lexikon für Theologie und Kirche (Anm. 23), Bd. 1, Sp. 389.

36 Lexikon für Theologie und Kirche (Anm. 23), Bd. 7, Sp. 869.

Eintragungsschichten auf der Grundlage eines Berufslebens als Arzt oder Jurist entstehen können.

Verschiedene Faktoren ermöglichen Aussagen über die Begehrtheit eines bestimmten Werks oder eines bestimmten Exemplars. Dazu gehören auf Werkebene die Zahl der Auflagen eines Titels, auf der Exemplarebene der physische Befund einer Inkunabel sowie die in einem bestimmten Band greifbaren Marginalien und Provenienzen. Sie bilden allerdings zumeist nur einen Teil einer historischen Besitz- und Nutzungsgeschichte ab. Eine Sukzession von Besitzvermerken ist zweifellos ein Indiz dafür, dass ein konkretes Buch fortlaufendes Interesse fand. Dies korreliert mit einer vergleichsweise hohen Quote an handschriftlichen Eintragungen wie Marginalien, Anstreichungen, Maniculae, Notata und anderem mehr. Aber auch Exemplare ohne Besitzvermerke sind genutzt worden, wenn auch, wie die Quantität der Eintragungen zeigt, in etwas geringerer Intensität. Im Falle von Sammelbänden ist die auf diese Weise greifbare Nutzung beim ersten Titel höher als bei den Beibänden. Neben einzelnen Exemplaren mit herausragenden Rezeptionsspuren stehen Drucke desselben Titels ohne jegliche Evidenzen. Aussagen über die Begehrtheit eines bestimmten Titels lassen sich daher nur durch Betrachtung aller Exemplare einer Provenienz gewinnen.

Die beiden Quellenarten ›Personenprovenienzen‹ und ›sonstige handschriftliche Eintragungen‹ ermöglichen Aussagen darüber, welche Texte in besonderer Weise begehrt waren. Hierfür bietet vor allem die Salemer Sammlung eine gute Grundlage. Zu nennen sind vor allem drei Segmente: Die Bibel, theologische Werke, darunter die Kirchenväter und Predigten jüngerer Schriftsteller, weiter für die Seelsorge wichtige Handbücher, machen einen großen Teil aus. Hier spiegeln sich die monastischen Aufgaben des Mönchs sowie die pastorale Praxis des Pfarrers. Hinzu kommen kirchenrechtliche Standardwerke. Feststellen lässt sich in Salem zum anderen ein bemerkenswert großes Interesse an den Werken der klassischen Antike, der Spätantike und des Humanismus. Kleinere hier vertretene Fachgebiete wären weltliches Recht und Philosophie.

Wenn die zu einem bestimmten Exemplar gehörenden Provenienzen biographisch aufgeschlüsselt werden können, lassen sich Interessensschwerpunkte bestimmten historischen Nutzerkreisen zuweisen. So machten im Falle des Zisterzienserklosters Salems die humanistisch orientierten Mönche im 16. Jahrhundert nur einen Teil des Konvents aus, während, wie die Bibliothek von Valentin Buscher zeigt, auch ganz spezifisch monastische private Sammlungen ohne jegliche humanistische Anteile existierten. Aussagen dieser Art ermöglicht nur eine detaillierte Inkunabelerschließung, die auch auf

den ersten Blick weniger wichtig erscheinende Faktoren wie Marginalien, Anstreichungen, Maniculae, Notata und anderes mehr durchgehend zu verzeichnen, aber auch zu quantifizieren versucht.

Carsten Rohde

VON DER JAHRMARKTSWARE ZUM SAMMLEROBJEKT

FAUST-VOLKSBÜCHER UND EPHEMERE FAUST-LITERATUR

Einleitung

Vom Volksbuch spricht die neuere Germanistik mittlerweile unter Vorbehalt, gewissermaßen in Anführungszeichen.[1] Sie signalisiert damit eine Distanz zu Inhalten, die den Begriff seit der Romantik wesentlich bestimmt haben. Zunächst in ideologiekritischer Absicht, dann im Rahmen einer dezidiert kritisch-rationalistischen Wissenschaftskultur demystifizierte die Forschung die Vorstellung einer organizistischen Verwurzelung von Literatur in der mythischen Größe »Volksgeist«.[2] Sie entlarvte diesen Gedanken als rückwärtige Projektion[3] und ideologische Konstruktion, welche die vermeintlich authentischen kulturellen Interessen der sogenannten einfachen Bevölkerung zweckentfremdete. In der völkisch-nazistischen Pervertierung des ›Volksgeistes‹ im 20. Jahrhundert enthüllte der Begriff dann sein in-

1 Vgl. Bodo Gotzkowsky: ›Volksbücher‹. Prosaromane, Renaissancenovellen, Versdichtungen und Schwankbücher. Bibliographie der deutschen Drucke, Teil I: Drucke des 15. und 16. Jahrhunderts; Teil II: Drucke des 17. Jahrhunderts, Baden-Baden 1991-1994. Maßgeblich für die neuere Forschungsgeschichte insbesondere Rudolf Schenda: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910, Frankfurt a.M. 1970; Hans Joachim Kreutzer: Der Mythos vom Volksbuch. Studien zur Wirkungsgeschichte des frühen deutschen Romans seit der Romantik, Stuttgart 1977; vgl. auch Jan-Dirk Müller: Volksbuch/Prosaroman im 15./16. Jahrhundert. Perspektiven der Forschung, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Sonderheft 1 (1985), S. 1-128.

2 J.[oseph] Görres: Die teutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneybüchlein, welche theils innerer Werth, theils Zufall, Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat, Heidelberg 1807 (Reprint Hildesheim und New York 1982), S. 5.

3 Vgl. Georg Bollenbeck: Das ›Volksbuch‹ als Projektionsformel. Zur Entstehung und Wirkung eines Konventionsbegriffes, in: Mittelalter-Rezeption. Gesammelte Vorträge des Salzburger Symposions ›Die Rezeption mittelalterlicher Dichter und ihrer Werke in Literatur, Bildender Kunst und Musik des 19. und 20. Jahrhunderts‹, hg. von Jürgen Kühnel, Hans-Dieter Mück und Ulrich Müller, Göppingen 1979, S. 141-171.

© 2017 Carsten Rohde, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.15499/kds-001-007 | CC BY-SA 4.0

humanes, für ideologische Instrumentalisierungen anfälliges Potenzial. Trotz dieser kritischen Revisionen und der Veränderungen im epistemischen Rahmen, trotz auch der Kritik an der Unschärfe des Terminus ›Volksbuch‹[4] ist ein zentrales Erkenntnisinteresse nach wie vor virulent, das als offene Frage die Forschungsdiskussion jenseits der ideologischen Instrumentalisierungen und gattungstypologischen Zuordnungen produktiv beeinflusst: In welchem Ausmaß und in welchen Formen sind die Volksbücher von Faust, Fortunatus, Melusine und anderen mythisch-fiktionalen Leitfiguren der Frühen Neuzeit im bewussten und unbewussten Gedanken- und Vorstellungsapparat, in der oralen und literalen Tradition breiter, nicht zuletzt ›einfacher‹, d.h. sozial niedrigstehender, unterbürgerlicher Bevölkerungsschichten präsent gewesen?

Faust-Volksbücher vom 16. bis 18. Jahrhundert

Je nachdem, wie weit man den Begriff ›Volksbuch‹ fasst, kommen unterschiedliche Textgruppen in Betracht. In der Romantik bildete sich ein Kanon heraus, der den Terminus mit einigen volkssprachlichen Prosaromanen des 15. und 16. Jahrhunderts (*Kaiser Octavian*, *Magelone*, *Heymonkinder* u.a. m.) identifizierte.[5] Gleichzeitig hatten aber schon Görres und Simrock unter die Literatur des Volksbuchs auch nicht-fiktionale Literatur (z.B. Sprichwörter) gerechnet. Versteht man mit Roger Chartier unter volkstümlicher Literatur all jene Literatur, die erstens von zahlreichen Lesern gelesen und dabei zweitens in nennenswerter Weise auch in den unteren sozialen Schichten rezipiert wird,[6] so weitet sich abermals der Kreis der in Betracht kommenden Volksbuch-Literatur. Er umfasst nun auch jene volkstümlich-plebejische ›zweite Literatur‹, die sich seit der Entstehung des Buchdrucks im 15. Jahrhundert parallel zur ›ersten Literatur‹ herausgebildet hatte.[7] Diese Literatur war nicht in der Hochkultur verankert, sondern in der Volkskultur. Sie hatte ihren Ort nicht in Messkatalogen und im stationären Buchhandel, sondern auf dem Jahrmarkt, im Gasthaus und auf der Straße. Vertrieben wurde sie

4 Vgl. Müller (Anm. 1).
5 Vgl. Schenda (Anm. 1), S. 299.
6 Roger Chartier: ›Populärer‹ Lesestoff und ›volkstümliche‹ Leser in Renaissance und Barock, in: Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm, hg. von Roger Chartier und Guglielmo Cavallo, Frankfurt a.M., New York und Paris 1999, S. 397-418, hier S. 403.
7 Vgl. Georg Bollenbeck: Till Eulenspiegel. Der dauerhafte Schwankheld. Zum Verhältnis von Produktions- und Rezeptionsgeschichte, Stuttgart 1985, S. 225.

von fliegenden Händlern und Kolporteuren, teils auch von Bänkelsängern. Da viele Druckerzeugnisse auf diesem ›zweiten Literaturmarkt‹ von minderwertiger Qualität und daher flüchtiger Natur waren, ließe sich hier auch von ›ephemerer Literatur‹ als Oberbegriff sprechen. Einblattdrucke und Flugschriften, Büchlein, Broschüren und Hefte gehören dazu, Druckwaren mit begrenzter Halbwertszeit, für den kleinen Geldbeutel angefertigt, von dürftiger Qualität, was Satz und Druck, Bindung bzw. Heftung und das Papier betrifft. Es ist dies Dutzendware, Jahrmarktsware, für den unmittelbaren, kurzfristigen Gebrauch vorgesehen, nicht für eine langfristige Überlieferung in Bücherschränken und Bibliotheken.

Auf diesem Markt der ›Kleinliteratur‹[8] und ›Straßenliteratur‹[9] begegnen seit dem 17. Jahrhundert Zeugnisse einer volkstümlichen Tradition der Faust-Literatur in Form von Einblattdrucken und billigen Heften. In England, das seit *The Tragicall History of D. Faustus* von Christopher Marlowe eine eigenständige Faust-Tradition entwickelt hatte, ist als frühes Zeugnis ein Bänkellied aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts überliefert: »THE Just Judgment of GOD shew'd upon Dr. John Faustus. To the Tune of, Fortune my Foe, etc.«[10] Ebenfalls aus dem 17. Jahrhundert stammen drei ›chapbook‹ genannte Billigdrucke von je vierundzwanzig Seiten Umfang, die zum Preis von wenigen Pence verkauft wurden und wie die ›broadside ballad‹ das Stück von Marlowe zur Grundlage hatten:

> The first Part of Dr. Faustus, Abreviated and brought into verse. Shewing the Wickedness of his Life, and the Tyranny of the Devil; who after he had insnared him by Delusions and large promises of 24 Years prosperiry [sic], threatened to pull and tear him in pieces when he seemed to Repent.[11]

8 Michael Schilling: Bildpublizistik der frühen Neuzeit. Aufgaben und Leistungen des illustrierten Flugblatts in Deutschland bis um 1700, Tübingen 1990, S. 26-39.

9 Leslie Shepard: The history of street literature. The story of broadside ballads, chapbooks, proclamations, news-sheets, election bills, tracts, pamphlets, cocks, catchpennies, and other ephemera, Newton Abbot 1973.

10 English Broadside Ballad Archive (EBBA) der University of California: http://ebba.english.ucsb.edu/ballad/30993/image (zuletzt 15.3.2017). Von einer auf 1589 datierten Ballade hat sich lediglich der Titel erhalten: *A ballad of the life and deathe of Doctor FAUSTUS the great Cunngerer*, Die Faustsplitter in der Literatur des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts nach den ältesten Quellen, hg. von Alexander Tille, Berlin 1900 (Reprint Hildesheim und New York 1980), Nr. 38.

11 Vgl. die in Early English Books Online (EEBO) abrufbare, digitalisierte Ausgabe (beschränkter Zugriff). Diese 1690 in London gedruckte Ausgabe befand sich auch in der Chapbook-Sammlung von Samuel Pepys, vgl. Margaret Spufford: Small books and pleasant histories. Popular fiction and its readership in seventeenth-

Auch in Frankreich hatte sich bereits im 17. Jahrhundert ein Markt für populäre Billigdrucke etabliert, die in der ›Bibliothèque bleue‹ erschienen und auch fiktive Erzählstoffe umfassten, darunter einige aus dem Arsenal der Volksbücher. Anders als in England hat das Faust-Thema in Frankreich trotz mancher Übersetzungen der *Historia* keinerlei volksliterarische Spuren hinterlassen.[12] In Deutschland datieren die ältesten überlieferten Zeugnisse, die dem Bänkellied bzw. Ein- und Mehrblattdruck entsprechen, aus dem frühen 18. Jahrhundert. Ob es sich bei dem auf »um 1720« datierten Kupferstich *Doctor Johannes Faustus der weit und breit bekande ertz zauberer der welt sambt dessen lebens begebenheiten* tatsächlich auch um eine Druckschrift handelte, die als »Flugblatt« verbreitet wurde, muss in Anbetracht der wenigen Informationen, die dazu vorliegen, offenbleiben.[13] Auch über den vier Blatt umfassenden Druck *Eine neue ausführliche Beschreibung*[14] von 1720 und über die beiden Theaterzettel von 1738 und 1742, auf denen die Liedverse »Fauste! was ist dein Beginnen?«[15] stehen, weiß man wenig Gesichertes. Vermutet wird hier ebenfalls eine populäre Verbreitung durch Bänkelsang und Volkslied.[16]

century England, London 1981, S. 264. Chapbooks aus dem späten 18. und frühen 19. Jahrhundert versammelt: Small books for the common man. A descriptive bibliography, hg. von John Meriton and Carlo Dumontet, London und New Castle 2010, bes. Nr. 370: *THE HISTORY OF / The wicked Life and horrid Death of / Dr JOHN FAUSTUS* und mit ähnlichem Titel Nr. 621.

12 Vgl. Alfred Morin: Catalogue descriptif de la bibliothèque bleue de Troyes, Genf und Paris 1974. Görres (Anm. 2), S. 216, zitiert in einer Fußnote zum Faust-Abschnitt ein französisches Pendant zum Teufelsbündner Faust, mutmaßlich in einer Bibliothèque-bleue-Ausgabe: »La terrible et merveilleuse vie de robert le diable, lequel apres fut homme de bien. A Troyes«.

13 Vgl. Hans Henning: Faust-Bibliographie, Teil I: Allgemeines. Grundlagen. Gesamtdarstellungen. Das Faust-Thema vom 16. Jahrhundert bis 1790, Berlin und Weimar 1966, Nr. 3095. In der Weimarer Faust-Sammlung befinden sich lediglich zwei fotografische Kopien aus der Zeit um 1900 (Signatur: F gr 8768, F gr 5821 [8]). Der Verbleib des Originals ist nicht bekannt. Vgl. auch Hans Dreyer: Doctor Johannes Faustus der weit und breit bekande ertz zauberer der Welt sambt dessen lebens begebenheiten. Ein unbekannter Einblattdruck, zum ersten Mal ans Licht gebracht, in: Das Antiquariat IX, Nr. 3/4, 10.2.1953, S. 1-4.

14 Henning, (Anm. 13), Nr. 2655.

15 Vgl. Alexander Tille: Die deutschen Volkslieder vom Doktor Faust, Halle 1890, S. 172-175.

16 Vgl. Hans Henning: Die Faust-Tradition im 17. und 18. Jahrhundert, in: ders.: Faust-Variationen. Beiträge zur Editionsgeschichte vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, München, London, New York u.a. 1993, S. 153-191, hier S. 183f.

Nicht zuletzt aufgrund dieser insbesondere im deutschen Sprachraum zu beobachtenden spärlichen Überlieferungslage ist die Validität des Determinativums im Begriff ›Volksbuch‹ in der neueren Forschung häufig Gegenstand der Diskussion gewesen. Wie populär, wie volkstümlich war das Volksbuch in der historischen Wirklichkeit? Die romantische und romantisch beeinflusste Volksbuchrezeption hat gemäß ihrer organizistischen Argumentation eine Volkstümlichkeit als quasi naturwüchsig vorausgesetzt. In pointierter Gegenwendung dazu hat Rudolf Schenda vom »Volk ohne Buch« gesprochen: Große Teile des Volkes seien bis ins 19. Jahrhundert hinein weder lesefähig noch lesewillig gewesen.[17] Und als sie es waren, zogen sie sensationslüsterne Hintertreppenromane der Volksbuchliteratur vor. Trotz der Anstrengungen Schendas und anderer, die sich seit den 1960er Jahren um eine sozialgeschichtliche Neuperspektivierung der Geschichte von Kunst und Literatur bemüht haben, wird die Frage nach der Volkstümlichkeit des Volksbuchs jedoch auch in Zukunft im Kern offenbleiben müssen. Und zwar deshalb, weil das zur Beantwortung notwendige, empirisch valide, d.h. aussagekräftige und repräsentative Datenmaterial aufgrund der Quellenlage nicht vorhanden ist. Dennoch sind Annäherungen möglich, die bisherigen Forschungsergebnisse geben zumindest umrisshaft Aufschluss über die Verbreitung der Volksbücher in der Frühen Neuzeit, wenn sie auch im Detail viele Fragen offenlassen. Im Wesentlichen sprechen drei Umstände gegen eine starke Verbreitung jener Erzählwerke in Prosa, die seit dem 15. Jahrhundert gedruckt wurden und seit der Romantik als Volksbuch firmierten: 1.) der Buchpreis – bis ins 18. Jahrhundert ist das Buch für die allermeisten Menschen ein teures Luxusgut; 2.) der Analphabetismus – erst im 19. Jahrhundert ist in Deutschland die Mehrzahl der Menschen lesefähig; 3.) der geringe Anteil an unterhaltender Literatur in der Buchproduktion – erst Ende des 18. Jahrhunderts wird die ›schöne Literatur‹ zum nennenswerten Faktor. Wie Studien zum Buchbesitz gezeigt haben, war in den Mittel- und Unterschichten, wenn diese Bücher besaßen, bis ins 19. Jahrhundert hinein religiöses Schrifttum dominierend. Auch Gebrauchsliteratur, vor allem Kalender, fanden Verbreitung, schöngeistige Literatur hingegen nur äußerst selten.[18] Andererseits führen die Resultate der historischen Leseforschung zu der Einsicht, dass trotz des geringen Alphabetisierungsgrades (rund fünf Prozent Lesefähige

17 Schenda (Anm. 1).

18 Vgl. zuletzt etwa Reinhart Siegert: Buchbesitz und Büchernutzung von Bauern und Handwerkern im 18. und 19. Jahrhundert. Zur Bedeutung von Büchern für die Geisteswelt des ›gemeinen Mannes‹, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 39 (2014), S. 184-203.

um 1600 und fünfundzwanzig Prozent um 1800)[19] populäre Erzählwerke durch komplexe »semiliterarische Prozesse«[20] offensichtlich eine größere Verbreitung auch in den unterbürgerlichen Schichten gefunden haben.[21] Die Untersuchungen stützen sich hauptsächlich auf historische und literarische Quellen, nicht auf empirische Zahlen und Daten.[22] Sie bieten Einblicke und Ausschnitte, deren repräsentativer Aussagewert unsicher ist. So mag in Texten von Johann Beer aus dem 17. Jahrhundert häufig von populären Lesestoffen die Rede sein – unklar bleibt, inwiefern die genannten Werke und Autoren die literarischen Verhältnisse wirklichkeitsnah widerspiegeln, oder ob ihre Nennung nicht vielmehr auf strategische, polemische oder auch spielerisch-literarische Absichten des Autors zurückzuführen ist.[23]

Die ohnehin schmale Datenbasis verringert sich noch einmal, richtet man das Augenmerk auf die Überlieferung von Faust-Volksbüchern. In den von der Forschung zitierten Quellen aus dem 16. bis 18. Jahrhundert über die Verbreitung der Volksbücher findet man Faust eher selten. Häufig werden in ihnen in aufzählender Reihung verbreitete populäre Lesestoffe genannt, darunter auch Volksbücher, wie z.B. *Fortunatus* und *Eulenspiegel*. Ein Text aus dem frühen 18. Jahrhundert listet so etwa »die gemeinsten Bücher« auf, die einige wandernde Buchhändler im Angebot haben:

> Nemlich Bibeln / Postillen / Gebet- und Gesangbücher u.d. gl. Item N. Testament / Psalter / Sirach / Evangelienbücher / Catechismus / Abc bücher / Schreibtaffeln / Calender / allerhand deutsche kleine Romane / als Ritter

19 Zahlen nach: Reinhard Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels, 2. Aufl., München 1999, S. 76; Schenda (Anm. 1), S. 444.

20 Rudolf Schenda: Alphabetisierung und Literarisierungsprozesse in Westeuropa im 18. und 19. Jahrhundert, in: Sozialer und kultureller Wandel in der ländlichen Welt des 18. Jahrhunderts, hg. von Ernst Hinrichs und Günter Wiegelmann, Wolfenbüttel 1982, S. 1-20, hier S. 11.

21 Vgl. Alfred Messerli: Leser, Leserschichten und -gruppen, Lesestoffe in der Neuzeit (1450-1850): Konsum, Rezeptionsgeschichte, Materialität, in: Buchwissenschaft in Deutschland. Ein Handbuch, hg. von Ursula Rautenberg, Bd. 1: Theorie und Forschung, Berlin und New York 2010, S. 443-502, hier, S. 465: »Die nichtlesefähigen Unterschichten der Reformationszeit rezipierten Buchinhalte durch Vorlesen, durch Gerücht, Gesang, Predigt, durch Flugblattillustrationen und durch Schauspiel«.

22 So auch in der einschlägigen Studie von Hildegard Beyer: Die deutschen Volksbücher und ihr Lesepublikum, Diss., Frankfurt a.M. 1962.

23 Vgl. Richard Alewyn: Johann Beer. Studien zum Roman des 17. Jahrhunderts. Aus dem Nachlass hg. von Klaus Garber und Michael Schroeter, 2., verb. Aufl., Heidelberg 2012, S. 139-141, 147f., 243-247.

> Pontus / gehörner Seyfried / Keyser Octavianus, die schöne Magellona / die Schildbürger / Fabeln Esopi / Clauß Narr / Eulenspiegel / Albertus Magnus / Gartenbüchlein / Farben- und Illuminir-Büchlein / Dreh-Rädgen / Planetenbüchlein und dergleichen unzehliche Dinge / welche in Erffurt und Magdeburg in grosser Menge gedruckt / und mit einem Fältzgen gebunden auff dem Marckt feil sind.[24]

In der einschlägigen Forschung finden sich nur wenige Zeugnisse, die auch Faust nennen. Immer wieder zitiert wird die Bücherliste aus dem Nachlass des Straßburger Glasermeisters Lorenz Fritsch, der um 1625 lebte. Unter den achtzig Exemplaren befindet sich, neben *Eylenspiegel* und *Furtunatus*, auch eine Ausgabe von *Doct. Fausti*.[25] Bereits in den Kontext der Aufklärung gehören zwei Zeugnisse aus dem späten 18. Jahrhundert. In einer Schrift von 1795 äußert sich der Verfasser über die Lektürevorlieben des einfachen Volkes:

> Auch für die niedern Klassen, wo sonst Eulenspiegel, der gehörnte Siegfried, Fausts Leben und der lustige Historienkalender, den Dienst hatten, ist durch eine Menge sogenannte Volksbücher gesorgt, daß auch hier jeder nach seinem Gefallen schmausen kann. Daher finden wir Handwerksbursche, Bediente, Bürger und Bauern von aller Art, die jede nicht blos müßige, sondern manche ihren Berufsgeschäften *entwendete* Stunde mit Lesen ausfüllen.[26]

Und ein Beitrag in der *Berlinischen Monatsschrift* vom Oktober 1785 befasst sich mit dem Angebot populärer Lesestoffe in der Großstadt Berlin:

> Was liest jetzt der ganz gemeine Mann gewöhnlich für Bücher? Nicht Bücher aus den Buchläden; sondern Broschüren, die er gefalzt von den Tischen der Buchhändler, z. B. in Berlin im Durchgange des Schlosses und auf dem Mühlendamme, für ein paar Dreier oder Groschen kaufen kann.

Es folgt ein »Verzeichnis solcher Bücher«, die »der Büchertischler führt und der ganz gemeine Mann lieset«. Darunter befinden sich auch Volksbücher, wie jene von Eulenspiegel und von der schönen Magelone sowie die »Ge-

24 Johann Gottfried Zeidler: Buchbinder-Philosophie Oder Einleitung In die Buchbinder Kunst, Halle 1708 (Reprint Hannover 1978), S. 151.

25 Anon.: Volks- und Modebücher zur Zeit des dreissigjährigen Krieges, in: Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens XIII (1897), S. 218-223, hier S. 221.

26 Johann Rudolph Gottlieb Beyer: Ueber das Bücherlesen, in so fern es zum Luxus unsrer Zeiten gehört, in: Acta Academiae Electoralis Moguntinae Scientiarum Utilium Quae Erfurti Est 1796, S. 3-34, hier S. 13.

schichte vom Doktor Faust, ein verderbliches Buch für den gemeinen Mann, dem man einen Anti-Faust müßte zu substituiren suchen«.[27]

Aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich beim Faust-Volksbuch der Berliner Straßenhändler um einen Nachdruck der Ausgabe des sog. Christlich Meynenden, die 1725 erstmals erschienen ist.[28] Rechnet man die ermittelten Ausgaben der verschiedenen Faust-Volksbücher zusammen – der *Historia* von 1587 und der ihr nachfolgenden Bearbeitungen von Widman aus dem Jahre 1599, von Pfitzer 1674 und des Christlich Meynenden 1725 sowie des Wagnerbuchs von 1593[29] –, kommt man, bei einer zugrundegelegten durchschnittlichen Auflage von 1500 Exemplaren, auf eine Gesamtauflage von ungefähr 100.000 Stück zwischen 1587 und 1800. In zwei Zeiträumen ist die Überlieferung besonders verdichtet: Ende des 16. Jahrhunderts erlebt die *Historia von D. Johann Fausten* einundzwanzig Auflagen, im 18. Jahrhundert kommt das Faust-Volksbuch des Christlich Meynenden auf rund dreißig Auflagen. Auch wenn die *Historia* innerhalb weniger Jahre einen erstaunlichen Absatz fand, so stand doch hier wie auch in den nachfolgenden Adaptionen allein der Umfang einer volkstümlichen Verbreitung im Wege. Erst die Volksbuch-Ausgabe des Christlich Meynenden, die lediglich knapp fünfzig Seiten umfasste, eignete sich für eine massenhafte Verbreitung in sozial niedriger stehenden Schichten. Nürnberg, Köln und Frankfurt am Main waren Zentren für die Herstellung dieser Billigausgaben. Reichard spricht 1778 in seiner *Bibliothek der Romane* von der »Nürnberger Fabrik dieser Broschüren«,[30] Goethe dreißig Jahre später von der »Fabrik jener Bücher« in seiner Heimatstadt Frankfurt.[31] Die Volkstümlichkeit unterstreichend, findet im Zusammenhang mit der Adaption des Christlich Meynenden in

27 Anon.: Ueber die Mittel, bessere Bücher in die Hände der niedrigern lesenden Menschenklasse zu bringen, in: Berlinische Monatsschrift, hg. von F. Gedike und J.E.Biester. Sechster Band. Julius bis December, Berlin 1785, Zehntes Stück, Oktober, S. 295-311, hier S. 295f. und 300.

28 Des Durch die gantze Welt beruffenen Ertz-Schwartz-Künstlers und Zauberers Doctor Johann Fausts, Mit dem Teufel auffgerichtetes Bündnüß, Abentheurlicher Lebens-Wandel und mit Schrecken genommenes Ende, Auffs neue übersehen, In eine beliebte Kürtze zusammen gezogen, Und allen vorsetzlichen Sündern zu einer hertzlichen Vermahnung und Warnung zum Druck befördert von einem Christlich-Meynenden. Franckfurt, Leipzig 1725.

29 Vgl. Gotzkowsky (Anm. 1), Teil 1, S. 402-419, Teil 2, S. 118f.; Henning (Anm. 13), S. 113-123, 155-160, 208, 325-327, 328-339.

30 Heinrich August Ottokar Reichard: Bibliothek der Romane. Erster Band. Berlin 1778, S. 81.

31 Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens, Münchner Ausgabe, hg. von Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert,

der älteren Literatur immer wieder die Bezeichnung ›Jahrmarktsliteratur‹ oder ›Jahrmarktsausgabe‹ Verwendung[32] – auch wenn der populäre Bezug durchaus strittig ist, wendet sich der anonyme Verfasser doch im Vorwort an die »galante[n] Welt«,[33] also nicht gerade an den ›gemeinen Mann‹. Dennoch fasst der Begriff ›Jahrmarkt‹ rezeptionsgeschichtlich viele Aspekte der populären Überlieferung von Faust-Volksbüchern zusammen, die für den Mythos des Volksbuchs wichtig waren. Er fungiert als Oberbegriff für verschiedene Formen des nicht-stationären, ambulanten Verkaufs von Büchern und anderen Druckerzeugnissen, auf Jahrmärkten, Volksfesten, Messen und anderen gewerblichen und unterhaltenden, lokalen und überregionalen Veranstaltungen, die übers Jahr verteilt den Alltag der Menschen teilweise bis ins 19. Jahrhundert hinein in einem viel stärkeren Ausmaß bestimmt haben als das später im industriellen Zeitalter der Fall gewesen ist. Für die große Faust-Ausstellung 1929 in Braunschweig wurde eigens ein Modell entworfen, *Faust im Leben des Volkes: eine Jahrmarktszene*, das die populäre Verbreitung des Faust-Stoffs vor Augen führte und damit wesentlich zum Nimbus und Mythos von Faust in der Moderne beitrug.[34]

Norbert Miller, Gerhard Sauder und Edith Zehm, 21 Bde. in 33 Tln. u. Register-Bd., München 1985-2014, Bd. 16, S. 38.

32 Vgl. z. B. Karl Dietrich Leonhard Engel: Bibliotheca Faustiana. Zusammenstellung der Faust-Schriften vom 16. Jahrhundert bis Mitte 1884, 2., reprografischer Nachdruck der Ausgabe Oldenburg 1885, Hildesheim und New York 1970, S. 91; Carl Kiesewetter: Faust in der Geschichte und Tradition. Mit besonderer Berücksichtigung des occulten Phänomenalismus und des mittelalterlichen Zauberwesens. Anhang: Die Wagnersage und das Wagnerbuch, Leipzig 1893, S. 79; Paul Heitz und Fr. Ritter: Versuch einer Zusammenstellung der deutschen Volksbücher des 15. und 16. Jahrhunderts nebst deren späteren Ausgaben und Literatur, Straßburg 1924, S. XI f. Vgl. auch die Zeugnisse in: Das Faustbuch des Christlich Meynenden von 1725. Faksimile-Edition des Erlanger Unikats mit Erläuterungen und einem Nachwort, hg. v. Günther Mahal, Knittlingen 1983, S. 132.

33 Das Faustbuch des Christlich Meynenden, ebd., unpag. (S. 3).

34 Vgl. Kat. Ausst. Faust auf der Bühne. Faust in der bildenden Kunst. Zur Jahrhundertfeier der Uraufführung des ersten Teiles in Braunschweig veranstaltet von der Landeshauptstadt Braunschweig und der Goethe-Gesellschaft, hg. vom Rate der Stadt, bearb. von Carl Nießen, Braunschweig 1929, S. 64, Nr. 378: »Um das Fortleben des Faust-Stoffes im Volksleben des 18. Jahrhunderts in volkstümlicher Weise zusammenzufassen, wurde eine von Ott Marker entworfene Jahrmarktszene von 4,75 m Länge und 2,30 m Höhe aufgestellt.« In diesem dioramaartigen Mobile waren laut Katalogtext zu sehen: ein »Bänkelsänger«, dessen Tafel den Neuruppiner Bilderbogen »Erzählung vom Dr. Faust« zeigt und der in den Händen Faust-»Volkslieder« von 1720 bzw. 1780 hält, ein Puppentheater, Theaterzettel – und schließlich: »Im Schatten des Radkarussels hat vor den Häusern der Volksbuch-

Faust-Volksbücher in Heftchenform im 19. Jahrhundert

Im 19. Jahrhundert differenziert sich die Faust-Literatur stark aus. Das liegt einerseits am durchschlagenden Erfolg der Goethe'schen *Faust*-Dichtung, die eine Fülle von weiteren Neubearbeitungen zur Folge hatte und in der Entstehung einer regelrechten »Faust-Kultur«[35] mündete, die rund einhundertundfünfzig Jahre lang, von 1800 bis 1950, in vielfältiger Weise die symbolisch-semantische Ordnung der deutschen Kultur- und Geistesgeschichte prägen sollte. Zeitgleich entstand im 19. Jahrhundert eine demokratische Massengesellschaft und kommerzielle Massenkultur. Anders als es das Wort suggeriert, bildete die ›Masse‹ keinen monolithischen Block, sondern differenzierte sich vielmehr in eine Vielzahl von Publika und kulturellen Praktiken aus. Dies gilt sowohl für die Kultur und die Künste insgesamt als auch für die Faust-Literatur und Faust-Volksbücher im Besonderen, wie ein Blick in Bücherverzeichnisse des späten 19. Jahrhunderts verdeutlicht. Heinsius' und Kaysers Bücherlexika führen unter den Lemmata ›Volk‹ bzw. ›Volksbuch‹ die unterschiedlichsten Gattungen und Formate.[36] Neben hochkulturellen und unterhaltungsliterarischen Reihen gibt es konfessionelle, naturwissenschaftlich-technische, medizinische und andere lebenpraktisch ausgerichtete Volksbucheditionen. Hinzu kommen Volksbibliotheks-, Volkserzählungs- und Volksromanreihen, die indirekt ebenfalls vom Nimbus des Volksbuchs und der Volkstümlichkeit profitieren. Deutlich wird, dass der Volksbuchdiskurs zeitgebundene Prägungen aufweist. Unterschiedliche Publikationsreihen in unterschiedlichen Kontexten mit unterschiedlichen sachlichen Bezügen und sozial differenten Zielpublika beanspruchen das Prädikat ›volkstümlich‹ bzw. das Determinativum ›Volk‹ für sich. Paradoxerweise kann dieser Prozess aber auch als eine inhaltliche Nivellierung interpretiert werden: die Vokabel wird beliebig. Die Volkstümlichkeit des Volksbuchs erweist sich in dessen Anpassung an die Bedürfnisse einer industriellen Massengesellschaft. Wie Indianerromane, Detektivhefte und andere populäre Literatur, die in Einzel-

verkäufer seinen Tisch aufgestellt. [...] Einschalten der Bewegung unten links.« (Sperrung i.O.)

35 Vgl. Rüdiger Scholz: Die Geschichte der Faust-Forschung. Weltanschauung, Wissenschaft und Goethes Drama, 2 Bde., Würzburg 2011, Bd. 1, S. 104-118.

36 Vgl. Wilhelm Heinsius: Allgemeines Bücher-Lexikon oder vollständiges Alphabetisches Verzeichnis aller von 1700 bis zu Ende 1879 erschienenen Bücher [...], Bd. 18: 1885-1888, bearb. von Karl Bolhoevener, Leipzig 1890, S. 780ff.; Christian Gottlob Kayser: Vollständiges Bücher-Lexikon enthaltend die vom Jahre 1750 bis Ende des Jahres 1902 im deutschen Buchhandel erschienenen Bücher und Landkarten, Bd. 32: 1899-1902, bearb. von Heinrich Conrad, Leipzig 1904, S. 939ff.

heften, Serien oder wie bei den Kolportageromanen[37] in mehrere hundert Lieferungen gestückelt Ende des 19. Jahrhunderts massenhaft Absatz fanden,[38] befriedigen Volksbücher in Heftchenform das Bedürfnis nach kurzweiliger Unterhaltung. Unterstützt wird diese Entwicklung durch einen massiven Anstieg der Alphabetisierungsquote im Zuge der sogenannten zweiten Leserevolution (nach der ersten Leserevolution Ende des 18. Jahrhunderts, die die Umstellung von intensiv-wiederholender zu extensiv-wechselnder Lektüre erbrachte), innerhalb eines Jahrhunderts von ca. fünfundzwanzig Prozent um 1800 auf rund neunzig Prozent um 1900.[39] Technische Neuerungen wie die Einführung der Schnellpresse und des Rotationsdrucks sorgen im Verein mit neuen Vertriebswegen im Jahrhundert der Kommunikationsrevolution für massenhafte Herstellungs- und Absatzmöglichkeiten. Die enorme Zunahme des lesefähigen Publikums führte in nahezu allen Bereichen des Buchmarkts zu einer massiven Steigerung, darunter auch im Segment der sogenannten ›Volksschriften‹.[40] Trotz dieser Expansion muss allerdings auch bedacht werden, dass gemessen am Gesamtmarkt für ›schöne Literatur‹ der Anteil des Volksbuchs eher gering war. Ende des 19. Jahrhunderts las das Volk, wenn es Fiktion las, vor allem die beschriebene Sensationsliteratur der Serienhefte und Hintertreppenromane.[41] Andererseits machten Volksbüchlein 1890 immerhin noch rund zehn Prozent der Kolportageliteratur aus.[42]

Nimmt man die Karrieren jener Akteure in den Blick, die im 19. Jahrhundert das Volksbuch für den Buchmarkt neu bearbeitet und ediert haben, so ergibt sich ebenfalls ein differenziertes Bild, das sowohl die nationalromantische Ideologisierung als auch die Kommerzialisierung des Genres

37 Vgl. Günter Kosch und Manfred Nagl: Der Kolportageroman. Bibliographie 1850 bis 1960, Stuttgart und Weimar 1993, S. 116 (Nr. 291): N.J. Anders [d.i. Jacob Nathan]: Faust. Frei nach Göthe. Romantische Erzählung für das Deutsche Volk, Berlin: Werthmann ca. 1880 (45 Lieferungen, Gesamtumfang: 1440 S.).

38 Vgl. Ronald Fullerton: Toward a commercial popular culture in Germany: The development of pamphlet fiction, in: Journal of Social History 12 (1979), S. 489-511.

39 Zahlen nach Schenda (Anm. 1), S. 444.

40 Ilsedore Rarisch: Industrialisierung und Literatur. Buchproduktion, Verlagswesen und Buchhandel in Deutschland im 19. Jahrhundert in ihrem statistischen Zusammenhang, Berlin 1976, S. 66f., 104.

41 Vgl. Schenda (Anm. 1), S. 32; Fullerton (Anm. 38), S. 494.

42 Vgl. Ursula Brunold-Bigler: Kolportagebuchhandel, in: Lexikon des gesamten Buchwesens, 2., völlig neu bearb. Aufl., hg. von Severin Corsten, Stephan Füssel, Günther Pflug und Friedrich Adolf Schmidt-Künselmüller, Bd. 4, Stuttgart 1995, S. 284f., hier S. 285.

vor Augen führt. Bei den Volksbuchadaptionen und -sammlungen insbesondere der ersten Jahrhunderthälfte, die mit den Namen Ludwig Tieck (*Heymons Kinder*, *Magelone* u.a. m., 1797ff.), Joseph Görres (*Die teutschen Volksbücher*, 1807), Ludwig Aurbacher (*Volksbüchlein*, 1827–1829), Gustav Schwab (*Buch der schönsten Sagen*, 1836/37), Gotthard Oswald Marbach (*Volksbücher*, 1838–1842) und Karl Simrock (*Die deutschen Volksbücher*, 1839–1867) verbunden sind, handelt es sich in erster Linie um Literatur von Gebildeten für Gebildete. Die Adaptionen fügen sich ideengeschichtlich in ein nationalromantisches Narrativ ein, das mit zunehmender Dauer des 19. Jahrhunderts immer einflussreicher und in seinen politischen Konsequenzen bornierter wurde. Die Konstituierung der Nationalphilologie hängt untrennbar mit dieser Entwicklung zusammen. Komplementär zur romantischen Nationalisierung des Volksbuchgenres setzt etwas später die bereits beschriebene Kommerzialisierung dieser Gattung ein, die mittlerweile ein lukratives Marktsegment geworden war. Tieck und Görres waren Literaten, Aurbacher, Marbach und Schwab teils Gelehrte, teils spätromantische Dilettanten, Simrock germanistischer Lehrstuhlinhaber. Die heute weitgehend vergessenen, teilweise auch anonymen Herausgeber der Volksbuchausgaben und -reihen seit ungefähr Mitte des 19. Jahrhunderts mögen ebenfalls Literaturliebhaber gewesen sein, aber sie waren primär Lohnarbeiter auf einem Literaturmarkt für eine Massengesellschaft. Bereits Simrock beklagte, mit kritischem Blick auf zeitgenössische Editionen, »Geschwindigkeit und Wohlfeilheit« als die leitenden Kriterien bei der »Herausgabe«.[43] Die Übergänge zwischen beiden hier idealtypisch kontrastierten Gruppierungen sind freilich fließend. Auch Schwab und Marbach verfolgten mehr oder weniger offen kommerzielle Interessen, gleichzeitig haftete ihnen – wie etwa auch dem Erfolgsautor Ottmar Schönhuth, dessen Faust-Adaption von 1844 zahlreiche Auflagen erlebte[44] – das Etikett Volksschriftsteller an.

Die Ausdifferenzierung des Volksbuchs erstreckte sich auch auf Formate und Ausstattungen. Je nach Zielpublikum variierten Preis und Qualität der Druckerzeugnisse. Das Spektrum reicht von gediegener Qualitätsware

43 Karl Simrock: Vorwort, in: ders.: Die deutschen Volksbücher. Gesammelt und in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt, Frankfurt a.M. 1845, Bd. 1, S. VII–XIV, hier S. XII.

44 Des Erzschwarzkünstlers Dr. Johannes Faust ärgerliches Leben und schreckliches Ende. Eine höchst wunderbare und schauerliche Historie. Aufs neu erzählt für Jung und Alt von Ottmar H.F. Schönhuth. Mit schönen Figuren, Reutlingen 1844.

für das Bildungsbürgertum[45] bis zu kleinformatigen Billigheften für das einfache Volk. Die in Anhang I versammelten Titel stellen eine Auswahl aus der Vielzahl von Faust-Volksbüchern dar, die im 19. Jahrhundert in preiswerter Heftform erschienen sind. Wie im 18. Jahrhundert gab es auch im 19. Jahrhundert Verlage und Verlagsorte, die sich auf den Billigdruck spezialisiert hatten: Reutlingen mit den Verlagen Fleischhauer & Spohn, Enßlin & Laiblin und Bardtenschlager galt als ein Zentrum.[46] Vertrieben wurden die Hefte teilweise über den konventionellen Buchhandel, teils auch über das Kolportagegeschäft und andere Formen des mobilen Reise- und Volksbuchhandels.[47] Hinzu kamen neuartige Verkaufsstellen im Einzelhandel: Tabakwarengeschäfte, Bahnhofsläden, Kioske.[48] Die Preise dieser Faust-Volkshefte lagen zumeist im niedrigen Pfennigbereich, besonders günstig war die 84 Seiten umfassende Ausgabe aus der Reihe *Volksbibliothek des Lahrer hinkenden Boten*, die nur zwei Pfennige kostete. Die Hefte richteten sich an ein Massenpublikum, die wiederkehrende Titelformulierung ›für Jung und Alt‹ suggeriert Volkstümlichkeit und Allgemeinverständlichkeit, verweist

45 Etwa die 1880 bei Bertelsmann erschienene 12. Auflage der *Deutschen Volksbücher* von Gustav Schwab: Großoktav, 728 Seiten, 180 Illustrationen, in Leinen gebunden, Preis: 7 Mark (vgl. Gesammt-Verlags-Katalog des Deutschen Buchhandels, Bd. IV: Ebersbach – Gütersloh, Münster 1881, Sp. 995). Zu den Buchpreisen um 1900 allgemein: Walter Krieg: Materialien zu einer Entwicklungsgeschichte der Bücher-Preise und des Autoren-Honorars vom 15. bis zum 20. Jahrhundert. Nebst einem Anhange: Kleine Notizen zur Auflagengeschichte der Bücher im 15. und 16. Jahrhundert, Wien, Bad Bocklet und Zürich 1953, S. 33; Tony Kellen: Der Massenvertrieb der Volksliteratur, in: Preussische Jahrbücher 98 (1899), S. 79-103, hier: S. 80f., demzufolge eine preiswerte Ausgabe von Shakespeares Dramen in der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart Ende des 19. Jahrhunderts 3 Mark kostete.

46 Vgl. Gesammt-Verlags-Katalog des Deutschen Buchhandels, Bd. IX: Oberglogau – Striegau, Münster 1881, Sp. 951-1002. Ferner: Rudolf Schenda: Bücher aus der Krämerkiste, in: Rückblick für die Zukunft. Berichte über Bücher, Buchhändler und Verleger zum 150. Geburtstag des Ensslin Verlages, hg. von Joachim Ulrich Hebsaker, Reutlingen 1968, S. 107-134. Vgl. auch Justinus Kerner, der in seiner Autobiographie von den »alten Volksbücher[n]« erzählt, »die die Reutlinger Buchhändler auf den Jahrmarkt in das Städtchen [sc. Ludwigsburg] sandten« (Kerners Werke. Erster Teil: Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, hg. u. mit einem Lebensbild versehen von Raimund Pissin, Berlin u. a. o. J. [1914], S. 112).

47 Vgl. Mirjam Storim: Kolportage-, Reise- und Versandbuchhandel, in: Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert. Das Kaiserreich 1871-1918, Teil 2. Im Auftrag der Historischen Kommission, hg. von Georg Jäger, Frankfurt a. M. 2003, S. 523-593.

48 Vgl. Fullerton (Anm. 38), S. 496f.

darüber hinaus auf das sich seit dem 18. Jahrhundert herausdifferenzierende Spezialsegment der Kinder- und Jugendliteratur.[49]

Faust-Volksbücher als Text- und Programmhefte im Theater

Anhang II gibt Einblick in ein Textcorpus der Weimarer Faust-Sammlung, das ebenfalls zur ephemeren Faust-Literatur zu rechnen ist und heftförmige Druckschriften umfasst, die vor allem im Umfeld des Theaters Verbreitung fanden. Sie verweisen auf den »Theaterboom des 19. Jahrhunderts«, auf die Entstehung eines urban und kommerziell ausgerichteten Theaterbetriebs, der einhergeht mit der Etablierung massenkultureller Vertriebsformen. Zwei zentrale Entwicklungen in diesem Expansionsprozess, die »Ausdifferenzierung von Medien und Unterhaltungseinrichtungen« sowie die »Ökonomisierung von Theater«,[50] spiegeln sich in den ephemeren Theaterheften wider: Die Hefte sind ein Ergebnis sich ausdifferenzierender Unterhaltungsangebote und -bedürfnisse, und sie sind selbstverständlich auch ein Gegenstand ökonomischen Profitstrebens. Zum größten Teil handelt es sich um Material mit dramatischen, teils musikdramatischen Bearbeitungen des Faust-Stoffes. Hinzu kommen als eine weitere Gruppe Opernführer, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts insbesondere Charles Gounods Opernadaption einem größeren Publikum vermittelten. Die Libretti der Opern von Gounod oder auch Arrigo Boito, ebenso wie die Texthefte von Faust-Dramen in Frankreich und England, wurden im Theater selbst und im Buchhandel vertrieben. Sie richteten sich an das allgemeine Theaterpublikum, teilweise auch an den kleineren Kreis von aufführenden Theaterhäusern und Theatergruppen, die etwa der englische Verlag Samuel French mit den Texten seiner Reihe *French's Acting*

49 Vgl. Verena Köbler: Bearbeitungen volksliterarischer Genres und populärer Lesestoffe für Kinder, für die Jugend und für ›Jugend und Volk‹, in: Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur. Von 1850 bis 1900, hg. von Otto Brunken, Bettina Hurrelmann, Maria Michels-Kohlhage und Gisela Wilkending, Stuttgart 2008, Sp. 726-760. Zur inhaltlichen Adaption im 19. Jahrhundert auch Ursula Rautenberg: Das ›Volksbuch vom armen Heinrich‹. Studien zur Rezeption Hartmanns von Aue im 19. Jahrhundert und zur Wirkungsgeschichte der Übersetzung Wilhelm Grimms, Berlin 1985, bes. S. 186-223; André Schnyder: Ein Volksbuch machen. Zur Rezeption des Melusine-Romans bei Gustav Schwab und Gotthard Oswald Marbach, in: Euphorion 103 (2009), S. 327-368.

50 Nic Leonhardt: Der Theaterboom des 19. Jahrhunderts und die Proliferation der Gattungen, in: Handbuch Drama. Theorie, Analyse, Geschichte, hg. von Peter W. Marx, Stuttgart und Weimar 2012, S. 283-285, hier S. 283.

Edition und darüber hinaus mit weiteren für die Aufführung notwendigen Theatermaterialien belieferte.[51] French ist zugleich ein Beispiel für die mit der Kommerzialisierung einhergehende Globalisierung: Auf den Umschlägen der Hefte informiert das Verlagshaus über seine Vertragspartner im gesamten Commonwealth. Der Mailänder Musikverlag Ricordi, der Ende des 19. Jahrhunderts unzählige Operntextbücher produzierte, besaß Dependancen in London, Paris und ab 1901 auch in Deutschland.

Zur ›Biographie‹ dieser Hefte gehört, dass Zuschauer sie, insbesondere bei musikdramatischen Werken, mit in die Vorstellung nahmen, um der Handlung besser folgen zu können.[52] Text- oder auch Programmhefte, die bei theatralischen und sonstigen öffentlichen Anlässen verkauft wurden, bilden ein eigenes Subgenre innerhalb der ephemeren Faust-Literatur. Bänkelsänger boten im Anschluss an ihre Vorführungen auf Jahrmärkten ebenfalls das Dargebotene in gedruckter Form an, um damit zusätzlich Geld zu verdienen – zwar gibt es dafür in Bezug auf den Faust-Stoff keine direkten Zeugnisse, dass dieser Stoff jedoch im Bänkelsang Verwendung fand, ist, wie oben ausgeführt, zumindest sehr wahrscheinlich. Auch Betreiber von Feuerwerken, die mitunter in allegorischen Darstellungen ganze Theaterstücke und Erzählstoffe als Unterlage nutzten, darunter Faust, boten den Zuschauern Programmbüchlein mit entsprechenden Inhalten an.[53] Gehören Bänkelsang und Feuerwerk eher

51 Vgl. für den Bereich der Oper auch Evan Baker: From the score to the stage. An illustrated history of continental opera production and staging, Chicago 2013, S. 138-140, 192-194. Texthefte in Deutschland führen gegen Ende des 19. Jahrhunderts aus Urheberschutzgründen häufig den Zusatz »Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt« auf dem Titelblatt (so etwa *Faust up to Date*, F 2885) und wurden von Theaterverlagen und -agenturen vertrieben.

52 Vgl. den auch theaterhistorisch bemerkenswerten Spielfilm *Topsy-Turvy* (GB 1999, R: Mike Leigh), der Mitte der 1880er Jahre am Londoner Savoy Theater spielt, von der Entstehung der Gilbert & Sullivan-Operette *Mikado* handelt (W.S. Gilbert hat nicht nur die Libretti zu unzähligen Operetten verfasst, er veröffentlichte 1879 auch ein Faust-Stück namens *Gretchen*, das u.a. in *French's Acting Edition* erschien) und in einer kurzen Szene das während der Premiere in Textheften mitlesende Theaterpublikum zeigt.

53 Vgl. Georg Kohler: Der große Augenblick und seine Spuren. Vorwort zu einer Geschichte der Verschwendungskunst, in: Die schöne Kunst der Verschwendung. Fest und Feuerwerk in der europäischen Geschichte, hg. von dems. und Alice Villon-Lechner, Zürich und München 1988, S. 7-16, hier S. 10; Alexandra Reininghaus: Feuermärchen und Festkondukte. Die k.u.k. Lustfeuerwerkerei in Wien vom Biedermeier zur Belle Epoque, in: ebd., S. 143-160, hier S. 145-153, über den Wiener Feuerwerker Johann Georg Stuwer, der im 18. und 19. Jahrhundert *Werther*- und *Faust*-Feuerwerke veranstaltete.

den Formen der volkstümlichen Unterhaltungskultur in der Vormoderne an, so zeigen ein in der Weimarer Faust-Sammlung überlieferter Programmzettel und ein Plakat des Zirkus Schumann aus dem Jahre 1900, dass der Faust-Stoff auf volkstümliche Weise auch im Kontext der kommerziellen Massenkultur Verbreitung fand (Tafel I, S. 453).[54]

Das Programm des in der Leipziger Alberthalle vor mehreren tausend Zuschauern gastierenden »Circus Alb[ert]. Schumann« trägt den Titel »Gala-Sport-Vorstellung«, enthält im ersten Teil zunächst verschiedene Zirkusnummern, während dann im »II. Theil« ein Schauspiel von »Doctor Faust« aufgeführt wird. Es handelt sich um ein sog. Ausstattungsstück, das Wert legt auf Dekoration und Kostüme, auf Effekte und Technik. Trotzdem ist der Handlungsfaden der Faust-Fabel erkennbar, der Untertitel zitiert Heines »Tanz-Poëm[s]« und Simrocks »Volksbuch[es]«, in der Szenenübersicht werden bekannte Versatzstücke des Faust-Stoffs genannt (»Studirzimmer«, »Herzogin von Parma«, »Höllenfahrt«). Bemerkenswert ist nicht nur die ausdrückliche Bezugnahme dieser populärkulturellen Faust-Adaption auf Heine und Simrock, ihre eigene Literarizität dokumentiert sich auch in folgendem Hinweis auf dem Programmzettel: »Textbücher à 20 Pfg. sind bei den Billeteuren zu haben.«[55] (Tafel II, S. 454) Wie Theater und Oper veräußert der Zirkus Schumann Texte im Eigenvertrieb und trägt auf diese Weise zur literarischen Verbreitung der Faust-Fabel bei, die sich nicht allein auf den herkömmlichen Buchhandel beschränkt.

Faust-Volksbücher und ephemere Faust-Literatur als Sammlungsgegenstände

›Biographien des Buches‹: Handelt es sich hierbei um mehr als eine Metapher? Sind Bücher mit Lebensläufen von Menschen tatsächlich vergleichbar? Und lässt sich über ein Buch in ganz ähnlicher Weise eine Biographie schreiben wie über einen Menschen? Der Hauptunterschied scheint mir zu sein, dass Bücher keine Subjektivität besitzen. Wenn wir den ›Lebenslauf‹ eines Buches (be-)schreiben, haben wir nur den Blick von außen. Es gibt keinerlei eigene, autobiographische Zeugnisse. Die Perspektive muss da-

54 Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar (HAAB), Signatur: F gr 5747 (11), F gr 5747 (2). Vgl. weitere Aushänge des Zirkus Schumann mit dem Faust-Programm: F gr 8068 (45-48).

55 Sehr wahrscheinlich handelt es sich dabei um ein achtseitiges, im Berliner Litfaß-Verlag gedrucktes Heft im Oktavformat (vgl. Anhang II, Signatur: F 2909), das den Handlungsverlauf paraphrasiert.

her streng historisch, empirisch und phänomenologisch bleiben. Die ›Biographie des Buches‹ fällt mithin primär in den Zuständigkeitsbereich einer Sozialgeschichte der Literatur. Indem ›Biographien‹ von Büchern jedoch unsere Kenntnisse über die Praxis des Lesens, über den Umgang mit und die Zuhandenheit von Büchern wesentlich erweitern, teilen sie uns indirekt auch etwas mit über die lesenden Subjekte und vertiefen derart unser Wissen über die historische Vielfalt der literarischen Kultur im Ganzen.

Die Überführung von Faust-Volksbüchern in Sammlungen – etwa in jene des Leipziger Arztes Gerhard Stumme[56] – hatte für die ›Biographie‹ dieser Hefte tiefgreifende Konsequenzen. Nicht mehr der buchhändlerische Waren- bzw. der literarische Gebrauchswert standen nunmehr im Vordergrund, sondern der symbolisch-auratische Sammlungswert, der freilich auch eine materielle Seite haben konnte. Aus der Alltagspraxis des literarischen Lebens – als gekauftes und gebrauchtes Exemplar eines einzelnen Besitzers und Benutzers – wandert das Objekt in die Repositorien des Sammlers. Im Kontext bildungsbürgerlicher Sammlungstätigkeit entwickelt sich ein eigener Fachdiskurs, der diese Objekte beschreibt und kommentiert. Erst recht gilt dies für den Übergang von der privaten zur öffentlichen, institutionalisierten Sammlungstätigkeit durch Bibliotheken, Stiftungen und andere Einrichtungen. Stummes Faust-Sammlung geht 1954 in den Besitz der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar (NFG) über. Sie wird im Stadtschloss aufgestellt, findet dort bis Anfang der Nullerjahre des neuen Jahrtausends in wechselnden Räumlichkeiten Platz und zieht dann mit Eröffnung des Studienzentrums der Herzogin Anna Amalia Bibliothek (HAAB) 2004 in dessen Tiefenmagazin. Seit dem Bibliotheksbrand 2004 werden Bücher und andere Druckerzeugnisse insbesondere aus den älteren Beständen mit dunkelgrauen Pappeinbänden (sog. Konservierungsschachteln) ummantelt. Zusammen mit der Einlagerung im unterirdischen, klimatisch regulierten Tiefenmagazin sorgt diese Maßnahme für ein Maximum an konservatorischer Obhut wie gleichermaßen für eine extreme Isolierung von der Öffentlichkeit. Die vorherige Aufstellung im Südflügel des Weimarer Stadtschlosses stellte aus konservatorischer Sicht keine ideale Lösung dar, zum Teil waren die Objekte direktem Sonnenlicht ausgesetzt. Die Bücher, um erneut die Biographiemetaphorik aufzugreifen, alterten hier gewissermaßen auf natürliche Weise, während sie seit der Lagerung im Tiefenmagazin in eine Art Gefrierzustand versetzt wurden, so dass ihr Verfallsprozess wenn nicht aufgehalten, so doch verlangsamt wurde.

56 Vgl. Gerhard Stumme: Meine Faust-Sammlung, bearb. von Hans Henning, Weimar 1957.

So oder so weisen die Objekte eine Reihe von kulturellen Gebrauchsspuren auf, die auf die Benutzung durch Leser, Sammler und Bibliothekar bzw. Restaurator zurückgehen und die äußere Gestalt der Bücher verändert haben. Besonders auffällig im Hinblick auf die vorgestellten Faust-Volksbücher in Heftchenform ist, dass nahezu jede Ausgabe aus konservatorischen Gründen nachträglich mit einem festen Bucheinband versehen wurde. In vielen Fällen nahm Stumme selbst bereits diese buchbinderische Schutzmaßnahme vor. Ein wesentliches Merkmal der Heftform, ihre praktische Handlichkeit und Biegsamkeit, ist somit hinfällig geworden. Zudem wurde hierbei mitunter der Broschurumschlag entfernt, so dass der ursprüngliche Zustand nicht mehr gewahrt ist. Andere Eingriffe kommen hinzu: Manche Ausgaben weisen Reparaturspuren auf, Klebungen und Ausbesserungen mit Papier, die vom Leser oder möglicherweise auch von einem Buchrestaurator stammen und die Haltbarkeit verbessern sollen (vgl. etwa F 444). In einer anderen Ausgabe (F 464) sind ebenfalls aus konservatorischen Gründen die Buchseiten nachträglich mit dünnem, durchsichtigem sog. Japanpapier beidseitig beklebt und somit stabilisiert worden. Auf einen Eingriff in neuerer Zeit gehen weiße elektronische Sicherheitsstreifen zurück (etwa in F 375), die man zum Diebstahlschutz in das Buch geklebt hat. Diese Streifen verweisen zugleich auf die technische Entwicklung, die unweigerlich Teil der Biographie des Buches in neueren professionellen Sammlungskontexten ist und die sich etwa auch in der Mikroverfilmung und Digitalisierung eines Teils der Faust-Sammlung widerspiegelt.

Insgesamt ist zwar in der Praxis der neueren Buchkonservierung das Bestreben vorherrschend, möglichst wenig verändernd in das Buch einzugreifen und so den Originalzustand zu wahren (›konservieren statt reparieren‹). Doch die kulturelle Praxis des Sammelns und Aufbewahrens führt automatisch zu einer Reihe von Effekten, die sowohl die Materialität des Buches betreffen als auch dessen Kontext und Präsentation. Das Ergebnis ist paradox. Einerseits verschwinden die Bücher in grauen Pappschachteln im Tiefenmagazin, werden unsichtbar für große Teile der Öffentlichkeit und entfernen sich damit denkbar weit von ihrem ursprünglichen Ort im literarischen Leben. Andererseits unternimmt die Wissenschaft erhebliche Anstrengungen, diese Bücher auf digitalem Wege sichtbar zu machen, sie in Ausstellungen als sinnliche Objekte zu auratisieren und sie darüber hinaus in ihren originären Kontexten möglichst plastisch zu rekonstruieren. Wer weiß, vielleicht wird die Technik irgendwann so weit sein, auf dem Wege der *Virtual Reality* den Büchern ein ›zweites Leben‹ zu geben, das deren historisches Objektsein sinnlich greifbar werden lässt. Doch wird vermutlich auch dann die Kluft bestehen bleiben zwischen Imagination und Materialität, eine Kluft, die zu tun hat mit dem, was auch von den ephemeren, teils zerbröselnden Faust-

Volksbüchern in Heftchenform aus heutiger Sicht auf eigenartige Weise ausgeht: Sie lassen deutlich werden, dass Literatur in gewisser Hinsicht nur im Moment existiert und identisch ist mit der Faktizität und Materialität des jeweiligen literarischen Lebens. Sie verweisen auf die prinizipielle Zerbrechlichkeit und Kontingenz der ästhetischen Form, die das ›Leben der Bücher‹ in seinem materiellen Zerfall lediglich besonders eindringlich vor Augen führt.

Anhang I

Faust-Volkshefte im 19. Jahrhundert. Ausgaben aus dem Bestand der Faust-Sammlung in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar[57]

Berücksichtigung fanden Ausgaben, die die buchwissenschaftlichen Kriterien des Heftformats[58] erfüllen, also keinen festen Einband besitzen (bzw. besaßen) und einen geringen Seitenumfang aufweisen (d.h. hier konkret: weniger als 100 S.). Nicht berücksichtigt wurden fremdsprachige Ausgaben. Siehe hierzu etwa die Signaturengruppe F 491–F 497, hinter der sich verschiedene Faust-Volksbücher in Heftform aus dem osteuropäischen Raum verbergen. Da es sich um eine Auswahlbibliographie handelt, wurde darauf verzichtet, Doubletten und unveränderte Neuauflagen mit aufzunehmen. Sie lassen sich über den Online-Katalog der HAAB leicht ausfindig machen. Ist ein Digitalisat vorhanden bzw. zugänglich, ist der Titel mit einem Link unterlegt.

Des Doktor's Faust Leben, Umtriebe und Tod. Eine Erzählung aus alten Chroniken gezogen. Frankfurt a.d. Oder, Berlin: Trowitzsch [ca. 1830]. [8°, 62 S., keine Ill., Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar (HAAB), Signatur: F 467.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=14683

Leben, Thaten und Höllenfahrt des berufenen Zauberers und Schwarzkünstlers Dr. Johann Faust. Herausgegeben von G.O. Marbach. Leipzig: Wigand [1841]. [Reihe »Volksbücher«, Nr. 24; 8°, 84 S., Ill., F 411].
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=5599

57 Herzogin Anna Amalia Bibliothek (HAAB), Signatur: F. Sämtliche Links dieser Auflistung verweisen auf die Digitalen Sammlungen der HAAB, zuletzt aufgerufen am 14.3.2017. Vgl. auch: Hans Henning: Faust-Bibliographie, Teil III: Das Faust-Thema neben und nach Goethe, Berlin und Weimar 1976, S. 374-385 (»Nacherzählungen des Faust-Buches«).

58 Vgl. Monika Estermann: Heft, in: Reclams Sachlexikon des Buches, hg. von Ursula Rautenberg, 2. Aufl., Stuttgart 2003, S. 252f.

Leben, Thaten und Höllenfahrt des berühmten Doktor Faust, welcher durch geheime Zauberkräfte ein Bündniß mit dem Teufel schloß und von ihm sodann auf eine gräßliche Weise geholt wurde. Altötting: Lutzenberger [ca. 1850]. [»Preis 15 nkr. ö. W. – 25 Pf. R. W.«; 8°, 64 S., Ill., F 451.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=16101

Wunderbare Thaten Dr. Johann Faust's, sowie dessen letzte Lebensjahre und Höllenfahrt. Ganz neu und zeitgemäß und nach den besten Quellen bearbeitet von Dr. Carl Lehnert. Kassel: Gotthelft [ca. 1850]. [8°, 63 S., Ill., F 457.]

Doktor Faust's Höllenfahrt. Altdeutsche Volkssage. Wien: Neidl [ca. 1875]. [8°, 32 S., Ill., F 452.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=12780

Leben, Thaten und Höllenfahrt des Erzschwarzkünstlers Dr. Johannes Faust. Für's Volk erzählt. Siebente Auflage. Reutlingen: Enßlin und Laiblin [1873]. [Reihe »Reutlinger Volksbücher«, Nr. 64; 8°, 64 S., Ill., F 462.]

Leben, Thaten und Höllenfahrt des berufenen Zauberers und Schwarzkünstlers Dr. Johann Faust. Mit 8 schönen Bildern. Budapest: Bucsánszky 1874. [8°, 80 S., Ill., F 447.]

Das merkwürdige Leben und Wirken des Doctor Faust, welcher durch seine vielfachen Prophezeiungen und Zauberkünste sich sehr bekannt machte, sowie seine letzten Lebensjahre. Ganz neu und nach den besten Quellen bearbeitet von Georg Bertani. Reutlingen: Bardtenschlager [ca. 1875]. [8°, 64 S., Ill., F 464.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=23357

Doktor Faustus. Von Gustav Schwab. Lahr: Schauenburg [ca. 1875]. [Reihe »Volksbibliothek des Lahrer Hinkenden Boten«, Nr. 801–810, »Preis jeder Nummer 2 Pfg.«; 8°, 84 S., Ill., F 430.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=7598

Dr. Johannes Faust, der Schwarzkünstler. Sein Leben, seine Thaten und seine Höllenfahrt. Dem Volke erzählt. Styrum, vorm. Oberhausen: Spaarmann [ca. 1875]. [Reihe »Neue deutsche Volksbücher«, Nr. 30; 8°, 16 S., keine Ill., F 449.]

Doktor Faust. Sein wüstes Leben, Thaten und Höllenfahrt. Volkserzählung von G. & B. Ovm. Urfahr-Linz: Kraußlich [1876]. [8°, 64 S., Ill., F 460.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=15164

Die wahrhaftige Beschreibung des Lebens, der Thaten und der Höllenfahrt des berühmten Doktor Faust, sowie die Geschichte seines Bündnisses mit dem Teufel und seiner Zaubereien und Schwänke. Bearbeitet nach den erst jüngst aufgefundenen Schriften über Dr. Faust von Ferdinand Maria Ettenberger. Landshut: Rietsch [1876]. [8°, 16 S., Ill., F 439.]

Doctor Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt. Neu erzählt von Franz Stein. Elberfeld, Leipzig: Püttmann [ca. 1880]. [8°, 62 S., keine Ill., F 459.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=15090
Leben, Thaten und Höllenfahrt des berühmten Dr. Faust, Zauberers und Schwarzkünstlers. Mügeln: Kunde [1880]. [12°, 48 S., Ill., F 475.]

Die Deutschen Volksbücher für Jung und Alt wieder erzählt von Gustav Schwab. Siebentes Heft. Doctor Faustus. Der arme Heinrich. Leipzig: Reclam [1881]. [8°, 96 S., keine Ill., F 7593.]

Doktor Faust. Text von Binstorfer. Bilder von A. Messner. Esslingen a.N.: Schreiber [1882]. [Reihe »Illustrierte Jugendbibliothek für Schule und Haus«; 8°, 14 S., 4 Farbtafeln, F 417.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=8600

Leben, Thaten und Höllenfahrt des Erzschwarzkünstlers Dr. Johannes Faust. Für's Volk erzählt [sic!]. Stereotyp-Ausgabe. Reutlingen: Enßlin und Laiblin [ca. 1882]. [Reihe »Neue Volksbücher«, Nr. 64, Preis: 25 Pf.; 8°, 64 S., Ill., F 454.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=15615

Doktor Faustus. Aus den deutschen Volksbüchern wieder erzählt von Gustav Schwab. Leipzig: Bibliographisches Institut [ca. 1887]. [Reihe: »Meyers Volksbücher«, Nr. 405, Preis: »10 Pfennig«; 8°, 72 S., keine Ill., F 429.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=15621

Gustav Schwab, Die deutschen Volksbücher. I. Doktor Faustus. Halle a.d. S.: Hendel [1889]. [Reihe »Bibliothek der Gesamt-Litteratur des In- und Auslandes«, Nr. 329, »Preis 25 Pfennig. In eleg. Ganzleinenband 50 Pfennig.«; 8°, 74 S., Ill., F 426.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=15838

Doktor Faust oder Die Fahrt zur Hölle. Von Doktor Hokus. Dresden: Tittel Nachfolger (Kreyß & Kunath) [1892]. [Reihe »Deutsche Volksbibliothek«, Nr. 5, »Preis 25 Pfg.«; 8°, 40 S., keine Ill., F 458.]

Dr. Johann Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt. Königsberg: Rautenberg [ca. 1895]. [8°, 80 S., Ill., F 470.]

Leben, Thaten und Höllenfahrt des berufenen Zauberers und Schwarzkünstlers Dr. Joh. Faust. Ein ächtes Volksbüchlein. Verfaßt von einem Kartäusermönche. Berlin: Bartels [ca. 1900]. [8°, 47 S., Ill., F 463.]

Kindertheater

Doktor Faust's Zauberkäppchen. Posse in einem Akt, für Kinder-Theater bearbeitet. Neu-Ruppin: Oehmigke & Riemschneider [ca.1850]. [12°, 22 S., keine Ill., F 525.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=15154

Doctor Faust, Schauspiel in 5 Acten, nach Klingemann. Frei bearbeitet zur Aufführung für Kinder und auf Puppentheatern. Hamburg: Richter 1856. [8°, 32 S., keine Ill., F 524.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=15156

Doktor Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt. Trauerspiel in drei Aufzügen. Für Kinder-Theater bearbeitet. Wien: Fritz [ca. 1875]. [12°, 28 S., keine Ill., F 597.]

Doktor Faust. Zauberstück in vier Akten. Für Kindertheater neu bearbeitet von Ernst Siewert. Eßlingen bei Stuttgart: Schreiber [ca. 1890]. [Reihe »Schreiber's Kinder-Theater«, »6. Heft«; 8°, 12 S., mit eingeheftetem, ausfaltbarem »Figurenbogen« = kolorierte Figurinen der Protagonisten, F 573.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=1265

Anhang II

Text- und Programmhefte von Faust-Adaptionen im Theater des 19. Jahrhunderts in der Weimarer Faust-Sammlung

Schauspiel / Musiktheater

Michel Carré: Faust et Marguerite. Drame fantastique en 3 actes et 4 tableux. Décors de MM. Devoir et Bolard. Musique de M. Couder. Représenté, pour la première fois, a Paris, sur le théatre du Gymnase-Dramatique, le 19 aout 1850. Paris: Lévy 1850. [Reihe: »Bibliothèque Dramatique. Théâtre moderne«, Preis: »60 centimes«; 8°, 64 S., F 3851.]

http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=11206

Scenirungs-Scizze zu Margarethe (Faust). Oper in fünf Akten und zwölf Bildern. Text von Jules Barbier und Michel Carré. Musik von Ch. Gounod. Berlin: Bote und Bock 1861. [8°,16 S., F 3217.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=23005

Hector Crémieux / Adolphe Jaime: Le petit Faust. Opéra bouffe en trois actes et quatre tableaux. Musique de Hervé. Décors de M. Zara. Costumes dessinés par M. Draner. Représenté pour la première fois, à Paris, sur le théâtre des Folies-Dramatiques, le 23 avril 1869. Nouvelle édition conforme a la Représentation. Paris: Lévy 1872. [8°, 72 S., F 2878.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=25053

Doktor Faust mladší. Komická operetta ve 3 jednáních od Hectora Cremieux-a a Ad. Jaime-a. Hudba od Hervé-a. Praze: Urbánek 1876. [Reihe »Bibliotéka opernich a operetnich textův«, Preis: »20 kr«; 8°, 72 S., F 2918.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=26276

Faust up to Date. Burlesque Opera in 2 Acts. = Faust von heute. Burleske Oper in 2 Akten. Text von G.R.Simms und Henry Pettitt. Musik von Meyer Lutz. Deutsch von Harry Brett. London: Ascherberg, Leipzig: Bosworth [ca. 1888]. [Preis: »50 Pfennige«; 8°, 57 S., F 2885.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=12113

Margarethe. Oper in fünf Akten. Nach Goethe von Jules Barbier und Michel Carré. Musik von Ch. Gounod. Deutsches Textbuch. Berlin: Bote & Bock [ca. 1888]. [Preis: »50 Pfennig«; 8°, 54 S., F 3183.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=22684

Doktor Faust. Eine romantisch-phantastische Handlung in drei Abtheilungen mit theilweiser Benutzung des Heinrich Heine'schen Tanz-Poems gleichen Namens und des Simrock'schen Volksbuches von August Siems. In Scene gesetzt von Direktor Albert Schumann und Hofballetmeister Siems. Regie: Balletmeister Reisinger. Musik von Heyer. Berlin: Litfaß [1900]. [»Preis 20 Pfg.«; 8°, 8 S., F 2909.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=14498

Goethes Faust. Erster Teil. Für die Bühne eingerichtet von Dr. Georg Witkowski, Professor an der Universität Leipzig. Mit einer Einleitung. Vollständiges Regie- und Soufflierbuch. Leipzig: Reclam [1903]. [Reihe »Universal-Bibliothek«, Nr. 4811, Preis: »20 Pfennig«; 8°, 135 S., F 818 (a).]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=17298

Goethes Faust. Zweiter Teil. Für die Bühne eingerichtet von Dr. Georg Witkowski, Professor an der Universität Leipzig. Mit einer Einleitung. Vollständiges Regie- und Soufflierbuch. Leipzig: Reclam [1903]. [Reihe »Universal-Bibliothek«, Nr. 4812, Preis: »20 Pfennig«; 8°, 128 S., F 818 (b).]

French's Acting Edition

Michel Carré: Faust and Marguerite. A Romantic Drama in Three Acts. Translated from the French by William Robertson. London, New York: French [ca. 1850]. [Reihe »French's Acting Edition«, Preis: »6 d. [= six pence] or 15 cents«; 8°, 28 S., F 3850.]

J. Halford: Faust and Marguerite; or, the Devil's Draught. A Grand Operatic Extravaganza. A »Free and Easy« Adaptation of Göethe's »Faust«. London: Lacy [ca. 1854]. [»French's Acting Edition«, Preis: »6 d. or 15 cents«; 8°, 46 S., F 3722.]

Robert Brough / Sutherland Edwards: Mephistopheles; or, an Ambassador from Below. An Extravaganza in one Act. London, New York: French [ca. 1856]. [»French's Acting Edition«, Preis: »6 d. or 15 cents«; 8°, 32 S., F 3717.]

F. C. Burnand: Alonzo the Brave; or, Faust and the Fair Imogene. A Tragical, Comical, Demoniacal, and whatever-you-like-to-call-it Burlesque. Uniting in its Construction the Romantic Pathos of the well-known Ballad »Alonzo and Imogene« with the Thrilling Horrors of Goethe's »Faust«. London, New York: French [ca. 1857]. [»French's Acting Edition«, Preis: »6 d. or 15 cents«; 8°, 34 S., F 3723.]
http://svdmzgoobiweb01.klassik-stiftung.de/viewer/epnresolver?id=1609671783

F. C. Burnand: Faust and Marguerite. An entirely new Original Travestie. In one Act. London: Lacy [1865]. [»French's Acting Edition«, Preis: »6 d. or 15 cents«; 8°, 42 S., F 3719.]

Bayle Bernard: Faust; or, the Fate of Margaret. A Romantic Play. In four Acts. (As performed at the Theatre Royal, Drury Lane.) Adapted from the Poem of Goethe. With an Introduction. London, New York: French [1866]. [»French's Acting Edition«, Preis: »1 s. or 30 cents«; 8°, 67 S., F 3718.]

W. S. Gilbert: Gretchen; A Play in four Acts. London, New York: French [ca. 1879]. [»French's Acting Edition«, Preis: »6 d. or 15 cents«; 8°, 50 S., F 3706.]
http://svdmzgoobiweb01.klassik-stiftung.de/viewer/epnresolver?id=1612571557

Boito: Mefistofele

Arrigo Boito: Mefistofele. Opera. Teatro Comunitativo di Bologna. Autunno 1875. Terza edizione. Milano, Napoli, Roma, Firenze, Londra: Ricordi 1875. [Preis: »Prezzo netto: Una Lira«; 8°, 62 S., F 3154.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=22659

Arrigo Boito: Libretto of the Opera Mefistofele. In four Acts, with Prologue and Epilogue. With an English Adaptation by Theo. Marzials. As Represented at the Royal Italian Opera Covent Garden. Milan, Rome, Naples, Paris, Palermo, London: Ricordi [1880]. [Preis: »One Shilling and Sixpence«; 8°, 69 S., F 3140.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=22592

Arrigo Boito: Mephistopheles. Oper. Zu der für Deutschland bestimmten Bearbeitung sind die mit » « bezeichneten Goethe'schen Verse vom Verfasser selbst verwendet worden. Das Uebrige ist übersetzt von C. Niese. Mailand, Rom, Neapel, Florenz, London: Ricordi, Berlin: Bote & Bock, Hamburg: Cranz, Leipzig: Hofmeister, Wien: Spina [ca. 1885]. [Preis: »netto Mk. 0,50«; 8°, 50 S., F 3167.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=2266

Arrigo Boito: Mephistopheles. Oper. Zu der für Deutschland bestimmten Bearbeitung sind die mit » « bezeichneten Goethe'schen Verse vom Verfasser selbst verwendet worden. Das Uebrige ist übersetzt von C. Niese. Für die Aufführung in dem k.k. Hof-Operntheater in Wien. Mailand, Rom, Neapel, Florenz, London: Ricordi, Berlin: Bote & Bock, Hamburg: Cranz, Leipzig: Hofmeister, Wien: Spina [ca. 1885]. [Preis: »netto Mk. 0,50«; 8°, 50 S., F 3165.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=22655

Opernführer

Walther Wossidlo: Charles Gounod, Margarethe. (Faust.) Populärer Führer durch Poesie und Musik. Leipzig: Rühle & Wendling 1899. [Reihe »Wossidlo's Opern-Bibliothek«, Nr. 19, Preis: »20 Pfennige«; 8°, 24 S., F 2924.]

Peter Raabe: Margarethe. Große Oper in 5 Akten. Dichtung nach Goethes »Faust« von Carré und Barbier. Musik von Charles Gounod. Textlich und musikalisch erläutert. Leipzig: Seemann [ca. 1900]. [Reihe »Opernführer«, Nr. 17, Preis: »50 Pf.«; 8°, 32 S., F 2925.]

Charles Gounod: Margarethe (Faust). Oper in fünf Aufzügen. Dichtung nach Goethes »Faust« von Jules Barbier und Michel Carré. Berlin: Schlesinger, Wien: Haslinger [1907]. [Reihe »Opern-Wegweiser«, Nr. 18, Preis: »20 Pfennig«; 8°, 12 S., 1 gef. Bl.: Notenbeisp., F 2900.]
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=26275

MEDIUM – AKTEUR

Patrizia Carmassi

BÜCHERLEBEN ZWISCHEN PRODUKTION UND KOLLEKTION

BEISPIELE AUS DER SAMMLUNG MARQUARD GUDE

Wann und wie lebt ein Buch? Hat es ein Herz, wie ein Martyrologium aus dem Stift Fischbeck zu zeigen scheint?[1] Und eine Stimme?

Kann ein Buch mit uns kommunizieren, wie z.B. durch den Satz »Sum ex libris M. Johannis Zölneri Jenensis«?[2]

Oder – wenn wir uns mittels des Buches verständigen – wie geschieht das? Wann verändern sich bei einem Buch Status und Wert? Durch ein anderes ›Kleid‹? Oder wenn es in einer anderen ›Gesellschaft‹ von seinesgleichen Wohnung bezieht?

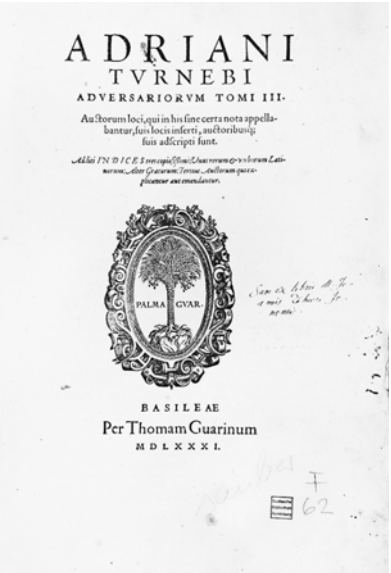
Bei der Betrachtung der Geschichte von Dingen und speziell von Büchern möchte ich zunächst auf die Frage nach der Sprache und der mehr oder weniger bewussten Verwendung der gerade angedeuteten Lebensmetaphorik eingehen. Meine Beispiele beziehen sich auf eine Handschriften- und Büchersammlung, die der Philologe Marquard Gude (1635-1689) zusammengetragen hat und die durch Gottfried Wilhelm Leibniz 1710 für die herzogliche Bibliothek in Wolfenbüttel angekauft wurde. Wie können

1 Nachträgliche Zeichnung zu Beginn des Martyrologs Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 42 Gud. lat., fol. IIv. Zum Stift Fischbeck siehe Renate Oldermann: Stift Fischbeck. Eine geistliche Frauengemeinschaft in mehr als 1000jähriger Kontinuität, Bielefeld 2005 (Schaumburger Studien, Bd. 64). Zu einem neu entdeckten Codex aus diesem Kloster vgl. Patrizia Carmassi: Theological issues and traces of controversies in manuscripts transmitting works of the Church fathers, in: The annotated book in the early middle ages. Practices of reading and writing, hg. von Mariken Teeuwen und Irene van Renswoude, Turnhout 2017 (im Druck).

2 Besitzvermerk eines Druckes aus der Bibliothek Marquard Gudes, heute im Archiv des Ev.-Luth. Kirchenkreises Rendsburg-Eckernförde, Adriani Turnebi, Adversariorum Tomi III, Basel 1581, Signatur: F 62; vgl. zu dieser Sammlung: Katalog der sogenannten Gudeschen Bibliothek, zusammengestellt und mit einem Vorwort von Hermann Gidionsen, Rendsburg 1902; Joachim Stüben: Marquard Gude und seine Bibliothek im Archiv des Kirchenkreises Rendsburg im Kontext des 17. Jahrhunderts. Ein kleiner Beitrag zur schleswig-holsteinischen Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte zwischen Renaissance und Aufklärung, in: 800 Jahre Rendsburg. Menschen und Geschichten einer Stadt, hg. von Gerhard Schnieders, Rendsburg, 2. Aufl., 1999, S. 23-50.

© 2017 Patrizia Carmassi, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.15499/kds-001-008 | CC BY-SA 4.0

Abb. 1: Zeichnung von zwei Herzen auf leer gebliebenem Pergamentblatt, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 42 Gud. lat., fol. IIv



ADRIANI
TVRNEBI
ADVERSARIORVM TOMI III.

Auctorum loci, qui in his sine certa nota appellabantur, suis locis inserti, auctoribusq. suis adscripti sunt.

Adhæc INDICES omnigenæ Rerum verborum q. locorum Latinorum, Græcorum, Hebraeorum, Auctorum quæ explicantur aut emendantur.

PALMA GVAR.

BASILEAE
Per Thomam Guarinum
MDLXXXI.

Abb. 2: Adriani Turnebi Adversariorum Tomi III, Basel 1581, Kirchenkreisarchiv Rendsburg-Eckernförde, F 62. Druck aus dem Jahr 1581 mit Besitzvermerk des Jenaer Hochschullehrers Johannes Zölner. Das Buch »spricht« hier in erster Person: Ich bin aus den Büchern …

Quellen der Antike und des Mittelalters zu den oben aufgeworfenen Fragen Auskunft geben, und wie verhält sich die Praxis der Buchproduktion oder -benutzung dazu? Die Metapher des Lebens funktioniert für Handschriften und gedruckte Bücher grundsätzlich im Hinblick auf das Prozesshafte, auf die unterschiedlichen Phasen, Bewegungen und Veränderungen, die das Lebewesen Mensch und die menschliche Existenz charakterisieren. Ebenso lassen sich die historische Wandelbarkeit und Umformung im Lebenslauf der Objekte beschreiben. Durch die Betrachtung des bewegten Lebens von Drucken und Handschriften entsteht die Möglichkeit, eine weitere bildliche Übertragung für Bücher zu gebrauchen: die Körpermetaphorik.

Andere wichtige Aspekte der Objektbiographie, die hier jedoch nicht ausführlich berücksichtigt werden können, kommen hinzu, wenn das Buch nicht nur »lebt«, sondern selbst Mittel zum (ewigen) Leben ist, d.h. als ein Instrument der Lebensvermittlung in einer sakralen Dimension gehalten wird, wie das Evangelienbuch, der *Liber Vitae* oder der Codex als Reliquie. Um diese sakralen Merkmale zu verdeutlichen, werden häufig weitere Elemente eingesetzt, wie Bildprogramme oder die materielle Ausstattung des Buches, vom Prachteinband bis zur Verwendung von Gold und Farbe.[3]

Kehren wir zu der in den Quellen benutzten Körpermetaphorik zurück, finden sich schon in der Spätantike häufig Ausdrücke, die das Buch als Ganzes mit einem Körper vergleichen und dessen Beginn als ›caput‹ bezeichnen wie etwa bei der *Historia ecclesiastica tripartita*:

> In hoc corpore continentur historiae ecclesiasticae ex Socrate Sozomeno et Theodorito in unum collectae et nuper de graeco in latinum translatae libri numero duodecim lege feliciter in domino amen. Utiliter nimis in capite libri praefatio ponitur, ubi futuri operis qualitas indicatur.[4]

3 Vgl. das Bildprogramm zu Beginn des *Liber Vitae* of Newminster and Hyde, London, British Library, Stowe 994 (ca. 1031), fol. 6r-7r. Zum Begriff siehe: Libri Vitae. Gebetsgedenken in der Gesellschaft des Frühen Mittelalters, hg. von Dieter Geuenich und Uwe Ludwig, Köln 2015. Zur Metapher der Kleidung für Bucheinbände vgl. David Ganz: Buch-Gewänder. Prachteinbände im Mittelalter, Berlin 2015.

4 Cassiodori-Epiphanii Historia ecclesiastica tripartita. Historiae ecclesiasticae ex Socrate Sozomeno et Theodorito in unum collectae et nuper de Graeco in Latinum translatae libri numero 12, hg. von Walter Jacob und Rudolph Hanslik, Wien 1952 (Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum, Bd. 71), S. 1; vgl. auch Arnobius iunior: Commentarii in psalmos, hg. von Klaus-Detlef Daur, Turnhout 1990 (Corpus Christianorum Series Latina, Bd. 25), Ps 39, S. 56: »In capite libri scriptum est de me, id est in initio psalterii de me scriptum est, ut beatus efficiar vir«.

> [In diesem Corpus sind die Kirchengeschichten von Sokrates, Sozomenos und Theoderet enthalten, die in einem Buch gesammelt und vor kurzem aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt worden sind. Es sind zwölf Bücher: Lies mit Freude im Herrn, Amen. Nützlicherweise befindet sich am Kopf des Buches das Vorwort, wo die Eigenart des folgenden Werkes gezeigt wird.]

Variationen dieser Körpermetapher finden sich bei vielen Autoren, von Augustinus († 430): »multi usquequaque habent magnum corpus librorum eius« bis Alcuin († 804): »Quisque legat hujus sacrato in corpore libri, lector in ecclesia, verba superna Die« und Heiric von Auxerre im 9. Jahrhundert († nach 875 oder nach 883): »quod in libri initio praefixit hoc per totius voluminis corpus observare studuit«[5] bis Aelred von Rievaulx († 1167): »per totum libri corpus ipsius Domini adventum constat esse materiam« und Rupert von Deutz († 1129) im 12. Jahrhundert: »Sed voluit libri huius corpus exhibere integrum«.[6] Einen interessanten Blick in das Verständnis dieses Sprachbildes bietet Folcuin von Lobbes im 10. Jahrhundert († 990), der den Körper des Buches als das fassbare, feste Ergebnis der Akkumulation von Pergamentblättern in einen Codex deutet:

> hunc tantummodo codicem de membranulis in unius libri cumulavimus corpus ut si forsan quis istius loci possessionum investigandarum fuerit avidus ad hunc recurrat.[7]

> [Diesen Codex habe ich bloß aus kleinen Pergamentblättern zum Körper eines einzigen Buches zusammengefügt, damit, wer die Besitztümer dieses Ortes recherchieren will, auf ihn zugreifen kann.]

Diese materielle Auffassung des Buchkorpus spiegelt sich gelegentlich auch im kodikologischen Aufbau der Handschrift wider. In einem Münchener

5 Aurelius Augustinus: Sermo 313C, in: Sancti Augustini sermones post Maurinos reperti. Probatae dumtaxat auctoritatis nunc primum disquisiti, in unum collecti et codicum fide instaurati, Bd. 1., hg. von Germin Morin, Rom 1930, S. 530; Alcuinus: Carmina, in: Patrologia Latina 101, Paris 1873, Sp. 735; Heiricus Autissiodorensis: Homiliae per circulum anni, hg. von Riccardo Quadri, Turnhout 1992 (Corpus Christianorum Continuatio Mediaevalis, Bd. 116), Hom. 13, S. 119.

6 Aelredus Rievallensis: Homiliae de oneribus propheticis Isaiae, hg. von Gaetano Raciti, Turnhout 2005 (Corpus Christianorum Continuatio Mediaevalis, Bd. 2 D), S. 28; Rupertus Tuitiensis: De sancta trinitate et operibus eius, hg. von Rhabanus Maurus Haacke, Turnhout 1972 (Corpus Christianorum Continuatio Mediaevalis, Bd. 22), S. 584.

7 Folcuinus Lobiensis: Gesta abbatum Sithiensium, hg. von O[swald] Holder-Egger, in: Monumenta Germaniae Historica. Scriptores 13, Hannover 1881, S. 608.

Augustinus wird die Körpermetapher im einleitenden Paratext auf der Titelseite in Kapitalschrift zum Ausdruck gebracht: »In hoc corpore continentur sancti Augustini episcopi confessionum libri numero XIII«.[8] Ähnlich verhält es sich für den Anfang einer Sektion in einem hagiographischen Sammelband des 10. Jahrhunderts, der in Dresden aufbewahrt wird: »In hoc corpore continentur libri XVIIII de verbis seniorum et sanctorum patrum quos de Greco in Latinum transtulit Pelagius diaconus ecclesiae Romanae, extremam partem Iohannes subdiaconus transtulit«.[9] Angesichts dieser Terminologie könnte man sogar von ›Para-Körper‹ sprechen, im Hinblick auf jene kodikologischen Phänomene, die am Rande des ›corpus voluminis‹, des als Einheit wahrgenommenen Buch-Inhaltes, sichtbar werden.[10] Sie reichen von der einfachen ›probatio pennae‹ (Abb. 3)[11] bis zu vereinzelten Zeichnungen (Abb. 4),[12] Besitzvermerken und komplexeren Text-Bild-Zusätzen nach dem Ende des Haupttextes.[13]

Nicht nur der Grundbegriff, sondern eine ausführliche und regelrechte Deklination der Metapher des Buchkörpers in ihren vielseitigen Möglichkeiten ist in einem Text des 14. Jahrhunderts zu finden, der sich ganz dem Lob und Wert von Büchern widmet. Es handelt sich um einen Traktat von Richard von Bury († 1345), Kanzler des englischen Königs und Bischof von Durham (seit

8 München, Universitätsbibliothek, Cod. ms. 2, Süddeutschland, 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts, fol. 1v. Siehe schon in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts den Codex Universität Leiden, SCA 14, Eusebii Pamphili Chronicorum Canones – Prosperi Aquitani Superadiectum sive Chronicon consulare – Collectio temporum – Bonifacii Crucicolae Carmina, fol. 1v: »In hoc corpore continentur chronica Eusebii Hieronimi et superadiectum Prosperi«.

9 Dresden, Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek, Mscr. Dresd. A. 62, fol. 92r. Vgl. dazu die Beschreibung im Katalog der Handschriften der Sächsischen Landesbibliothek zu Dresden, bearb. von Christian Alschner und Christa Krause, Bd. 1: bearb. von Franz Schnorr v. Carolsfeld, Dresden 1979 (zuerst Leipzig 1882), S. 20-22.

10 Zu diesem Begriff des Parakörpers siehe auch Patrizia Carmassi: Book material, production and use from the point of view of the paratext. An investigation through the manuscript collection of Marquard Gude (HAB), in: Inscribing knowledge on the page: Sciences, tradition, transmission and subversion in the medieval book, hg. von Rosalind Brown-Grant, Patrizia Carmassi, Gisela Drossbach, Anne D. Hedeman, Victoria Turner und Iolanda Ventura (im Druck).

11 Vgl. Signatur Herzog August Bibliothek Cod. Guelf. 151 Gud. lat.

12 Vgl. Signatur Herzog August Bibliothek Cod. Guelf. 132 Gud. lat., fol. 108v: http://diglib.hab.de/mss/132-gud-lat/start.htm.

13 Vgl. Signatur Herzog August Bibliothek Cod. Guelf. 70 Gud. lat., fol. 87v: http://diglib.hab.de/mss/70-gud-lat/start.htm.

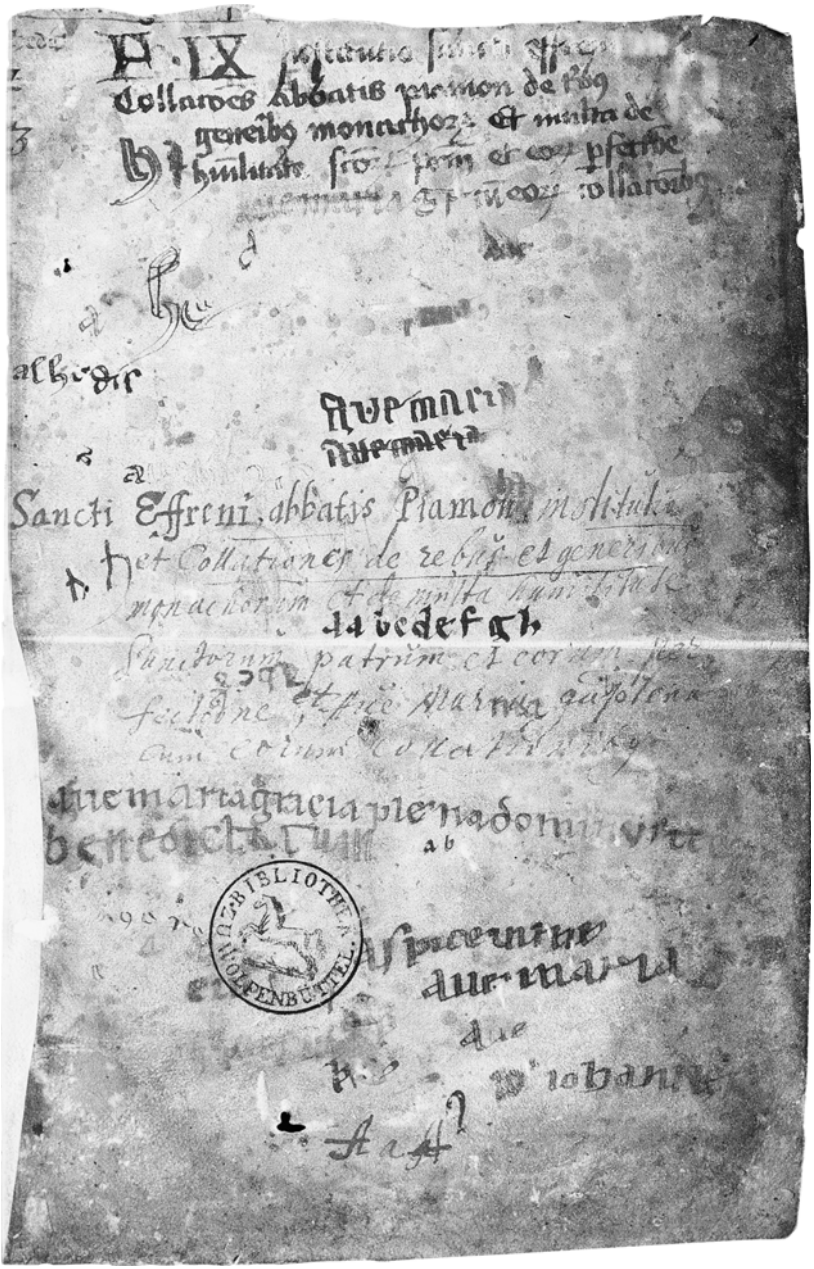


Abb. 3: Erstes Blatt des Codex mit Angaben über den Inhalt des Buches und probationes pennae (Alphabetproben, Beginn der Ave Maria), Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 51 Gud. lat., fol. 1r

1333), mit dem Titel *Philobiblon*. Ein Codex mit diesem Text gehörte auch Marquard Gude. Dieser befindet sich jetzt in der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen und stammt aus dem Nachlass der Erben des Philologen Johann Albert Fabricius (1668-1736), der ihn im 18. Jahrhundert erworben hatte.[14] Wie schon die ›capitula‹ zu Beginn dieses Exemplars verraten (»Querimonia librorum contra clericos«, »contra religiosos«, etc.), sind es die Bücher selbst, die sich in einigen Teilen des Traktats klagend zu Wort melden. Ich zitiere aus Kapitel 4 der Übersetzung:

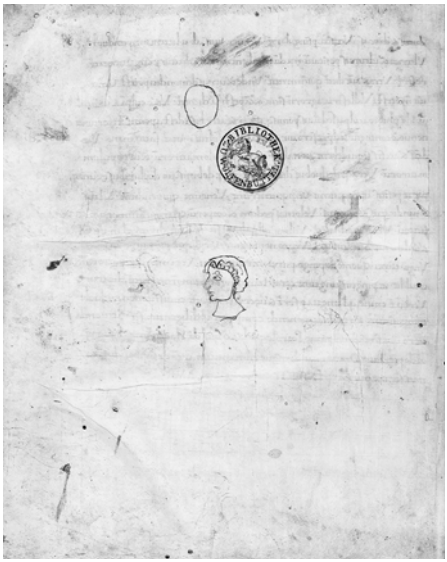


Abb. 4: Letztes Blatt der Handschrift mit mittelalterlicher Zeichnung eines männlichen Gesichtes im Profil, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 132 Gud. lat., fol. 108v

> Ebenso beklagen wir uns über die rohe Art und Weise, mit der man uns die Hüllen abriß, die uns von alters her gehörten. So liegen wir nun auf dem Pflaster mit dem Bauch auf der Erde. Unsere Rücken und unsere Seiten plagt Krankheit. Wir liegen gelähmt herum, und niemand bringt uns lindernde Salbe. Unsere ursprüngliche Weiße, die unserer Natur eigen ist, und unsere Helligkeit, haben sich in Gelb und Grau verwandelt. Die Ärzte, die uns sehen, zweifeln keinen Augenblick daran, dass wir von der Gelbsucht befallen sind. Viele unter uns leiden an Gicht, wie es genugsam ihre schneckenartig zusammengerollten Extremitäten erkennen lassen. Rauch und Staub, von denen wir unaufhörlich verpestet werden, schwächen die Lebhaftigkeit unseres Gesichts und machen unsere triefenden Augen blind. Die heftigen Krämpfe in unseren Eingewei-

14 Kopenhagen, Det Kongelige Bibliotek, Fabr. 21. 2°. Die Handschrift ist digitalisiert, mit kurzer Beschreibung von Erik Petersen: http://www.kb.dk/permalink/2006/manus/72/eng/ (zuletzt 14.12.2016). Zu Fabricius siehe Erik Petersen: Johann Albert Fabricius, en humanist i Europa: intellectum liberare at frigøre intellektet, 1-2, København 1998 (Danish humanist texts and studies, Bd. 18); Ralph Häfner: Die Vorlesungsskripte des Hamburger Philologen Johann Albert Fabricius, in: Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit. Theorie, Formen, Funktionen, hg. von Frieder von Ammon und Herfried Vögel, Berlin 2008, S. 283-299.

> den lösen unser Inneres auf, an dem auch die ausgehungerten Würmer ständig nagen. Wir tragen das Verderben in unseren Lenden und finden niemanden, der uns mit Zedernharz überstreicht, der uns nach einer Fäulnis von vier Tagen sagt: »Lazarus steh auf«.[15]

Das Bild der verschiedenen Krankheiten des Buches ist eines unter vielen Stilmitteln, die der Autor verwendet, um bei den geistlichen Benutzern mehr Respekt für die Codices als Objekte des Studiums und Träger der Wahrheit zu wecken. Es bezeugt zudem eine gewisse literarische Kunstfertigkeit, die sich in der detaillierten Ausführung der Metapher ausdrückt. Das Spiel mit den Grenzen der Bildsprache ist gewollt und wird bewusst dort gewählt, wo die Identifikationsebene – und damit auch die substantielle Differenz – zwischen Buch und Menschen explizit gemacht werden soll. So sagen die Bücher an einer anderen Stelle: »Dort [in den Schlachthäusern] sterben wir tausendmal an diesem Schrecken, der imstande wäre, den stärksten Mann umzuwerfen«.[16]

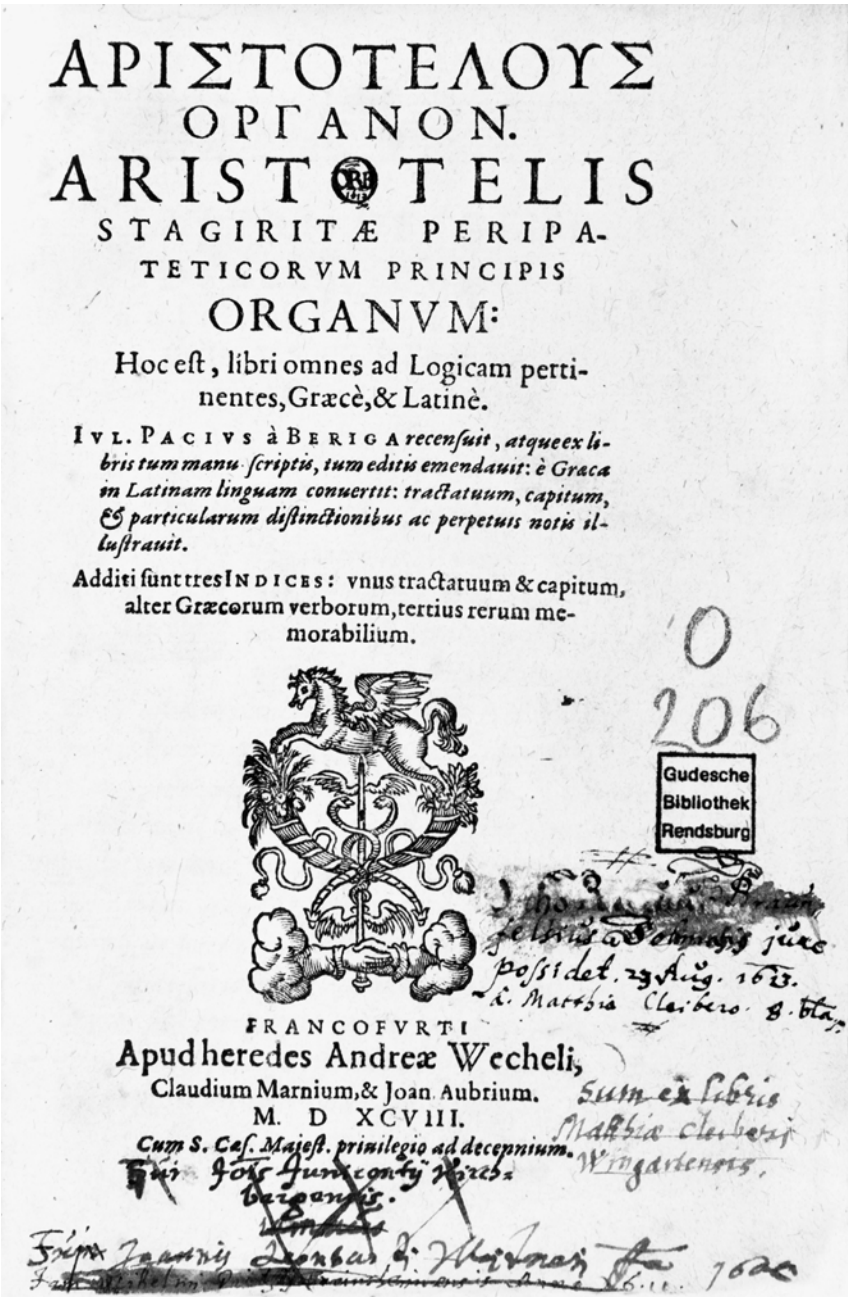
Wie oben schon gezeigt wurde, ›sprechen‹ die Bücher in der ersten Person nicht nur im literarischen Kontext, sondern sie werden in einzelnen Fällen auch zum Sprachrohr der jeweiligen Besitzer, um Besitzverhältnisse zu signalisieren und nachhaltig zu bekräftigen. Mit folgendem Beispiel soll die Beantwortung der zweiten zu Beginn aufgeworfenen Frage eingeleitet werden: Was macht ein Buch wertvoll, und wie wird dieser Wert im Lauf eines Bücherlebens vermehrt? Ein Beispiel aus der Rendsburger Gudischen Bibliothek, *Aristoteles* in einer Frankfurter Edition von 1598, zeigt zunächst einen graphischen und verbalen Kampf um die Zugehörigkeit des Buches (Abb. 5).[17] In diesem Verlauf werden frühere Besitzvermerke getilgt, gestrichen oder sogar entfernt, wie hier eine Besitzerfolge Heidelberger Gelehrter anzeigt. Es beginnt mit dem durchgestrichenen Eintrag »Sum ex libris Matthiae Cleberis Wingartensis«, hinzu kommt eine nachträgliche Anpassung in der Aussageformel: Aus dem »sum Johannis Junicontii Kirchbergensis« sowie dem »sum Johannis Leonhardi« wird ein »fui« [Ich war] gemacht.[18]

15 Philobiblon. Das ist der Traktat des Richard de Bury über die Liebe zu den Büchern, übers. von Franz Blei, hg. von Martin Lehnert, Leipzig² 1989, S. 40f.

16 Ebd., S. 41.

17 Kirchenkreisarchiv Rendsburg-Eckernförde, Signatur O 206.

18 Zu den erwähnten Personen siehe: Die Matrikel der Universität Heidelberg von 1386 bis 1662, hg. von Gustav Toepke. Teil 2: von 1554 bis 1662, nebst Anhang: von 1663 bis 1668, Heidelberg 1886, S. 260, zu Matthias Kleiber »Wingartensis Palatinus iniuratus aetatis 9«, zu Johannes Junicontius, S. 223 (1603). Es handelt sich um den Band: Aristotelis Stagiritae Peripa-Teticorum Principis Organum. Hoc est, libri omnes ad Logicam pertinentes, Graece et Latine. Julius Pacius a Beriga recensuit,



ΑΡΙΣΤΟΤΕΛΟΥΣ
ΟΡΓΑΝΟΝ.
ARISTOTELIS
STAGIRITÆ PERIPATETICORVM PRINCIPIS
ORGANVM:

Hoc est, libri omnes ad Logicam pertinentes, Græcè, & Latinè.

IVL. PACIVS à BERIGA recensuit, atque ex libris tum manu scriptis, tum editis emendauit: è Graca in Latinam linguam conuertit: tractatuum, capitum, & particularum distinctionibus ac perpetuis notis illustrauit.

Additi sunt tres INDICES: vnus tractatuum & capitum, alter Græcorum verborum, tertius rerum memorabilium.

O 206
Gudesche Bibliothek Rendsburg

FRANCOFVRTI
Apud heredes Andreæ Wecheli,
Claudium Marnium, & Joan. Aubrium.
M. D XCVIII.
Cum S. Cæs. Majest. priuilegio ad decennium.

Abb. 5: Frontispiz einer Aristoteles-Ausgabe mit verschiedenen Schichten von Besitzvermerken, zum Teil gestrichen, Kirchenkreisarchiv Rendsburg-Eckernförde, Signatur O 206

Das Buch soll seine Geschichte erzählen können. Der nächste Besitzer lässt allerdings das Buch schweigen und versucht es mit juristischer Präzision und Objektivität: Nach dem Namen (später unleserlich gemacht außer »Braunfelsius Solmensis«) folgt: »jure possidet 23 Aug. 1613 a Matthia Cleibero 8 bla[ncen]«. Und das Monogramm des neuen Besitzers wird im Zentrum des Titels in den Buchstaben O mit dem Datum 1613 eingeschrieben. Bei einem anderen Beispiel spricht das Buch ebenfalls als ›lebendiges Wesen‹ in der ersten Person und nennt den Besitzer als eigenen Beschützer: »Johannem servatorem habeo«.[19]

Marquard Gude bediente sich relativ systematisch des Genitivs »Marquardi Gudii« [liber] oder [sum], um die Bücher und Handschriften seiner Bibliothek zu kennzeichnen. Unter den Drucken kann die *Aldina* aus dem Jahr 1502 mit römischen Elegien, die zuvor dem Dominikaner Hieronymus Medices (1569-1622) gehört hatte, als Beispiel angeführt werden.[20] Im Fall einer Handschrift veredelte Gude ein besonders schönes italienisches Exemplar mit Ciceros Briefen durch die Inschrift seines Namens im Nominativ innerhalb der Kontur eines Wappens (Tafel I, S. 455).[21]

Der Besitzer Gude verzeichnete seinen Namen an der Stelle, wo auch in anderen italienischen Codices die Wappen der illustren Besitzerfamilien angefügt waren (Tafel II, S. 456).[22]

Der Eigentümer schmückt sich mit dem Besitz alter Handschriften und Rara in seiner Sammlung, die er finden, prüfen und erwerben konnte; andersherum gelten auch berühmte Vorbesitzer im langen Leben eines Buches als Multiplikatoren seines Prestiges. Sie fügen als Mehrwert die Gelehrsamkeit hinzu, für die diese Personen hochgeschätzt wurden, und die sich im Buch durch die Praktiken der Lektüre und des Studiums – in Form von Marginalien, Korrekturen, Verweisen oder Einführungen – bewahren. Eine aufschlussreiche

atque ex libris cum mss. tum editis emendavit, e Graeca in Latinam linguam convertit; tractatuum, capitum et particularum distinctionibus ac perpetuis notis illustravit. Additi sunt tres indices, Frankfurt a.M. 1598.

19 Kirchenkreisarchiv Rendsburg-Eckernförde, O 291, eine Edition des Horaz, Basel 1527. Der Renaissance-Einband trägt hier die Buchstaben B K. Der Eigentümer war Johann Schmidt, ›ecclesiasta‹ in der Kirche St. Nicolai in Hamburg.

20 Kirchenkreisarchiv Rendsburg-Eckernförde, Signatur O 292.

21 Vgl. Signatur Herzog August Bibliothek Cod. Guelf. 135 Gud. lat.

22 Vgl. zu dieser Handschrift Federica Toniolo: Word and image: Italian illumination in the manuscripts of the Marquard Gude's collection at the Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel, in: Retter der Antike. Marquard Gude (1635-1689) auf der Suche nach den Klassikern, hg. von Patrizia Carmassi, Wiesbaden 2016 (Wolfenbütteler Forschungen, Bd. 147), S. 217-261, hier S. 249-260.

Erklärung über diesen Zusammenhang bietet Gude zu Beginn einer gedruckten Ausgabe des Galen mit Anmerkungen von Joseph Justus Scaliger (1540-1609). Neben seinem Namen und dem Datum 1664 schreibt er sogar lateinische Verse, die auch für die zukünftigen Leser gedacht sind: »quicumque vides«. Dort erwähnt Gude zum einen den tatsächlichen finanziellen Aufwand, den er durch die bezahlte Kaufsumme betrieben hat, und zum anderen den Mehrwert des Buches durch dessen berühmten Vorbesitzer Justus Scaliger. Dieser Sachverhalt hat sicher auch den Preis des Buches bestimmt. Die intellektuelle Dimension der korrigierenden Randnotizen von der Hand Scaligers konnte nur innerhalb der ›res publica litteraria‹ richtig eingeschätzt werden. Für andere handelte es sich wahrscheinlich nur um Anstreichungen und ausgestrichene Stellen (›litura‹):

Hos quicumque vides libros Galeni,
Docta SCALIGERI manu notatos
Permulta hic vitiosa corrigentis
Ingenti pretio scias redemptos:
Haec illis pretium dedit litura.[23]

[Wer Du immer bist und diese Bücher Galens siehst, die von der gelehrten Hand SCALIGERS annotiert wurden, der hier viele Fehler korrigiert hat. Du solltest wissen, dass sie für viel Geld erworben wurden: Diese Anmerkungen am Rande gaben ihnen den Wert.]

Diese Gedanken und die Geschichte des Kaufes setzt Gude auf der folgenden Seite fort, indem er eine für uns neue Komponente dieses ›social life and value of things‹ anspricht: den Wettkampf mit anderen Käufern und Institutionen (»acriter ea de re certando«).[24] In diesem Fall hatte der Professor für Rhetorik

23 Signatur Herzog August Bibliothek Cod. Guelf. 7 Gud. lat. Es handelt sich um eine zweibändige Edition des Galen (dazu gehört auch Cod. Guelf. 8 Gud. lat.), Venedig 1525, vgl. die Beschreibung in: Die Gudischen Handschriften. Codices Guelferbytani Gudiani Graeci und Gudiani latini, bearb. von Franz Koehler und Gustav Milchsack, Nachdruck der Ausgabe Wolfenbüttel 1913, Frankfurt a. M. 1966 (Kataloge der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Die alte Reihe, Bd. 9), S. 81.

24 Vgl. William H. Sherman: The social life of books, in: Cheap print in Britain and Ireland to 1660, hg. von Joad Raymond, Oxford 2011 (The Oxford History of Popular Print Culture, Bd. 1), S. 164-171; Arjun Appadurai: Introduction. Commodities and the politics of value, in: The social life of things. Commodities in cultural perspective, hg. von dems., Cambridge 2013 (zuerst 1986), S. 3-63. Zur Bedeutung der materiellen Kultur in der aktuellen Forschung vgl. auch Kim Siebenhüner: Things that matter. Zur Geschichte der materiellen Kultur in der Frühneuzeitforschung, in: Zeitschrift für Historische Forschung 42 (2015), S. 373-

und Geschichte an der Leidener Universität, Antonius Thysius (1602-1665), ab 1655 Bibliothekar der Universitätsbibliothek, versucht, mit öffentlichen Geldern diese Bände zu kaufen – so die Fortsetzung der handgeschriebenen Notiz Gudes.[25] Denn die anderen Bücher Scaligers wurden, auf Grund seines Legats, in der Leidener öffentlichen Bibliothek, in einem speziellen Schrank (›Arca scaligeriana‹) aufbewahrt.[26] Der Sieg Gudes in diesem Wettbewerb erhöht zusätzlich den Wert seiner Sammlung und zeigt die Wichtigkeit des akkumulativen Prozesses für die Konstituierung einer Bibliothek.

Gude gestaltete die Bücher seiner Sammlung bewusst unter Einbeziehung der Autoren, in dem er bio-bibliographische Notizen zu den Verfassern zu Beginn und Korrekturen des Textes am Rande vermerkte, die auch seine philologische Kompetenz beweisen. Das belegen die Marginalien in einer Quintilianus-Inkunabel, in der Gude den Bezug zu einer Handschrift des Textes mit dem Kommentar des Politianus herstellt: »sic MS & Polit.«[27] Diese philologische Kompetenz zeigt sich auch in den

409; Marian Füssel: Die Materialität der Frühen Neuzeit. Neuere Forschungen zur Geschichte der materiellen Kultur, in: Zeitschrift für Historische Forschung 42 (2015), S. 433-463; Sites of mediation. Connected histories of places, processes, and objects in Europe and beyond, 1450-1650, hg. von Susanna Burghartz, Lucas Burkart und Christine Göttler, Leiden 2016 (Intersections. Interdisciplinary studies in early modern culture, Bd. 47).

25 Vgl. zu Thysius dem Jüngeren Katharina Graupe: Oratio historica. Reden über Geschichte. Untersuchungen zur praktischen Rhetorik während des spanisch-niederländischen Konfliktes im 16. und 17. Jahrhundert, Berlin 2012 (Frühe Neuzeit. Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext, Bd. 156), S. 577-579.

26 Zu der Bibliothek von Josephus Justus Scaliger vgl. Arabic studies in the Netherlands. A short history in portraits, 1580-1950, hg. von Arnoud Vrolijk und Richard van Leeuwen, Leiden 2014, S. 20-27, mit Reproduktion einer Darstellung der Bibliothek und der ›Arca Scaligeriana‹ aus dem Jahr 1610, S. 25; Kasper von Ommen: The Legacy of Josephus Justus Scaliger in Leiden University Library Catalogues, 1609-1716, in: Documenting the early modern book world. Inventories and catalogues in manuscript and print, hg. von Malcolm Walsby und Natasha Constantinidou, Leiden 2013 (Library of the written word, Bd. 31; Library of the written word. The handpress world, Bd. 23), S. 51-82.

27 Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar (HAAB), Inc. 23, vgl. Alessandro Daneloni: Poliziano e il testo dell'Institutio oratoria, Messina 2001 (Percorsi dei classici, Bd. 6). Der Leidener Quintilians Edition von 1665 war eine Vorrede von Angelus Politianus vorangestellt: M. Fabii Quintiliani Institutionum Oratoriarum Libri Duodecim. Summa diligentia ad fidem vetustissimorum codicum recogniti et restituti; Accesserunt huic renovatæ editioni Declamationes, quæ tam ex P. Pithoei [...]; Cum Turnebi, Camerarii, Parei, Gronovii & Aliorum notis; Cum Indice locuple-

Randnotizen in einem *Agrimensores*-Codex des 9. Jahrhunderts, dessen Varianten von ihm mit einer Textausgabe, gedruckt von Adrien Turnèbe (1512-1565), verglichen wurden. Der Kommentar von Gude am Rand (Abb. 6) lautet:

> Turnebus p. 98
> edidit: peritum
> mensorem –
> male![28]
>
> [Turnèbe edierte auf S. 98: peritum mensorem – falsch!]

Diese durch Autorenbezüge systematische Aufwertung vieler Gudischer Codices und gedruckter Bücher hatte auch eine Komponente in der äußeren Anmutung, die sich in der Anfertigung von einheitlichen Einbänden in rotem Leder für die Handschriften zeigte. In dieser Aneignung waren Ausdifferenzierungen durch bestimmte kodikologische Merkmale möglich. In der Wolfenbütteler Sammlung tragen Handschriften, die besonders wertvoll sind und die für den Betrachter, Besucher oder Benutzer schon bei einem ers-

tissimo, tam in Textum, quam Notas, Leiden und Rotterdam 1665. Diese zweibändige Edition im Oktav-Format war im Besitz von Gude: Siehe Bibliotheca Exquisitissimis Libris in Theologia Jure, Medicina, Historia Literaria omnique alio Studiorum Genere instructissima. Imprimis autem Multorum a Viris Doctiss. Scaligero, Blondello, Salmasio aliisque emendatorum ac eorum manibus notatorum; Mss. Codicum Arabicæ, Græcæ Latinæque Linguæ quorum plurimi lucem nondum viderunt præclarissimo uberrimoque apparatu cum nulla privatarum comparanda. à Viro Illustri Domino Marquardo Gudio [...] Summo Studio & delectu congesta Quæ publica auctione distrahetur Hamburgi Ad. d. 4. August. An. MDCCVI, Kiel 1706, S. 240, Nr. 50.

28 Signatur Herzog August Bibliothek Cod. Guelf. 105 Gud. lat., 9. Jahrhundert, Corbie, fol. 48r : De Agrorvm Conditionibus, & constitutionibus limitum [...] Variorvm Avctorvm Ordines finitionum. De iugeribus metiundis, Finium regundorum. Lex Mamilia. Coloniarum pop. Romani descriptio. Terminorum inscriptiones & formæ. De generibus lineamentorum. De mensuris & ponderibus. Omnia figuris illustrata, hg. von Pierre Galland, Paris 1554. Von der Hand Gudes vgl. auch die Anmerkung am Rande von fol. 14r: »Turnebus edidit: quod: male! Nam in priori membro subaudiendum est magis, ut passim apud alios«. Zu der Tradition der Agrimensores im Frühmittelalter siehe Uta Kleine: Die Rezeption der römischen Vermessungsliteratur im frühen Mittelalter. Der Gudische Agrimensorencodex (Signatur Herzog August Bibliothek Cod. Guelf. 105 Gud. lat.) in seinem kodikologischen und historischen Umfeld, in: Carmassi (Anm. 22), S. 113-145. Zu der philologisch-kritischen Haltung Gudes gegenüber alten Texten und Inschriften siehe auch Patrizia Carmassi: Einleitung, in: ebd., S. 7-22; Harald Bollbuck: Marquard Gude als Inschriftensammler. Autopsie, Kritik und Evidenz, in: Carmassi (Anm. 22), S. 53-86.

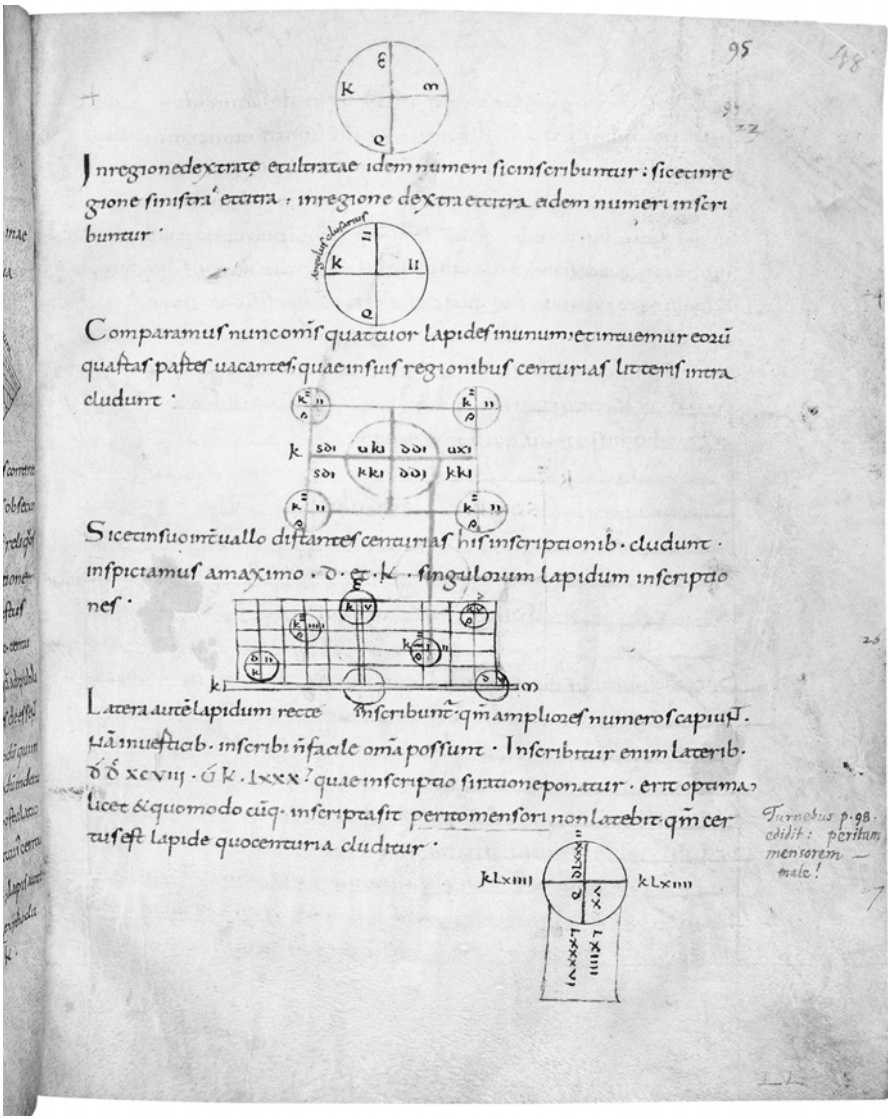


Abb. 6: Anmerkung auf dem Seitensteg aus der Hand Marquard Gudes, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 105 Gud. lat., fol. 48r

ten Blick auf die Bücherreihe hervorgehoben werden sollten, eine Inschrift

in Gold auf dem Rücken. Ein Beispiel ist ein Band eigenhändiger Briefe von namhaften Gelehrten.[29]

Durch die genannten Interventionen des Sammlers Gude wird aus den einzelnen Büchern eine neue Einheit geschaffen: die Gelehrtenbibliothek, die aus dem wissenschaftlichen Diskurs, der zwischen den Büchern geführt wird, lebt. Die einzelnen Teile dieses geschaffenen Gebildes bekommen eine neue qualifizierende Konnotation als Bücher jener speziellen Sammlung. Diese Identität wird in ihrer weiteren ›Lebensphase‹ mit überliefert und gilt als Auszeichnung. So lesen wir beispielsweise in den handgeschriebenen Anmerkungen von Konrad Samuel Schurzfleisch (1641-1708), der viele der Gudischen Inkunabeln für den Herzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar (1662-1728) erwarb, die Formulierung »ex Bibliotheca Gudiana«, wie im folgenden Beispiel:

> Auspicio Serenissimi Ducis Saxo Vinariensis Guilelmi Ernesti
> ex bibliotheca Gudiana emptus et cura
> C S Schurzfleischii bibl. principali illatus MDCCVI mense quintili.[30]

> [Auf Veranlassung des Herzogs von Sachsen-Weimar Wilhelm Ernst aus der Gudischen Bibliothek gekauft und durch die Bemühung von C.S. Schurzfleisch in die Fürstliche Bibliothek hineingebracht 1706 im Juli.]

Wichtig für den Umgang mit dem Buch und die Verfahren der Aufwertung der eigenen Sammlung ist hier die Tatsache, dass Gude in dieser Tacitus-Edition von 1515 in der graphischen Gestaltung seiner Notiz die mise-en-page des frühen Druckes imitierte, indem er die Geschichte des wichtigen Fundes der alten Handschrift und der Edition selbst beschrieb. Seine Anmerkung beginnt mit den Worten: »Prima haec rarissima editio priorum quinque librorum

29 Vgl. etwa Signatur Herzog August Bibliothek Cod. Guelf. 12 Gud. lat., auf dem Rücken der Handschrift wurde die Inhaltsangabe in Majuskelschrift und mit Goldfarbe eingraviert: »illustrium Germanorum et Belgarum epistolae a propria manu«. Nur wenige weitere Bände der Gudischen Bibliothek erhielten diese Auszeichnung.

30 Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar (HAAB), Inc. 239, P. Cornelii Taciti Libri Qvinqve Noviter Inventi Atqve Cvm Reliqvis Eivs Operibvs Editi, Rom 1515, Titelblatt, nicht paginiert. Zu den Inkunabeln in Weimar, die aus der ehemaligen Gudischen Sammlung stammen, siehe Eva Raffel: Die Inkunabeln, Wiesbaden 2007 (Bibliographien und Kataloge der Herzogin Anna Amalia Bibliothek zu Weimar, hg. von Michael Knoche); dies.: In Europa gedruckt, in Weimar gesammelt. Die herzogliche Inkunabelsammlung, in: Europa in Weimar. Visionen eines Kontinents, hg. von Hellmut Th. Seemann, Göttingen 2008, S. 48-76; dies.: Welt der Wiegendrucke. Die ersten gedruckten Bücher der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek (Eine Ausstellung der Klassik-Stiftung Weimar anlässlich der Wiedereröffnung der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar), Leipzig 2007.

Cornelii Taciti« [Diese ist die erste und sehr seltene Ausgabe der ersten fünf Bücher des Cornelius Tacitus].[31]

In der oben erwähnten frühen Quintilianus-Ausgabe, erschienen in Rom im Jahr 1470, wird ebenfalls die Wertschätzung des Buches durch den Bibliothekar Schurzfleisch schriftlich festgehalten, welche sowohl im Alter als auch in der Provenienz des Bandes aus der Gudischen Bibliothek besteht: »Antiquissima editio Fabii Quintilianii ex bibliotheca Gudiana«.[32]

Neben den handschriftlichen, zum Teil wohlüberlegten Notizen in Büchern gab es im 17. Jahrhundert eine weitere Form der – direkten und symbolischen – Kommunikation zwischen Gelehrten mittels der aktuellen gedruckten Bücher. Nicht nur durch Textinhalte, Titel, Praefationes und Widmungen, sondern auch durch Layout und Ausstattung konnte das gedruckte Buch eine punktuelle instrumentale Funktion als Kommunikationsmedium ausüben. Diese Möglichkeit wird interessant, wenn sie gelegentlich von den Mitwirkenden zum Objekt der Reflexion, der Kommentierung und sogar der Enthüllung wird, wie folgende Beispiele zeigen.

Die gesellschaftliche Bedeutung, aber auch die Indifferenz gegenüber manchen materiellen distinktiven und kostspieligen Elementen, betont Antonio Magliabechi in einem Brief an Leopoldo de Medici (10.6.1670), bezogen auf ein Exemplar des *Atlas maior* von Joan Blaeu für ein Mitglied der Familie Chigi: Die besonderen Ausstattungsmerkmale in Gold und Farben sind unnötige Bagatellen ohne Bedeutung, die aber viel kosten:

> Se il Sig. Cardinale lo volesse con miniatura o illuminazione straordinaria, lo faranno fare a posta, mentre che io glielo scriva [...] le accenno che queste miniature straordinarie non consistono in altro se non che vi sia ne' frontispizzi più oro, le figure meglio e più colorite, e simili bagattelle che non importano niente e con tutto ciò in riguardo di simili pochi adornamenti, non necessari, gli fanno pagare più della metà degli ordinari.[33]

31 Zu der wiedergefundenen Tacitus-Handschrift in Corvey siehe Franca Arduini: Il codice di Tacito da Corvey alla Biblioteca dei Medici, in: Storie di artisti. Storie di libri. L'Editore che inseguiva la Bellezza. Scritti in onore di Franco Cosimo Panini, Modena 2008, S. 249-263.

32 Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar (HAAB), Inc. 23: »Antiquissima editio Fabii Quintiliani ex bibl[iotheca] Gudiana, sed in extremo quaedam desunt, aliunde supplenda, neque hanc tamen impediebant quominus editionem cetera hic edentem bibliothecæ serenissimi Ducis Guilelmi Ernesti inferrem«.

33 Lettere di Antonio Magliabechi a Leopoldo de' Medici (1666 -1675), hg. von Alfonso Mirto, Rom 2012, S. 120.

> [Wenn der Herr Kardinal es mit einer außerordentlichen Miniatur oder Illuminierung möchte, wird dies so gezielt gemacht, während ich es Ihnen schreibe […]. Ich erwähne, dass diese außerordentlichen Miniaturen in nichts anderem bestehen, als darin, dass es in den Frontispizen mehr Gold gibt, dass die Figuren besser und farbiger werden, und weitere Bagatellen, die nichts bedeuten, und in allem zusammen wegen der wenigen Verzierungen, die nicht notwendig sind, lassen sie Ihn mehr als das Anderthalbfache bezahlen.]

Innerhalb der Gelehrtengemeinschaft sind weitere Zeichensetzungen wichtig, die ihren Ausdruck im Layout des Buches finden und auf eine Hierarchisierung unter den Gelehrten hinweisen können. Marquard Gude betont in einem Brief an den Freund Johannes Georgius Graevius (1632-1703), welchen Eindruck es macht und welche Bedeutung für die zukünftigen Generationen es hat, wenn Graevius' Name in der lobenden Widmung an prominenter Stelle zu Beginn des Blattes steht:

> binos libellos Casauboni […] namque eorum alteri praefixum erat nomen tuum, aeterno apud posteros testimonio, quam te virtutemque et doctrinam tuam intellexerint pene extra orbem nostrum optimates literarum elegantium.[34]

> [beide Büchlein des Casaubon […] denn dein Name war angefügt zu Beginn des zweitens, als ein ewiges Zeugnis bei den Nachfahren, wie sehr die Besten in den feinen Geisteswissenschaften verstanden haben, dass Du und Deine Tugend und Deine Gelehrsamkeit beinahe über unsere Welt hinausgehen.]

In dieser Passage ist es allerdings schwer zu sagen, wo die Deutung und Beschreibung der Widmung und ihrer Gestaltung enden und wo die

34 Der Brief ist in Amsterdam verfasst und datiert vom 14. Oktober 1659: Epistola XXI Johanni Georgio Graevio, in: Marquardi Gudii Et Doctorum Virorum Ad Eum Epistolæ. Quibus accedunt ex Bibliotheca Gudiana Clarissimorum Et Doctissimorum Virorum, qui superiore & nostro sæculo floruerunt; Et Claudii Sarravii Senatoris Parisiensis Epistolæ Ex eadem Bibliotheca auctiores. Curante Petro Burmanno, Utrecht 1697, S. 23-25, hier S. 23. Gude bezieht sich auf das Werk De Nupera Homeri Editione Lugduno-Batavica, Hackiana: cum Latina Versione, & Didymi Scholiis: Sed & Eustathio, & locis aliquot insignioribus ad Odysseam pertinentibus […] Auctore, Merico Casaubono, Is. F., London 1659, das mit dem Namen des Adressaten an hervorgehobener Stelle beginnt: »Ioh. Georgio Graevio / Viro doctissimo et Humanissimo«, siehe Digitalisat des teilweise beschädigten Weimarer Exemplars http://haab-digital.klassik-stiftung.de/viewer/image/1363051326/8/(zuletzt 14.12.2016).

Schmeichelei Gudes gegenüber dem geschätzten Freund Graevius beginnt.[35] Andererseits sind manche Ankündigungen auch umstritten, gerade im Hinblick auf den geschätzten Wert der Bücher und einer Bibliothek. So äußert sich beispielsweise der genannte Antonio Magliabechi über die Behauptung im Frontispiz einer Edition von Leonardo Brunis Biographien von Dante und Petrarca aus dem Jahr 1672 sehr kritisch. Auf der Titelseite steht, dass sie aus einer alten Handschrift der Bibliothek des Francesco Redi entnommen wurden: »cavate da un Manuscritto antico della Libreria di Francesco Redi«.[36] Magliabechi ist diesbezüglich extrem abwertend:

> vegga la solita spropositata ambizzione [...]
> quasi che quattro libracci che
> [F. Redi] ha sieno la Vaticana e l'Ambrosiana.
>
> [Schauen Sie seine unverhältnismäßige Geltungssucht, als ob die vier schlechten Bücher, die er hat, die Vaticana und die Ambrosiana wären.]

Eine wahrhaft gute Bibliothek, eine bedeutende Sammlung aufzustellen, die in der Gegenwart oder auch in der ›memoria‹ und in der ›fama‹ erhalten bleibt, ist ein mühsames Unternehmen. Das kostet nicht nur Geld, sondern auch intellektuelle Begabung und Energie. Im Fall Marquard Gudes ist das gelungen. Seine Sammlung ist mit seltenen Handschriften geschmückt, wie das *Etymologicum* des Photius,[37] und kann für Besuche und wissenschaftliche Konversationen, für vertiefende Untersuchungen angeboten und näher

35 Das gedruckte Buch dient hier auch als Bote von unmittelbaren Nachrichten und Grüßen zwischen den Gelehrten, vgl. den Satz, gedruckt am Ende der Vorrede: »Domino Gronovio, rarae, his presertim temporibus, eruditionis et diligentiae viro, plurimam a me, quaeso, ut amicissimo, cum videbis aut scribes, salutem«, Ende der Vorrede, nicht paginiert. Siehe http://haab-digital.klassik-stiftung.de/viewer/image/1363051326/12/ (zuletzt 5.3.2017).

36 Le vite di Dante, e del Petrarca / scritte da Lionardo Bruni Aretino; cavate da un manuscritto antico della libreria di Franc. Redi e confrontate con altri testi a penna, Firenze 1672.

37 Signatur Herzog August Bibliothek Cod. Guelf. 29 und 30 Gud. Graec. Die Handschrift wurde im Jahr 1293 in Süditalien verfertigt, siehe Koehler (Anm. 23), S. 26; Dieter Harlfinger und Martin Sicherl: Griechische Handschriften und Aldinen. Eine Ausstellung anläßlich der 15. Tagung der Mommsen-Gesellschaft in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Wolfenbüttel 1978, S. 35-37. Zu den Griechischen Codices aus der Sammlung Gude mit Provenienz Bibliothek Pietro da Montagnana vgl. Eleonora Gamba: Da S. Giovanni di Verdara a Wolfenbüttel. Riflessioni intorno alla biblioteca di Pietro da Montagnana e all'Euripide nel Cod. Guelf. 15 Gud. graec., in: Carmassi (Anm. 22), S. 191-216.

betrachtet werden, wie es in einer Widmungsschrift an Gude von Seiten des protestantischen Theologen Anton Reiser (1628-1686) im Jahr 1683 beschrieben wird:

> Jucunda est adhuc memoria temporis illius, quo per aliquot horas inter eruditissimos Discursus Bibliothecam singulari studio, multoque sumptu hinc inde collectam, inprimis theologicam, rarioribus etiam Manuscriptis, alibi non extantibus, inter quae Photii Etymologicum, orbi literato minime invidendum, praeprimis recenseo, ornatam obtulisti adcuratius inspiciendam.[38]
>
> [Sehr erfreulich ist die Erinnerung an jene Zeit, in der du mir einige Stunden lang, in einer sehr gelehrten Konversation, die Bibliothek zu einer genauen Einsichtnahme zur Verfügung gestellt hast, die mit außerordentlicher Gelehrsamkeit und viel Aufwand zusammengestellt wurde, vor allem die theologische. Sie ist geschmückt auch mit sehr seltenen Handschriften, die sonst nicht zu finden sind, darunter zähle ich vor allem das Etymologicum des Photius, das keineswegs der literarischen Welt vorenthalten werden sollte.]

Nicht nur die tatsächlichen Inhalte machen den ideellen Wert der Sammlung aus, sondern auch die Möglichkeit, die sie bietet, gelehrte Interaktion auszuüben, also wissenschaftliche soziale Kommunikation. Dazu kommt das ›inspicere‹, das Anschauen: Gerade all jene visuellen und ›para-körperlichen‹ Elemente, durch die man die einzelnen Bücher zu eigenen macht – wie z.B. Besitzvermerke am Anfang und Ende eines Buchbandes – erlauben es, ihr Leben und ihre Nutzung einordnen und erforschen zu können.[39]

38 Anti-Barclaius, id est Examen apologiae, quam non ita pridem Robertus Barclaius, Scoto-Britannus, pro theologia verè christiana edidit, institutum in gratiam evangelicorum à Ant. Reisero, Hamburg 1683, S. B4.

39 Vgl. etwa für das Spätmittelalter die Vermerke auf dem vorderen und hinteren Buchspiegel: Cod. Guelf. 118 Gud. lat., Pier Candido Decembrio: »EST P. CANDIDI AB EODEM RECOGNITUS ET EMENDATUS« (vorderer Buchspiegel). Auf dem hinteren Spiegel hat der Humanist Ort und Datum des Kaufes vermerkt: »EMPTUS FERRARIE MCCCLXI DIE LUNE XXVIII SEPT D.L.« Zum Wertbegriff im Zusammenhang mit der Sammeltätigkeit in der Frühen Neuzeit vgl. Adriana Turpin: The value of a collection. Collecting practices in early modern Europe, in: Concepts of value in European material culture, 1500-1900, hg. von Bert de Munck und Dries Lyna, Farnham 2015, S. 255-284. Zu Bibliotheken und Buchtransfer im frühneuzeitlichen Europa vgl. zuletzt Bibliothèques et lecteurs dans l'Europe moderne (XVIIe-XVIIIe siècles), hg. von Gilles Bertrand, Anne Cayuela, Christian del Vento und Raphaële Mouren, Genf 2016 (Bibliothèque des Lumières, Bd. 88).

Zusammenfassend lassen sich aus den genannten Beispielen folgende Aspekte im Hinblick auf das Thema »Biographien des Buches« hervorheben: Schon seit dem Frühmittelalter findet sich in verschiedenen Schriftquellen eine Sprachmetaphorik, die das Buch mit einem lebendigen Wesen vergleicht. Die materielle Produktion des mittelalterlichen Codex aus mehreren Pergamentlagen und die gezielte Zusammenfügung von Inhalten und Texten in ein einziges Buch führen zu dem Vergleich der Handschrift mit dem menschlichen Körper, dessen Anfang der Kopf ist.

Wenn das Buch wie ein Mensch wahrgenommen und dargestellt werden kann, ist es nicht verwunderlich, dass irgendwann seine Stimme an die Oberfläche der Seite dringt. So sind Besitzvermerke in der Frühen Neuzeit mehrmals in der Ich-Form verfasst. Das Buch erscheint wie ein Akteur, der über seine Geschichte – im Sinne einer Biographie – zu erzählen weiß (»Ich bin«, »Ich war« »Ich habe«) und sich der soziokulturellen Umgebung seiner Existenz sehr bewusst ist. Hinter diesen Äußerungen sind oft gezielte Strategien von Eigentümern und Sammlern zu entdecken, wie im Fall von Marquard Gude im Umgang mit seiner Büchersammlung. Das Buch wird durch Annotationen und andere Paratexte zum Medium der Selbstdarstellung des Besitzers als ausgezeichneter Gelehrter in der ›res publica litteraria‹. Die Einsicht in das Buch oder in die Bibliothek von Seiten der Zeitgenossen bzw. der Nachfolger ist von Anfang an mitgedacht, wie eine Anmerkung Gudes zeigt: »Wer Du immer bist und diese Bücher Galens siehst«. Diese Formen der Personalisierung und Würdigung der Objekte reichen von der gelehrten Korrektur bis zu den Verweisen auf andere Bücher der eigenen Bibliothek und zur materiellen Ausstattung, etwa in den Einbänden. Sie bilden insgesamt einen Mehrwert, der in spätere Sammlungen einfließt. So verstehen sich die Verweise auf frühere prominente Besitzer bei den neuen Eigentümern. Die ›überwundenen‹ Schwierigkeiten bei dem Erwerb bestimmen ebenfalls – über den gezahlten Preis hinaus – den erhöhten Wert eines Buches. Das Buch wird damit gleichzeitig Objekt und Medium der Kommunikation über Auf- oder Abwertung vom Buch selbst oder der Sammlung, in der es aufbewahrt wird. Ein durch den Sammler stark gekennzeichnetes Buch erhält mehr Aufmerksamkeit in der Gelehrtengemeinschaft und mehr Gewicht in der Erörterung über seinen Wert. In diesem Sinne kann ein Buch handeln, d.h. über seinen Inhalt hinaus den gesellschaftlichen Kontext beeinflussen.

Alfred Messerli

VOM LEBEN DER BÜCHER

ÜBER HISTORISCHE UND GEGENWÄRTIGE FORMEN DER VERLEBENDIGUNG

Questo libro è di carta.
Questa carta è di straccio.
Questo straccio è di lino.
Questo lino è di terra.
Questa terra è di Dio,
Questo libro è il mio.[1]

Dass Dinge gezeugt und geboren werden, ein Leben haben und endlich sterben, um dann als ›tote‹ Objekte möglicherweise weiter zu existieren, oder aber sich auflösen bzw. konsumiert werden, ist ein Gedanke, den wir zuerst einmal der Belletristik verdanken. Und hier wird über sie nicht nur eine Biographie verfasst, sondern sie werden mitunter zum Autor ihrer eigenen Lebensgeschichte, wie das in James Fenimore Coopers (1789-1851) Erzählung *Autobiography of a Pocket-Handkerchief* (1843) geschieht.[2] Über achtzig Jahre später forderte der sowjetische Schriftsteller und Exponent des russischen Futurismus Sergej Michailowitsch Tretjakow (1892-1937) in dem Aufsatz *Die Biographie der Dinge* (1929) seine Kollegen auf, sich vom idealistischen Konzept eines allmächtigen Romanhelden abzuwenden und die Erzählung vielmehr »als eine Art ›Biographie des Dings‹ aufzubauen«.[3] Die kompositorische Struktur einer Biographie des Dings lasse sich »mit einem Fließband vergleichen, auf dem das Rohprodukt« entlanggleite. Und weiter: »Durch menschliche Bemühungen verwandelt es sich in ein nützliches Produkt.«[4]

1 Vittorio Imbriani: La novellaja fiorentina. Fiabe e novelline, stenografate in Firenze dal dettato popolare. Ristampa accresciuta di molte novelle inedite, di numeosi riscontri e di note, nelle quali è accolta integralmente *La novellaja milanese* dello stesso raccoglitore, Livorno 1877, S. XIV, Anm. 7.

2 Vgl. Michael Niehaus: Das Buch der wandernden Dinge. Vom Ring des Polykrates bis zum entwendeten Brief, München 2009, S. 243-246.

3 Sergej Tret'jakov: Die Biographie des Dings [1929], in: Über die Dinge. Texte der russischen Avantgarde, hg. von Anke Hennig, Hamburg 2010 (Fundus-Bücher, Bd. 108), S. 462-468, hier S. 465.

4 Ebd., S. 466.

© 2017 Alfred Messerli, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.15499/kds-001-009 | CC BY-SA 4.0

An diesem Fließband träfen Herren und Arbeiter »nicht katastrophal aufeinander, sondern berühren sich organisch«. In der Biographie der Dinge können wir »den Klassenkampf in entwickelter Form auf allen Etappen des Produktionsprozesses miterleben«. Und: »nicht der Mensch, das Einzelwesen, geht durch den Aufbau der Dinge, sondern das Ding wandert durch die Formation der Menschen.«[5] Bücher wie »Holz, Getreide, Kohle, Eisen, Flachs, Baumwolle, Papier, Lokomotive, Betrieb« seien noch nicht geschrieben.[6] Dank den Forschungen von Max Blackwell wissen wir allerdings, dass schon zwischen 1750 und 1850 sogenannte *It-Narratives,* in denen Dinge und Sachen in der dritten Person Singular »ihre eigene Geschichte erzählen, von ihren erduldeten ›Abenteuern‹ Zeugnis ablegen«.[7] Dieses Genre ist um 1800 in die Kinderliteratur ›abgesunken‹.

Nach Auskunft von *Wikipedia* ist »[e]ine *Biografie* (auch *Biographie,* griechisch βιογραφία, von βίος, *bíos* Leben und -graphie von γράφω, *gráphō* ritzen, malen, schreiben) […] die Lebensbeschreibung einer Person«.[8] Die Übertragung auf ein Ding, auf eine Sache, der man nun offenbar auch ein *bíos* im Sinne von Leben, Lebensspanne, Lebensqualität und/oder Lebensgeschichte zuschreibt, bedarf einer Erklärung. Entspricht der Transfer, wenn einem Buch Leben bzw. Lebendigkeit zugeschrieben wird, einem (vor-) logischen Denken in Analogien, handelt es sich um eine Metapher, oder liegt eine Anthropomorphisierung, eine Animation oder gar eine »Dingbeseelung« im Sinne Karl-Sigismund Kramers vor?[9] Bevor hier eine Antwort gegeben werden soll, wird es einmal darum gehen, das Phänomen zu dokumen-

5 Ebd., S. 467.

6 Ebd., S. 468.

7 Michael Niehaus: Dinge in Bewegung, in: Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen, hg. von Stefanie Samida, Manfred K.H.Eggert und Hans Peter Hahn, Stuttgart und Weimar 2014, S. 132-140, hier S. 139; vgl. British it-narratives, 1750-1850, hg. von Mark Blackwell, 4 Bde., London 2012. »Blackwell versteht unter *It-Narratives* Prosafiktionen, in der [recte: denen] unbekannte Objekte oder Tiere zu zentralen Charakteren werden, häufig mit einer eigenen Subjektivität begabt, nicht selten als Erzähler.«, siehe Niehaus, ebd., S. 139.

8 Siehe https://de.wikipedia.org/wiki/Biografie (zuletzt 21.1.2017).

9 Vgl. Karl-Sigismund Kramer: Die Dingbeseelung in der germanischen Überlieferung, München 1940 (Beiträge zur Volkstumsforschung, Bd. 5). Theoretisch hat sich der Volkskundler Karl-Sigismund Kramer (1916-1998) in seiner hochproblematischen Dissertation mit dem Begriff der »Dingbeseelung« auseinandergesetzt. Er ging »von einigen linguistischen Phänomenen und charakteristischen Wortprägungen aus, die auf eine eigenartige Lebendigkeit der Welt der Dinge schließen ließen.«, ebd., S. 1. Unter Dingbeseelung verstand Kramer »eine naturgewordene Lebendigkeit, die wir durch die – ebenfalls naturgewordene und natürliche – Einheit von

tieren. Barbara Bayer-Schurs schreibt in ihrer Dissertation *Das Buch im Buch. Untersuchungen zu einem Motiv in der gegenwärtigen literarischen Kommunikation* (2011), dem Buch würden sowohl fiktions-extern als auch -intern immer wieder menschliche Eigenschaften zugesprochen:

> Es wird personifiziert und vermag dem passionierten Leser sogar Freunde oder Partnerschaft zu ersetzen. Umgekehrt verhilft gerade der Leser dem Buch zum »Leben«, eine Auffassung, die u. a. wirkungsästhetischen Konzepten wie dem Wolfgang Isers geschuldet ist.[10]

Die Personifizierung des Buches hat eine lange Geschichte, ist aber noch im 20. Jahrhundert zu beobachten. Unter dem Eindruck der Bücherverbrennungen am 10. Mai 1933 im nationalsozialistischen Deutschland schrieb der belgische Pionier des Informationsmanagements und Begründer der modernen Dokumentationswissenschaft Paul Otlet (1866-1944), Bücher seien moralische und intellektuelle Personen, die zu zerstören man in einer zivilisierten Gesellschaft nicht das Recht habe, da man doch auch nicht mehr für Menschen die Todesstrafe anwende.[11] Und schon William Blades (1824-1890) schrieb in seinem *The Enemies of Books* (1880): »Like men, books have a soul and a body.«[12] Und das ist wiederum ein Echo auf die vielzitierten Verse Heinrich Heines aus der Verstragödie *Almansor* (1821): »Dort wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen.« (Vers 243-244) Die Lebendigkeit des Buches erweist sich als magischer, rhetorischer (Metapher, Vergleich, Analogie), ästhetischer (das Als-ob), psychologischer

Stoff und Seele entstanden glaubten, eine Einheit, die unzertrennlich ist, wenn nicht der Gegenstand zerfallen soll.«, ebd., S. 26.

10 Barbara Bayer-Schur: Das Buch im Buch. Untersuchungen zu einem Motiv in der gegenwärtigen literarischen Kommunikation. Diss. phil. Uni. Göttingen, Göttingen 2011, siehe https://ediss.uni-goettingen.de/bitstream/handle/11858/00-1735-0000-0006-AEDD-5/bayer_schur.pdf?sequence=1 (zuletzt 21. 1. 2017), S. 92.

11 »Les livres sont des personnes morales et intellectuelles. On n'a pas le droit de les détruire dans une société civilisée.«, Paul Otlet: Traité de documentation. Le livre sur le livre, Theorie et pratique, Bruxelle 1934, S. 329; vgl. dazu Françoise Waquet: Parler comme un livre. L'oralité et le savoir (XVIe-XXe siècle), Paris 2003, S. 53-60 (»La sacralité du livre«). Zur nationalsozialistischen Bücherverbrennung vgl. Albrecht Schöne: Göttinger Bücherverbrennung 1933. Rede vom 10. Mai 1983 zur Erinnerung an die ›Aktion wider den undeutschen Geist‹, Göttingen 1983 (Göttinger Universitätsreden, Bd. 70), und Die Bücherverbrennung. Zum 10. Mai 1933, hg. von Gerhard Sauder, München 1983.

12 Zit. nach Caspar Hirschi und Carlos Spoerhase: Kommerzielle Bücherzerstörung als ökonomische Praxis und literarisches Motiv. Ein vergleichender Blick auf das vorindustrielle und digitale Zeitalter, in: Kodex 3 (2013), S. 1-23, hier S. 4, Anm. 7.

(Wahrnehmungsweise) und wissenschaftlicher (Rezeptionstheorie) Effekt und ist Voraussetzung dafür, die ›Lebensspanne‹ eines Buches in seiner Gänze, mit seinen Phasen Rohstoffgewinnung, Herstellung, Warenform, Objektnutzung, Auflösung, oder aber partiell darzustellen. Der Mensch behauptete und behauptet diese Lebendigkeit, er erlebte sie, sie diente ihm als Erklärung oder aber er glaubte und wusste um sie als einer Tatsache und sah und sieht sich so auf unterschiedliche Weise legitimiert, das Leben des Gegenstandes Buches partiell oder vollständig aufzuschreiben bzw. sah und sieht seitdem überall Spuren und ›Informationen‹, die Teile einer Biographie bilden. Die Biographie von Dingen und also auch von Büchern wird von Menschen »wahrgenommen, beeinflusst, dokumentiert oder rekonstruiert«.[13]

Dingbiographien

Nach Hans Peter Hahn, einem Ethnologen, ist die Beobachtung, »dass Dinge einen Lebenslauf haben, dass sie verschieden lange Lebensspannen durchlaufen, und dass sie in diesem Zeitraum in ganz verschiedenen Kontexten verwendet werden«, ein zentraler Aspekt in der Wahrnehmung materieller Kultur.[14] Die Grenzen der »biographischen Methode« Objekten gegenüber sieht er in der Lückenhaftigkeit der Informationen.[15] Aus ethnologischer Sicht warnt er davor, die Biographie auf »einzelne, isolierte Objekte zu konzentrieren«; vielmehr soll der »Wandel von Sachgüter-Ausstattungen nach Möglichkeit insgesamt« beschrieben werden. Weiter ist immer auch die Veränderung »der Kontexte und der Umgangsweisen« zu erschließen.[16] Und schließlich fordert Hahn, die Objektbiographie mit der »Biographie der Verwender« zusammen zu erforschen,[17] wegen der, wie Chris Gosden und Yvonne Marshall formulierten, gegenseitigen ›Information von Menschen und Dingen‹.[18] In dem kürzlich erschienenen Band *Biography of objects. Aspekte eines kulturhistorischen Konzepts* (2015) äußerte sich Hahn hingegen deutlich kritischer gegenüber der Metapher der »Objektbiografie«. Die

13 Nina Hennig: Objektbiographien, in: Samida (Anm. 7), S. 234-237, hier S. 234.
14 Hans Peter Hahn: Materielle Kultur. Eine Einführung, Berlin 2005, S. 40.
15 Ebd., S. 41.
16 Ebd., S. 42.
17 Ebd., S. 45.
18 »these transformations of person and object are tied up with each other.«, Chris Gosden und Yvonne Marshall: The cultural biography of objects, in: World archaeology 31 (1999), S. 169-178, hier S. 169; vgl. Hahn (Anm. 14), S. 45, und Hennig (Anm. 13), S. 235.

Argumente wollen aber nicht recht überzeugen. Weder die Schwierigkeit, das »Ende« einer Sache zu definieren, noch die, seine Lebensdauer vorauszusagen, spricht gegen das Konzept der Dingbiographie.[19] Hahn denkt in Dingkollektiven, und zieht aus diesem Grund nicht die Dingbiographie *eines* Dinges in Betracht. Problematisch aber ist seiner Meinung nach die Übernahme biologistischer Konzepte und Denkmodelle, wie sie sich für die Ethnologie seit Edward B. Taylors Werk *Primitive Culture* (1871) beobachten lasse.[20] Er spricht von der »Schwäche der Biometapher«,[21] von »falsche[n] Sprachbildern« und fordert, sich von den »biologischen Paradigmen« zu befreien.[22] Eine zweite Schwierigkeit ist der Umgang mit dem Fragment: »[K]ann man die Scherbe als Fortsetzung des Lebens der Vase betrachten?«[23] Und drittens sind Kontext und Assemblagen wichtiger als einzelne Objekte. Als alternatives Sprachbild zum Konzept der »Objektbiographie« schlägt Hahn den Begriff des Itinerars vor, womit sich die »spezifischen Merkmale der Mobilität von Dingen« viel besser beschreiben ließen.[24] Die Frage nach dem heuristischen Gewinn eines Begriffes, der allerdings nicht nur eine Metapher ist, die sich zudem nicht nur aus der Biologie, sondern ebenso aus der Geistesgeschichte herleiten lässt, steht also auf dem Prüfstand.

Die Leiblichkeit des Buches

Der Leib des Buches, seine Materialität, interessiert hier unter biografischen Gesichtspunkten. Als Artefakt besteht er aus den Materialien Pergament, Papier, Tinte, Farben, Druckerschwärze, Faden, Holz, Karton, Leder, die wiederum Bearbeitungen von Rohstoffen sind. Dingbiographie meint demnach auch den Gestaltwandel oder die Metamorphosen, die Voraussetzung seiner Objektwerdung sind. Besonders das Papier und seine Herstellung war immer wieder Anlass seiner Ausdeutung. Heinrich Nehracher (1764-1797) aus Stäfa

19 »Ob ein Objekt einige Tage alt wird oder einige 100 Jahre ist weder vorhersagbar, noch nach klaren Kriterien definierbar.«, Hans Peter Hahn: Dinge sind Fragmente und Assemblagen. Kritische Anmerkungen zur Metapher der ›Objektbiografie‹, in: Biography of objects. Aspekte eines kulturhistorischen Konzepts, hg. von Dietrich Boschung, Patric-Alexander Kreuz und Tobias Kienlin, Paderborn 2015 (Morphomata, Bd. 31), S. 11-33, hier S. 19.

20 Ebd., S. 12.

21 Ebd., S. 13.

22 Ebd., S. 15.

23 Ebd., S. 22.

24 Ebd., S. 27.

(Kanton Zürich) schrieb in einem Aufsatz *Das Papier*,[25] dieses fordere zu seiner Erzeugung lediglich »den schlechtesten, verworfensten Stoff von uns«; durch »Auflösung und Zusammensetzung« jedoch geschehe eine »seltsame Verwandlung«, indem nun die »zerrissenen Kleidungsstücke von Monarchen und Bettlern […] als Papier in alle vier Weltteile« kämen, in das »Cabinet des Fürsten, wie in die Strohhütte; auf den Nachttisch der Damen und in die Gewürzbude«.[26] Das egalitäre Prinzip wird durch Nehracher sowohl in der Verarbeitung bzw. im Rohstoff als auch in der allgemeinen Konsumation des Ausgangsproduktes, das alle sozialen Klassen gleichermaßen erreicht, gefeiert. Dieser Kontrast zwischen wertlosen Hadern und wertvollem Papier hat schon Christian Scriver (1629-1693), freilich in ganz anderer Absicht, in *Gottholds zufälligen Andachten* (1664) ausgedeutet:

> Der Lumpenhändler geht und fährt durch Städte, Dörfer und Flecken, und man sucht auf sein Anmelden aus allen Winkeln zusammen die untauglichsten und zerrissensten Lappen, die man anders nicht zu gebrauchen weiß; die führt er seiner Mühle zu, wo sie verlesen, gewaschen, zerstoßen, geformt, geleimt, und kurz, also zubereitet werden, daß sie vor Königen und Fürsten zu kommen sich nicht zu schämen brauchen.[27]

Dass das Buch Leben in sich trägt, verdankt es seinem materiellen Leib, dem Buchkörper. In Thomas Whartons Roman *Salamander* (2001) ist das Buch ein ›grotesker menschlicher Körper‹ im Sinne Michail Bachtins:

> Ein Buch, so sagen sie [sc. heilige Narren], besteht aus Nägeln, Zähnen, Haut, Sehnen und Knochenmark; aus Herz und Lungen, Leber, Galle und Nieren, aus Magen und Darm; aus dem Feuer des Atems und dem Wind der Blähungen; aus Schweiß, Spucke, Tränen, Schleim, Urin, Kot, Lymphe, Gelenkschmiere und Sperma. Sie verkriechen sich in dem Buch, das in ihren Händen lebendig und warm gehalten wird, schälen seine Blätter wie Schichten aus Haut, bis sie auf eine Seite aus Knochen stoßen.[28]

25 Heinrich Nehracher: Hinterlassene Schriften des Volks- und Vaterlandsfreundes Heinrich Nehracher von Stäfa, mit vorangehender Beschreibung von dessen Leben hg. von J.[ohann] J.[akob] Leuthy, Zürich 1839, S. 110-112.

26 Ebd., S. 112; vgl. Alfred Messerli: Lesen und Schreiben 1700 bis 1900. Untersuchung zur Durchsetzung der Literalität in der Schweiz, Tübingen 2002 (Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 229), S. 102f.

27 Zit. nach ebd., S. 104, Anm. 103; vgl. dazu Lothar Müller: Weiße Magie. Die Epoche des Papiers, München 2012, S. 76-82 (»Die Lumpensammler, die Schreiber und die Kanzel«).

28 Thomas Wharton: Salamander. Roman, übers. von Theda Krohm-Linke, München 2003, S. 263. Im Original lautet das Zitat folgendermaßen: »A book, they say,

Die Analogien zwischen Buch und menschlichem Leib sind zahlreich (Buchrücken, Kopf, Kopfschnitt, Fuß) und orientieren sich am Vorn und Hinten, Oben und Unten des Bildspenders Mensch. Im populären Kontext konnte deshalb das Buch, insbesondere der Einband, mit dem Kleid einer Frau verglichen werden – so im *Thurgauer Volkskalender* (1838).[29] Ja, Bilderspender und Bildempfänger können sich sogar vertauschen, wenn Giacomo Casanova schreibt, die ›curiosité‹ lasse den Liebhaber sich einer Frau nähern wie den Leser einem Buch (»La femme est comme un livre«). Die Attraktion gehe vom Frontispiz aus; gefällt dieses, so stelle sich die Lust, es zu lesen (»l'envie de le lire«), ein. Deshalb täten die Frauen gut daran, auf ihr Äußeres, auf Figur und Kleider, zu achten. Aber auch ein hässliches Frontispiz vermöge den erfahrenen Liebhaber nicht zu täuschen: »Il se peut, se dit-il que le livre ne soit pas si mauvaise, et il se peut qu'il n'ait pas besoin de ce ridicule artifice.«[30]

Das Buch als Kind oder Ansprechpartner

Ein wichtiges Element, das die Lebendigkeit des Buches ausmacht, ist der Umstand, dass es spricht bzw. sprechen kann. Als dichterische Praxis ist das vielfach belegt. Sein ›Werk‹ stellt der Dichter als ›sein Kind‹ vor, als ein Wesen, mit dem er sprechen kann. Das hat unter anderem mit der affektiven Besetzung zu tun, die er seinem ›Text‹, der aber immer eine konkrete, eine materielle Form als Schriftrolle, als Kodex oder als Buch aufweist, entgegenbringt. Ernst Robert Curtius zählt die Auffassung des Buches als eines

consists of nails, teeth, skin, tendon, marrow; of heart and lungs, liver, spleen, and kidneys, stomach and intestines; of the fire of the breath and the wind of the bowels; of sweat, spittle, tears, mucus, urine, bile, lymph, oil of the joints, and fluids of generation. The burrow into the book held warm and living in their hands, peel its leaves back like layers of flesh, come at last to blankness, a page of bone.«, ders.: Salamander, Toronto 2001, S. 271. Das Konzept des grotesken Körpers entwickelt Bachtin in seinem inzwischen klassischen Werk Michail M. Bachtin: Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur, übers. von Gabriele Leupold, hg. von Renate Lachmann, Frankfurt a.M. (1987) 1995 (stw, Bd. 1187), S. 345-412.

29 Vgl. Messerli (Anm. 26), S. 66, Anm. 101.

30 Giacomo Girolamo Casanova: Histoire de ma vie. Édition intégrale, Bd. 1, Wiesbaden und Paris 1960, S. 156; vgl. Rainer Gruenter: Erotische Buchmetaphorik in Casanovas ›Histoire de ma vie‹, in: Leser und Lesen im 18. Jahrhundert. Colloquium der Arbeitsstelle 18. Jahrhundert, Gesamthochschule Wuppertal, Schloss Lüntenbeck, 24.-26. Oktober 1975, Heidelberg 1977 (Beiträge zur Geschichte und Literatur und Kunst des 18. Jahrhunderts, Bd. 1), S. 101-113.

Kindes zu den Personalmetaphern, die als Vorstellung auf Platons Eroslehre zurückgehe.[31]

So redet Ovid in der Einleitung seiner *Tristia* (entstanden zwischen dem 8. und 12. Jahr nach Christus) sein Werk bzw. die Schriftrolle als ein vernünftiges Geschöpf an, indem er ihm aufträgt, von dem Verbannungsort des Autors, Temis am Schwarzen Meer, sich auf den Weg nach der Stadt Rom zu machen, und es instruiert, wie es sich in der Hauptstadt des Reiches zu betragen und zu antworten habe:

Ohne mich gehst du, mein Büchlein, zur Stadt, und ich will es dir gönnen.
Weh mir! Ist deinem Herrn doch die Reise versagt.
Geh denn, doch bar des Schmucks, wie es ziemt einem Buch des Verbannten:
leidvoll trage das Kleid, das diesem Schicksal gemäß!
Saft des Rittersporns soll dich mit purpurnem Glanz nicht umgeben,
da diese Farbe ja doch sich für Trauer nicht schickt.
Ziere Zinnober den Titel dir nicht, das Papier nicht die Zeder!
Trag' nicht an schwarzer Stirn strahlende Hörner zur Schau!
All diese Mittelchen mögen die glücklichen Bücher verschönen:
dir aber ziemt es, gedenk meines Geschickes zu sein.
Brüchiger Bimsstein soll dir die beiden Ränder nicht glätten,
dass du recht struppig erscheinst wie mit verworrenem Haar.
Brauchst dich auch nicht deiner Flecke zu schämen: es wird dann ein jeder,
der sie erblickt hat, sehn, dass ich beim Schreiben geweint![32]

31 »Im Symposion führt Diotima aus, dass alle Menschen von gewaltiger Liebe zu Ruhm und Unsterblichkeit beherrscht seien. Viele suchen sich durch Kinderzeugen zu verewigen, andere aber ›zeugen in den Seelen noch mehr als in den Leibern‹. Solch ein Mann geht umher und ›sucht das Schöne, in dem er zeugen könnte‹. Er findet es in schönen Leibern, die mit adeligen Seelen verbunden sind. Wenn er einen ›Schönen‹ gefunden hat, entsteht aus dem Umgang mit ihm eine geistige Zeugung. ›Und jeder, fährt Diotima fort, würde sich lieber solche Kinder geboren sehen als die menschlichen, wenn er auf Homer schaut und Hesiod und die anderen guten Dichter, sie beneidend, dass sie solche Kinder zurücklassen, die ihnen unsterblichen Ruhm und Gedächtnis bereiten […]‹«. Ernst Robert Curtius: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Bern 1948, S. 140-141.

32 Ovid [d.i. Publius Ovidius Naso]: Briefe aus der Verbannung. Lateinisch und deutsch, übers. von Wilhelm Willige, eingeleitet und erläutert von Nikolas Holzberg, 5. Aufl., Mannheim [1960] 2011, I, 1,1-14, S. 3. »Parve – nec invideo – sine me, liber, ibis in urbem: / ei mihi, quod domino non licet ire tuo! / vade, sed incultus, qualem decet exulis esse; / infelix habitum temporis huius habe. / nec te purpureo velent vaccinia fuco – / non est conveniens luctibus ille color – / nec titulus minio, nec cedro charta notetur, / candida nec nigra cornua fronte geras. / felices ornent

Ovid nennt sein Buch gleichsam seinen (Vers-)Fuß (»pede«), mit dem er Rom betrete (I,1,16),[33] und wenn dort vielleicht jemand wissen wolle, wie es ihm gehe, so soll es sagen, dass der Autor noch lebe, nicht aber, dass er wohlauf sei (I,1,17-19).[34] Ja, er beneidet sein Buch um diese Reise (I,1,56f.) und möchte gleichsam mit ihm tauschen: »Gäben die Götter, dass ich dürfte mein Büchlein jetzt sein!« (»di facerent, possem nunc meus esse liber!«) (I,1,58).[35] Er bereitet es darauf vor, dass es in Rom seine Geschwister, seine anderen Bücher, antreffen werde (I,1,106-108), auch jene drei (die *Ars amatoria),* die ihm die Verbannung eingetragen hätten (I,1,111-116).[36]

Wichtig ist hier auch die Vorstellung eines zeichenhaften Textkörpers. Die Schlichtheit seines Äußeren hat den traurigen Umständen der Verbannung des Dichters zu entsprechen. Nach Ursula Rautenberg wird hier »die primäre Aufgabe des Buches als Kommunikationsmittel, das der Speicherung und dem Austausch von Informationen dient, von einer sekundären, ›uneigentlichen‹, Funktion überlagert.«[37] In Anlehnung an Abraham A. Moles kann man einem »praktischen Ding« wie einem Schriftstück (bei Ovid eine Schriftrolle) außer einer primären bzw. denotativen Bedeutung eine sekundäre Bedeutung, die er als »ästhetisch« bzw. »konnotativ« bezeichnet, zuschreiben.[38] Diese, wie es Rudolf Kleinpaul (1845-1918) formulierte, »Sprache ohne Worte« (1888),[39] diese Semantisierung des Objekts findet nach Roland Barthes statt, »sobald das Objekt produziert und von einer Gesellschaft von Menschen konsumiert wird«.[40]

haec instrumenta libellos: / fortunae memorem te decet esse meae. / nec fragili geminae poliantur pumice frontes, / hirsutus sparsis ut videare comis. / neve liturarum pudeat; qui viderit illas, / de lacrimis factas sentiet esse meis.«, ebd., S. 2.

33 Ebd., S. 2f.

34 Ebd.

35 Ebd., S. 6f.

36 Ebd., S. 10f.

37 Ursula Rautenberg: Das Buch in der Alltagskultur. Eine Annäherung an zeichenhaften Buchgebrauch und die Medialität des Buches, in: Das Buch in der Informationsgesellschaft. Ein buchwissenschaftliches Symposion, hg. von Ludwig Delp, Wiesbaden 2005 (Buchwissenschaftliche Forschungen, Bd. 6), S. 7-30, hier S. 8.

38 Abraham A. Moles: Théorie des objects, Paris 1972, S. 48; vgl. dazu Winfried Nöth: Handbuch der Semiotik. 2. Aufl., Stuttgart und Weimar [1985] 2000, S. 527.

39 Vgl. Rudolf Kleinpaul: Sprache ohne Worte. Idee einer allgemeinen Wissenschaft der Sprache. Photomechanic reprint of the edition of 1888, Vorwort von Thomas A. Sebeok, Den Haag und Paris 1972.

40 Roland Barthes: Semiotik des Objekts [1985], in: ders.: Das semiologische Abenteuer, übersetzt von Dieter Hornig, Frankfurt a.M. 1988 (edition suhrkamp, Bd. 1441), S. 187-198, hier S. 190.

Auch die Flecken auf dem Papier sind dieser wortlosen Sprache zuzurechnen, indem sie als Spuren auf den weinenden Ovid verweisen. Giovanni Boccaccio wird in seiner *Elegia di madonna Fiammetta* (um 1343-1344) das Motiv aufgreifen und erweitern.[41] Fiammetta, die Protagonistin, redet am Schluss ihr Buch an, gibt ihm Vorschriften, wie und wohin es sich wenden, auch wen es vermeiden soll.[42] Ebenso wie für Ovids *Tristia* zieme sich eine luxuriöse Ausstattung »für die schwere Klage, die du trägst«, nicht.[43] Finde es aber eine Frau, »deren Augen beim Lesen nicht trocken bleiben, sondern sich mit vollen Mitleidstränen füllen, so sauge alle ihre Tränen ein und erhalte dir die heiligen Spuren mit denen der meinigen zugleich.«[44] Die Augen der Männer aber solle es fliehen; könne es aber ihre Blicke nicht vermeiden, so soll es sagen: »›O! undankbares Geschlecht, welches der einfältigen Frauen spottet, dir ziemt es nicht, das Heilige zu sehen!‹«[45]

Eine Sonderform des Buches als lebendiger Ansprechpartner des Autors (auch in einem erweiterten Sinne) ist das Tagebuch. Diese Vorstellung ist im 18. Jahrhundert überaus verbreitet. Nach Johann Georg Müller (1759-1819) etwa, dem Bruder des Historikers Johannes von Müller und seit 1794 Professor für Griechisch am Collegium humanitatis in Schaffhausen, ist »Dein Tagebuch […] dein vertrautester, vielleicht einst dein aufrichtigster Freund.«[46] In diesem Sinne bot das *Neujahr-Geschenk für die liebe Jugend*

41 Nach Luisa Rubini Messerli ist das um »erotisches Begehren kreisende Werk in einer weiblichen Ich-Erzählform […] in den institutionellen Gattungen schwer unterzubringen, insofern Elegie, Roman, Lyrik und Traktatistik darin koexistieren.«, Luisa Rubini Messerli: Der übertragene Körper. Boccaccios ›Elegia di madonna Fiammetta‹ in deutscher Sprache zwischen Früher Neuzeit und Romantik, in: Körper – Kultur – Kommunikation, hg. von Alexander Schwarz, Catalina Schiltknecht und Barbara Wahlen, Bern u.a. 2014 (Tausch, Textanalyse in Universität und Schule, Bd. 18), S. 257-282, hier S. 257.

42 Giovanni Boccaccio: Fiametta, übersetzt von Sophie Brentano [1806], durchgesehen von K. Berger [d.i. Katharina Kippenberg], Leipzig 1906, S. 235. Zu den »an die deiktischen Kategorien des hier- und jetztgebundenen sprechenden Ich« und »Fiammettas Selbst-In-Szene-Setzung als Schreibende, die sich in der eingeführten Meta-Ebene der Reflexion über das Schreiben, seine Modalitäten und Zeiten seine Hilfsmittel« vollziehe, vgl. Rubini Messerli (Anm. 41), S. 264.

43 Boccaccio (Anm. 42), S. 236.

44 Ebd., S. 237.

45 Ebd., S. 238.

46 Karl Stokar: Johann Georg Müller, Doktor der Theologie, Professor und Oberschulherr zu Schaffhausen, Johannes von Müllers Bruder und Herders Herzensfreund. Lebensbild, dargestellt von Karl Stokar, Basel 1885, S. 127 (Brief an Johannes Büel vom 23. Juni 1792). Vgl. dazu Messerli (Anm. 26), S. 213-230.

(1794) Auszüge »Aus Luischens Tagebuch«,[47] die unter anderem Reflexionen über den Nutzen des Tagebuchführens und -lesens anbieten: »du sollst mein bester Freund werden, der mir zu jeder Zeit Lehren und Ermahnungen bereitet hat, und mir treu die Wahrheit sagt, in allem.«[48]

Tatsächlich gestaltet sich das Verhältnis des Autors zu seinem Tagebuch problematischer. So rückt am 18. März 1777 Ulrich Bräker (1735-1798) ein »Gespräch mit seinem Büchelgen« in sein Tagebuch ein. Dieses weiß um seine therapeutische Funktion: »Komm nur, und vertrau' mir, was du willst; ich bin verschwiegen, und nehme alles an, ohne ein Wort einzureden, und ohne einem Menschen davon auch nur eine Sylbe zu sagen …« Bräker nennt es »mein[en] Herzensfreund! Du reines weisses Papier«,[49] während dieses wiederum staunt: »Was du da für Zeug auf meine Stirne mahlst!«[50] Das Tagebuch versteht sich hier gleichsam als ein Gefäß, das das Geschriebene aufnimmt und transportiert.

Das Buch spricht

Nicht nur auf der Produktionsseite des Autors ist der Topos des Buches, das angesprochen wird, verbreitet. Ihm entspricht auf der Seite der Reproduktion, beim Leser, die Vorstellung, das Buch spreche zu einem. Die Ehrfurcht, die man in der Frühen Neuzeit im ländlichen Milieu dem Buch entgegenbrachte, gründete nach Robert Muchembled in einem vagen Gefühl, »dass es die Fähigkeit besitzt, ihre Existenz zu verändern«.[51] Dem Buch sei das Vermögen des »agir à distance« eigen,[52] was als wunderbar, als faszinierendes Paradox oder aber als beunruhigend empfunden werden konnte. Diese Vorstellung eines ›tätigen Buches‹ verdankt sich nicht so sehr einem

47 Neujahr-Geschenk für die liebe Jugend. Enthält moralische Erzählungen in Briefen entworfen, ein Probe-Bogen von einem Kinderfreund, o.O. [Zürich] 1794, S. 5-17.

48 Ebd., S. 5.

49 Ulrich Bräker. Sämtliche Schriften, hg. von Andreas Bürgi, Bd. 1: Tagebücher 1768-1778, bearbeitet von Alfred Messerli, Andreas Bürgi zusammen mit Heinz Graber, Christian Holliger, Claudia Holliger-Wiesmann und Alois Stadler, München und Bern 1998, S. 735.

50 Ebd., S. 736.

51 Robert Muchembled: Die Erfindung des modernen Menschen. Gefühlsdifferenzierung und kollektive Verhaltensweisen im Zeitalter des Absolutismus, übersetzt aus dem Französischen von Peter Kamp, Reinbek bei Hamburg 1990 (Rowohlts Enzyklopädie, Kulturen und Ideen, Bd. 510), S. 321.

52 Pierre Bourdieu und Roger Chartier: Comprendre les pratiques culturelles, in: Pratiques de la lecture, hg. von Roger Chartier, Marseille und Paris 1985, S. 217-239, hier S. 229.

magischen Denken, als vielmehr der Schwierigkeit, die revolutionäre Leistung, das ganz Neue und ganz Andere der Schrift mit den nun alten und alt gewordenen Begriffen einer Kultur ›vor der Schrift‹ auszudrücken bzw. zu denken.[53] Dafür ein Beispiel: Der Bündner Reformator Stephan Gabriel (um 1570-1638) rückte 1611 in dem von ihm verfassten, überaus populären rätoromanischen Katechismus *Ilg Vêr Sulaz da pievel giuvan* ein Lied ein mit dem Titel *Davart la Scartira, chei nizeivel kunst quella seig* (Über die Schrift, welch nützliche Kunst diese sei), worin die Möglichkeiten und die Bedeutung der Kulturtechniken Schreiben und Lesen verhandelt werden. In der von Iso Camartin besorgten Übersetzung lautet die zweite Strophe folgendermaßen:

> Welch wunderbare Sache ist es doch: Man kann den Mund geschlossen halten, und dennoch reden, dennoch alles kundtun. Ihr staunt wohl sehr, daß einer in Ilanz wohnen kann und dennoch mit einem Freund zu reden vermag, der unten am Meeresufer wohnt.[54]

Das von Gabriel formulierte Wunderbare wird als ein Paradox präsentiert. In ihm wird einerseits Unbekanntes (handschriftliche Kommunikation) durch Analogierelation mit Vertrautem (Mündlichkeit), Abstraktheit oder Unanschaulichkeit (das raum- und zeitüberwindende Kommunikationsmittel Brief) durch anschauliche und körperbezogene Vorstellungen (Kommunikation von Angesicht zu Angesicht) erschlossen und gedeutet, und so Komplexität rigoros auf einfach Strukturen reduziert.[55]

53 Vgl. dazu für den kolonialen Kontext (Amerika, Südafrika) Tzvetan Todorov: Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen, aus dem Französischen von Wilfried Böhringer, Frankfurt a.M. 1985 (edition suhrkamp, Bd. 1213), S. 99; Umberto Eco: Die Grenzen der Interpretation, übersetzt von Günter Memmert, München 1995, S. 11-17; Gesine Krüger: Das ›sprechende Papier‹. Schriftgebrauch als Zugang zur außereuropäischen Geschichte, in: Historische Anthropologie 11 (2003), S. 355-369; dies.: Schrift – Macht – Alltag. Lesen und Schreiben im kolonialen Südafrika, Köln, Weimar und Wien 2009, S. 307-314 (»Magie, Macht und Missverständnisse«) und S. 315-322 (»Der ›dumme Analphabet‹ und die Macht der Schrift«).

54 Iso Camartin: Identität und Marginalität – ein unvermeidlicher Konflikt?, in: Forum der Schriftstellerinnen und Schriftsteller = des *écrivaines* et *écrivains* VIII, Aarau, Frankfurt a.M. und Salzburg 1995, S. 46-61, hier S. 48-49. Die Stelle lautet im rätoromanischen Original: »Chei marvilgiusa caussa / Ei quei, ch'ün sa plidar, / Taner la bucca claussa, / A d'antallir tut dar? / Vus smarvilgeit zun fiche, / Ch' ün po a Lgiont tschou star, / Plidar cun ün amige, / Ca stat giu vi d' la Mar.«, ebd., S. 48; vgl. Messerli (Anm. 26), S. 61-69.

55 Vgl. Karlheinz Jakob: Maschine, mentales Modell, Metapher. Studien zur Semantik und Geschichte der Technikspracheh, Tübingen 1991 (Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 123), S. 41.

Ein Flugblatt, das zum »Andenken an das Buchdruckfest am Johannestag 1840« in St. Gallen auf einer Druckerpresse auf den Festplatz gedruckt wurde, vergleicht in einem Lied die Bibel mit einem Apostel, der in alle Hütten das »frohe Gotteswort« trage, das gedruckte Buch mit einer »Karawane« oder einem »Schiff des Geistes«, welches uns Wissen aus weit entlegenen Orten oder längst vergangenen Zeiten vermittle:

Was da ein Volk beschweret,
Das hört das and're weit;
Es reden alte Zeiten
Mit uns'rer neuen Zeit.[56]

Das Buch wurde weiter mit einem Freund oder mit einem Lehrer verglichen. Er ›spricht‹ oder ›unterrichtet‹ wie ein Mensch, besitzt aber nicht dessen Unzulänglichkeiten. Nach Cicero sei das Bücherwesen, schrieb Johann Heinrich Ulrich (1575-1630) zur Gründung einer *bibliotheca nova Tigvrinorum* 1629,

> ein trefflicher haußrath / deren geschlecht vnd gesind lieblich vnnd angenemm / sehr haußlich vnd guter geberden. Dann diß widerstrebt vnd widersetzt sich nit / schlegt vnnd balget nicht / ist nicht verkippet / nicht verfressen / nicht halsstarrig. So man diß gsind (Bücher) heisset reden / so redens / heisset man sie schweigen / so schweigens: wartend gneigt vnnd breit auff allen vnnd jeden befelch / von denen man anders nicht dann was vnnd wie viel einer begehrt / hört vnnd vernimbt / vnnd kombt einer alzeit von jhnen gschickter dann er zu vor gewesen.[57]

Dieses Bild greift noch im 19. Jahrhundert der Obwaldner Professor und Präfekt, Pater Placidus Rigert, in seiner Abhandlung *Über die Lektüre* (1889) auf, wenn er zu bedenken gibt, wie leicht und bequem einen Bücher unterrichten. Vor ihnen könne man ohne Scham seine Unwissenheit bekennen. Bücher seien Lehrer, die einen »ohne Ruthe, ohne Zorn und ohne Lohn« belehrten: »Wenn du zu ihnen kommst, so schlafen sie nicht, wenn du sie frägst, so verstecken sie sich nicht, machst du einen Fehler, so murren oder lachen sie nicht.«[58]

56 Andenken an das Buchdruckerfest am Johannestag 1840 zu St. Gallen, St. Gallen: Druck der Zollikofer'schen Presse auf dem Festplatz (1840).

57 [Ulrich, Johann Heinrich]: BIBLIOTHECA NOVA TIGVRINORVM PVBLICO-PRIVATA. Selectiorum Variarum Linguarum, Artium & Scientiarum LIBRORUM. Ex Liberalitate & munificentia bonorum utrius Das ist / Newe Bibliothec welche gmein vnd eigen einer Ehrlichen Burgerschafft der loblichen Statt Zürych [...], o.O. [Zürich] 1629, S. 14.

58 Placidus P. Rigert: Über die Lektüre, in: Jahres-Bericht über die Kantonal-Lehranstalt zu Sarnen, Obwalden für das Schuljahr 1888/1889, Sarnen 1889, S. 1-27, hier S. 3f.

Diese Stelle ist übrigens, wie aus einem älteren Aufsatz von Jan-Dirk Müller zu entnehmen ist, eine wörtliche Übersetzung aus Richard de Burys (1287-1345) berühmtem *Philobiblon* (1345),[59] was Michael Gieseckes These, erst durch den Buchdruck sei eine vom mündlichen Vortrag »unabhängige Informationsquelle« entstanden, die auch unabhängig von der Schule Wissen vermittle und langfristig die Autorität des Lehrers relativiere, fragwürdig erscheinen lässt.[60]

Das Bild des Buches als »Freund« oder »Lehrer« beschönigt insofern den Sachverhalt, als das Besondere ja gerade die gleichsam absolute Verfügungsgewalt über das Buch aus Sicht des Lesers seine Attraktivität ausmacht. Das Buch ist hier eigentlich ein Sklave, ein Roboter, eine ›Maschine‹. Die ebenso mächtige wie illusionäre Metapher vom ›Gespräch mit dem Buch‹ erweist sich als Strategie, »mit den Mitteln der Schrift den Schein unmittelbarer Verständigung herzustellen«.[61] Cécile Dauphin spricht in Hinblick auf die Briefdidaktik von einer »illusion de l'oralité«, die auch für diesen Fall zutrifft.[62]

Nicht funktional oder abwertend beschwor hingegen der mittelalterliche Übersetzer Juda ibn Tibbon (1120-1190) in seinem Testament die jüdische Liebe zum Buch mit der Maxime: »mache deine Bücher zu deinen Gefährten, lass deine Bücherkästen und -regale deine Gärten und dein Paradies sein.«[63] Nach Moshe Idel geht aus zahlreichen kabbalistischen und chassidischen

59 Vgl. Jan-Dirk Müller: Der Körper des Buches. Zum Medienwechsel zwischen Handschrift und Druck, in: Materialität der Kommunikation, hg. von Hans Ulrich Gumbrecht und Karl Ludwig Pfeiffer, Frankfurt a.M. 1988 (stw, Bd. 750), S. 203-217, hier S. 210. »Hi sunt magistri, qui nos instruunt sine virgis et ferula, sine verbis et cholera, sine pannis et pecunia. Si accedis, non dormiunt; si inquirens interrogas, non abscondunt; non remurmurant, si oberres; cachinnos nesciunt, si ignores.«, Richardus de Bury: Philobiblon oder über die Liebe zu den Büchern. Lateinisch-deutsche Ausgabe, übers. von Alfred Hartmann, o.O. 1955, S. 25 und 91.

60 Vgl. Michael Giesecke: Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien, Frankfurt a.M. 1991, S. 220.

61 Robert Stockhammer: Leseerzählungen. Alternativen zum hermeneutischen Verfahren, Stuttgart 1991, S. 32.

62 Vgl. Cécile Dauphin: Les manuels épistolaires au XIXe siècle, in: La correspondance. Les usages de la lettre au XIXe siècle, hg. von Roger Chartier, Alain Boureau, Cécile Dauphin, Jean Hébrard, Pierrette Lebrun-Pezerat, Anne Martin-Fugier und Danièle Poublan, [Paris] 1991, S. 209-272, hier S. 229-231.

63 Zit. nach Andreas B. Kilcher: ›Volk des Buches‹. Zur kulturpolitischen Aktualisierung eines alten Topos in der jüdischen Moderne, in: Münchner Beiträge zur jüdischen Geschichte und Kultur 2 (2009), S. 43-58, hier S. 44.

Texten hervor, dass das laute Lesen der Tora »als Mittel galt, Gott anzuhangen bzw. sich mit ihm zu vereinigen«.[64]

In einer zweiten Denkfigur, die vor allem die raum- und zeitversetzte Kommunikation mit dem Buch herausstellt, gewinnen tatsächlich die Stimmen der toten Autoren und die Stimmen der Leser für die Nachgeborenen an Bedeutung. »Wir«, schreibt Ulrich, »die wir gegenwürtig / gleichsam mit den nachkommenden reden / vnnd also ein jede zeit / sie seyge vergangen / oder zukünfftig / vnser eigen machen«, können »dieselbige auff vns ziehen«.[65] Damit ist nach Sigrid Weigel eine »Urszene kulturwissenschaftlicher Lektüre, die sich im Modell von Verhandlungen mit den Schriftstellern der Vergangenheit definiert«, beschrieben.[66] So formuliert auch Stephen Greenblatt in *Verhandlungen mit Shakespeare* (1988) den »Wunsch, mit den Toten zu sprechen«. Literaturprofessoren als »bestallte Schamanen der Mittelklasse« wüssten zwar um die Unerfüllbarkeit dieses Wunsches, könnten aber davon nicht ablassen:

> Gewiss, ich höre stets nur meine eigene Stimme, aber meine Stimme war zugleich die Stimme der Toten, insofern es den Toten gelungen war, Textspuren von sich selbst zu hinterlassen, die sich durch die Stimme der Lebenden zu Gehör bringen.[67]

Jan-Dirk Müllers Befund bleibt zwiespältig. Einerseits sind die ›Bücher‹ die Lehrmeister, nicht die ›Autoren‹. Andererseits wird der Autor in der Lektüre als anwesend gedacht.[68] Und während in der Manuskriptkultur »[d]er *Körper des Buches* – eigentlich eine Metapher – […] Garant für die Dauer des Wortes und die Präsenz von Autor und Sinn« war,[69] »simuliere« das technisch re-

64 Moshe Idel: Die laut gelesene Tora. Stimmengemeinschaft in der jüdischen Mystik, in: Zwischen Rauschen und Offenbarung. Zur Kultur- und Mediengeschichte der Stimme, hg. von Friedrich Kittler, Thomas Macho und Sigrid Weigel, Berlin 2002, S. 19-53, hier S. 28. »Das laute Lesen der Tora wurde gewissermaßen zu einem lautlich-klanglichen Talisman, der ein Behältnis übernatürlicher Kräfte darstellt.«, ebd., S. 35. Durch die Aktualisierung der Konsonanten werde der göttlichen Macht eine Stätte, ein Tempel errichtet, und ihre Anwesenheit/Präsenz ermöglicht, ebd., S. 46.

65 Ulrich (Anm. 57), S. 12.

66 Sigrid Weigel: Die Stimme der Toten. Schnittpunkte zwischen Mythos, Literatur und Kulturwissenschaft, in: Kittler (Anm. 64), S. 73-92, hier S. 75.

67 Stephen Greenblatt: Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance, aus dem Amerikanischen von Robin Cackett, Frankfurt a.M. 1990, S. 9.

68 Vgl. Müller (Anm. 59), S. 210.

69 Ebd., S. 215.

produzierte Buch lediglich »die sinnlich Präsenz, die die mittelalterlichen Schreiber noch im Buch erfuhren.«[70] Ist demnach das neuzeitliche, das moderne gedruckte Buch nur ein Klon (altgr. κλών *klon* ›Zweig‹, ›Schössling‹), worunter eines oder mehrere genetisch identische Individuen von Lebewesen zu verstehen wären? Ist das gedruckte Buch nicht »lebensfähig«?

Das Buch spricht für mich

Jakob Strickler schrieb 1757 ein Gedicht »Ueber Jakob Staubs zu Richtenschweil [Richterswil, Kanton Zürich], Hirtenstahl, Zürcher Chronik« in sein Rechenbüchlein. Es ist das wohl die Kopie oder der Entwurf eines für Jakob Staub entworfenen gereimten Besitzvermerkes. Dieser lautet folgendermaßen:

Mein liebes Buch, hör, laß dir sagen
Kommt einer und will weg dich tragen
Sag, lieber Freund, laß mich in Ruh
Ich hör dem Jakob Staub jetzt zu.
Im Hirtenstahl ist er bekannt
Richtenschweil sein Vaterland,
Am Zürichsee gar wohl gelegen.
Gott gibt ihm da viel Glück und Segen.
Er hat mich kaufft und wohl bezahlt,
Drum bin ich jetzt in seiner Gwalt.
Er zahlt für mich sechzg Schilling gut,
Gott halt ihn stets in seiner Hut.
Er will ihm auch nach diesem Leben
Das fürnehmst Erb im Himmel geben.[71]

Nicht die Tatsache, daß hier der Besitzer von Johann Heinrich Bluntschlis (1656-1722) *Memorabilia Tigurina* aus dem Jahre 1710 oder 1740 mit Namen und Wohnort genannt wird, ist bedeutsam, sondern *wie* das geschieht. In einer Rede an das Buch wird es über die neuen Besitzverhältnisse informiert und darüber, wie es zu ›sprechen‹ habe, wollte jemand es sich aneignen. In dieser Redeanleitung wird das Buch und sein Besitzer selber lebendig. Etwas

70 Ebd., S. 216.
71 Walter Höhn-Ochsner: Aus dem Leben und Wirken des Schulmeisters Jakob Strickler. Im Fälmis am Richterswilerberg 1688-1763, Richterswil o.J. [1957], S. 30f..

Hokuspokus liegt in dieser durch direkte Adressierung gesteigerten Drohung, die sowohl mit der Kraft der direkten Rede als auch mit der Naivität des Lesenden rechnet. Das Buch stellt sich in diesem Reim nicht als Ding, sondern als Wesen dar, das die Interessen des abwesenden Besitzers zu vertreten vermag. Dass hier das Buch als ein vernunftbegabtes Wesen präsentiert wird, kann sowohl als Ausdruck einer Wertschätzung, seines materiellen und ideellen Wertes gedeutet werden, ebenso als Rückgriff auf populäre Vorstellungen, die Lesen in Analogie zu Sprechen zu verstehen suchen. Die ersten vier Zeilen sind übrigens von Jakob Strickler nicht gedichtet, sondern lediglich variierend übernommen worden. In ein *Historienbuch,* ein Patengeschenk aus dem Jahre 1780, schrieb der Eigentümer, der in Adelboden (Kanton Bern) lebte:

Hör, Buch, was ich dir will sagen:
Komt [e]in Dib und wil dich wägtragen,
So sprich: Las mich leigen in Ruh!
Ich gehöre dem Johannes Schmid zu.[72]

Dass diese Buchdiebsverse unter Kindern sich großer Beliebtheit erfreuten, ist nicht weiter erstaunlich. Das Vorhandensein vieler ähnlich aussehender Exemplare an einem Ort machte etwa in der Schule eine eindeutige Zuordnung von Buch und Besitzer notwendig, um Verwechslungen und unrechtmäßigen Aneignungen vorzubeugen. Die rabiaten Drohungen gegen denjenigen, der ein Buch an sich nimmt, das ihm nicht gehört, überspielen die beschränkten exekutiven Möglichkeiten, ja die Machtlosigkeit des abwesenden Besitzers und setzen deshalb auf präventive Abschreckung:

Dies Buch ist mir lieb, wer's stiehlt ist ein Dieb.
Seis Weib oder Kind, er soll werden blind.
Seis Mann oder Maus, er soll ins Zuchthaus.
Seis Herr oder Knecht, der Galgen ist ihm g'recht.[73]

72 Alfred Bärtschi: Adelboden. Aus der Geschichte einer Berggemeinde, Bern 1934, S. 157; vgl. dazu Ernst Ludwig Rochholz: Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz, Leipzig 1857, S. 53 (Nr. 108); Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Volksüberlieferungen aus allen Landen deutscher Zunge, hg. von Franz Magnus Böhme, Leipzig 1897, S. 295 (Nr. 1459); Kinderlieder der Deutschen Schweiz, nach mündl. Überlieferung, ges. und hg. von Gertrud Züricher, Basel 1926 (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 17), S. 79 (Nr. 1209).

73 Rochholz (Anm. 72), S. 53 (Nr. 111); vgl. ebenso W.[ilhelm] Schwartz: Gegen Bücherdiebe, in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 2 (1892), S. 85; Böhme (Anm. 72), S. 294 (Nr. 1453), S. 295 (Nr. 1456-1458); Züricher (Anm. 72), S. 79 (Nr. 1203-1205). Ein Beleg in Wilhelm Wattenbach: »Daß buch ist mir lip, / wer mirß sthilt, der ist

Dieses Buch hab ich gekauft,
N. bin ich getauft,
N. ist mein Geschlecht,
In Basel ist mein Bürgerrecht.[74]

Elise bin ich geheissen
Und N.N. bin ich getauft,
Dies Büchlein soll keins zerreissen,
Es ist um drei Batzen gekauft.[75]

Man kann hier das Buch als ein ›sprechendes Objekt‹ bezeichnen. Während in den ersten beiden Beispielen der Besitzer spricht und das Buch instruiert, wie es zu sprechen habe, wenn jemand es unrechtmäßig sich aneignen wollte, wendet sich in den Beispielen drei bis fünf der Schreiber/Besitzer in direkter Rede unmittelbar an denjenigen, der den Bucheignervers liest. Buch und Schreiber/Besitzer sprechen dank der gereimten ›Inschrift‹, die dieser in der Regel im vorderen Spiegel des Buches angebracht hat.[76] Die Stimme aber gehört einem Dritten – dem potentiellen Buchdieb – die durch den Schreiber/Besitzer hier zwecks Abschreckung vor Diebstahl bzw. Information über die Besitzverhältnisse instrumentalisiert wird. Dieses ›Setting‹ entspricht exakt den Verhältnissen, wie sie der Gelehrte und ›poeta doctus‹ Jesper Svenbro für das antike Griechenland beschrieben hat.[77] Die Inschrif-

ein dip: / eß sey ryter oder knecht, / so ist her an den galgen gerecht.« datiert von 1514, ders.: Das Schriftwesen im Mittelalter, 2. Aufl., Leipzig [1871] 1875, S. 447. Zu weiteren Sprüchen und Versen gegen Buchdiebe vgl. ebd., S. 443-447. Nach Gerhard Eis ist der Brauch, sich gegen das Stehlen von Büchern unter anderem durch das Hineinschreiben strenger Warnungen und Strafandrohungen zu schützen, zuerst bei den Benediktinern von Montecassino aufgekommen. Der kindertümliche Bucheignervers habe »sich jedenfalls aus der alten benediktinischen Tradition entwickelt, die den allgemeinen Judasfluch [sc. Androhung des Gehenktwerdens] in den Dienst des Buchschutzes stellte.« Gerhard Eis: Verfluchung des Buchdiebs, in: ders.: Altdeutsche Zaubersprüche, Berlin 1964, S. 124-129, S. 127.

74 Züricher (Anm. 72), S. 79 (Nr. 1206), vgl. Böhme (Anm. 72), S. 295 (Nr. 1454).

75 Züricher (Amn. 72), S. 79 (Nr. 1208).

76 Vgl. Reclams Sachlexikon des Buches, hg. von Ursula Rautenberg, 2. Aufl., Stuttgart [2003] 2003, S. 199 und 469.

77 Vgl. Jesper Svenbro: Archaisches und klassisches Griechenland. Die Erfindung des stillen Lesens, in: Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm, hg. von Roger Chartier und Guglielmo Cavallo, Frankfurt a.M. und New York 1999, S. 59-96; ders.: Stilles Lesen und die Internalisierung der Stimme im alten Griechenland, in: Kittler (Anm. 64), S. 55-71; ders.: Phrasikleia. Anthropologie des Lesens im alten

ten auf steinernen Weihegaben (»Ich bin das Grab des Glaukos«) und beweglichen Objekten wie Amphoren (»Kleimachos machte mich und ich bin sein«) funktionieren auf die gleiche Weise. »*Lesen* heißt somit, seine eigene Stimme dem geschriebenen Wort (letztlich dem Schreiber) zur Verfügung zu stellen.«[78] Während aber Mario Burzachechi die »oggetti parlanti« aus einem animistischen Weltverständnis der Griechen heraus zu erklären versuchte,[79] hängt für Svenbro die Wahl der ersten Person »von einer ungewöhnlichen Inszenierung« des beschrifteten Objektes ab, »das als ein ›ich‹ gegenüber dem ›du‹ des Lesers gegenwärtig ist, bei gleichzeitiger Abwesenheit« des Schreibers/Besitzers, der als ›er‹ oder ›sie‹ bezeichnet wird.[80]

Das Buch als magisches Ding und seine Enden

Die affektive, ja magische Aufladung, die einem Buch entgegengebracht wurde, lässt sich sowohl in der jüdischen als auch in der islamischen und christlichen Kultur vielfach belegen. Es war ein Gegenstand, dem man mit Ehrfurcht begegnete. Salman Rushdie hat das in einer Kindheitserinnerung, als Zeugnis der islamischen Kultur, eindrücklich und witzig zugleich beschrieben. Wenn ein Buch zu Boden fiel, habe man es aufgehoben und, gleichsam als Entschuldigung für das respektlose Missgeschick, geküsst. Und diese Geste habe er nicht nur heiligen Schriften, sondern auch Wörterbüchern, Romanen von Enid Blyton und den Superman-Comics zuteilwerden lassen.[81]

Griechenland, übersetzt aus dem Französischen von Peter Geble, Paderborn und München 2005.

78 Svenbro (2002), (Anm. 77), S. 63.

79 Vgl. Mario Burzachechi: Oggetti pralanti nelle epigrafia greche, in: Epigraphica 24 (1962), S. 3-54.

80 Svenbro (2002) (Anm. 77), S. 65.

81 »I grew up kissing books and bread. In our house, whenever anyone dropped a book or let fall a chapati or a ›slice‹, which was our word for a triangle of buttered leavened bread, the fallen object was required not only to be picked up but also kissed, by way of apology for the act of clumsy disrespect. I was as careless and butter-fingered as any child and, accordingly, during my childhood years, I kissed a large number of ›slices‹ and also my fair share of books. Devout households in India often contained, and still contain, persons in the habit of kissing holy books. But we kissed everything. We kissed dictionaries and atlases. We kissed Enid Blyton novels and Superman comics. If I'd ever dropped the telephone directory I'd probably have kissed that, too. […] Bread and books: food for the body and food for the soul – what could be more worthy of our respect, and even love?«, Salman Rushdie: Is nothing sacred?, in: Granta 31 (1990), S. 97-111, S. 98. Der Text ist selbstverständ-

Ebenso küsste die Mutter des in Fischenthal (Kanton Zürich) geborenen Webers und späteren Dichters Jakob Senn (1824-1879), wenn ihr aus Versehen ein religiöses Buch auf den Boden fiel, »dasselbe, nachdem sie es aufgehoben, äußerlich auf beiden Deckeln« und hielt die Kinder dazu an, in gleichen Fällen es ebenso zu tun.[82] Der gleichsam rituelle Umgang mit dem Buch und seine hohe Wertschätzung erklären sich aus seinem seltenen Vorkommen noch im 19. Jahrhundert in der breiten Bevölkerung.[83] Zahlreiche populäre Erzählungen weisen nach Rudolf Schenda darauf hin,

> dass den Analphabeten das B.[uch] als Informationsträger, aus welchem die Gebildeten Wissen und Macht schöpfen, lange Zeit ein nicht nur unverständlicher, sondern geradezu numinoser, einerseits Furcht erregender, anderseits aber auch beschützender Gegenstand geblieben ist.[84]

Die Identifizierung mit dem Buch und seine Wertschätzung zeigen sich besonders im Judentum. Der Topos geht auf den Koran zurück, worin es als »Volk der Schrift« (ahel al-kitab) bezeichnet wird, was »geradezu zu einem Metonym der Juden wurde«.[85] Die »eindringliche Wendung« für das Buch im Judentum als ein »portatives Vaterland« fand Heinrich Heine in den *Geständnissen aus der Matratzengruft* (1854).[86]

Man kann hier auch von einer *Expansion* des Buches »von dem einen, partikularen und heiligen Buch zur säkularen und universellen Bibliothek aller Bücher« sprechen, wie sie Andreas B. Kilcher für die moderne Uminterpretation der Rede von den Juden als dem »Volk des Buches« zum »Volk der Bücher« konstatierte.[87] Die säkulare Variante wurde auf die eindrücklichste Weise

lich vor dem Hintergrund des Autodafés von Salman Rushdies *The Satanic Verses* (1988) am 14. Januar 1989 vor dem Stadthaus in Bradford (England) und des genau einen Monat später von Ajatollah Chomeini ausgesprochenen Rechtsgutachtens, der Fatwa, zu verstehen.

82 Jakob Senn: Ein Kind des Volkes. Schweizerisches Lebensbild von Jakob Senn. Aus dem Nachlass hg. von O.[tto] Sutermeister, Bern 1888, S. 54.

83 Vgl. Rolf Engelsing: Analphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland zwischen feudaler und industrieller Gesellschaft, Stuttgart 1973, S. 89; Daniel Fabre: Le livre et sa magie. Les liseus dans les sociétés pyrénéennes aux XIXe et XXe siècles, in: Chartier (Anm. 52), S. 181-206.

84 Rudolf Schenda: Buch, in: Enzyklopädie des Märchens. Handbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, hg. von Kurt Ranke, Hermann Bausinger, Wolfgang Brückner, Max Lüthi, Lutz Röhrich und Rudolf Schenda, Bd. 2, Berlin und New York 1979, Sp. 965-970, hier Sp. 969.

85 Kilcher (Anm. 63), S. 43.

86 Zit. nach ebd., S. 50.

87 Ebd., S. 45.

durch den Schriftsteller und Übersetzer Karl Wolfskehl (1869-1948) verkörpert und in zahlreichen Beiträgen über das Sammeln von Büchern schriftlich formuliert. Wolfskehl wurde als Sohn einer jüdischen Patrizier-Familie in Darmstadt geboren.[88] Seine »profanierte Bibliophilie der zwanziger Jahre hatte zum Buch als Ding eine magisch-erotische Beziehung«.[89] Ein Buch »ist ein Stück Leben – welcher Art auch immer –, ein mitschwingender Teil des wechselvollen Daseins.« Nur »indem es mittut, genommen wird, aufgeschlagen wird, hingestellt wird, wieder und wieder vorgeholt, oder indem es seinem Besitzer in lebendiger Anteilnahme näher kommt oder über wird«, erhalte es »Sonderdasein, Sondercharakter, Sonderbedeutung, Individualität«.[90] Dem wirklichen Sammler drängen sich die Dinge zu ihm, »die Dinge wollen ihn, […] wollen teilhaben an ihm, im Dasein bleiben durch ihn.« Er ist ein »Werbender des Geistes« und »alleweil auf Brautschau.«[91] Ein Buch ist wie eine »Haremsschöne, die erst nach tausendfachem Zurüsten, gebadet, durchknetet, besalbt, wohlausgeruht und mit zarten Würzen sinnenhaft erschlossen, der Arme des Gebieters würdig ist.«[92] Dem echten Bibliophilen ist das Buch »Freund, Kind und Geliebte«.[93] Unsachgemäße restaurative Eingriff wie das Entfernen eines Exlibris bezeichnet er als »einen Eingriff ins Leben [des Buches] […], eine Verstümmelung, eine Exzision.«[94] Ebenso müssen die Bücher vom Antiquar richtig eingepackt werden, sonst entstehen »Quetschungen«, »Wunden« und Narben.[95] Das gebrauchte Buch »ist bereits im Kreislauf des Schicksals mitgeschwommen, hat trübe oder bessere Tage gesehen, seine fata gehabt, sehr aber auch die menschlichen kennen gelernt und teilen müssen, kurz es ist ein Individuum geworden, ein Einzelfall.«[96] Es hat »je nach seiner Altersstufe […] sich nicht des lächelnd-wehmütigen Anhauchs zarter Verwitterungsspuren, Gebrauchs- und Liebeszeichen« zu schämen.[97] Denn ein Buch ist »um so richtiger im Zustand je richtiger, das heißt seinem Wesen

88 Die folgenden Fundstellen verdanke ich Andreas B. Kilcher, vgl. ders.: Die Bücher der Literatur, in: Erzählte Dinge. Mensch-Objekt-Beziehung in der deutschen Literatur, hg. von José Brunner, Göttingen 2015 (Schriften des Minerva Instituts für deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv, Bd. 32), S. 88-112, hier S. 105-112.

89 Ebd., S. 107.

90 Karl Wolfskehl: Gesammelte Werke, Bd. 2: Übertragungen, Prosa, hg. von Margot Ruben und Claus Victor Bock, Hamburg 1960, S. 511.

91 Ebd., S. 504.

92 Ebd., S. 494.

93 Ebd., S. 492.

94 Ebd., S. 513.

95 Ebd., S. 493.

96 Ebd., S. 524.

97 Ebd., S. 524.

entsprechend es ›gelebt‹ hat, dagewesen ist, verwandt und einbezogen wurde, je mehr es also seinem Grundcharakter entsprochen hat.«[98]

Die Mächtigkeit des Buches, die allerdings »von der Eigenmächtigkeit menschlichen Verfügenwollens her missachtet wird«,[99] zeigt sich auch an der Resistenz, die heilige Bücher mitunter an den Tag legen. Sie brennen nicht und sie bestehen Feuer- und Wasserproben ›unverletzt‹. Das Motiv erscheint etwa in protestantischen Legenden. Andachtsbücher wie Johann Arndts (1555-1621) *Paradiesgärtlein* (1612) – ein Best- und Longseller noch bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts – bleiben im Feuer und im Wasser unversehrt.[100] Für unseren Zusammenhang aber ist wichtig, dass diese ›Ereignisse‹ in den ›erretteten‹ Exemplaren schriftlich festgehalten werden und von dort in die Vorworte der verschiedenen Drucke wandern. In einer *Paradiesgärtlein*-Ausgabe von Reutlingen aus dem Jahr 1837 sind »vierzehn Wundergeschichten, welche sich mit diesem begeben hatten« abgedruckt.[101] Solche Elemente einer laufenden Chronik oder Biographie des Buches lassen sich vielfach belegen. Sie reichen von Bucheignerversen über handschriftliche oder eingeklebte Exlibris, handschriftliches Festhalten des Datums des Bucherwerbs, neben Nennung des Preises und des Namens des Buchhändlers, wie es Fernando Kolumbus (1488-1539), der uneheliche Sohn Kolumbus', praktizierte und noch heute in der Biblioteca Colombina in Sevilla eingesehen werden kann, bis zu den handschriftlichen Randbemerkungen:

> Ein gelehrtes Werk ohne Randnotizen muss sich fast schämen. Erst die Marginalien, die Verweise, Zustimmungen, Ablehnungen, Erweiterungen,

98 Ebd., S. 512.

99 Hans-Georg Gadamer: Kleine Schriften: Philosophie. Hermeneutik, Bd. 1, Tübingen 1967, S. 61. Neuerdings hat Bruno Latour die Macht der Dinge untersucht. »In Abgrenzung davon [zu Michel Foucault] stellt Latour menschliche und nichtmenschliche Akteure auf ein und dieselbe Stufe, schreibt Dingen eine eigene, von Menschen unabhängige Akteursqualität zu.«, Barbara Stollberg-Rilinger: Die Macht der Dinge, in: Samida (Anm. 7), S. 85-88, hier S. 88.

100 Vgl. Alfred Messerli: Die Errettung des ›Paradiesgärtleins‹ aus Feuers- und Wassernot, in: Fabula 38 (1997), H. 4/4, S. 253-279; Hartmut Kühne: ›Zufällige Begebenheiten als Wundergeschichten sammeln‹. Über dingliche Wunderzeugnisse im Luthertum, in: Der Gandersheimer Schatz im Vergleich, hg. von Hedwig Röckelein, Regensburg 2013, S. 281-299, hier S. 281 und 295-299.

101 Vgl. Johann Arndt: Des geist- und trostreichen Herrn J.A.'s, weiland General-Superintendenten des Fürstenthums Lüneburg Paradies-Gärtlein, […] welchem noch vierzehn Wundergeschichten, welche sich mit diesem begeben hatten, […] beigefügt sind, Reutlingen o.J. (1837), S. 8-18.

> geben einem solchen Exemplar seine Existenzberechtigung, reihen es ein in die Welt, für die es bestimmt war.[102]

Ebenso sind die familienchronikalischen Eintragungen in Bibeln hier zu nennen, auch wenn sie nicht die Biographie des Bibelexemplars, sondern die der Familie (Geburt, Taufe, Verheiratung, Tod) festhalten. Der Druck aber scheint die Handschrift angezogen zu haben, und er ist die Ursache dieses symbiotischen Miteinanders von großer und kleiner Geschichte, von Heilsgeschichte und Familiengeschichte. Die genealogischen Listen im Alten Testament mögen regelrecht stimulierend gewirkt haben.[103]

Über die Enden des Buches zu sprechen ist, zumal heute, mit einem Tabu behaftet. Die Auseinandersetzung damit kollidiert mit der alten und liebgewordenen Vorstellung, »Literatur sei und mache unsterblich«.[104] Dabei sind es nach Neil Harris gerade die erfolgreichsten Bücher, von denen alle Exemplare einer Auflage verschwunden sind, während die ungelesenen oder wenig gelesenen Bücher sich ihres Lebens in Bibliotheken erfreuen.[105] Erfolgreiche Bücher wurden gelesen bzw. konsumiert, bis sie sich förmlich aufgelöst hatten. Aber nicht nur das Lesen zerstörte Bücher, oft war es die fehlende Wertschätzung oder sie wurden durch kriegerische Auseinandersetzungen vernichtet. Schon de Bury lässt die Bücher eine Klage anstimmen:

> Denn durch den Krieg werden wir in fremde Länder verschleppt, verkrüppelt, verwundet und vernichtet auf jede nur denkbare Weise. […] Unendlich groß sind die Verluste, die das Geschlecht der Bücher durch Kriegsunruhen erlitten hat.[106]

Prosaischer verhandelt die Literatur im 18. und 19. Jahrhundert die Topik der kommerziellen Buchzerstörung:

102 Wolfskehl (Anm. 90), S. 512.
103 Vgl. Messerli (Anm. 26), S. 578-586.
104 Hirschi (Anm. 12), S. 3.
105 Vgl. Neil Harris: Statistiche e sopravvivenze di antichi romanzi di cavalleria, in: Il cantare italiano fra folklore e letteratura. Atti del Convegno internationale di Zurigo, Landesmuseum, 23-25 giugno 2005, hg. von Michelangelo Picone und Luisa Rubini, Florenz 2007 (Biblioteca dell' »Archivum Romanicum«, Serie I: Storia, Letteratura, Paleografia, Bd. 341), S. 383-411.
106 De Bury (Anm. 59), S. 116-117. »Per bella namque ad patrias peregrinas distrahimur, obtruncamur, vulneramur et enormiter mutilamur, sub terra suffodimur, in mari submergimur, flammis exurimur et omni necis genere trucidamur. […] Caeterum infinita sund dispendia, quae per seditiones bellorum librorum generi sunt illata; […].«, ebd., S. 45.

> In der frühneuzeitlichen Literatur hatte die Inszenierung des Buches als Garant für die Dauerhaftigkeit eines Werkes und Unsterblichkeit seines Autors ein Komplement im Topos der Zweitverwertung von Büchern als Nutzgegenständen von Marktständen, Latrinen oder anderen unheroischen Schauplätzen.[107]

Dabei waren die Autoren kaum an einem vertieften Verständnis des Buchhandels interessiert, sondern »sahen im ›Buch als Abfall‹ in erster Linie ein topisches Reservoir für polemische Angriffe oder poetologische Reflexionen.«[108]

Schluss

Dem Buch als antiker Schriftrolle, als Handschrift oder als Druckwerk wird ein *bíos* aufgrund unterschiedlicher Strategien und Denkvorstellungen zugesprochen, was wiederum Voraussetzung dafür ist, dass sich von einer ›Biographie des Buches‹ sprechen lässt. Diese ›Personifizierung des Buches‹ kann man somit seit der Antike bis auf unsere Tage beobachten, und sie umfasst nicht nur den christlichen Kulturkreis, sondern ebenso das Judentum und den Islam. Die Lebendigkeit des Buches wird meist in der Doppelung Leib bzw. Körper gedacht, was dem materiellen Ding Buch entspricht, und Seele, was wiederum mit dem nichtmateriellen Text gleichgesetzt wird. Eine erste Strategie ist die Personifizierung eines Werkes durch den Dichter selber. Mittels einer Personalmetapher (»mein Kind«) spricht er dieses an, wobei nicht nur sein Text (das Werk), sondern auch das konkrete Manuskript durch den Bildspender ›Mensch‹ ansprechbar wird. In einer zweiten Strategie werden Bücher als sprechend ausgewiesen, sei es, dass sie die Stimme des toten Dichters konservieren und nach Bedarf reproduzieren, sei es, dass sie als ›Büchersklaven‹ den stummen Text oralisieren. Diese Denkfigur versucht in einer zum Teil pädagogischen, zum Teil propagandistischen Weise, das ›Wunder‹ der neuen Humantechnologie Schrift bzw. Lesen mit dem älteren Paradigma der Mündlichkeit verständlich zu machen und zu erklären. Bei der dritten Strategie spricht nicht der Text bzw. der tote Dichter, sondern der Buchbesitzer und/oder das Buch als materielles Objekt. Um in seiner Abwesenheit einem Diebstahl vorzubeugen, droht der Besitzer mittels eines handschriftlichen Eintrags dem potentiellen Bücherdieb mit Sanktionen. Hier

107 Hirschi (Anm. 12), S. 6-21, hier S. 6.
108 Ebd., S. 13.

ist es die Stimme desjenigen, der den Eintrag liest, die durch den abwesenden Schreiber/Besitzer aktiviert bzw. instrumentalisiert wird. Diesen insgesamt rhetorischen Strategien der Belebung des Buches (sie bewegen sich zwischen pragmatisch und imaginär) stehen magische oder gleichsam magische gegenüber. In den drei Buchreligionen ist es jeweils die Heilige Schrift, der man Ehrfurcht, Respekt, ja Demut entgegenbringt. Im Judentum gründet diese Haltung auf der Einsicht, dass die Thora ein mächtiges Instrument der Kommunikation mit Gott ist. In einer expansiven Bewegung weitet sich diese Haltung auch auf andere Bücher aus. In der europäischen Unterschicht der Frühen Neuzeit wiederum wird diese vermutete und gefürchtete Mächtigkeit, die von Büchern ausgeht, oft ins Magische und Wunderbare übersetzt, wovon Legenden und Sagen zeugen. Aber auch die klassische Moderne kennt eine gleichsam poetologische Magie des Buches, womit sie die Individualität des Buches als eine Geschichte der Interaktion und gegenseitigen Information von Buch und Sammler zu fassen vermag.

Cornelia Ortlieb

DAS ARTEFAKT DER DICHTUNG

»GOETHE'S SCHREIB-CALENDER 1822«

Als Objekt mit einer eigenen Geschichte oder Biographie ist das Buch neuerdings verstärkt ins Zentrum der Aufmerksamkeit geraten, wobei nicht nur das Beispiel der folgenden Überlegungen immer wieder die Frage aufwirft, was eigentlich der Gegenstand der Betrachtung sein soll, und entsprechend, welche ›Objekt-Biographie‹ hier überhaupt erzählt werden kann. Denn als historisch überliefertes Ding führt das hier vorzustellende Büchlein auch seine gleichermaßen historisch indizierte Bezeichnung mit sich: Ein unbekannter Besitzer hat ihm ein Futteral oder vielmehr einen Schuber aus dunkel-violettem Leder verpasst und in goldener Fraktur einen Rückentitel einprägen lassen: *Goethe's Schreib-Calender 1822*.[1]

Mit dieser Beschriftung ist bereits angezeigt, dass das Buch mehrmals seine Funktion gewechselt haben kann, darunter mindestens als Sammlungsobjekt für Bibliophile, das zugleich mit der Herkunftsbezeichnung auch als ein Fetisch der Goethe-Verehrung fungieren mag, oder sogar als eine Art Berührungsreliquie, als Notizbuch, wie sich zeigen wird, für mindestens zwei Schreiber, somit als ein Gebrauchsgegenstand, hier aus billigem Material, und, wie der berühmte Autorname schon verheißungsvoll ankündigt, als Kalender mit handschriftlichen Eintragungen von Gedichtversen (Abb. 1). Diese können jedoch nicht ohne Verluste als Text aus ihrer besonderen Schreib-Umgebung isoliert werden, weil sie mit den Formatvorgaben und Inhalten des Kalenders in spezifischer Weise interagieren und somit ein spezielles und in dieser Hinsicht auch einzigartiges Artefakt ergeben. Die Jahreszahl 1822 gibt dabei auch einen ersten Hinweis auf die historische Wandelbarkeit des Buchs als Objekt: Es hat spätestens mit der neuen Hülle und ihrer Aufschrift seinen Status gewechselt, von einem einfachen Gebrauchsgegenstand zu einem aufwendig gerahmten und entsprechend wertvollen Sammlungsobjekt.[2] Aber

1 Johann Wolfgang Goethe: Elegie von Marienbad. Faksimile einer Urschrift. September 1823, hg. von Christoph Michel und Jürgen Behrens, Frankfurt a.M. 1983, S. 56.

2 Diese historische Wandlung von Objekten wird auch in neueren Untersuchungen vermehrt berücksichtigt. So schildert etwa ein entsprechendes »Arbeitsbuch« der Jenaer Projektgruppe »Laboratorium der Objekte« im Rahmen eines Fallbeispiels die wechselhafte Geschichte der Karl-Marx-Büste in und vor der Universität Jena,

© 2017 Cornelia Ortlieb, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.15499/kds-001-010 | CC BY-SA 4.0

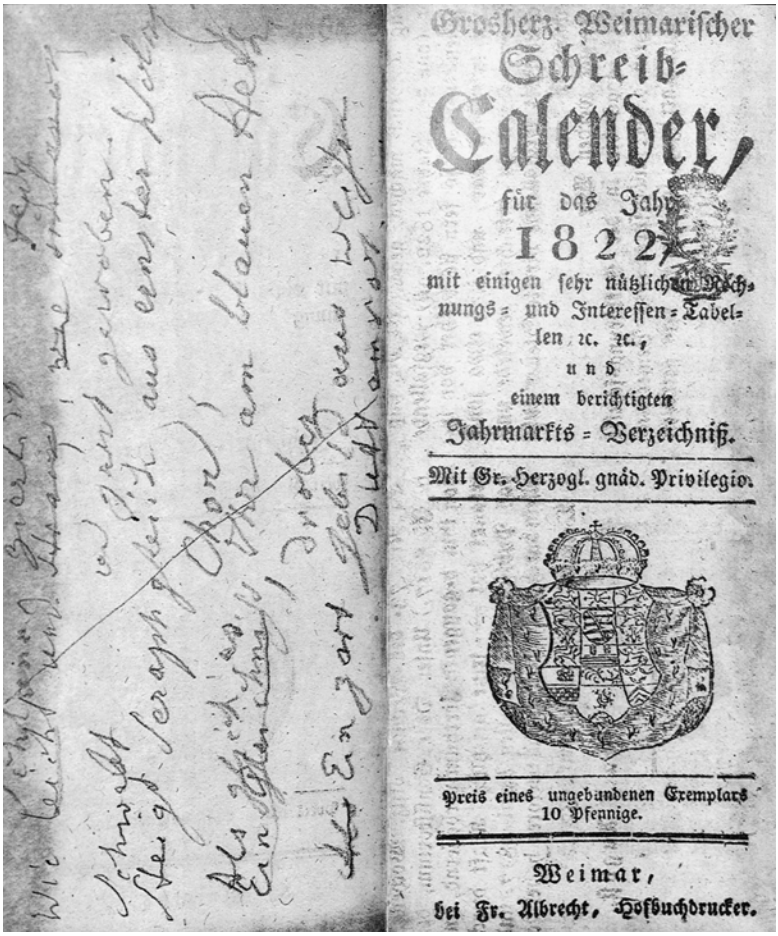

Grosherz. Weimarischer
Schreib-
Calender,
für das Jahr
1822,
mit einigen sehr nützlichen Rechnungs- und Interessen-Tabellen ꝛc. ꝛc.,
und
einem berichtigten
Jahrmarkts-Verzeichniß.
Mit Gr. Herzogl. gnäd. Privilegio.
Preis eines ungebundenen Exemplars 10 Pfennige.
Weimar,
bei Fr. Albrecht, Hofbuchdrucker.

Abb. 1: Großherz[oglich] Weimarischer Schreib-Calender für das Jahr 1822, mit hss. Einträgen Johann Wolfgang von Goethes

bis hin zu ihrem vorläufigen Ende im (für gewöhnlich unzugänglichen) Universitätsmagazin, vgl. Peter Braun: Objektbiographie. Ein Arbeitsbuch, Weimar 2015, besonders: Kapitel 4: Ein Ort für Karl Marx, S. 103-112. Im interdisziplinären Dialog zum Status von Dingen, Gegenständen, Waren und Sammlungsobjekten ist in den letzten Jahren eine Fülle neuer Arbeiten entstanden, vgl. beispielsweise die Beiträge in Biographies of scientific objects, hg. von Lorraine Daston, Chicago 2000; Things that talk. Object lessons from art and science, hg. von Lorraine Daston, New York 2004; Wolfgang Schivelbusch: Das verzehrende Leben der Dinge. Versuch über die Konsumtion, München 2015; Beseelte Dinge. Design aus Perspektive des Animis-

auch in dieser neuen Fassung ist es offenbar in erster Linie als Buch aufgefasst worden, das wohl neben anderen in einem Regal stehen sollte und nicht etwa in einer Vitrine ausgelegt wurde. Das beweist eben diese Aufschrift auf dem Buchrücken, die nur sichtbar ist, wenn das Buch wie üblich auf ein Bord oder in ein Regal gestellt und eingereiht wird.

Am vorläufigen Ende der Geschichte dieses Buches – und für heutige Interessierte am Anfang der Betrachtung – steht aber seine neuerdings andere Rahmung und Beschriftung: Etwa hundertfünfzig Jahre war es, der Einleitung zu seiner ersten Veröffentlichung zufolge, an einem unbekannten Ort aufbewahrt, bevor es bei einer Auktion zum Verkauf angeboten wurde und 1980 als spektakuläres Sammlungsobjekt in den Besitz des Freien Deutschen Hochstifts Frankfurt übergehen konnte, als »Urschrift jener ›Elegie‹ die als ›Marienbader‹ von allen Empfänglichen für eines der größten Gedichte unserer, wenn nicht der Weltliteratur gehalten wird«.[3] In den Buchhandel ist es drei Jahre später in einer besonderen Gestalt oder vielmehr Verpackung gelangt. Denn der heute auch antiquarisch vertriebene Gegenstand, der wie ein großformatiger Schuber für ein Buch aussieht und mit dem groß gedruckten Autornamen »Goethe«, dem Titel »Elegie von Marienbad« und dem Verlagssignet des Insel Verlags entsprechend aufgemacht ist, erweist sich im Gebrauch als eine Papp-Schachtel, die aber wie ein Buch nach links aufgeklappt werden muss. Dann fordert ein mit Velours oder Plüsch verkleideter Deckel an einem offenbar dafür vorgesehenen unsichtbar eingeklebten Band zum Anheben auf, damit darunter liegend ein kleines braunes Büchlein gefunden werden kann. Ein Blick genügt, um festzustellen, dass es seinerseits von einem in Papier gebundenen größeren Buch gestützt und getragen wird, das in mächtigen Titel-Versalien nochmals anzeigt: »GOETHE / ELEGIE VON MARIENBAD«.[4] Beim Aufschlagen dieses großen Buches findet man schließlich links, wo traditionell ein Frontispiz, häufig ein Autorenporträt zu sehen wäre, die photographische Abbildung von, wie die Bildlegende angibt: »Ulrike von Levetzow (1804-1899). Anonymes Pastellbild aus dem Jahre 1821«, rechts, in mehreren Titeln und Untertiteln: »Johann Wolfgang Goethe / Elegie von Marienbad / Faksimile einer Urschrift. / September 1823.«[5]

mus, hg. von Judith Dörrenbächer und Kerstin Plüm, Bielefeld 2016; Kultur und Gespenster 17 (2016): ›Ding Ding Ding, Heimsuchung und Haushaltung‹.

3 Arthur Henkel: Geleitwort, in: Goethe (Anm. 1), S. 9-11, hier S. 9.

4 Goethe (Anm. 1), Buchdeckel-Beschriftung.

5 Ebd., unpaginiert, [S. 2].

Diesen Titel hätte man auch schon links in der Schachtel eingedruckt lesen können, ergänzt um den Hinweis: »Mit einem Kommentarband / herausgegeben von Christoph Michel und Jürgen Behrens / Faksimiledruck von Goethe's Schreib-Calender 1822 / [...] Einmalige limitierte und nummerierte Auflage von 900 Exemplaren, in ostindisches Ziegenleder gebunden«.[6] Man muss sich also schon beim Aufschlagen des äußeren Einbands oder Schachteldeckels entscheiden, ob man links diese paratextuellen Angaben lesen oder rechts beherzt den nächsten Deckel heben will, ob man also dieses Objekt eher als Buch oder eher als Schachtel behandeln will. Mit der Entscheidung für Letzteres begreift man den Papp-Gegenstand als eine Art Verpackung, die neben Funktionen wie dem Schutz oder der Vorbereitung für Transport und Lagerung häufig den Zweck hat, einen (auch gewöhnlichen) Gegenstand durch Umhüllung zu einem (womöglich außergewöhnlichen) Geschenk zu machen.

In dem Maß, wie die Teile dieses Papier-Dings selbst zum Aufklappen, Lesen, Deckel-Heben, in die Hand nehmen, Lesen und wiederum Aufschlagen der zwei inneren Bücher einladen oder auffordern und diese Handlungen dabei auch unmissverständlich anleiten, bestätigen sie einmal mehr die allgemeine These Bruno Latours, dass der archäologische Blick auf historische Gegenstände zunächst solchen und ähnlichen Praktiken gelten muss.[7] Das (Mit-)Agieren der Dinge wird in bestimmten Kontexten bereits seit längerem intensiv diskutiert: Im Anschluss an die Arbeiten Latours zur Akteur-Netzwerk-Theorie entwickeln Disziplinen wie Philosophie und Soziologie, Wissenschaftsgeschichte und Anthropologie derzeit neue Konzepte von *agency* (Handlungsmacht/Agieren/Agenten und Agenturen), die beschreibbar machen, wie menschliche und nicht-menschliche Akteure oder Aktanten in netzwerkartigen Gebilden an Handlungen oder handlungsähnlichen Vorgängen beteiligt sind.[8] So leitet Latours Argument zufolge ein zunächst rätselhaftes Ding wie der ›Berliner Schlüssel‹ seine Benutzer/innen dezidiert zu bestimmten Handlungen an, die sie nur gemeinsam mit diesem Gegenstand ausführen können; entsprechend trifft der (simulierte) archäologische Blick nicht auf Dinge oder Objekte, sondern immer auch auf Praktiken: »›Objekt‹ kann man den etwas widerständigeren Teil einer Kette von Praktiken nennen,

6 Goethe (Anm. 1), Schuber-Beschriftung, unpaginiert [S. 1].

7 Bruno Latour: Der Berliner Schlüssel, in: ders.: Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften, dt. von Gustav Roßler, Berlin 1996, S. 37-52.

8 Vgl. beispielsweise Carl Knappett: The neglected networks of material agency: Artefacts, pictures and texts, in: Material agency. Towards a non-anthropocentric approach, hg. von ders. und Lambros Malafouris, New York 2008, S. 139-156.

aber nur solange er noch vergraben, weggeworfen, ausgesetzt, bedeckt, ignoriert, unsichtbar, ›für sich‹ ist.«[9]

Nicht nur Dinge, die für spezielle Zwecke entwickelt wurden wie der Hausschlüssel, an dem Latour diesen unaufhebbaren Zusammenhang von Gegenstand und Praxis in der retrospektiven Betrachtung demonstriert, sondern auch die alltäglichen Gebrauchsgegenstände fordern demnach ihre Benutzer auch dezidiert zu bestimmten Tätigkeiten auf, zumal, wenn sie sich wie hier zusätzlich eines Kommunikationsmediums wie der Schrift bedienen können.[10] Sowohl die im engeren Sinn nach Gérard Genette als Paratexte zu identifizierenden Hinweise, zu denen der Autorname, der Titel, aber auch deren offensichtlich nach Bedeutung und Wichtigkeit differenzierte typographisches Gestaltung gehören, als auch der Einsatz bestimmter Materialien ermöglicht, regelt und begrenzt hier, wie generell im Umgang mit Büchern und anderen Schriftträgern, was in dem solchermaßen eröffneten Raum geschehen kann.[11]

Berücksichtigt werden muss entsprechend auch, dass das doppelte Buch-Geschenk, das die Schachtel offeriert, immer schon als ein besonders wertvolles ausgewiesen ist, nicht nur, wenn man den Hinweisen auf seinen berühmten Autor und den nicht minder berühmten Gedicht-Titel folgt, oder auf die Herstellung der exklusiven Ausgabe, sondern bereits zuvor, wenn bei der Handhabung der einzelnen Teile in der Berührung des stoffbezogenen Deckels und des ledernen Einbands des kleinen Buchs ein Eindruck von Seltenheit und Kostbarkeit vermittelt wird.[12] Das Buch-Exemplar im Zen-

9 Bruno Latour: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie, Frankfurt a.M. 2008, S. 39.

10 In Anlehnung an die Rede von Sprechakten spricht Horst Bredekamp mit Bezug auf die Wirk- und Handlungsmacht von Gegenständen der Kunstwissenschaft von »Bildakten«, wobei er auch auf die lange Geschichte von Artefakten verweist, die mit einer Aufschrift neben der Signatur des Künstlers häufig auch erklären, was sie sind, oder wie sie zu gebrauchen sind, wie etwa Schwerter und Degen aus der Renaissance demonstrieren können. Als »Zone des Bildakts« bezeichnet Bredekamp für diese speziellen Artefakte die durch die Inschrift und ihre Wahrnehmung eröffnete »Sphäre, welche die Unterscheidung zwischen Betrachten und Handeln, Leben und Anorganik erschwert«. Horst Bredekamp: Der Bildakt. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2007. Neufassung 2015, Berlin 2015, S. 94.

11 Gérard Genette: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches, Frankfurt a.M. 2001.

12 Mit einem Terminus der Kunstwissenschaft könnte man von einer »Materialikonographie« sprechen, die für das prominente Medium und Material Papier bereits in einer erhellenden Monographie analysiert wurde, vgl. Juliane Bardt: Kunst aus Papier. Zur Ikonographie eines plastischen Werkmaterials der zeitgenössischen Kunst, Hildesheim, Zürich und New York 2006. Die auch in diesem Fach nicht

trum all dieser Verweise ist somit, wie alle Sammlungsobjekte, nicht ohne seine spezielle Rahmung zu haben, es ist für eine bestimmte Handhabung hergerichtet oder zugerichtet, und beim ersten Aufschlagen von den dezidierten Lese-Anordnungen der diversen Titel abzusehen, dürfte auch kritischen Leserinnen und Lesern schwerfallen. Der beigegebene Kommentarband ist zudem nicht nur wegen seiner Größe und Dicke geeignet, das Büchlein, das er begleitet, zu verdrängen oder zu ersetzen, indem er Photographien jeder einzelnen Seite mit Transkriptionen und Erläuterungen anbietet, aber auch, indem er die Geschichte des Objekts mit den Mitteln der Editionsphilologie erzählt.[13] Gerade professionelle Leserinnen und Leser werden diesem Angebot kaum widerstehen können, müssten sich dabei aber auch bewusst machen, dass die Literaturwissenschaft als Praxis es eben nicht mit Texten zu tun hat, die als abstrakte Gebilde in verschiedenen Medien und Materialien verlustfrei reproduziert werden können. Vielmehr findet sie je individuelle Verbünde von Beschreibstoffen und Graphemen vor, somit auch immer eine spezielle Materialität, die gerade dann wieder zum Bewusstsein kommen kann, wenn in elektronischen Medien Schrift, Bild und Zahl in Bewegung gesetzt und vermeintlich nur noch als flüchtige Licht-Effekte zu haben sind.[14]

selbstverständliche Beschäftigung mit der stofflichen Grundlage der Kunst kann sich auf einige grundlegende Arbeiten beziehen, vgl. Monika Wagner: Das Material der Kunst. Eine andere Geschichte der Moderne, München 2001; Material in Kunst und Alltag, hg. von Dietmar Rübel und Monika Wagner, Berlin 2002, vgl. zur interdisziplinären Diskussion auch die Beiträge in Ästhetik der Materialität, hg. von Christiane Heibach und Carsten Rohde, Paderborn 2015.

13 Neben dem bereits zitierten »Geleitwort« bietet der Band in fünf Kapiteln eine textgenetische Rekonstruktion der »Elegie« von der »Urschrift K« bis zum »Druckmanuskript H« mit photographischen Abbildungen, Transkriptionen, Erläuterungen, Kommentaren und schließlich einem »Nachwort«. Gekürzt um alle Seiten, die nicht dem Konzept der »Elegie« zuzurechnen sind, ist 1991 gleichfalls im Insel-Verlag eine Taschenbuchausgabe mit denselben Faksimiles erschienen, die auch Erläuterungen zum »biographischen Hintergrund« und zur »Geschichte des Textes« bietet: Johann Wolfgang Goethe: Elegie von Marienbad. Urschrift. September 1823, hg. von Jürgen Behrens und Christoph Michel. Mit einem Geleitwort von Arthur Henkel, Frankfurt a.M. 1991.

14 Ob auch für die (deutschsprachigen) Literaturwissenschaften von einem ›material turn‹ gesprochen werden kann oder muss, ist derzeit noch umstritten. Bestimmte Fächer, wie etwa die Editionsphilologie und die Mediävistik, haben aber aus leicht einsehbaren Gründen bereits seit Längerem den Blick auf die Materialität schriftlicher Überlieferung gelenkt und für ein besonderes Augenmerk auf das plädiert, was sie neuerdings »schrifttragend[e] Artefakt[e]« oder auch »texttragend[e] Artefakt[e]« nennen, vgl. Markus Hilgert: Praxeologisch perspektivierte Artefaktanalysen des Geschriebenen. Zum heuristischen Potential der materialen Textkul-

Das Notizbuch

Beim Aufschlagen des kleinen Buchs kann man nach all diesen Vorbereitungen eigentlich nur enttäuscht sein: Teils schlecht leserliche handschriftliche Notizen im inneren Einband und auf dem Vorsatz fordern zur Entzifferung auf, immerhin dadurch befeuert, dass für informierte Leserinnen und Leser rechts die Handschrift Goethes zu erkennen ist, und spätestens mit Hilfe des Kommentarbands wird man erkennen, dass hier in jedem Fall Vermischtes zu lesen ist: »Grüner Variolit / Sp{anischer} Andalusit. / Dienstag und Freytag / nicht / Mitt{woch} und Sonnabend / am besten. // Ein charmantes / Stück von einem Manne. / -------- Lotterie Loos«.[15] Links hingegen findet sich, wie spätestens der Kommentarband zu lesen gibt, eine listenförmige Beschreibung: »Kieselerden / Salzsaures Silber / Hornsilber / Niederschlag / mit Lavendelöl / in der Glühhitze / doch ohne zu schmel- / zen der Ränder / des Glases gleich / förmig aufgetra / gen gleichen Grad / der Hitze« – und der Transkription ist der Zusatz hinzugefügt: »Von der Hand Stadelmanns«, eines der Diener Goethes, die auch solche Schreibarbeiten übernommen haben.[16]

Läge das kleine Buch verkehrt herum unter seinem schützenden Deckel, könnte man es jedoch gleichfalls aufschlagen und mit der Lektüre beginnen: Dann fände man – fast unleserlich – im hinteren Einband eine Liste von

turforschung, in: Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften, hg. von Friederike Elias, Albrecht Franz, Henning Murmann und Ulrich Wilhelm Weiser, Berlin und Boston 2014, S. 147-162, hier S. 150; Thomas Meier, Michael R. Ott und Rebecca Sauer: Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken: Einleitung und Gebrauchsanweisung, in: Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken, hg. von dens., S. 1-6, hier S. 3.

15 Die Notizen im Kalender zitiere ich der Einfachheit halber nach der Paginierung zu ihrer »Abbildung und Transkription« im zitierten Kommentarband und übernehme entsprechend auch deren Titel; [Goethe:] Die Urschrift K, in: ders. (Anm. 1), S. 16f.

16 [Stadelmann:] Die Urschrift K, in: ebd. Dem Kommentar zufolge hat die Spezialistin für Goethes naturwissenschaftliche Schriften, Dorothea Kuhn, die Handschrift identifiziert: »J. Carl Wilhelm Stadelmann (1782-1840), Buchdrucker, 1814/15 und 1817-24 Goethes Diener, hatte sich vor allem mineralogische Kenntnisse angeeignet. Goethe übertrug ihm auf den letzten böhmischen Reisen mehr und mehr das Geschäft des Sammelns und Zusammenstellens von Gesteinssuiten (›Stufen‹).« Historische Versuche, Stadelmann noch enger mit der Entstehung der »Elegie« zu verbinden, weist der Kommentar an derselben Stelle zurück, [Christoph Michel und Jürgen Behrens]: »Erläuterungen zu den Notizen im Schreib-Kalender 1822«, in: ebd., S. 59-67, hier S. 59.

Buchstaben und Zahlen, die von den Herausgebern unter Zuhilfenahme eines Rechnungsbuchs als »Ausgaben-Liste von der Hand Stadelmanns« rekonstruiert wurde.[17] Um weiterzulesen, muss man dann allerdings das Buch einmal um hundertachtzig Grad drehen, sonst stehen die nächsten Notizen, wieder von Goethes Hand, auf dem Kopf: »Sonnabend / Mittwoch / am besten«, auf der nächsten Seite gefolgt von: »Hopfen Saamen / statt Lupulin / tragend.«[18] Selbst Leserinnen und Leser, denen die versprochene »Elegie von Marienbad« komplett unbekannt wäre, könnten in diesen vermischten Notizen offenbar zu Steinen und Mineralien, zur Glasherstellung, zu botanischen Auffälligkeiten, zu Abrechnungen und zu Verabredungsterminen kaum eine »Urschrift« – zu was auch immer – erkennen, sehr wohl aber solche Aufzeichnungen, wie man sie bis heute in analoger oder digitaler Form in Notizbücher einträgt, hier nachweislich von Goethes Reise nach Marienbad und Karlsbad im Jahr 1823.

Wenn man so einmal mehr den impliziten Anweisungen des Gegenstands selbst folgt, lässt er sich als typischer Vertreter einer Gattung identifizieren: Das Notizbuch zeichnet sich in der Praxis gerade dadurch aus, dass es zwei Mal begonnen werden kann – und entsprechend häufig gar nicht oder wiederum mehrmals beendet wird.[19] Auf diese Funktionalisierung des kleinen Buchs hat der Titel *Schreib-Calender* auf dem historischen Leder-Schuber bereits hingewiesen: Er erinnert auch daran, dass ursprünglich im hinteren Einband des Buchs eine kleine Schlaufe angebracht war, in der ein Bleistift steckte, der das Schreiben ohne weitere Vorbereitung ermöglichte oder sogar dazu aufforderte; sie fehlt bezeichnenderweise in der Nachbildung des Kalenders. Der Bleistift ist eine vergleichsweise neue Erfindung, die in deutschen Ländern erst um 1800 verbreitet war, und er ist im Zeitalter von Federn und Tintenfässern eine Revolution, denn nun kann man buchstäblich in jeder

17 [Stadelmann:] Die Urschrift K, in: ebd., S. 52f.

18 [Goethe:] Die Urschrift K, in: ebd., S. 50f.

19 Als spezielles Medium des Entwurfs, der Aufzeichnung und der Speicherung hat das Notizbuch auch in der Wissenschaftsgeschichte einige Aufmerksamkeit erfahren, vgl. etwa die vierbändige Reihe Wissen im Entwurf, hg. von Christoph Hoffmann und Barbara Wittmann, Zürich und Berlin 2008-2011; Christoph Hoffmann: Schreiben, um zu lesen. Listen, Klammern und Striche in Ernst Machs Notizbüchern, in: »Schreiben heißt: sich selber lesen.« Schreibszenen als Selbstlektüren, hg. von Davide Giuriato, Martin Stingelin und Sandro Zanetti, München 2008, S. 199-211; Karin Krauthausen: Zwischen Aufzeichnung und Konfiguration. Der Beginn von Paul Valérys Cahiers, in: Notieren, Skizzieren. Schreiben und Zeichnen als Verfahren des Entwurfs, hg. von ders. und Omar Nasim, Zürich 2010, S. 89-118.

Lebenslage ohne weiteren Aufwand Notizen anfertigen.[20] Notizbücher im kleinen Kodexformat, wie sie bis heute gebräuchlich sind, gibt es freilich auch um 1800 in den deutschen Ländern noch nicht regulär zu kaufen; Schreibende haben sich daher oft ihre Hefte und Bücher selbst gebastelt, indem sie Papier im gewünschten Format zurechtgeschnitten und dann zusammengenäht haben.

Anders steht es mit dem Kalender: Taschenkalender wie dieses Weimarer Exemplar wurden schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts massenweise hergestellt, technisch ermöglicht durch die Erfindung neuer Druckmaschinen und verschiedene Verbesserungen in der Papierherstellung. Solche Taschenkalender stellen ein frühes Beispiel für Recycling dar, denn sie wurden auf dem Makulatur-Papier gedruckt, also auf solchen Druckbögen, die, aus welchen Gründen auch immer, nicht verkauft werden konnten und ein zweites Mal verwendet wurden, oder eben auch aus den Resten, die bei der Produktion übrig geblieben waren. Der bereits vorhandene Drucktext, der beim hinteren Anfang bestimmt, wo und wie viel überhaupt geschrieben werden kann, macht zugleich schon deutlich, dass wir es hier nicht mit einem leeren Notizbuch, d.h., wörtlich, einem Album, einem weißen Buch zu tun haben.[21]

Sowohl vorne als auch hinten kann man beim Weiterblättern jedoch auch das Versprechen der verschiedenen Paratexte eingelöst finden: Vorn beginnend sieht man neben der gedruckten Titelseite links handschriftliche Notizen in gebrochenen Zeilen in der Handschrift Goethes, allerdings auf der um neunzig Grad gedrehten Seite, die dem Schreiber offenbar die beste Ausnutzung der beschränkten Schreibfläche versprochen hat (Abb. 1). Ihnen entspricht beim Beginn des Blätterns von hinten eine halb zerrissene Seite, die auch im Faksimile schön nachgebildet ist, und gegenüber, nach einer weiteren Drehung, einige vergleichsweise groß und unordentlich geschriebene Worte, die schon wegen ihrer graphischen Anordnung in gebrochenen Zeilen eine andere Form von Autorschaft reklamieren könnten (Abb. 2). Diese fordern wiederum gleich mehrfach zur Entzifferung auf, denn die erste Zeile »Wo

20 Vgl. zur wechselhaften Geschichte des Bleistifts Henry Petroski: The pencil: A history of design and circumstance, New York 1992; zur Differenzierung von Schreibwerkzeugen und ihren Implikationen Marianne Bockelkamp: Objets matériels, in: Les manuscrits des écrivains, hg. von Anne Cadiot und Christel Haffner, Paris 1993, S. 88-101.

21 Das Album als materielles Objekt, Format und Gattung hat Annegret Pelz in einer Reihe von Arbeiten untersucht, vgl. neuerdings den erhellenden Band: Album. Organisationsform narrativer Kohärenz, hg. von Anke Kramer und dies., Göttingen 2013.

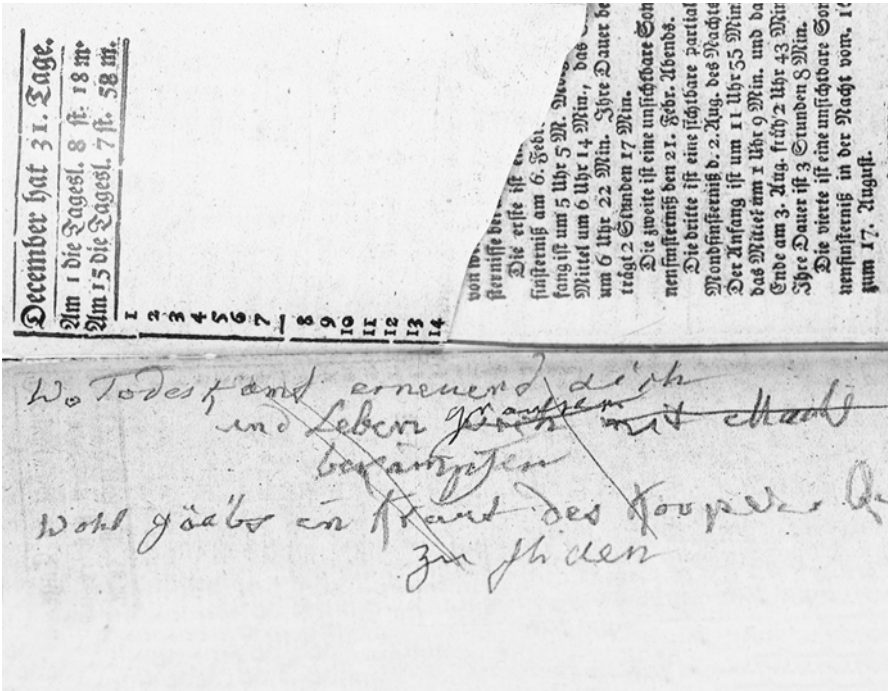


Abb. 2: Schreib-Calender 1822, »Wo Todeskampf erneuernd sich«

Todeskampf erneuernd sich« ist nach dem Absatz gleichermaßen fort- und umgeschrieben mit »und Leben grausam bekämpfen«, vor »bekämpfen« steht, auch noch gut lesbar, ein quer durchgestrichenes »mit Macht«.[22] Und auch die folgenden zwei Zeilen sind in anderer Hinsicht mehrdeutig, denn hier lässt sich lesen »Wohl gäbs ein Kraut des Körpers Qual zu lindern«, das l bei Qual muss man allerdings ergänzen, und was sich als konjunktivisches »gäb's« lesen lässt, ist vom graphischen Befund her, wie auch der Kommentar bestätigt, g-ä-e' b-s.[23]

Beim Weiterblättern – immer noch vom hinteren Einband aus – findet man auf der nächsten Seite wiederum eine andere und zugleich dieselbe Handschrift (Abb. 3). Die zierlich geschriebenen vier Zeilen oben, die insgesamt schräg durchgestrichen, aber ansonsten nicht korrigiert sind, anders als die eher groben und unordentlichen Schriftzüge der vorigen zwei Verse, sind

22 [Goethe:] Die Urschrift K, in: Goethe (Anm. 1), S. 48f.
23 Ebd.

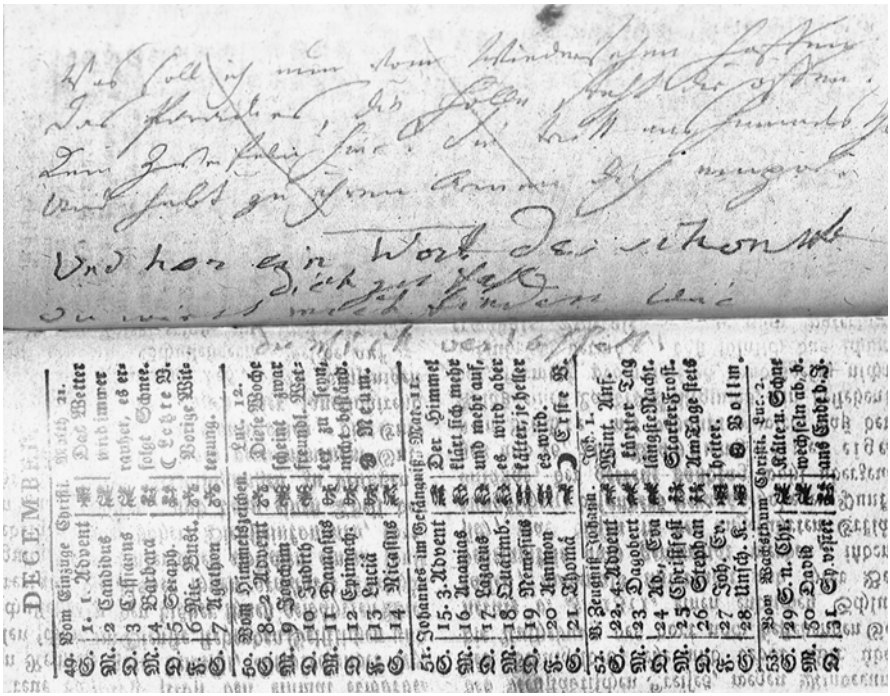


Abb. 3: Schreib-Calender 1822, »Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen«

erkennbar auch von Goethe selbst eingetragen, wie auch die ihnen auf derselben Seite folgenden nächsten Zeilen. Noch ohne zu lesen sieht man jedoch schon an der Dicke des Bleistiftstrichs, der Größe und Form der Buchstaben und ihrer Platzierung auf der Seite, dass diese unteren Notizen offensichtlich zu einer anderen Zeit und in einem anderen Zustand verfasst wurden als die säuberlich verfasste vierzeilige Strophe oben. Vor jeder Lektüre ist man so bereits damit konfrontiert, dass hier in typischer Notizbuchmanier verschiedene Anfänge, Fortsetzungen und vorläufige Enden auf dem Papier nebeneinander stehen, auch wenn sie womöglich inhaltlich und chronologisch unter Umständen weit auseinanderliegen.

Der Kalender

Auch die kalendarische Ordnung dieser Schriftzüge ist somit mit zu bedenken, denn die Annahme liegt nahe, dass die andere Handschrift der hinte-

ren Verse auch auf eine andere Schreib-Zeit verweist als die der größeren, eigentümlich verwackelten groben Schriftzüge, die ihrerseits eine bestimmte Schreib-Situation zu erkennen geben. Diese lässt sich nach der doppelten Datierung von Kalender und Elegie genau rekonstruieren, doch zuvor sei noch auf den Unterschied von Notizbuch und Kalender verwiesen: Solche Taschenkalender, hier auffällig schmal im Hochformat offensichtlich für das Mitführen am Körper, etwa in der Westentasche gedacht, bieten nicht nur eine Zweitverwertung für das nach wie vor teure (Lumpen-) Papier und im Fall des Weimarer Exemplars eine probate Einnahmequelle für die Hofdruckerei des Herzogtums. Der Name *Kalender* weist vielmehr auch auf diese materielle Seite der Papierbearbeitung hin: Papiermaschinen, die große Formate und dann schließlich endlose Papierbänder herstellen konnten, haben ein System aus mehreren aufeinander angeordneten Walzen aus Stahl, genannt »Kalander« vom französischen Wort »calandre«, »Rolle«. Zugleich ruft der Name jedoch bekanntlich eine zweite Bedeutung auf: Das lateinische Wort ›Calendae‹ bezeichnet den ersten Tag des Monats, und ein Kalender im nicht-buchstäblichen Sinn ist so ein System, durch das der Anfang und die Länge eines Jahres und die Einteilung in der zeitlichen Folge geregelt werden, basierend auf bestimmten astronomischen Grundlagen. Dazu gehört im System des Gregorianischen Kalenders in erster Linie das Sonnenjahr, die Zeit, die die Erde braucht, um bei ihrem Umlauf um die Sonne den Punkt der Frühlings-Tag-und-Nacht-Gleiche zwei Mal zu passieren.[24]

Entscheidend ist somit, dass bei dem, was üblicherweise als Kalender bezeichnet wird, schon materielle und immaterielle Elemente zusammengeführt sind, und auf diesen Aspekt verweist auch bereits die doppelte Datierung des Büchleins, das als Notizbuch umfunktioniert wurde, weil sein Zeitmaß bei seinem Gebrauch ein Jahr später abgelaufen war. Denn mit dem Datum »September 1823« ist die sogenannte »Elegie von Marienbad« signiert, die während der entsprechenden Reise verfasst wurde, worüber ein von Johann Peter Eckermann aufgezeichnetes Gespräch schon vor dem Wiederauffinden des Kalenders berichtet hatte. Dort ist freilich nur in Andeutungen erwähnt, was mit Blick auf die verwackelten Schriftzüge, die häufig stoßweise erschüttert sind, offenkundig ist: Die einzelnen Worte und Verse wurden unterwegs

24 Die Literatur- und Kulturwissenschaften interessieren sich besonders für den Kalender als Modell und Format des Schreibens, auch abseits seiner Bindung an bestimmte Medien und Materialien, vgl. etwa Thomas Macho: Der 9. November. Kalender als Chiffren der Macht, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 611, Heft 3, Stuttgart 2000, S. 231-242; Alexander Honold: Hölderlins Kalender. Astronomie und Revolution um 1800, Berlin 2005.

in einer Kutsche geschrieben und entsprechend offenbar, auf den vorderen Buchseiten beginnend, mehr oder weniger in einem Schwung verfasst, oder, wie es bei Eckermann heißt: »im vollen frischen Gefühle des Erlebten«.[25] Auch dieses Gefühl hat jedoch bereits seine in Kalendern aufgezeichnete Geschichte: Drei Jahre in Folge, jeweils von Juni bis August, fährt Goethe in den neuen Badeort Marienbad, von 1821 bis 1823 als Hausfreund der Familie von Levetzow, bestehend aus der von ihm ehemals umworbenen Mutter Amalie und drei Töchtern, deren älteste, Ulrike, seine letzte große Liebe genannt werden wird. Bei aller Vorsicht angesichts der begrenzten Möglichkeiten einer solchen historischen Rekonstruktion scheint es doch erwiesen zu sein, dass die erst väterlich-freundschaftliche Zuwendung des Vierundziebzigjährigen zu der jungen Frau von neunzehn Jahren zunehmend schwärmerischer und ernster ist, bis hin zu einem womöglich durch den Herzog Carl August vermittelten Heiratsantrag, der mehr oder weniger stillschweigend zurückgewiesen wird.[26] Verschiedene Quellen und auch die beiden historischen Romane Friedemann Bedürftigs und Martin Walsers verzeichnen dann die Abreise von Mutter und Töchtern nach Karlsbad, wohin Goethe nachweislich einige Tage später folgte, um noch einige letzte Tage mit der Familie zu verbringen.[27] Der Abschied dort wird dann ein endgültiger sein, diese Reise die letzte von insgesamt siebzehn Reisen nach Böhmen.

25 Goethes Bericht suggeriert im Zitat Eckermanns allerdings, unterwegs sei zwar ›gedichtet‹ worden, ›geschrieben‹ aber jeweils erst abends: »Ich schrieb das Gedicht, unmittelbar als ich von Marienbad abreiste und mich noch im vollen frischen Gefühle des Erlebten befand. Morgens acht Uhr auf der ersten Station schrieb ich die erste Strophe, und so dichtete ich im Wagen fort und schrieb von Station zu Station das im Gedächtnis Gefaßte nieder, so daß es abends fertig auf dem Papiere stand.« Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, hg. von Ernst Beutler, München 1976, S. 74. Entsprechend lässt sich die Verwischung der eigentlichen Schreibszene als Teil eines idealistischen Phantasmas von Autorschaft nach Art eines ›Schreibens ohne Hände‹ lesen, das hier allerdings ebenso gut Eckermann zugeschlagen werden kann. Vgl. dazu auch: Cornelia Ortlieb: Zwischen Kopf und Papier. Phantasmen des Schreibens ohne Hände von Coleridge bis Bernhard, in: Sprache und Literatur 43 (2012), Heft 110, S. 22-37.

26 Freilich lassen sich diese Details aus den Quellen nicht eindeutig belegen, vielmehr betont Goethe in verschiedenen Briefen seine ›Heiterkeit‹, und auch den »tragischen Liebesroman« in Marienbad haben womöglich erst »Philologen […] Goethe in den Mund gelegt«, so Bernd Witte: Goethe. Das Individuum der Moderne schreiben, Würzburg 2007, S. 92f.

27 »Der Aufenthalt begann am 29. Juni in Eger und dauerte in Marienbad vom 2. Juli bis zum 20. August. Es folgten fünf Tage in Eger […]. Daran schließt sich ex abrupto eine zwölftägige Spanne in Karlsbad, letztes Beisammensein mit Ulrike. Vom

Die beiden Kutschfahrten sind demnach assoziiert mit Zurückweisung, Trennung und Abschied, schmerzlich und schmerzvoll.[28] Auch dieser Schmerz folgt aber seinerseits zwei kalendarischen Ordnungen: In Goethes *Jahreslauf* ist die Marienbad-Reise eine feste Größe, die immer gleich terminiert wird, in Goethes *Lebenslauf* wiederholt sich hier noch einmal das Trauma der Abreise nach Italien, bei der etwa zur selben Zeit im selben geographischen Raum eine Kutschfahrt die Trennung von der Geliebten (Charlotte von Stein) besiegelt hat. 1823 war zudem in mehrfacher Hinsicht ein besonderes Jahr in Goethes Leben, denn es hatte mit heftigen Herz-Schmerzen und Todesangst begonnen und die langwierige Genesung noch der alljährlichen Reise nach Marienbad einen besonderen Charakter gegeben. Sicher auch zu Recht ist zudem immer wieder betont worden, wie diese zeitliche Ordnung sich beim alten Goethe allmählich in eine finale wandelt: Am Jahresanfang war er schwer krank gewesen, am Herzen, nun geht das Jahr zu Ende und bringt wieder Herzschmerzen mit der Ahnung, dass sich hierin ein anderes Ende ankündigt.[29]

Goethe hat somit den in dieser Hinsicht überaus symbolträchtigen Kalender einerseits als gewöhnliches Notizbuch benutzt, andererseits folgen seine Einträge notgedrungen dessen Vorgaben und entsprechend kann man

5.-11. September weilt er abermals in Eger [...]. Hiermit enden Goethes böhmische Reisen. [...] Von da ab, in Wahrheit, beginnt für ihn erst das Alter.« Johannes von Urzidil: Goethe in Böhmen, Zürich und Stuttgart 1962, S. 131; vgl. Jürgen Behrens: Biographischer Hintergrund. Marienbad 1821-1823, in: Goethe (Anm. 13), S. 87-99; Friedemann Bedürftig: Die lieblichste der lieblichsten Gestalten. Ulrike von Levetzow und Goethe, Reinbek bei Hamburg 2004; Martin Walser: Ein liebender Mann. Roman, Reinbek bei Hamburg 2008.

28 Die Diskussion, ob Goethe »das Gedicht« nach der ersten Abreise aus Marienbad oder nach der zweiten aus Karlsbad geschrieben habe, argumentiert für die Eckermann-Anekdote mit einer »bewußten Falschaussage« Goethes oder einer »Verwechslung«. Christoph Michel: Nachwort, Anmerkung 8, in: Goethe (Anm. 1), S. 139. Abseits von Fragen der Textgenese oder der retrospektiven Rekonstruktion des Schreibens von der Reinschrift der »Elegie« aus, wissen die Grapheme im Kalender sozusagen noch nichts von ihrer späteren Zusammenfügung und kann entsprechend mit Blick auf die Fülle des zu Lesenden noch nicht von ›dem‹ Gedicht die Rede sein.

29 Vgl. Behrens: Biographischer Hintergrund, in: Goethe (Anm. 13). Zwischen den offenkundig belletristischen biographischen Erzählungen über den alten Goethe und deren Quellenbelegen stehen zwei wissenschaftliche Biographien, die mit einem kunstvollen Arrangement von Quellenzitaten diese Lebensphase konturieren: Dagmar von Gersdorff: Goethes späte Liebe. Die Geschichte der Ulrike von Levetzow, Frankfurt a.M. und Leipzig 2005; Sigrid Damm: Goethes letzte Reise, Frankfurt a.M. und Leipzig 2007.

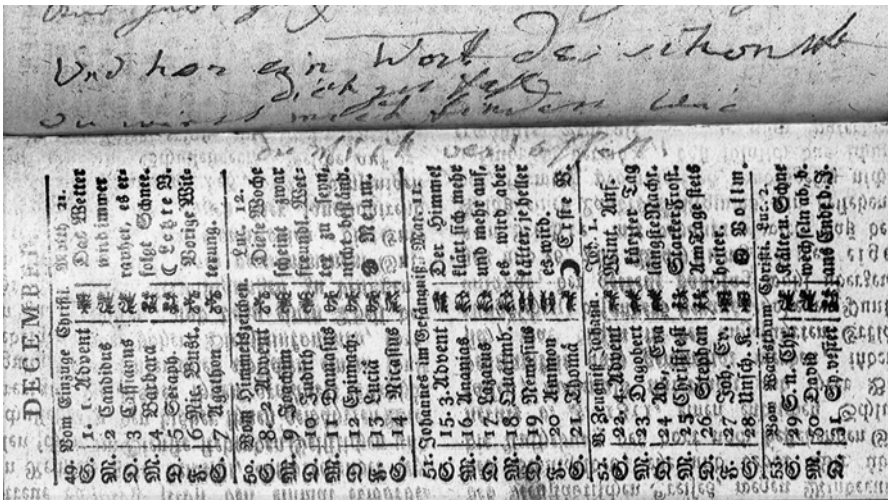


Abb. 4: Schreib-Calender 1822, »Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen«

an beiden Anfängen des Buches insgesamt drei solche Anfänge des Dichtens identifizieren, die je spezifisch auf diese Kalender-Ordnung Bezug nehmen. Die zierlich geschriebene, offenbar fertig formulierte Strophe im hinteren Teil des Notizbuchs ist dabei zweifelsfrei die älteste und erste (Abb. 3): Sie spricht explizit von einem noch bevorstehenden »Wiedersehen«: »Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen / Das Paradies, die Hölle steht dir offen. / Kein Zweifeln hier! Sie tritt ans Himmels Thor / Und hebt zu ihren Armen dich empor.«[30] Einiges spricht dafür, dass mit dem Wiedersehen hier die antizipierte zweite Begegnung nach dem vorläufigen Abschied in Marienbad gemeint ist, bei dem das neuerliche Treffen in Karlsbad schon verabredet war, Paradies und Hölle, Erlösung und Verdammnis zugleich versprechend und drohend.

Allerdings hat Goethe diesen Text dann, wie mit einem Blick hinter die doppelt beschriebene Seite eindrucksvoll deutlich wird, geradezu überschrieben in einem zweiten Anlauf, von vorne gesehen eine Seite weiter hinten im Notizbuch (Abb. 4).[31] Und wer nun von hinten nach vorne weiterblättert, findet natürlich wieder die bekannte Seite, muss aber nun den Blick auf ihren unteren Rand lenken, wo mit dickerem und dunklerem Schriftzug, offenbar von der Fahrt verwackelt, steht: »Und hör ein Wort das schönste dich zu

30 [Goethe]: Die Urschrift K, in: Goethe (Anm. 1), S. 46f.
31 Ebd., S. 48f.

fassen / Du wirst mich finden wie du mich verlassen.«[32] Blättert man weiter, in der Hoffnung auf Eindeutigeres, findet man freilich in der bisherigen Lese-Richtung von hinten nach vorne die folgenden Verse, die sicher nicht deren inhaltlichen Anschluss darstellen: »Und wundert sich dass nicht um ihretwillen / Die Sonne stille steht«, auf der gegenüberliegenden Seite gefolgt von den beiden Versen: »Welch hoher lohn / Wenn du sie fi[n]dest wie du sie verlassen«, die offensichtlich weder die Fortsetzung der einen noch der anderen Versgruppe bilden.[33] Man hat es demnach offensichtlich nicht etwa mit einem Text oder mit Vorstufen zu einem Text zu tun, auch wenn die textgenetische Terminologie so etwas suggeriert, etwa mit der Rede von der »Urschrift K«. Vom Objekt aus gesprochen, hier von eben denjenigen beschriebenen Papierseiten her, die seine Besonderheit ausmachen sollen, gibt es eher eine Fülle von Neuansätzen und Abbrüchen, von offenbar schnell geschriebenen Fortsetzungen, so schnell, dass dazwischen Seiten überblättert wurden, aber eben auch geradezu Statisches wie die Verse vom »Wort« mit dem elliptischen Ende: »Du wirst mich finden wie du mich verlassen«.

Das Artefakt der Dichtung

Wenn einmal mehr davon ausgegangen werden kann, dass auch ein solches Buch zuallererst zur Lektüre auffordert, und zwar besonders zur Lektüre all dessen, was als handschriftliche Goethe-Verse identifiziert werden kann, müsste man spätestens jetzt noch einmal von vorn beginnen und hätte dann, paradox, zugleich den ersten, zweiten und dritten Anfang des Geschriebenen vor sich. Den ersten Anfang findet man beim normgerechten Aufschlagen des Kalenders von vorne gegenüber der Titelei, allerdings mit der eingangs beschriebenen Irritation, dass die Notizen im inneren Einband materialiter einen Anfang vor dem Anfang darstellen. Als zweiten Anfang muss man diese ersten Notizen einstufen, wenn die fein geschriebene Strophe »Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen?«, mit der die Notizen von hinten begannen, als chronologisch erste interpretiert wird, und als dritten, wenn die Verse vom Todeskampf als zweiter Neu-Ansatz eingestuft werden, der, wie gezeigt, den hinteren Anfang überschreibt.

Die in diesem Sinn nur mit aller Vorsicht als erste Strophe zu bezeichnenden Verse lauten auf dem Papier: »Wie leicht / schlanck und zierlich / strack, wie fein / schlanck und zart gewoben / schwebt steigt Seraph gleich

32 Ebd., S. 46f.
33 Ebd., S. 44f.

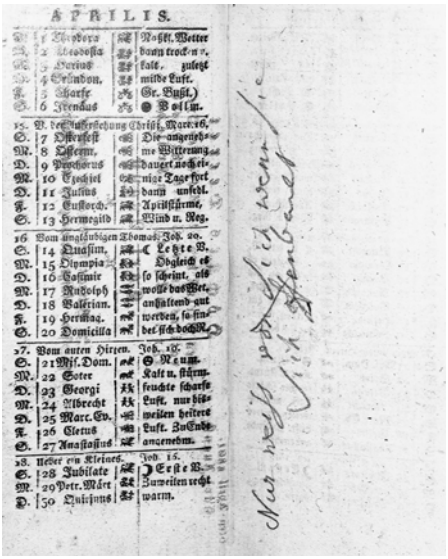
aus ernster Wolck[en] Chor, * Als glich es / Ein Gleichnis Ihr am blauen Aether droben * Als ein zart Gebild aus weissem Duft empor«, und keine Transkription kann nachbilden, wie die vielen Umschreibungen des feinen, leichten, zierlichen, zarten, schlanken, duftigen Gebildes sich notdürftig in die Reihe von nur vier Adjektiven zwingen lassen müssen, und wie aus dem noch gleichwertigen ›schweben‹ und ›steigen‹ ein eigentümliches ›emporschweben‹ wird (Abb. 1).[34] Während der ältere Anfang von einer antizipierten neuerlichen Begegnung handelt, malt dieser ein ganz anderes ahnungsvolles Wiedersehen aus, während dort Paradies und Hölle antithetisch gesetzt waren, gibt es hier nur das Himmelswesen als flüchtiges Bild der Geliebten, das aber sehr wohl eine andere materielle Realität in der sichtbaren Welt um den Reisenden gehabt haben mag, als Wolkengebilde und Himmelsleuchten. Goethes naturwissenschaftliches Interesse gilt in Böhmen immer zunächst den Steinen und Mineralien, aber zu dieser Zeit auch besonders den Wolken und anderen Wetterphänomenen.[35] Schnell weiterblätternd hat der Schreiber dann, offenbar in einem Zug, mit kräftigem Bleistiftstrich immer ein solches Verspaar auf eine leere Seite gesetzt, insgesamt auf vierzehn Seiten, und beim Hintereinanderlesen der waagrecht gehaltenen Seiten von vorn an ergibt sich ein Text, der gleichermaßen das flüchtige Erinnerungsbild der geliebten Frau beschwört wie von den ebenso nur vorübergehend wahrgenommenen Details der böhmischen Landschaft und von der Unmöglichkeit des Festhaltens solcher Bilder handelt.

Dieses Ensemble ist eigentlich gemeint, wenn von der »Urschrift« der Elegie die Rede ist, es lässt sich jedoch wiederum nur mit großen Verlusten in eine Transkription überführen, die nur notdürftig den Text und seine räumliche Anordnung sichern kann, so dass die Simulation eines geschlossenen Gedichttexts an die Stelle der vereinzelten Bleistiftzüge auf dem Papier tritt:

> Wie schlanck und zierlich, fein und zart gewoben, Schwebt Seraph gleich aus ernster Wolcken Chor, / Als glich es Ihr am blauen Aether droben / Ein zart Gebild aus weissem Duft empor * So sahst du sie im frohen Tanze walten / Die lieblichste der lieblichsten Gestalten * Doch nur Momente kannst – - – unterwinden / Ein Luftgebild statt ihrer fest zu halten / In s herz zurück. Dort wirst du s besser finden / Dort regt sie sich in wechselnden gestalten * Ist denn die Welt nicht übrig? Felsen Wände / Sind sie nicht mehr gekrönt von heilgen Schatten / Die Erndte reift sie nicht ein grün Gelände / Zieht sichs nicht hin am Fluss * O könnt ich wie vom Stein die Bilder drucken / Welch eine liebe Sammlung würd es geben * Da bildet ein's in's andere sich hinüber / So tausendfach und immer immer lieber / Wie zum Empfang sie

34 Ebd., S. 18f.
35 Vgl. dazu ausführlich Urzidil (Anm. 27).

an den Pforten weilte * ---- durch
Busch und Matten und wölbt sich
nicht das unermesslich grose /
Gestaltet jetzt und bald gestalten-
lose * Und mich von da so stufen-
weis beglückte / Mich nach dem
letzten Kuss mich noch ereilte /
Den letztesten mir auf die Lippen
drückte * So fest beweglich bleibt
das Bild der Lieben / Nicht Starr
in s Erz in s weiche Herz ge-
schrieben * Ins Herz das fest wie
zinnenhohe Mauer Sich ihr be-
wahrt und Sie in Sich bewahret /
In Ihr sich freut an seiner eignen
Dauer * Nur weiss von Sich wenn
sie Sich offenbaret.[36]


APRILIS.

M.	1 Hugbert	♐	Nebel, Wetter
D.	2 Theodosia	♐	dann trock'n v.
M.	3 Marius	♐	kalt, zuletzt
D.	4 Erlindon.	♑	milde Luft.
F.	5 Scharfe	♑	Gr. Bußt.)
S.	6 Irenäus	♑	● Vollm.
15. V. der Auferstehung Christi, Marc. 16.			
S.	7 Osterfest	♒	Die angenehme
M.	8 Osterm.	♒	Witterung
D.	9 Perchorus	♒	dauert noch ei-
M.	10 Ezechiel	♒	nige Tage fort
D.	11 Julius	♓	dann unbeständ.
F.	12 Eustorch.	♓	Aprilstürme,
S.	13 Hermegild	♓	Wind u. Reg.
16 Vom ungläubigen Thomas. Joh. 20.			
S.	14 Ottassim.	♈	☾ Letzte V.
M.	15 Olympia	♈	Obgleich es
D.	16 Cassimir	♈	so scheint, als
M.	17 Rudolph	♉	wolle das Wet-
D.	18 Valerian.	♉	anhaltend gut
F.	19 Hermag.	♉	werden, so sind
S.	20 Domicilla	♉	der sich doch N.
17. Vom guten Hirten. Joh. 16.			
S.	21 Mis. Dom.	♊	○ Neum.
M.	22 Soter	♊	Kalt u. stürm.
D.	23 Georgi	♋	feuchte scharfe
M.	24 Albrecht	♋	Luft, nur bis-
D.	25 Marc. Ev.	♋	weilen heitere
F.	26 Cletus	♌	Luft. Zu Ende
S.	27 Anastasius	♌	angenehm.
18. Ueber ein Kleines. Joh. 15.			
S.	28 Jubilate	♌	☽ Erste V.
M.	29 Petr. Märt	♌	Zuweilen recht
D.	30 Quirinus	♍	warm.

Nur weiss von sich wenn sie Sich offenbaret

Abb. 5: Schreib-Calender 1822, »Nur weiss von sich«

Besondere Aufmerksamkeit verdienen zudem das Ende dieses Schreibstroms auf der letzten beschriebenen Seite und die Gestalt der beiden folgenden: Wenn man die Wucht der vielen Verse davor noch im Ohr oder die kräftigen Bleistiftstriche auf den dicht gefüllten Seiten noch vor Augen hat, wird man von der plötzlichen Leere hier aufgeschreckt wie von der Wendung ins existentiell Bedrohliche, die der Abschied nun erhält. Dabei mag es einem Zufall geschuldet sein, dass die Schriftzüge, wenn man den Kalender senkrecht hält, gerade bis zum gedruckten Osterfest reichen und ausgerechnet »sie« als einziges Wort darüber hinausragt – eben dort, wo links »Von der Auferstehung Christi« als zu lesender Text angegeben ist (Abb. 5).[37]

Immerhin ist aber mit dem vormals sakralen Verb »offenbaret« auch ein untergründiger Bezug zu den drei Johannes-Büchern hergestellt, die links zitiert sind. Die Offenbarung des Johannes enthält bekanntlich die Apokalypse, den Weltuntergang. Nicht vom Schreiber her spekuliert, sondern mit Blick auf das Papier kann man gar nicht umhin, diese Korrespondenz zu bemerken; die Verse stehen dann buchstäblich quer zu einem Heilsversprechen, das mit dem Tod und der Auferstehung Jesu verknüpft ist, und auch

36 [Goethe]: Die Urschrift K, in: Goethe (Anm. 1), S. 18-32.
37 Ebd., S. 32f.

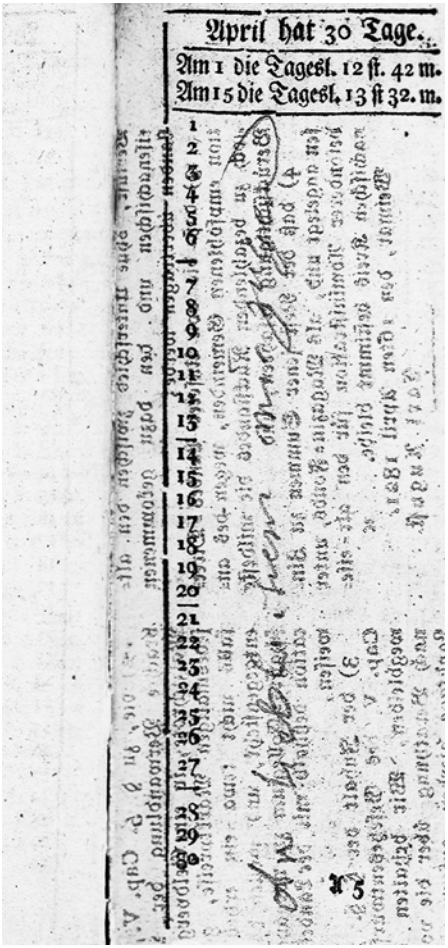

April hat 30 Tage.
Am 1 die Tagesl. 12 st. 42 m.
Am 15 die Tagesl. 13 st 32. m.

Abb. 6: Schreib-Calender 1822, »An lieblichem mir zugewend[et]«

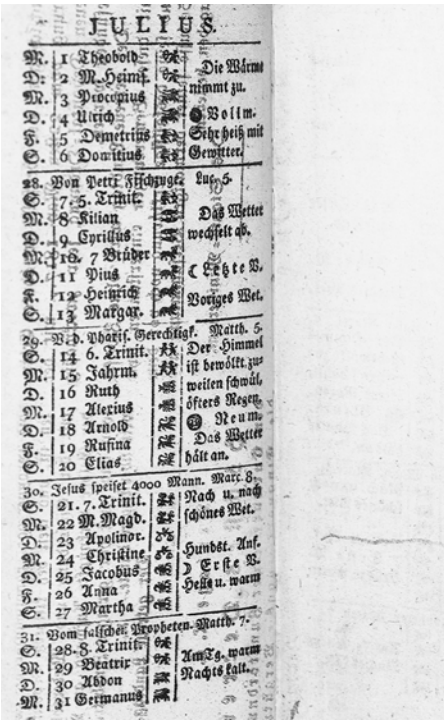
dort wird ja eine Himmel-Fahrt am Ende stehen wie in Goethes zwei Gedichtanfängen der Himmel sich öffnet für die schwebende, steigende Gestalt. Beim Weiterblättern öffnet sich jedoch nur noch leerer Raum, und dieser weiße Raum zwischen den Verszeilen ist offensichtlich kein zufällig unbeschrieben gebliebener, sondern ein leer gelassener: Wo die Schreibfläche zuvor so genutzt wurde, wie es die Ordnung der Verse nahegelegt oder erzwungen hat und der Schreiber bislang die Möglichkeiten der Fläche teils exzessiv genutzt hat, ist hier offensichtlich absichtlich darauf verzichtet worden, die leere weiße Seite zu füllen, obwohl der letzte unvollständige Vers so auf schlechterem Papier zu stehen kommt, nämlich einer bedruckten Seite Altpapier oder Makulatur (Abb. 6). Hier steht, mit gebührendem Abstand: »An lieblichem mir zugewend« mit einem ausschwingenden d-Strich am Ende, man müsste also »et« ergänzen zu »An lieblichem mir zugewendet«.[38]

Im Kalender bleiben dann die Monate Juni bis September leer; erst im Oktober treffen die letzten Verse der von hinten eingetragenen Notizen auf diese leeren Seiten. Da Goethe von Juni bis September in Marienbad war, kann man auch diese Leere vielsagend finden, zumal sie nur durch einen einzigen verwackelten Bleistiftstrich unterbrochen wird, der neben dem Namenstag von »Christine« – wohl waagerecht – verläuft (Abb. 7).[39]

38 Ebd., S. 34f.

39 [Goethe]: Schreib-Calender für das Jahr 1822, in: ebd., unpaginiert, nach meiner Zählung S. 27. Kalenderseiten, die nicht mit lesbaren Schriftzügen, sondern gar

Die Leere, auf die man beim blätternden Lesen von vorne stößt, scheint so eine ›sprechende‹ zu sein, mit entsprechenden Konsequenzen auch für das Gedicht, das Erinnerungsbilder heraufbeschwört, deren Speicherung in verschiedenen Medien und Materialien erwägt, sowie vom Herz spricht, von der Schrift, vom endgültigen Abschied und vom Schmerz. Hier, zwischen den Zeilen, kann man eine (performative) Absage an das Programm lesen, das die anderen Verse versuchen, gegen den Sog der Trauer zu entwerfen, eine Absage an die vorgegaukelte Hoffnung eines Wiedersehens, wie an die Möglichkeit, mit Hilfe von Kunst und Wissenschaft zu sublimieren, was plötzlich schmerzhaft deutlich wird: das nahende Ende nicht nur der Liebe und der Reise, sondern auch des Lebens.


JULIUS.

M.	1	Theobold	Die Wärme nimmt zu.
D.	2	M. Heimf.	
M.	3	Procopius	
D.	4	Ulrich	● Vollm.
F.	5	Demetrius	Sehr heiß mit Gewitter.
S.	6	Domitius	
28.	Von Petri Fischzuge.		Luc. 5.
S.	7	5. Trinit.	
M.	8	Kilian	Das Wetter wechselt ab.
D.	9	Cyrillus	
M.	10.	7 Brüder	
D.	11	Pius	☾ Letzte V.
F.	12	Heinrich	Voriges Wet.
S.	13	Margar.	
29.	W. d. Pharis. Gerechtigk.		Matth. 5.
S.	14	6. Trinit.	Der Himmel ist bewölkt, zuweilen schwül, öfters Regen.
M.	15	Jahrm.	
D.	16	Ruth	
M.	17	Alexius	
D.	18	Arnold	● Neum.
F.	19	Rufina	Das Wetter hält an.
S.	20	Elias	
30.	Jesus speiset 4000 Mann.		Marc. 8.
S.	21.	7. Trinit.	Nach u. nach schönes Wet.
M.	22	M. Magd.	
D.	23	Apolinar.	
M.	24	Christine	Hundbt. Anf.
D.	25	Jacobus	☽ Erste V.
F.	26	Anna	Heiß u. warm
S.	27	Martha	
31.	Vom falschen Propheten.		Matth. 7.
S.	28.	8. Trinit.	Am Tg. warm Nachts kalt.
M.	29	Beatrix	
D.	30	Abdon	
M.	31	Germanus	

Abb. 7: Schreib-Calender 1822, Julius

Das zweite Ende ist daher nicht zufällig ein Echo des ersten: Hieß es vorher, am Ende des Kalenders, verheißungsvoll: »Du wirst mich finden wie du mich verlassen«, so kehrt diese Schlusspointe am Ende des von vorne geschriebenen Textes wieder: »Und wundert Sich, dass nicht um ihretwillen / Die Sonne stille Steht«.[40] Still steht hier nach der Sonne buchstäblich auch die Schreibhand, aber eben dieser Vers erfüllt auch die Vorgabe des Kalenders, der auf Papier den Sonnenumlauf abbildet. Dieser endet freilich nicht – anders als das Buch mit den zwei Enden, die durch seinen Einband als materielle Grenze vorgegeben sind. Der Stillstand der Sonne wäre das Ende der Zeit, danach ist Leere, wie hier auf der weißen Seite, und Neuanfang im Versprechen auf ein

nicht oder, wie hier, mit einem Graphem unterhalb eines Buchstabens beschriftet sind, wurden für den Kommentarband nicht reproduziert und kommentiert, so dass hier der Leseeindruck zwischen reproduziertem Kalender und Druckausgabe entscheidend abweicht.

40 [Goethe:] Die Urschrift K, in: ebd., S. 44f.

Wiederfinden, womöglich in einer anderen Zeit und in einem anderen Raum. Im Kalender, auf dem Papier ist freilich solche Transzendenz nicht zu haben, lautet das letzte Wort gleich zwei Mal, schwarz auf weiß: »verlassen«.

Schon die Notizen zu einem noch titellosen Gedicht im Kalender, zu denen, wie gesehen, bei einer Betrachtung vom (Buch-)Objekt aus auch die Aufzeichnungen von der Hand Stadelmanns zu zählen wären, wie auch die botanischen, geologischen und meteorologischen Stichworte von Goethes Hand, lassen eine Trennung von Text und Biographie fragwürdig erscheinen. Nicht, weil alle diese Schreibspuren auf den einen Autor zu beziehen wären, der mit seiner originären Schaffenskraft noch den letzten Strich auf dem Papier unter seine Herrschaft bringt, sondern umgekehrt, weil auch diese Striche einen eigenen Objektstatus reklamieren können, indem sie in Abhängigkeit vom gewählten Standpunkt der Betrachtung auf komplexe Weise mit anderen agieren. Ob so das jeweils im Druck vorgegebene Datum als Bezugsgröße auf dem Papier identifiziert wird oder die Eröffnung und Begrenzung des Schreibraums mittels der Linien, die den bedruckten Teil der Seitenfläche von dem noch zu beschreibenden trennen, ist somit Teil einer Handhabung dieser Objekte. Unter ihnen kann im weiten Sinn gerade all das verstanden werden, was aus dem Strom der Dinge durch Praktiken und Verfahren des Vereinzelns, der Fokussierung und der Bezugnahme isoliert wird.

Das kleine Buch, das ein bestimmtes, durch handschriftliche Einträge vereinzeltes Exemplar eines historischen Kalenders täuschend ähnlich nachbildet, enthält somit nicht nur Fragmente von Versen und andere Notizen, die dazu einladen oder auffordern, sie zu betrachten, zu lesen und zu interpretieren, sondern es dokumentiert dabei zugleich auch die Geschichte seines Gebrauchs und in der pompösen Verpackung des Insel-Verlags auch die wechselnden Gefühle, die sich mit diesem Gebrauch verbinden können. Noch das Verbergen des Kalenders unter dem stoffbezogenen Deckel kann so auch an sein Verschwundensein in einer privaten Sammlung für einen schmerzlich langen Zeitraum erinnern, das inszenierte Auffinden in der Schachtel an seine glückliche Wiederkehr. Beim heutigen Gebrauch des Büchleins mit all dem Vor- und Zurückblättern, Drehen und Wenden, zu dem es einlädt, auffordert und nötigt, ahmt man so auch die Handbewegungen der Schreibenden nach und erkennt zugleich, wie hier in den Notizen und Gedichtversen reale und symbolische Elemente, materielle und immaterielle Teile auf allen Ebenen des Schreibens zusammengeführt sind.

Der *Schreib-Calender* erweist sich so als ein Objekt, das auf Schritt und Tritt zur Hand ist und sich zur Handreichung anbietet, das sich zurichten lässt für ganz unterschiedliche Formen des Schreibens, das verschiedene Formate bereithält und im Schreibprozess sehr subtil interagiert. Zugleich

macht die fortwährende Bezugnahme der Notizen auf das besondere Schreib-Material, dem sie eingepasst sind, und auf die spezifischen Eigenschaften des Buch-Typs Kalender wie dessen individuelle Gestaltung im Schreiben und Zeichnen erst das Ensemble von Büchlein, Buch und Schachtel zu einem einzigartigen Sammlungsobjekt mit einer eigenen Biographie, die vom Makulaturpapier des historischen Kalenders bis zum fetischisierten Geschenk seiner Kopie in sehr spezieller Verpackung reicht – und entsprechend auch künftig weiter fortgeschrieben werden wird.

Jill Bepler

MAKING BOOKS MATTER

DYNASTIC WOMEN AND THE MATERIAL CULTURE OF BOOK OBJECTS IN EARLY MODERN GERMANY

A woman inscribing herself into the biography of a book can mean that she physically wrote it or authored its paratexts, that she selected a set of texts to be printed at her expense, or ordered certain works to be bound together, that she made or planned the iconography of the binding, superimposed or inserted a portrait or an allegorical image onto or into the book object, as well as making or adding to manuscript entries in the book itself. By donating books during their lifetimes or leaving instructions in their wills for their disposal, women sought to influence the biography of individual objects and groups of objects beyond their own life-span. That this was a gendered practice from the medieval period onwards was pointed out in 1982 in a seminal article by Susan Groag Bell, and her findings can be directly applied to the early modern period.[1] This article draws on examples from my research over the past decades on early modern women's libraries and inventories and re-examines them in the context of their materiality.

Books on display – attributes

Lady Anne Clifford's portrayal of herself at three stages in her biography in the famous triptych of 1646 by Jan van Belkamp[2] (plate I, p. 457) has engaged the attention of many prominent literary and book historians.[3] The

1 Susan Groag Bell: Medieval women book owners. Arbiters of lay piety and ambassadors of culture, in: Signs 7 (1982), pp. 742-768.

2 Clifford had two copies of the painting made to be hung in two of her houses. The painting can be seen on the website of Abbot Hall Art Gallery (Kendal), https://www.abbothall.org.uk/great-picture (accessed 8.8.2016).

3 Barbara Kiefer Lewalski: Writing women in Jacobean England, Cambridge, Mass. 1993; Graham Parry: The great picture of Lady Anne Clifford, in: Art and patronage in the Caroline court. Essays in honour of Sir Oliver Millar, ed. by David Howarth, Cambridge 1993; Richard T. Spence: Lady Anne Clifford Countess of Pembroke, Dorset and Montgomery (1590-1679), Stroud 1997; Nigel Wheale: Writing and soci-

© 2017 Jill Bepler, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.15499/kds-001-011 | CC BY-SA 4.0

Countess was one of the richest women in England and the owner of vast properties. She commissioned two copies of the painting made to be hung in two of her houses and this image, combined with information from her diary and other ego-documents,[4] offers an invaluable insight into the nexus of biography, books and authority in the self-fashioning of an early modern woman from a powerful dynasty. There is no comparable example of a woman projecting such a complex visual image of herself and her relationship with her book collection in the German territories of the period. The following examines the way in which individual devotional book objects highlight how early modern dynastic women sought to wield and retain influence through the use of books. The German examples show the same motherly authority exerted over distance displayed by Anne of Denmark, consort of James VI of Scotland and I of England, in about 1606. In Robert Peake the Elder's portrait of her daughter, Princess Elizabeth, from whom Anne was separated, the ten year-old girl faces the observer holding an opened book with a handwritten dedication by her mother. The essential part of its message, documenting her mother's guidance and parental care for posterity, was legible to the viewer. It reads: »No tablet / For thy brest / Thy Chr[ist]ian mo / ther gives hir / Dattere What / Jewell Fits hir / best A boke not / big but yet ther / in Some hidden Vertu is«.[5] (plate II, p. 458)

The book, usually a prayer book with a costly binding, is of course also a common attribute in German portraiture, with varying nuances.[6] A broadsheet with a double portrait of the ruling Wolfenbüttel Duke Friedrich Ulrich (1591-1634) and his wife Anna Sophia (1598-1659) published in 1618 shows them with the gendered attributes of a plumed helmet for the military leader and a prayer book for the pious consort (Fig. 1).

ety. Literacy, print and politics in Britain 1590-1660, London 1999; Heidi Brayman Hackel: Reading material in early modern England. Print, gender and literacy, Cambridge 2005; Julie Crawford: Lady Anne Clifford and her use of christian warfare, in: English women, religion and textual production, 1500-1625, ed. by Micheline White, Farnham 2011, pp. 101-123.

4 George C. Williamson: Lady Anne Clifford. Countess of Dorset, Pembroke and Montgomery. 1590-1676. Her life, letters and work extracted from all the original documents available, many of which are here printed for the first time, Kendal 1922.

5 The image and a full description of the painting, with literature, can be found on the website of the Metropolitan Museum New York, http://www.metmuseum.org/art/collection/search/437263 (accessed 8.8.2016).

6 On the book as an attribute see Wolfgang Undorf: Religiöse Bücher in Frauenhand. Darstellung und Selbstdarstellung, in: Einbandforschung 23 (2008), pp. 41-47.

EFFIGIES VERAE
SERENISSIMORUM CONIUGUM,
Des Durchleuchtigen / Hochgebornen Fürsten vnd Herren / Herrn
Friedrich-Ulrichen / Hertzogen zu Braunschweig vnnd Lüneburg / etc.
Vnd dann
Der Durchleuchtigsten / Hochgebornen Fürstinnen vnd Frawen / Frawen
Ann-Sophien / Gebornen aus Churfürstlichem Stamm Brandenburg / Hertzogin zu Braunschweig vnd Lüneburg / etc.

Princeps DEO ET PATRIAE.
DEUS ET PATRIA Principi.
Exhibet Effigiem Glyphice tibi denuò magni
Principis, IRENE quem vocat atq; CHARIS.
Ille DEO velut totum se consecrat uni,
ET PATRIAE studium devovet omne suum:
Sic forti fidaq; manu DEVS obteget ipsum,
Obsequioq; humilis PATRIA grata colet.
Das ist:
In Fürst Hoch an Geburt vnd Stand /
Von Fried vnd Huld recht wolgenant /
Ist dir durch Kunst hie fürgebild.
GOTT vnd dem Vaterland es gilt /
Was Ihr Fürstlich Gnad je gedacht /
Je vnterstund zu Tag vnd Nacht.
GOTT wird derselben wieder gehn
Hie zeitlich Glück / dort ewigs Leben.
Das Vaterland abr wird allzeit
Sich finden lan vnd sein bereit
Zu schuldiger Pflicht vnd Danckbarkeit.

Hic ANNAE-SOPHIAE, magna Ducis, adspicis ora,
Ora oculosq, rosis syderibusq, pares.
Sed quid ego hac verbis, typica qua cernis in umbra?
Voce feram, subter quod fugit artis opus.
Hoc habitant VIRTVS & amor PIETATIS AVITAE
Pectore & eximiâ cum PROBITATE FIDES.
Das ist:
In fürtreffliche Princessin,
ANN-SOPHIA dir ist hie fein
Gebildet ab. Der Morgenstern
Diesin edlen Bild wil weichen gern.
Abr was man mit den Augen sicht /
Von dem wil ich mehr sagen nicht.
Nur eins muß nicht verschwegen seyn /
Welchs nicht so gibt der Augenschein:
Vntr diesem Herzen stet vnd fest
Ihr Wohnung habn gans edle Gäst /
Volnkomne Tugent / hohe Weißheit /
Wahr Gottesfurcht vnd Frömmigkeit.
M. F. H. B.

Gedruckt zu Wolffenbüttel durch Eliam Holwein / Fürstl. Br. Buchdrucker vnd Formschneider daselbst. Anno 1718.

Fig. 1: Elias Holwein: Double portrait Anna Sophia and Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, 1618 (1718), Kunstsammlungen der Veste Coburg

Usually, as here, the book lies on a table, sometimes it forms part of a group of symbolic attributes. A miniature portrait of the Dowager duchess Anna Eleonora of Braunschweig-Lüneburg (1601-1659) by Friedrich Brentel has her demonstratively and stoutly supporting herself on an up-ended volume, thus stressing her role within the dynasty as a pillar of

Fig. 2: Martin Bülck: Sibylle Ursula von Holstein-Plön. Engraving for funeral work, 1672, Herzog August Bibliothek, Gn 4° 1592

prayer.[7] A dog lying next to the book underscores her fidelity. The devotional book is also an attribute in engravings accompanying funeral sermons in depictions of the deceased on her lit de parade or in her coffin, as in the case of Sophie of Brandenburg-Ansbach (1614-1646) from the 1640s[8] or Sibylle Ursula of Holstein-Plön (1629-1671) from the 1670s (Fig. 2).

In all these portraits, the book is a generic object with symbolic value that was not perceptibly deployed by the woman herself. Books here form part of a standard repertoire used to connote certain virtues associated with the ideal princess. This stands in stark contrast to the case of Anne Clifford and Queen Anne, who themselves gave commissions for portraits consciously exhibiting books as central to their identity. The use of explanatory texts within the paintings leaves no doubt about their proclamatory nature and their intended impact on the viewer/reader.

This intentionality is revealed by close examination of textual sources and surviving material objects in which early modern dynastic women from the German-speaking territories consciously made their mark in or crafted individual books and established their own intimate connection to a book

7 Royal Collection Trust, RCIN 420626, https://www.royalcollection.org.uk/collection/search#/2/collection/420626/anna-duchess-of-brunswick-luneburg-kalenberg-1601-1659 (accessed 8.8.2016).

8 http://www.portraitindex.de/documents/obj/34002599 (accessed 8.8.2016).

and its use, thus embedding their own biography into it and making it into an artefact for posterity. Once acquired, whether by gift or purchase, books belonging to dynastic women in the early modern period ceased to be commodities traded on an open market and became part of an exclusive culture of gift-giving and inheritance.[9]

Creating obligations: mothers and books

Consorts who became regents had a particular responsibility for the education of the sons in whose stead they ruled until they came of age. In the 16th and 17th centuries a fundamental part of this education was confessional. In the case of Elisabeth of Braunschweig-Lüneburg (1510-1558), her aim was to ensure that her son Erich adhered to the Reformation, which she had introduced into the territories during her regency.[10] It is well-known that she crafted handwritten manuals of instruction (*mütterliche Vermahnungen* [mothery admonitions]) for both her son and her daughter. She had a costly silver binding made for the book for her son, which she wrote in 1545 and called a manual of government.[11] It did indeed lay down instructions for all aspects of his future behaviour as a good Protestant ruler. The actual book object has not survived, but what interest us here are the inscriptions that were incorporated on the back and front of the binding, for like the text they are an exhortation to her son to follow her advice, and, grounded in biblical precedent, they legitimize female teaching. The texts she chose were Genesis (21:12) »Gott sprach zu Abraham alles, was Sara dir gesagt hat, dem volge« [And God said unto Abraham in all that Sarah hath said unto thee, hearken unto her voice] and Esther (4:17) »Mardocheus ging hin und thet alles, was im Ester geboten hatt.« [So Mordecai went his way,

9 It was not until the eighteenth century that dynastic women's books were publicly auctioned, usually to pay off their debts. See Helga Meise: Darmstädter Fürstinnenbibliotheken des 18. Jahrhunderts im Spiegel von Bücherverzeichnis und Katalog. Traditionen, Gebrauchsformen, Funktionen, in: Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte 34 (2009), pp. 83-97.

10 Jill Bepler: Enduring loss and memorializing women. The cultural role of dynastic widows in early modern Germany, in: Enduring loss in early modern Germany. Cross disciplinary perspectives, ed. by Lynne Tatlock, Leiden 2010, pp. 133-160; on Elisabeth and her library, see Eva Schlotheuber: Fürstliche Bibliotheken – Bibliotheken von Fürstinnen, in: Herzogin Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg (1510-1558). Herrschaft – Konfession – Kultur, ed. by id., Hannover 2011, pp. 207-221.

11 Paul Tschackert: Herzogin Elisabeth von Münden (gest. 1558). Die erste Schriftstellerin aus dem Hause Brandenburg und aus dem braunschweigischen Hause, ihr Lebensgang und ihre Werke, in: Hohenzollern-Jahrbuch 3 (1899), pp. 49-65.

and did according to all that Esther had commanded him].[12] The very binding itself thus carried an immediate appeal to filial piety and obedience, even before the book was opened. In the paratext of her powerful preface the Duchess expressed her intention that her book of government should be regarded as part of dynastic heritage to be passed down to later generations as what she expressly termed an »Erbbuch«, a book heirloom.[13]

Another widowed Reformation consort who made use of book bindings[14] as strong emotional appeals to conscience in the confessional education of her children was Dorothea Susanna of Sachsen-Weimar (1544-1592).[15] In his publications Daniel Gehrt has demonstrated just how intensively the duchess used what he terms the symbolic language of book bindings[16] to communicate with her young son, Friedrich Wilhelm, from whom she had been forcibly separated. One of the most personal customized gifts Gehrt describes in great detail was printed in 1574 at Dorothea Susanna's request by her former court preacher, Bartholomäus Gernhard *Fünffzig Psalmen und Gebetlein*.[17] Gernhard was one of the Thuringian theologians expelled in 1573 on the orders of the Elector of Saxony, who had assumed guardianship of Dorothea Susanna's children after their father's death. Thus a commission to Gernhard to compile a manual for the ducal children was in itself of symbolic significance. The Duchess had 26 copies of this work bound together with an edition of psalms and prayers with commentaries by Luther and Veit Dietrich, obviously as potential gifts, two of them particularly richly. The copy that has survived in Gotha is beautifully bound with silk and gold and silver thread needlework on velvet and was a New Year's gift to her son.[18] At the front of the book the Duchess

12 Tschackert (fn. 11), p. 16; Bepler (fn. 10), p. 143, 151.

13 Tschackert (fn. 11), p. 44; Bepler (fn. 10), p. 143.

14 On bindings and the intrinsic value of books, see Jochen Bepler: Der Einband eines Objektes und sein intrinsischer Wert, in: Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte 26 (2001), pp. 51-64.

15 Irene Dingel: Dorothea Susanna von Sachsen-Weimar (1544-1592) im Spannungsfeld von Konfession und Politik, in: Glaube und Macht. Theologie, Politik und Kunst im Jahrhundert der Reformation, ed. by Enno Bünz, Leipzig 2005, pp. 175-192; Daniel Gehrt and Vera von der Osten Sacken (Eds.): Fürstinnen und Konfession. Beiträge hochadeliger Frauen zur Religionspolitik und Bekenntnisbildung, Göttingen 2015.

16 Daniel Gehrt: Die religiöse Erziehung Herzog Friedrich Wilhelms von Sachsen-Weimar im Spiegel seiner Bibliothek, in: Zeitschrift für Thüringische Geschichte 67 (2013), pp. 75-115, see p. 77.

17 Ibid. pp. 109-111.

18 »so über die massen sauber in rothen leder eingebunden«: Bucheinbände aus der Forschungsbibliothek Gotha, ed. by Katharina Paasch, Gotha 2010, p. 62. On the

had her own gouache portrait inserted, which she inscribed with her name, the date and her personal motto taken from the book of Job »Ich weiss dass mein erlöser lebt«, an acrostic of her husband's initials (Johann Wilhelm Dux Mein Einig Lieb) (Plate III, p. 459).

Her own painted miniature portrait inserted into a book that the young prince was clearly intended to use in his private devotions while separated from his mother was a strong emotional appeal to obedience and duty that confronted him each time he opened it. Combined with the precious binding, it also sought to ensure that this book too would become an heirloom and perpetuate the memory of the Duchess' role in the dynasty's history.

Like many other men and women, Dorothea Susanna compiled manuscript prayer books and meditations. In 1591, the year before her death, the Duchess had one of her manuscript prayer books printed as a New Year's present for her children, again exhorting them to remain true to the Ernestine Lutheran confession of their father. The book was edited by the court preacher Antonius Probus and it is under his name that it is always catalogued.[19] Probus provided a long dedicatory preface to the children explicitly naming Dorothea Susanna as its compiler and describing the circumstances of the work's publication. As described in her funeral biography, Dorothea Susanna ordered that when she died the original manuscript prayer book which she had often used when praying with her children should be placed in her coffin.[20] Presumably this is the text she had printed as a New Year's gift. Again, Dorothea Susanna consciously used a book to create a public arena for her gift to her children. By taking the manuscript to her grave she imbued the material object of the original text with great symbolic significance. She posited a link between herself and her children reaching beyond death and incorpo-

significance of New Year's gifts, see Natalie Zemon Davis: The gift in sixteenth-century France, Oxford 2000, pp. 36ff.

19 Anton Probus: Gebette, wie sich ein Christe schicken und bereiten sol zur Beicht, Absolution, Abendtmal und sonst in allerley Nöthen derer gebrauchen, Erfurt 1592. Only one copy of this first edition is recorded and it seems to have been destroyed in the fire at the Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar (R4:38). The edition used here is Anton Probus: Gebete, wie sich ein Christ schicken und bereiten sol zur Beicht, Absolution, Abendmahl und sonst in allerley Nöthen derer gebrauchen durch eine Christliche, Fürstliche Person … zusammengebracht und in drey Theil abgetheilet, Altenburg 1663. Bepler (fn. 10), p. 151.

20 Anton Probus: Symbolvm Dorotheae Svsannae. Der Trostreiche Spruch Hiob am 19. Cap., Jena 1592, fol. Jivr: »Ihre F.G. hatten in einem Büchlein eine sonderliche Form beschrieben / derer sie gebrauchet / wenn sie für die hertzlieben Fürstlichen Kinder betet / welch Büchlein sie mit in Sarck und Grab genommen.«

rated into the printed copies of the book, in which the paratext of the preface set down the circumstances of the gift for posterity.

A similarly demonstrative New Year's present was the book of their father's poems and prayers, *Sacra Poemata*, that Eleonore of Anhalt had printed for her 16 children and stepchildren in Zerbst in 1587, the year after his death.[21] Like Dorothea Susanna she addresses her children via books, but in contrast to her, she signs the preface herself rather than using the voice of her theologians. Eleonore's dedicatory foreword carefully stylises her husband's texts as part of dynastic tradition and herself as the guarantor of its continuity. The preface is worth examining more closely because it emphasises how paratexts could be used to posit bonds of duty and obligation.[22] Eleonore's address to her children and stepchildren begins with a definition of her own role in prayer and solicitude for their well-being. She draws comfort from the certainty taken from scripture that she will be reunited with her husband at the resurrection, but also in the memory of his unblemished record as an upholder of confessional principle in his territories. Eleonore stresses Joachim Ernst's exemplary role in faith, which is clear not just in his life and actions, but in his texts, and she reiterates that this embodies his care not just for the family, but for his lands and all his subjects, and it is this heritage that she is presenting to them as a gift:

> Wann denn / beneben Sr. L. gantzem leben und vorhalten / aus derselben eigener hand / darmit sie ire gotselige gebet und Christliche gedicht oder Poemata verzeichnet / derselben ruhmwirdige gottseligkeit / Christliche andacht / und veterliche fürsorge für uns alle / so wol die gantze Landtschafft / unnd alle Unterthanen / sönderlich wol zuvernemen / haben wir / durch hertzliche trew / aus Sr. L. eigener handschrifft / solch Sr. L. werck / durch den druck E. L. zum newen jhar mittheilen wollen.
>
> [As well as His Grace's whole life and comportment, his own hand by which he recorded his blessed prayers and Christian verses or Poemata, clearly rings

21 Sacra Poemata. Das ist Geistliche Gedicht Durch Weilandt Den … Herrn Joachim Ernsten Fuersten zu Anhalt, Zerbst 1587 (http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:gbv:3:1-341330); Jill Bepler: Women's books and dynastic networks in early modern Germany. Female practices of collecting and bequeathing, in: Der Hof. Ort kulturellen Handelns von Frauen in der Frühen Neuzeit, ed. by Susanne Rode-Breymann and Antje Tumat, Köln, Weimar and Wien 2013, pp. 295-313, see p. 307.

22 Natalie Zemon Davis: Beyond the market: books as gifts in sixteenth-century France, in: Transactions of the Royal Historical Society, Fifth Series, 33 (1983), pp. 69-88, see p. 73.

> out his praiseworthy godliness, Christian devotion, and fatherly care for us all, and for the whole territory and all his subjects, so, in heartfelt fidelity, we wished to impart his beloved Grace's work in print to you beloved [children] at New Year, from his own manuscript.]

As in the example of Dorothea Susanna, the gift itself is also an obligation made public:

> denn E.L. sampt und sönderlich / solch löblich exempel ires Herrn Vatern / stets für augen haben / in Sr. L. löbliche fustapffen (sic) tretten / und ebnermassen in aller gottseligkeit und ernstem gebet sich uben mögen.
>
> [so that, beloved, each and every one of you should always keep sight of your father's so praiseworthy example, follow in his Grace's footsteps, and equally practice all godliness and sincere prayer.]

Eleonore ends her preface by legitimating her own role in admonishing her stepchildren and children in confessional matters through Biblical example and an appeal to dynastic continuity and respect for their forefathers:

> Denn so der heilige Paulus seinen Timotheum erinnert / des ungeferbten glaubens seiner Grossmutter Loide / und seiner Mutter Eunicke / unnd hierdurch ihn ermanet / die gabe Gottes / die in ihm ist / zuerwecken / zweiffeln wir nicht / es gebüre uns auch / E.L. nicht allein derselben Herrn Elter Vatern / Herrn Johansen / und Herrn Vettern / Herrn Georgen / und Herrn Joachim / gebrüdern / Fürsten zu Anhalt / etc. sondern auch Herrn Vatern seligen / ungeferbten glaubens / so in inen gewohnet zuerinnern: mit freundlicher vermanung / E. Li. wollen / durch fleissige betrachtung solcher ihrer seligen Vorfahren exempel / die gabe Gottes / die in ihnen ist / erwecken.
>
> Bitten demnach freundlich / E.L. wollen solches / wie es von uns trewlich gemeinet / freundlich vermercken / und deme allen also folge leisten.
>
> [For, just as Saint Paul reminded his Timothy of the unsullied faith of his grandmother Lois and his mother Eunice and thus admonished him to awaken the gift of God which was in him, we do not doubt that it is fitting for us to remind you not just of the unsullied faith that lived not only in your grandfather Johann, and your cousins George and Joachim, brothers and princes of Anhalt, etc., but also in your blessed father, with this friendly admonition that, beloved, you should awaken the gift of God that is in you by assiduously observing such examples of your ancestors. I beg accordingly, beloved, that you take friendly note of the sincere manner in which this is meant and adhere to it all.]

This carefully constructed preface weaves the ties of obligation attached to the presentation of a book[23] which is clearly marked as a result of Eleonore's initiative and work and which contains her husband's texts. As we know, this attempt failed, for her sons became Calvinists, but this original dedicatory text forms the basis for Eleonore's later paratexts in new editions and other works that she published over the next two decades, in which she publicly berated them for their desertion of the faith of their fathers.[24]

Generations and networks

In their joint article on objects from Fiji, Gosden and Marshall made observations on the mutual status enhancement of object and inviduals associated with them that apply equally to books:

> Not only do objects change through their existence, but they often have the capability of accumulating histories, so that the present significance of an object derives from the persons and events to which it is connected. [...] objects gain value through links to powerful people and an individual's standing is enhanced through possession of well-known objects. There is a mutual process of value creation between people and things.[25]

Book objects and their provenance entries created bonds of status and belonging across generations. Costly manuscript prayer books, commissioned as presents for consorts by their husbands, continued the tradition of the medieval book of hours well into the 17th century, and they were often the subject of special bequests or individual gifts. In the Wolfenbüttel holdings, the famous prayer book of commissioned by Albrecht of Prussia for his wife Dorothea of Denmark (1504-1544) from 1534 is one such example. It was given to Duke August by his sister-in-law Sibylle of Braunschweig-Dannenberg just before her death, in 1652. She herself had probably inherited it from her mother, a Danish princess. Sibylle inserted a loose leaf into the book with a handwritten account of her gift and its origins, which has survived in place.[26] Herzog August himself commissioned a silver binding for an

23 Ibid. p. 70.

24 On Eleonore's later publications, Bepler (fn. 21), pp. 307-310.

25 Chris Gosden and Yvonne Marshall: The cultural biography of objects, in: World archaeology 31 (1999), pp. 169-178, see p. 170.

26 Jill Bepler: Die fürstliche Witwe als Büchersammlerin. Spuren weiblicher Lektüre in der Frühen Neuzeit, in: Der wissenschaftliche Bibliothekar. Festschrift für Werner

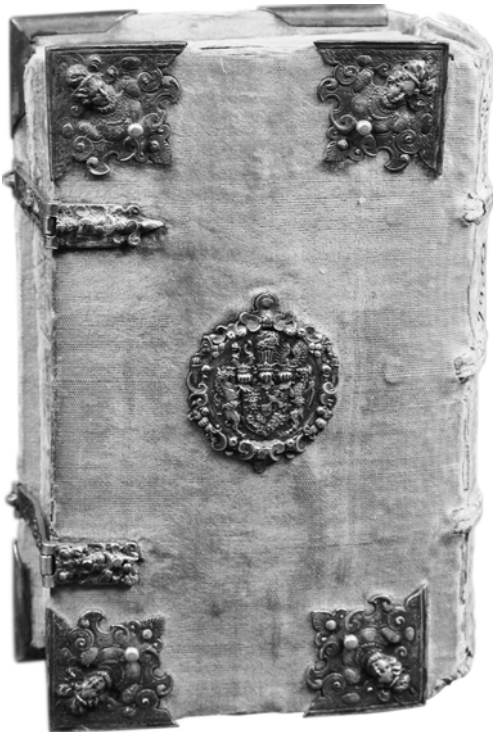
Fig. 3a Fig. 3a (left) and 3b (right): Entries and binding in Martin Moller: *Meditationes sanctorum patrum: Schöne andechtige Gebet*, Görlitz 1591, owned by Anna of Courland, Herzog August Bibliothek, 869 Theol. (photo: Katharina Mähler)

illuminated manuscript prayer book for his third wife Sophie Elisabeth, from Philipp Hainhofer in Augsburg.[27] In 1653, the Duchess presented the volume to her 17-year old son Ferdinand Albrecht, after having her own manuscript motherly admonition bound into the volume, exhorting him to always behave as a Christian prince. After his death, the volume passed into the possession of the Duke's wife and then his daughter and it is now part of the treasures of the Herzog Anton Ulrich Museum in Braunschweig.[28] Provenance entries

Arnold, ed. by Detlev Hellfaier, Helwig Schmidt-Glintzer and Wolfgang Schmitz, Wiesbaden 2009, pp. 19-40, see p. 37.

27 Rudolf-Alexander Schütte: Die Kostbarkeiten der Renaissance und des Barock. Pretiosa und allerley kunstsachen aus den Kunst- und Raritätenkammern der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg aus dem Hause Wolfenbüttel, Braunschweig 1997, pp. 101-103.

28 Particularly valuable bindings like those belonging to Augusta of Denmark were destined either to be broken up for reuse of their component parts – silver, gold and



sometimes record chains of female possession of astounding proportions, as in the case of a miniature prayer book now held in a private collection. Beginning in 1407, when it was written for an unknown female user, the tiny book contains a chain of predominantly female owners down to the mid-eighteenth century, when in 1756 it entered into the library of Christian Ernst of Stolberg-Wernigerode as a gift from his brother's sister-in-law.[29]

Books were not just spaces for documenting generational networks, they also recorded social connections, friendships and family ties. Unlike the chains of provenance entries, they captured for posterity configurations of interpersonal relations that existed at a specific place and moment in time. Before and alongside the advent of the custom-made printed album amicorum, which was

jewels – or to never enter a library but to find their way into the Kunstkammer, the treasury, and ultimately today's museums.

29 Brigitte Pfeil: Katalog der deutschen und niederländischen Handschriften des Mittelalters in der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt in Halle (Saale), Halle an der Saale 2007, pp. 309-313. Of the 13 named owners, 8 were women. Two of the male owners of the manuscript presented it to their wives during their lifetime. Only in one case was the book handed down directly in the male line.

Fig. 4: Wedding gift. Binding of Kaspar Bienemann (Melissander): *Ehebüchlein für christliche Eheleute*, Leipzig 1599, Herzog August Bibliothek, 815.5 Theol. (photo: Katharina Mähler)

often an emblem book, the prayer book also often fulfilled the function of a »Stammbuch«.[30] One such work in the Wolfenbüttel collections belonged to Anna Duchess of Courland, (1533-1602), who was a born Princess of Mecklenburg;[31] the binding is dated 1592.[32] It was in that year that the elderly Duchess undertook a journey from Courland to her former home, visiting vari-

30 I am grateful to Mara Wade, currently working on a monograph on emblematic practices, for her insights on the gendered use of emblem books as Stammbücher.

31 See the section »Duchess Anna« in: virtual exhibition 2012, http://www.archiv.org.lv/hercogiste/index.php?lang=en&id=13 (accessed 26.7.2016).

32 Signatur Herzog August Bibliothek 869 Theol.; Jill Bepler: Praktiken des Umgangs mit Büchern im Alltag der Fürstin im späten 16. und frühen 17. Jahrhundert. Sophia Hedwig von Pommern (1561-1631) im Kontext, in: Zwischen Thronsaal und

ous courts on the way.[33] The book she either took with her or purchased en route was Martin Mollers *Meditationes sanctorum patrum: Schöne andechtige Gebet*, printed in Görlitz in 1591.[34] The binding the Duchess commissioned is a combination of pink velvet and elaborate silver decorations, including her monogramme on the front and the heraldic shield of Mecklenburg, her birth dynasty, on the back (Fig. 3a/3b). The manuscript entries in the prayer book, all dated 1592, were made exclusively by the female relatives with whom she came into contact on her journey and are thus a documentation of this network.

The female figures of the silver decorations on the corners of the binding clearly link the book to Mecklenburg and Pommern. They are modelled on contemporary serial portraits of the princesses from this region, such as those now on display at the Landesmuseum in Greifswald.[35] The book is a gendered object providing a gendered space which records a specific moment in a woman's biography.

The professional binding commissioned by Anna of Courland stands in stark contrast to some amateur bindings which may be attributable to dynastic women themselves. In 1623, Countess Anna Sophia of Schwarzburg-Rudolstadt presented her relative the fifteen-year-old Dorothea of Anhalt with a copy of Melissander's *Ehebüchlein* from 1599, probably from her own book collection, to commemorate her niece's wedding to Herzog August of Braunschweig-Lüneburg, at the time well over fifty.[36] The textile binding, with its impractical white patterned cloth covering the leather original, suggests that this was not the work of a bookbinder but an amateur, perhaps even Anna Sophia herself (Fig. 4). Her entry on the flyleaf with its reflection on the mixed blessings of the married state carefully records the act of giving. The gift of a book already more than a quarter of a century old, the reworking of its binding and the personal inscription by the Countess are all acts which

Frawenzimmer. Handlungsfelder pommerscher Fürstinnen um 1600, ed. by Dirk Schleinert and Monika Schweikart, Köln 2017, pp. 191-210.

33 August Seraphim: Die Geschichte des Herzogtums Kurland (1561-1795), Reval 1904, p. 239, reports that when she returned to Courland, the Duchess needed 85 horses to transport her entourage and its wagons.

34 Martin Moller: Meditationes sanctorum patrum: Schöne andechtige Gebet, tröstliche Sprüche, gottselige Gedancken, Görlitz 1590-1591. The volume is described in Philipp Wackernagel: Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des XVII. Jahrhunderts. (Bd. 1), Leipzig 1864, pp. 561-562.

35 Bepler (fn. 32).

36 Kaspar Bienemann [Melissander]: Ehebüchlein für christliche Eheleute, unnd sonderlich für junge Gesellen unnd Jungfrawen, Leipzig 1599, Signatur Herzog August Bibliothek: 815.5 Theol.

Fig. 5: Title engraving Johann Arndt: *Paradys-Gärtlein*, Leiden 1645, Herzog August Bibliothek, 1241.62 Theol.

embue the book object, which of itself has little material value, with emotional and symbolic meaning.

Incorporations of the biography of the object

Veneration by association, to use David Pearson's term for the way in which book objects accumulate symbolic capital,[37] could stem from their provenance and their links to a specific individual owner or donor, as in the cases just cited, but it could also be achieved by attributing the physical survival of a book object to an act of Divine Providence. The most prominent example is Johann Arndt's bestselling devotional manual *Paradiesgärtlein*, first published in 1612. It was claimed that a copy of Arndt's work survived being thrown into a fire in the so-called miracle of Langengöns in 1624, when a Catholic officer caught one of his soldiers reading a copy in a tavern and threw it in the kitchen oven. When the coals were later raked over, the book, its binding and even its ribbons were found to be completely intact. As soon as news of the »miracle of Langengöns« reached the authorities, the innkeeper's wife was ordered to surrender the book to the local governor at Gießen. He in turn had to pass it on to Landgraf Philipp of Hessen-Butzbach, who sent for it to be incorporated into his castle library »for eternal memory«.[38] The first account of the incident was printed in a short pamphlet in Darmstadt in

37 David Pearson: Books as history. The importance of books beyond their texts, London 2008, p. 132.

38 Jill Bepler: Vicissitudo Temporum. Some sidelights on book collecting in the Thirty Years' War, in: Sixteenth century journal 32 (2001), pp. 953-968; Alfred Messerli: Die Errettung des Paradiesgärtleins aus Feuers- und Wassernot, in: Fabula 38 (2009), pp. 253-279.

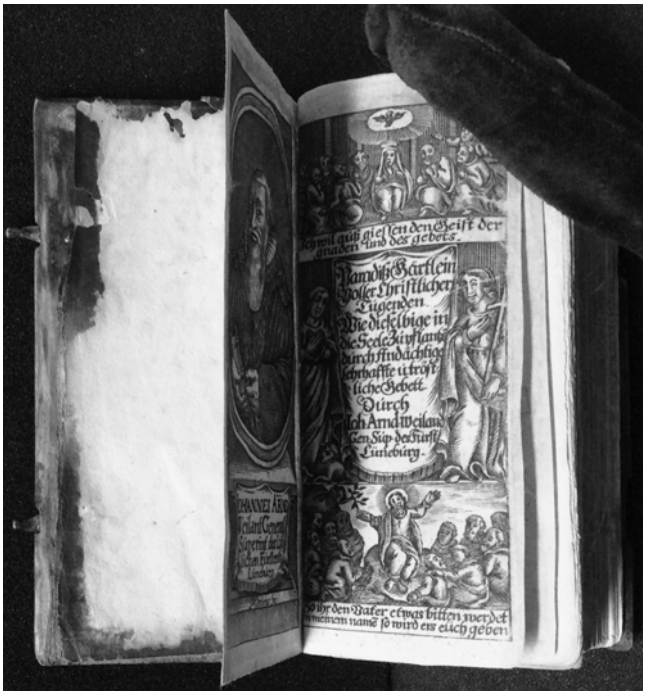


Fig. 6: Charred copy of Johann Arndt: *Paradiß-Gärtlein*, Braunschweig 1676, Herzog August Bibliothek, Th 94

1627. The story was later incorporated into the book itself as a preface and figured in illustrations to subsequent editions, a practice which persisted well into the eighteenth century (Fig. 5). It was claimed that the phenomenon repeated itself several times with other copies during the seventeenth century. Indeed, the Herzog August Bibliothek has a charred copy dating from 1676 (Fig. 6).[39]

The incorporation of the story of the book's survival into later editions transfers this symbolic, or in David Cressy's terms totemic, status from the single book object to the work itself.[40]

39 Signatur Herzog August Bibliothek Th 94. See Jörg Jochen Berns: Herzog August – Frömmigkeit und kirchliche Tradition, in: Sammler Fürst Gelehrter Herzog August zu Braunschweig und Lüneburg 1579-1666, ed. by Paul Raabe, Wolfenbüttel 1979, p. 365. Philipp Julius Rehtmeyer: Historiae Ecclesiasticae Inclytae Urbis Brunsvigae Pars IV, Braunschweig 1715, p. 333, mentions that such a copy can be seen in the Wolfenbüttel library.

40 David Cressy: Books as totems in seventeenth-century England and New England, in: The Journal of library history, 21 (1986), pp. 92-106.

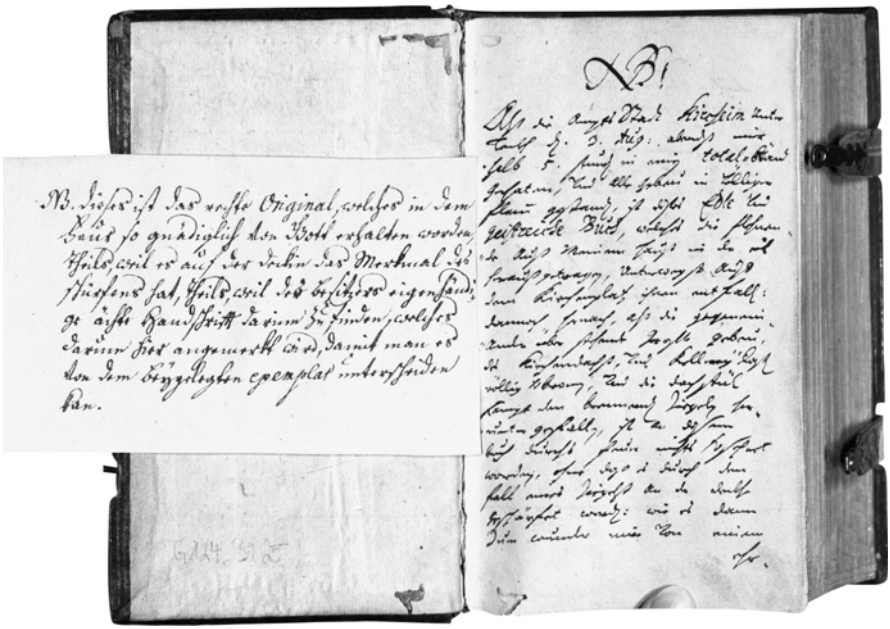


Fig. 7: Testimonial by Ehrenreich Weissmann in: *Gott geweyhtes Andachts-Opffer*, Stuttgart 1690, Hauptstaatsarchiv Stuttgart, G 124 Bü 25

Similar totemic status was accorded to a devotional work written by Duchess Magdalena Sibylla of Württemberg at the end of the 17th century and her own actions in this context show her consciously creating this status. A copy of her *Gott geweyhtes Andachts-Opfer*, first published in Stuttgart in 1690, survived the fire which practically destroyed the town of Kirchheim in that same year. It was found under a brick by the church, as described in her funeral work:

> Nachdem die gantze Stadt in wenig Stunden in die Aschen geleget worden / und die Hitze nirgend hefftiger ware als um die Kirch herum / da fande in derselbigen Gegend ein Burger erstbelobtes Gebett-Buch / mit einem Ziegel schlecht zugedeckt / gantz unversehrt / und ware nur auf der Decken die Figur eines Creutzes eingetruckt / so zuvor nicht gewesen / wie das noch vorhandene Exemplar mit Verwunderung jedermanns hiervon zeuget.
>
> [After the whole town was burned to ashes in a few hours and the heat was nowhere stronger than directly around the church, a citizen found the aforementioned prayer book in that very area, barely covered by a fallen brick.

> It was completely unharmed, but on the cover was imprinted the figure of a cross which had not been there before, to which the copy that is still in existence can bear witness, to the amazement of everyone.][41]

As is the case with the story of Arndt's *Paradiesgärtlein*, all later editions of the Duchess's work, of which there were at least six, contained an account of the »miracle« in their prefaces and carried an announcement of it on the title page, as in the edition of 1706: »Samt einer neuen Vorrede / worinnen sonderheitlich vermeldet / wie der Allerhöchste diese Gebett-Buch wunderlich erhalten.« [Together with a new preface, where in particular there is an account of how the Almighty miraculously preserved this prayer book.]

The actual copy from the Kirchheim fire with the indentation of a cross perceptible on the front cover has survived in the Stuttgart archive.[42] The entries in the book authenticate its status as a testimony to providence. In the front there is a manuscript entry by its owner, Ehrenreich Weissmann, bearing witness to the circumstances and truth of its rescue (Fig. 7).

He obviously presented it to the Duchess, who only two days later wrote her own entry in the back of the book, recording that she had deposited it in the ducal archive:

> so habe zu der Ehren deß Allerheiligsten Gottes, undt zu Ewigen andenken Daß auch die NachWellt, die große Wunder Gotteß darauß Erkennen, und Gott darumb loben Solle, ich dießes ohne einige VerLetzung auß dem feuer gerrissenen buch in daß Fürstliche archiv beylegen Wollen.
>
> [thus, in honour of the most divine God and for eternal memory, I wanted to incorporate this book that was torn from the fire without the least damage into the dynastic archive so that posterity can recognise the great miracles of God and praise him for them.][43]

There are also echoes of a sanctified life in respect of the Duchess herself in her text. As Margaret Bridges points out, in the medieval hagiography of Queen Margaret of Scotland, for whom no direct miracles were recorded that

41 Christ-Fürstliches Ehren-Gedächtniß, Der Weiland Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen, Frauen Magdalena Sibylla, Hertzogin zu Würtemberg und Teck, Gräffin zu Mömpelgart, Frauen zu Heydenheim, [et]c. Wittwen: Gebohrner Land-Gräffin zu Hessen, Fürstin zu Hersfeld … Zu Höchst-schuldigstem Nachruhm auffgerichtet, Stuttgart n.d., pp. 34-35 [Funeral compendium for Magdalena Sibylle of Württemberg] (http://digital.slub-dresden.de/id364868562).

42 Hauptstaatsarchiv (HStA) Stuttgart: G 124 Bü 25.

43 Ibid.

would justify her beatification, a copy of the gospels belonging to her that had fallen into a river and survived unscathed was seen as proof of her holy life, thus making the book a surrogate witness to the holiness of the owner.[44] Bridges concludes that a book can be metonymic with its owner and in the case of Magdalena Sibylle this can be applied to her status as author. The fact that the Duchess's text survives the fire is interpreted in her entry not just as embuing the book itself with value as an object to be revered, but also as contributing to her own potential salvation: »Der Gott, der das Buch erettet, Wird auch den author dessen in seinen Gnaden Händen ein geschrieben laßen sein« [The God who has saved this book will also see to it that the author of it is inscribed in the hands of his grace and mercy].

Securing books for posterity

In Igor Kopytoff's terms, the strategies deployed by the Duchess in incorporating testimonials to the history of individual books in the objects themselves serve to singularize them as objects,[45] precluding them from becoming commoditized. There were four locations in which the Duchess herself sought to secure and define the book objects associated with her and determine their future use and ›identity‹. By placing her ›miraculous‹ book in the dynastic archive as an object, rather than just having a written account of its preservation deposited there, Magdalena Sibylle sought to make the artefact itself and the accompanying testimonials part of dynastic history, as a witness to the hand of Providence. As a location, the dynastic archive was the site of personal memory of the individual members who constituted the ›house‹ of Württemberg. She chose not to deposit the book in the Württemberg Kunstkammer, a collection potentially subject to rearrangement and potential deselection processes. This was where she placed at least three valuable book objects, illuminated calligraphic works of art, that she transferred to the Kunstkammer in 1707.[46] Her entries in two of them show that she classed the books as ›rarities‹, and this is her explicitly stated reason for sending them

44 Margaret Bridges: Mehr als ein Text. Das ungelesene Buch zwischen Symbol und Fetisch, in: Buchkultur im Mittelalter: Schrift, Bild, Kommunikation, ed. by Michael Stolz and Adrian Mettauer, Berlin 2006, pp. 103-121, see p. 110.

45 Igor Kopytoff: The cultural biography of things: Commoditization as process, in: The social life of things. Commodities in cultural perspective, ed. by Arjun Appadurai, Cambridge 1986, pp. 64-91, p. 73.

46 Carola Fey: Manuskripte und Drucke im Kontext der Stuttgarter Kunstkammer der Herzöge von Württemberg, in: Die Ordnungen der Dinge. Kunst- und Naturalien-

to the Kunstkammer. She describes the unusual circumstances in which she herself acquired a manuscript book of hymns and extracts from the Psalms by Johann Philipp Kirn dated 1616 (plate IV, p. 460 and plate V, p. 461).

> Dießes büchlein ist Mir von einem Verstorbenen frommen Mann in Tübing, Auff seinem Thodt bett verehrt Worden, undt Von Mir wegen seiner Raritet Wieder in die Fürstlich-Wirtembergische Kunst Kammer Verehret Worden, daß eß daselbst zu einem angedencken alle zeit Verwahret bleiben soll.
>
> [This little book was presented to me on his death bed by a pious man who died in Tübingen, and because of its rarity it has been presented by me in turn to the princely Württemberg Kunstkammer, so that it should be preserved there as a memento for all time.][47]

The fact that it had been presented to her by a dying man lends the book an anecdotal aspect that is a feature of miscellaneous ›curious‹ articles that found their way into the early modern Kunstkammer, such as items swallowed by members of the royal family and retrieved when they passed through their digestive systems or shoes of common people struck by lightning. Such objects were of interest even if they were not necessarily of great intrinsic value, but they were incomprehensible once separated from the labels describing their special significance.[48]

The Duchess also provided information on its acquisition in a second manuscript that she transferred to the Kunstkammer in October of 1707, another example of superb calligraphy. In Johann Haberman's best-selling prayer book, written by Joseph Leipzig von Schorndorf in 1637 (Fig. 8), she wrote:

> Dießes büchlein ist Mir Verehrt worden, Von dem seeligen Herr Cappell, Prelaten von Blau Bayern, und von Mir in die fürstl. Wirtembergische Kunst Kammer Wieder Verehrt Worden, Wegen seiner Reihnen schrifft, daß eß darin Zum angedenck verwahrt bleibe.

kammern als Lehr- und Lernorte in der Frühen Neuzeit, ed. by Eva Dolezel, Ralf Godel, Andreas Pecar, Halle 2017. (forthcoming).

47 Württembergische Landesbibliothek (WLB) Stuttgart: Cod. brev. 148; Virgil Ernst Fiala and Wolfgang Irtenkauf: Codices breviarii. Die Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Erste Reihe, Dritter Band, Wiesbaden 1977, pp. 183-184. The transcription of the entry by Magdalena Sibylle by Fiala and Irtenkauf contains misreadings: »von einem Ersamen Alten in Tübingen« – correct: »von einem Verstorbenen frommen Mann in Tübing«.

48 Jill Bepler: Barocke Sammellust. Die Bibliothek und Kunstkammer des Herzogs Ferdinand Albrecht zu Braunschweig-Lüneburg, Weinheim 1988, p. 121.

Fig. 8: Joseph Leipzig von Schorndorf, Calligraphic copy of Johann Habermann: *Gebetbuch*, 1637, Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, Cod. brev. 67, fol. 4v-5r

> [This little book was presented to me by the blessed Mr Cappell, prelate of Blaubeuren, and again presented by me to the princely Württemberg Kunstkammer, so that it should be preserved there as a memento for all time.][49]

Inscribing the narrative of its acquisition was clearly part of the strategy of securing a place for posterity for any given object. The third manuscript the Duchess is known to have sent to the Kunstkammer in 1707 has no inscription whatsoever. Only the manuscript catalogue of the collection records her gift. Arguably the most attractive of the three, it contains no entry by the Duchess. This calligraphic manuscript with extracts from the Silesian preacher Lukas Pollio's *Sieben Predigten vom ewigen Leben der Kinder*

49 Württembergische Landesbibliothek (WLB) Stuttgart: Cod. brev. 67; Fiala (fn. 47), p. 88. Another misreading in the transcription by Fiala and Irtenkauf: »Reformschrifft« correct: »Reihnen schrifft«.

Gottes (Breslau 1582) has a beautiful reddish-brown velvet binding with gold stitching (plate VI, p. 462 and plate VII, p. 463).[50]

Magdalena Sibylle may have been reluctant to record the way in which the work came into her possession, for it belonged to a large inheritance willed to her husband that arrived in Stuttgart just after his death and it had no direct biographical connection with her. The property belonged to the famous military commander of the fort at Hohentwil, Johann Konrad Widerhold (1598-1667), and was entered into the inventory of Duke Wilhelm Ludwig's inventory in 1675, as it arrived as his own estate was being catalogued in 1678. Widerhold's rich collection of armour and weaponry was integrated into the ducal collections but his considerable book collection of over 300 volumes,[51] including the Pollio manuscript, was requisitioned by Magdalena Sibylle and handed over to her, as a note in the inventory margin records.[52]

The Duchess willed the bulk of her library, nearly 900 volumes housed in a special library room in Stuttgart, to her son to be placed in the dynastic collection and thus be passed down in the male line. The archive, the Kunstkammer and the ducal library were three locations which belonged to the dynasty, the house of Württemberg. In keeping with custom, all the books in her chambers in Stuttgart, Kirchheim and Stetten, her most personal property and her own manuscripts, were willed to her daughter in Karlsruhe as part of her ›female‹ inheritance and therefore moved outside the dynasty.[53] As sites of memory, the archive, the Kunstkammer, the dynastic library and the ›private‹ chamber library thus all played a different role in the Duchess's strategy for preserving book objects for posterity.

50 Württembergische Landesbibliothek (WLB) Stuttgart: Cod. brev. 64; Fiala (fn. 47), p. 85, without reference to the earlier provenance.

51 Hauptstaatsarchiv (HStA) Stuttgart: A21 Bü 46, fol. 84r-154v.

52 Hauptstaatsarchiv (HStA) Stuttgart: A21 Bü 46, fol. 83v. »Ferner, seynd auch von weyland Herrn Conradt Wiederholden von Neidlingen, Obristen, und Obervogten zu Kirchheim under Teckh Herrn Wilhelm Ludwig Herzogen zu Württemberg Fürstl. Dhlt. neben dero Gewehr und RüstCammer nachfolgende Bücher legirt, [84r] Zur Zeit gegenwertiger Inventur, anhero geliefert, und auff begehren der Fürstl. Fraw witib Frawen Magdalenae Sibyllae, Dhl. übergeben worden.«

53 On Magdalena Sibylle's dynastic and chamber libraries, see Jill Bepler: Traditions of reading, writing and collecting. Books in the lives of dynastic women in early modern Germany, in: (Re-)Contextualizing literary and cultural history. The representation of the past in literary and material culture, ed. by Elisabeth Waghall Nivre, Beate Schirrmacher and Claudia Egerer, Stockholm 2013, pp. 223-252, see p. 303, online publication: http://su.diva-portal.org/smash/get/diva2:614612/FULLTEXT01.pdf (accessed 2.8.2016).

Entangled biographies

Just as the biography of one particular copy of the Duchess's work *Andachts-Opffer* was incorporated into the paratexts of later editions of the work, so it was also made part of the Duchess's own biography in the printed curriculum vitae of the funeral work commemorating her life, where the story of its miraculous survival was retold. The nexus of biographies and books, often to be found in the curricula vitae of women's funeral sermons, where their reading and writing is mentioned, reaches a high point in the dynastic funeral work for Magdalena Sibylle. The texts of the funeral book celebrate her both as a collector, as a reader, and as a prolific author. But her authored books themselves also became a central part of the ceremonial iconography of the funeral service. Material aspects of all her publications – reproductions of their title page engravings – were reproduced and enlarged to be used as shields within the ephemeral architecture of the castrum doloris in the church at Stuttgart. They were placed prominently at the base of the construction at eye level with the congregation. As engravings within engravings and books within a book, the title-page engraving of the funeral publication for Magdalena Sibylle reproduced the castrum doloris, the eight shields and their representations of her publications (Fig. 9).[54]

Emblems from the Duchess's emblematic compendium *Creuz-Presse* are cited extensively in the text of the published funeral sermon that Johann Wolfgang Jäger had held in the Stiftskirche in Tübingen.[55] The funeral work is thus a complex referential system in which books take centre stage, both visually and textually.

Conclusion: Gendered practices of book use.

In alignment with the medieval *Sachsenspiegel*, early modern devotional works in particular were passed down in the female line, making them difficult to trace. The passive-agressive book objects with which Dorothea Susanna of Weimar pounded her son entered directly into his dynastic collections in Altenburg and moved with them to Gotha. Most books owned by women rather than men passed through many hands before they reached their present owners and they accumulated rich biographies of their own on the way.

54 Ibid., p. 246.
55 Christ-Fürstliches Ehren-Gedächtniß (fn. 41), pp. 19-20, 26.

Fig. 9: Title engraving of the funeral work for Magdalena Sibylle of Württemberg (1712) with shields from her works in the foreground, Hauptstaatsarchiv Stuttgart

Devotional works are often quickly passed over when examining women's book collections as they are misunderstood as bearing witness only to personal belief. My examples have shown women using these books as overt or subtle political and personal statements and exhortations. The biography of the object was entertwined with their own biographies and aspirations and with their dynastic and family networks. By creating and documenting their association with individual objects they engaged in a process of enhancing their value and attempted to guarantee their survival. Women sought to inscribe their personal history into that of the object by using inscriptions and portraits or by actually making the material object book and their connection to it the subject of reflection in printed texts. The various manipulations to which book objects were subjected attempted to imbue them with agency over space and time. The book as an object that could be easily transmitted from one place to another established and upheld personal connections and emotional ties between giver or testator and recipient. Its content could be reinforced by appeals to conscience in its paratexts or in the enhancement of its message in its decoration. Books of little market value, such as a bestseller like Johann Habermann's prayerbook, could be transformed into dynastic treasures by virtue of costly bindings. The devotional book was not just an attribute for the early modern dynastic woman, it was a tool that she used for exerting and maintaining influence and for asserting her place in dynastic memory.

TRANSFER — TRANSFORMATION

Ulrich Johannes Schneider

DAS BUCH UND SEIN WURM

In einem Kriminalroman des amerikanischen Autors Ross Thomas – im Original *No questions asked*, auf Deutsch *Schreie im Regen* – geht es um eine gestohlene Ausgabe des Plinius. Dieses aufwendig gedruckte antike Werk befindet sich in der Obhut der Library of Congress in Washington, D.C., gehört ihr aber nicht. Wie der zuständige Bibliothekar dem ermittelnden Privatdetektiv erklärt, wurde der Band offiziell abgeholt, nachdem die Bibliothek sich nicht in der Lage gesehen hatte, die 400.000 Dollar, die der Besitzer für den Verkauf des Werkes erlösen wollte, aufzubringen. Dummerweise ist der für die Abholung engagierte Versicherungsvertreter mit dem fraglichen Werk verschwunden, vermutlich überfallen worden von Menschen, die für sein Leben und die Rückgabe des Buches einen hohen Preis herausschlagen wollen.

Die Sache geht auf mehreren Ebenen schief, und es stellt sich erst nach hundert Seiten heraus, dass der Versicherungsvertreter seine Entführung vorgetäuscht hat. Als der ermittelnde Privatdetektiv das herausfindet, ist der Dieb bereits tot, da er sich mit den falschen Freunden eingelassen hat. Ganz am Ende gibt es den Showdown mit Plinius: Der Foliant soll des Nachts am Pier von Santa Monica übergeben werden, dort aber kommt es zur Schießerei. Der Foliant mit dem frühen Druck fängt sich eine Kugel ein und rettet so den Privatdetektiv, der zu diesem Zeitpunkt das Werk gerade in der Hand hält, um es den rechtmäßigen Besitzern zurückzugeben. Wir Leser bedauern, dass das Werk Schaden gelitten hat. Bei Ross Thomas gibt es jedoch – ungeachtet zahlreicher Toter – ein Happy End, weil ein Käufer auftaucht, der eben solche Kulturstücke sucht, die durch Gewalt zu Schaden gekommen sind. Der Plinius wechselt den Besitzer für das Doppelte des ursprünglich veranschlagten Preises.

Schadensbilder und Traditionsbildung

Die Enzyklopädie des Plinius, *Historia naturalis*, entstand im 1. Jahrhundert und kannte noch kein Schießpulver, versammelt sonst aber so ziemlich das gesamte Wissen der Antike. Der gelehrte Autor war mit den amerikanischen Verhältnissen der 1970er Jahre unvertraut und ahnte vermutlich nicht, dass beschädigte Bücher höher bewertet werden können als unbeschädigte. Auch

© 2017 Ulrich Johannes Schneider, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.15499/kds-001-012 | CC BY-SA 4.0

aus heutigem Gesichtspunkt ist das die exzentrische Ausnahme, denn natürlich wollen wir Kultur erhalten und Bücher nicht beschädigen. Aber was heißt Beschädigung?

Zwei Beispiele: In der Universitätsbibliothek Leipzig werden Briefe aufbewahrt, die stark versengt sind. Das rührt vermutlich von einem Brand im Jahre 1943 her, als erstmals Bomben auf die Stadt fielen und auch das Verlagsarchiv, in dem die Briefe lagen, in Flammen aufging. Es gibt in Leipzig dann noch ein anderes Buch, welches von einem Schrapnell zerfetzt wurde. Auch dieses Kriegsopfer ist nicht mehr zu benutzen. Man sieht an beiden Beispielen, dass bestimmte Schäden Objekte mit zusätzlicher Bedeutung aufladen. Die Briefe bezeugen ein Kriegsgeschehen, nicht anders als das Buch mit dem Durchschuss, das wir in den oberen Etagen der Bibliotheca Abertina vermuten können, vielleicht in einem Büro, wo es sich zufällig aufhielt, statt mit den anderen Büchern den Weg in die Keller des Völkerschlachtdenkmals anzutreten, wo die allermeisten Bücher der Universitätsbibliothek Leipzig das Bombardement der Hauptbibliothek überlebten. (Dort fingen sich einige den Schimmel ein, aber das ist eine andere Geschichte.) Wenn mit Büchern etwas geschieht, wenn an ihnen etwas getan, wenn ihnen etwas angetan wird, dann verändert das die Wertigkeit des Objekts.

Bücher wurden in der Spätzeit der Handschriftenkultur und der Frühzeit der Druckkultur individuell angefertigt und stellen handwerkliche Produkte von nicht selten hoher Qualität dar. Beim Neubinden stark beschädigter Büchern erhebt sich immer wieder die Frage, ob man restauratorisch oder konservatorisch an das Objekt herangehen, ob man einen neuen Einband herstellen oder den alten flicken soll. Wo die wilden Kräfte der Natur herrschen und Schäden am Buch durch Würmer entstehen – weil Holzdeckel für Maden eine vorzügliche Nahrungsquelle darstellen –, sind wir uns meist sicher, dass wir radikaler einschreiten können und eher restaurieren als konservieren. Wir sprechen von Wurmbefall ähnlich wie von Schimmelbefall als einer anonymen Gefahr und bedauern die Zerstörung des Papiers sowie den Verlust der Lesbarkeit.

Man muss diese Perspektive nicht grundsätzlich bestreiten und kann gerne einräumen, dass das Buch als komplexer Kulturträger durch Verfasser, Drucker, Verleger, Binder usw. bestimmt wurde, Leserinnen und Leser zu finden und insgesamt in eine kommunikative Zirkulation zu treten. Dann allerdings steht dem nichts weiter als der brutale, unvorhersehbare Weltlauf gegenüber, der Unglücke produziert, denen auch Bücher zum Opfer fallen, was einfach nur beklagt werden muss. Man kann es jedoch auch anders sehen, denn allein von der Materialität des Buches her geurteilt, ist jede Einwirkung von außen erst einmal eine Veränderung, eine qualitative Transformation. Ob diese ein Unglück darstellt, ist eine Bewertung, die eine Reihe von nor-

mativen Voraussetzungen enthält, die beispielsweise festlegen, was ein Buch ursprünglich und eigentlich war.

Wir wissen etwa, dass die großen Bibliotheken kaum noch Werke in jungfräulichem Zustand besitzen – die Herzog August Bibliothek ist mit ihrem fürstlichen Bestand hier eine Ausnahme –, und halten dennoch den ältesten Zustand für den eigentlichen. In derselben Perspektive sind Notizen in Büchern generell unerwünscht und werden als nicht zum eigentlichen Zustand gehörend missbilligt, mit der bekannten Ausnahme, dass berühmte Persönlichkeiten ein Objekt auch durch Benutzung veredeln können. In der Universitätsbibliothek Leipzig beispielsweise machen die handschriftlichen Notizen von Johannes Kepler das Buch des Nikolaus Kopernikus über die Planetenbahnen von 1543 erst richtig wertvoll. Die Neubindung geraubter Bücher, beispielsweise in rotem Maroquinleder, wie für den französischen König üblich, galt lange Zeit als Verbrechen. Mit historischem Abstand betrachtet, sind die entsprechenden Exemplare auch ganz hübsch und erzählen jedenfalls eine spannende Geschichte.

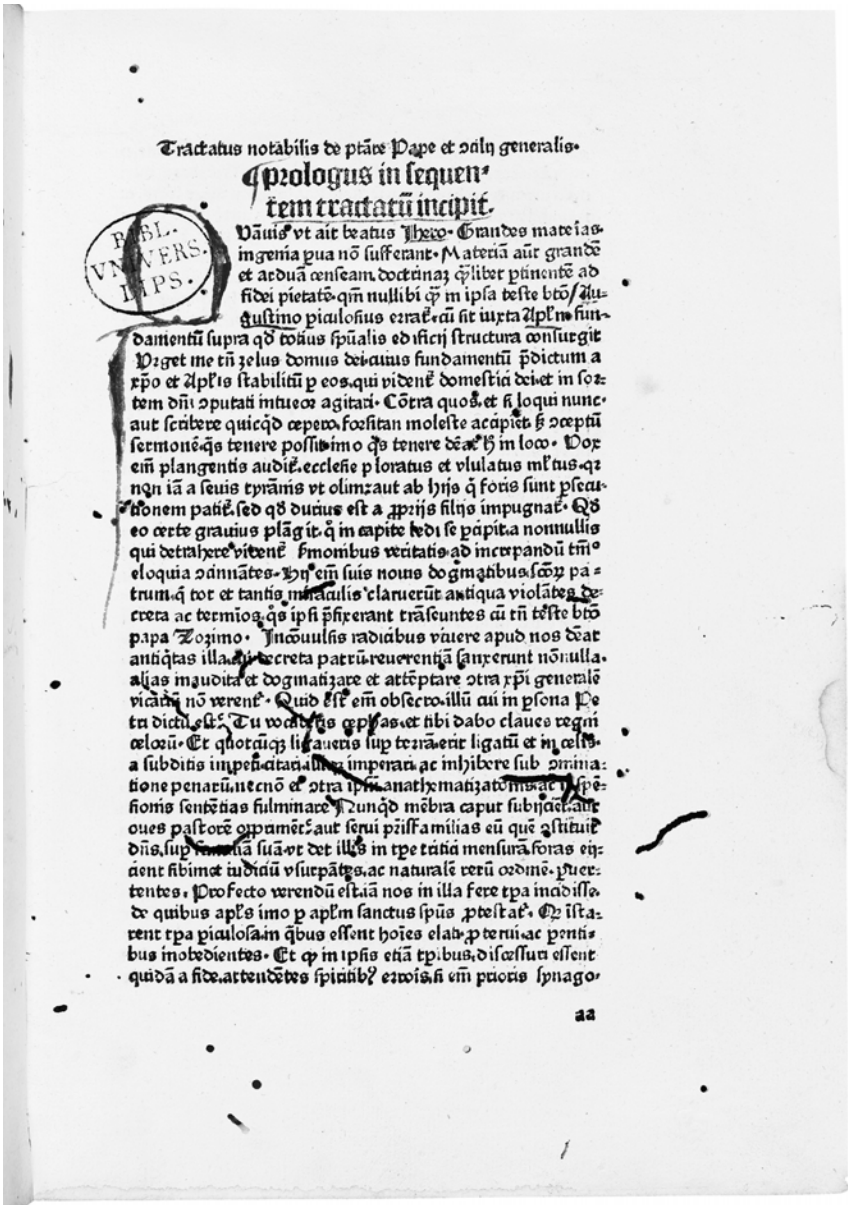
Wurmbefall und Lektüre

Vermutlich jedoch kann man die Produkte des Bücherwurms, das heißt die insektenverursachten Löcher in Seiten und Einbänden, unter keinerlei Gesichtspunkten als ein äußeres Unglück so verstehen, dass ein materieller Mehrwert entstünde. So heißt es in einer Abhandlung von Paul Adam 1890 ganz realistisch:

> Manche alten Bücher sind durch Wurmstich und Wasserflecken verunstaltet und verdorben. Diese beim Umbinden in einen einigermaßen guten Zustand zu bringen, erfordert viel Mühe und Sorgfalt. Gegen den Wurmfraß ist meist keinerlei Hilfe vorhanden, und man muß sich begnügen, Blatt für Blatt mit einer weichen Bürste auszubürsten, um Hülsen von Insektenpuppen und anderen Schmutz zu entfernen.[1]

Der Wurm bzw. die entsprechende Käferlarve, um die es sich eigentlich handelt, müsste schon geometrisch eindrucksvolle Figuren gefressen oder auf so trickreiche Weise bestimmte Buchstaben zum Verschwinden gebracht haben, dass neue Lesbarkeiten entstehen – all das ist bislang nicht beobachtet worden. Der Anblick von Wurmlöchern wird allgemein mit einem Seufzer quittiert, wie unlängst von einer koreanischen Besucherin angesichts der in vier Bände

1 Paul Adam: Der Bucheinband. Seine Technik und seine Geschichte, Leipzig 1890, S. 29.



Tractatus notabilis de ptate Pape et ꝛcilij generalis.

Prologus in sequentem tractatū incipit.

Vanis vt ait beatus Iherō. Grandes materias ingenia pua nō sufferant. Materia aūt grandē et arduā cēseam doctrinaz ꝗ liber pūnentē ad fidei pietatē. qm nullibi ꝗ m ipsa teste btō Augustino piaulosius errat. cū sit iuxta Apl'm fundamentū supra qd totius spūalis edificij structura cōsurgit. Vrget me tñ zelus domus dei. ratius fundamentū pdictum a xpo et Apl'is stabilitū p eos. qui vident domestica dei. et in sortem dñi oputati intueor agitari. Cōtra quos. et si loqui nunc aut scribere quicqd cepero. forsitan molestē acipiet. si oceptū sermonē. qs tenere possit. imo qs tenere deat. ḥ in loco. Vox eñ plangentis audit. ecclesie ploratus et vlulatus ml'tus. qz nqn ia a seuis tyrānis vt olim. aut ab hijs q foris sunt pseutionem patit. sed qd durius est a ꝓprijs filijs impugnat. Qd eo certe grauius plāgit. q in capite kedi se pāpit. a nonnullis qui detrahere vitent. fmonibus veritatis. ad increpandū tñ eloquia ꝛdinātes. Hi eñ suis nouis dogmatibus. scōꝝ patrum. q tot et tantis miraculis claruerūt antiqua violātes decreta ac termios. qs ipsi pfixerant trāseuntes cū tñ teste btō papa Zozimo. Incōuulsis radicibus vtere apud nos deat antiqtas illa. decreta patrū reuerentiā sanxerunt nōnulla. alias inaudita et dogmatizare et attēptare otra xpi generalē vicariū nō verent. Quid est eñ obsecro illū cui in psona Petri dictū est. Tu vocabis cpl'as. et tibi dabo claues regni celorū. Et quotcūqz ligaueris sup terrā erit ligatū et in celis. a subditis impeti citari. illos imperari. ac inhibere sub omnatione penarū. nec nō et otra ipsū anathematizatōnis. ac suspēsionis sentētias fulminare. Nunqd mēbra caput subjicet. aut oues pastorē opprimēt. aut serui pīsfamilias eū quē astituit dñs. sup familia sua vt det illis in tpe triticū mensurā foras eijcient sibimet iudicū vsurpātes. ac naturalē rerū ordinē. puertentes. Profecto verendū est. ia nos in illa fere tpa incidisse de quibus apl's imo p apl'm sanctus spūs ptestat. Qz ista rent tpa piculosa. in qbus essent hoīes elati. p terni. ac pentibus inobedientes. Et ꝗ in ipsis etiā tpibus. discessum essent quidā a fide. attendētes spiritib? errois. si eñ prioris synago-

aa

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Abb. 1: Die Narben dieser Seite sind durch Wurmfraß entstanden. Über die Struktur der Löcher kann der im 19. Jahrhundert separat gebundene Text mit seinen alten Nachbarn aus einem frühneuzeitlichen Sammelband lokalisiert werden. Rafael de Pornaxio: *De potestate Papae et concilii generalis*, Köln: Heinrich Quentell, 1480, Universitätsbibliothek Leipzig, Ed.vet. 1480,11

gebundenen Gutenberg-Bibel der Universitätsbibliothek Leipzig, deren zweiter Band im Deckel Spuren des Wurmfraßes deutlich erkennen lässt.

Auch intellektuell kann man dem Wurm und seinem zerstörerischen Wirken nicht viel abgewinnen, selbst wenn man darüber zu philosophieren geneigt wäre, wie sich durch Löcher der druckerschwärzefreie Raum auf der Seite vermehrt. Wenn man über das Verhältnis des Gedruckten zum Ungedruckten auf der Seite nachdenkt, fallen einem neben den Rändern des Satzspiegels auch die Spatien ein, die für besonders große Wortzwischenräume sorgten und unterschiedliche Funktionen erfüllten, jedenfalls in der frühen Druckzeit.

Wurmlöcher weiten das Ungedruckte aus, fügen dem Werk sozusagen dreidimensionale Spatien bei, aber sie tun das mit schöner Regelmäßigkeit auch im unbedruckten Bereich, was so gesehen sinnlos ist (Abb. 1). Auch wäre es nur von mäßigem Witz, in eine Betrachtung darüber zu versinken, ob ein bestimmtes Wurmloch etwa in einer Kaiserchronologie gewisse Zeiträume markiert oder in einer Papstchronik beispielsweise das 8. bis 10. Jahrhundert betrifft. Man könnte fragen, warum die Larve im 10. Jahrhundert umkehrte und nicht zum 12. vorzudringen geneigt war, sondern stattdessen einen parallelen Gang zurück ins 8. Jahrhundert anlegte. Aber für solche Fragen ist die Wurmlochforschung noch nicht differenziert genug.[2] Ob eventuell die Bitterstoffe in der Bemalung einer Initiale zur Umkehr oder überhaupt zur Richtungsänderung Anlass gaben oder ob etwas Äußerliches – wie ein Temperatursturz im Magazin – es dem Insekt geraten sein ließ, nicht zu sehr in die Außenseiten des Bandes vorzudringen, ist heute so wenig beantwortbar wie die Frage, wo das Bücherfressen überhaupt einsetzt. Ein Käfer landet und legt Eier. Das Tier sieht eher Natur vor sich als Kultur, es sieht Holz und Papier, Leim und Farbe, wählt also auf keinen Fall nach Inhalt. Wenn man allerdings einräumt, dass Folianten am häufigsten Holzdeckelbände besaßen, die wiederum am häufigsten von Tierfraß befallen waren, kann man freilich die Literatur ein wenig eingrenzen und sagen, dass theologische, juristische und enzyklopädische Werke in jeder alten Bibliothek größere Einladungen an nahrungssuchende Tiere darstellen als kleinere Breviere oder flache Pappbändchen. Und nicht ganz unvernünftig könnte man weiter vermuten, dass überhaupt ein von Lesern und Bibliothekaren gänzlich verlassenes Buch in einer verschlossenen – für Insekten freilich zugänglichen – Bibliothek idealere Lebensbedingungen bietet als gut durchlüftete Wohnräume, in welchen die Bücher hin und her bewegt und vielleicht sogar gelegentlich abgestaubt werden.

2 Ein erster Ansatz stellt die Arbeit *A Study of Wormholes* von Walter Wilson Greg dar, der einen Fall gegeneinander verschobener Löcher untersucht (in: The Library 4/III 1922, S. 53-54). Die Studie umfasst zwei Seiten.

Der Buchkörper und seine wechselnde Verortung

Es geschieht nicht sehr oft, dass Bibliotheksregale abgestaubt werden, jedenfalls nicht systematisch, es gibt aber solche Episoden. Ich selber habe einmal in den Cevennen in Südfrankreich eine Bibliothek neu ordnen dürfen, die wohl zuletzt im frühen 19. Jahrhundert benutzt wurde und nun durch Verkauf einiger wertvoller Exemplare geflöht war. Sie musste im alten Raum, aber unter neuem Dach – dafür war der Erlös verwendet worden – neu aufgestellt werden, und ich glaube sagen zu können, dass alle Bücher das lebhaft begrüßten, sich jedenfalls gerne in das Schicksal ergaben, in neuer Anordnung längerfristig zugänglich bleiben zu können. Sie mussten mit dem Schmerz zurechtkommen, nicht zu den kostbaren Exemplaren gezählt worden zu sein, die man in den Verkauf gab, konnten umgekehrt aber auch erfreut darüber sein, nicht zu den miserablen Exemplaren zu gehören, die von Mäusen angefressen und zu deren Nestern umgewidmet waren. Denn auch solche Bücher kamen zum Vorschein, was am besten und deutlichsten bewies, dass die gesamte Bibliothek sehr lange Zeit nicht benutzt worden war.

Nun ging es bei der Neuordnung der französischen Privatbibliothek mit geschätzten sieben- bis achttausend Bänden um eine gewisse sachliche Aufstellung, bei der jedes Buch Nachbarn bekam, mit denen künftige Leserinnen und Leser etwas anfangen konnten. Kinderliteratur bei Kinderliteratur, lateinische Werke bei lateinischen Werken, ökonomische und statistische Werke nebeneinander wie literarische und philosophische usf. Die alte Ordnung war niemals protokolliert worden, und so würde die neue Ordnung nach kurzer Zeit als solche gar nicht mehr erkennbar sein, sondern schlicht für die gegebene gehalten werden.

Die materiale Identität des Buches setzt sich in der Identität seiner Verortung innerhalb der Bibliothek fort. Das ist die augenfällige Trägheit der Bibliothek, die uns oft genug beeindruckt. Jede Zeit kann zwar hier und da eingreifen und alles umändern, aber die Stille der folgenden Jahre lässt schnell einen gewissermaßen versteinerten Zustand dauerhaft erscheinen, macht aus jeder Büchersammlung unversehens eine alte Bibliothek.

Diese sekundäre Materialität des Buches innerhalb der Bibliothek, sein Ort und seine Verortung, ist im höchsten Maße ein kulturelles Produkt, nicht anders als der Herstellungsakt des individuellen Buches selbst. Wenn dem Buch seine erste Natur als Artefakt, also seine Kultur, zu einer materiellen Natur geraten kann, dann gilt das für die Bibliothek ebenso. Die Ansammlung von Büchern hat objektiv wie subjektiv ihre eigene Langsamkeit, verändert sich nach Füllung der Regale nur wenig. Die vielen bibliothekarischen Diebe, die mit großer Kenntnis wertvolle Werke aus den Regalen zogen und sie dem

freien Markt zum Fraß vorwarfen – wie einige Bibliothekare Frankreichs oder Italiens in den letzten Jahren –, blieben auch darum so lange unentdeckt, weil sie geschickt die Aufstellung der Regale manipulierten und immer wieder diesen Anschein erwecken konnten, dass sich hier nichts bewegt habe und alles seine alten Nachbarschaften bewahre.

Dass dem nicht so ist, dass Bibliotheken immer wieder umgeordnet werden, das zu beobachten und zu beschreiben macht Mühe. Lieber verstehen wir jegliches Umordnen als intellektuellen Fortschritt, wie ihn die Geschichten der Philosophie, der Wissenschaft und der Bibliotheken glauben machen. Gutgläubig haben wir so die Zäsur übersehen, die zur inneren Neuordnung der europäischen Bibliotheken im 18. und 19. Jahrhundert führte, wobei diese Veränderung auf dem Buchmarkt geschah und erst dann auf Bibliotheken übergriff. Im 18. Jahrhundert veränderte sich nämlich das Geschäft des Verlegens, Lesens und auch des Bindens insofern, als sich die Buchkultur in der bürgerlichen Gesellschaft verbreitete und Privatbibliotheken auch jenseits des gelehrten Standes im großen Stile üblich wurden. Neuere Literatur aus Frankreich, England und Deutschland definierte das Buch als einen Gegenstand, für den v.a. der Autorname symbolischen Wert besaß und zur Bewerbung des Produktes eingesetzt wurde. Sammelbände gab es nur noch in Form von Anthologien oder Briefwechseln. In solchen Bänden waren mehrere Stimmen versammelt, wobei aber auch hier die Autorennamen prominent waren; typischerweise wurden sie verkaufsfördernd auf der Titelseite platziert.

Das war im 16. und 17. Jahrhundert noch anders, als Buchbindearbeiten ganz absichtlich zu so etwas wie einer Containerbildung in Bibliotheken führten und man in Sammelbänden Texte verschiedener Autoren zusammenbrachte.[3] Dieses Prinzip der Aufbewahrung und Aufstellung verzögerte, aber verhinderte nicht die Auffindung der Texte, die durch den Katalog im Zusammenspiel mit der Signatur jederzeit unproblematisch lokalisiert werden konnten.

Der Sammelband als bibliothekarische Provokation

Die neue Lesekultur des 18. Jahrhunderts wirkte sich tatsächlich auch auf die Bibliotheken aus. Bibliothekare der Aufklärungszeit begannen mit einer Praxis, die sich bis ins 19. Jahrhundert fortsetzte, und zerlegten alte Sammel-

3 Das Sammeln von Bucheinbänden und das im 19. Jahrhundert einsetzende historisierende Neubinden von frühen Drucken oder Handschriften sind in der Geschichte des Buchbindens bekannt. Siehe Hellmuth Helwig: Einführung in die Einbandkunde, Stuttgart 1970, S. 124-126, S. 141.

bände, um die Schriften darin nach Autoren getrennt neu binden zu lassen. Diese auktorialen Werke fanden dann als schlanke moderne Bände Eingang in die Bibliothek, mit neuem Gewand, meist aus Pappe. So entstanden aus einem dicken Sammelband zehn oder dreißig kleine Schriften, die eine eigene Signatur erhielten und ihrem ursprünglichen Zusammenhang – der als rein technisch induzierter und pragmatisch notwendiger angesehen wurde – entfremdet wurden. Der Direktor der Leipziger Universitätsbibliothek, Otto Glauning, schrieb 1933 in einem Beitrag zu Fritz Milkaus *Handbuch der Bibliothekswissenschaft* dazu das Folgende:

> Um bei der Verwaltungsarbeit in der Verwendung der einzelnen Bücher nicht irgendwie behindert zu sein und ihnen die volle Freizügigkeit zu bewahren, wird man [...] die Forderung aufstellen müssen, daß jedes Buch für sich gebunden werden muß. In früheren Zeiten hat man darüber vielfach anders gedacht und vor allem kleinere Schriften ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit ihres Inhaltes, sofern sie nur annähernd von gleicher Größe waren, in größerer Zahl zu Mischbänden vereinigt, ein Verfahren, das wohl auch heutzutage noch von privaten Bücherbesitzern angewandt wird. Auch hierin können ihnen die öffentlichen Bibliotheken nicht folgen. Solche äußerliche Verbindung von innerlich nicht Zusammengehörigem ist für sie nicht tragbar. Sie bedeutet bei der Ausleihe das zwangsläufige Mitausderhandgeben einer ganzen Reihe von Schriften statt der allein gewünschten einen und damit zugleich die Vergrößerung der Gefahr des Verlustes, bei systematischer Aufstellung auch die Notwendigkeit der Durchbrechung der für sie geltenden Grundsätze. Bildung und Erhaltung oder Vermeidung und Auflösung solcher Bände waren Fragen, die in der Geschichte der Bibliotheken bei den älteren Bibliothekar-Generationen zeitweise eine sehr erhebliche Rolle gespielt haben: Johann Christian Götze, seit 1734 Leiter der kurfürstlichen Bibliothek in Dresden, löste sie um der strengen Durchführung der systematischen Aufstellung willen auf, Martin Schrettinger in München sah bei seiner Bevorzugung mechanischer Aufstellung kein Hindernis in ihnen und wollte sie bestehen lassen. Götzes Vorgehen ist durch die Vernichtung von reichem Einbandmaterial für die Geschichte des Einbandes verhängnisvoll geworden. Schrettingers Auffassung verdankt sie die Erhaltung wertvoller Stücke.[4]

4 Otto Glauning: Einband und Kennzeichnung des Besitzes, in: Handbuch der Bibliothekswissenschaft, hg. von Fritz Milkau, Leipzig 1933, Kap. IV, S. 206-236, hier S. 207. Auf S. 208 werden Sammelbände mit thematisch zusammengehörenden Schriften wie Schulschriften von Mischbänden unterschieden.

Formen der Ordnung und der Umordnung von Büchern

Die Bibliothekare des 18. und 19. Jahrhunderts hatten mit immer schneller wachsenden Büchermengen zu kämpfen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeugen zahlreiche Bibliotheksneubauten von der akuten Raumnot wissenschaftlicher Bibliotheken. Die Universitäten wuchsen, es gab staatliche Budgets für den Bucherwerb, schließlich basierte auch der Unterricht in den meisten Fächern immer stärker auf dem Medium Buch: Professoren produzierten Einführungs- und Forschungsliteratur um die Wette.

Auch intellektuell musste die Büchermenge bewältigt werden, und das bedeutete, die Katalogisierung so zu takten, dass sie mit dem Eingang der Medien Schritt halten konnte und zugleich die Benutzung derselben unkompliziert ermöglichte. Das Ergebnis davon waren Real- oder systematische Kataloge, welche zugleich die Buchaufstellung im Regal bestimmten. Dort waren die Bücher nach den Gegenständen geordnet, von denen sie handelten – etwa Japan, Hinduismus oder Literatur zu Cicero –, bzw. nach Disziplinen, also etwa Klassische Philologie, Medizin oder Mathematik. Die Regalsysteme waren so beschaffen, dass ein Um- und Dazwischenräumen immer möglich war. Öfter noch als das Umsetzen größerer Büchermengen war das Neuschreiben der Katalogbände notwendig, deren sachliche oder fachliche Einteilung immer differenzierter wurde. Zeugen dafür sind die großen handgeschriebenen Bandkataloge größerer Bibliotheken; in Leipzig zählte das Katalogwerk, das in den 1850er Jahren begonnen und 1940 abgebrochen wurde, am Ende 347 Folio-Bände.

Bei der sachlichen Ordnung in Aufstellung und im Katalog sorgten die Bibliothekare des 19. Jahrhunderts für eine gewisse Ökonomie. Es wurden nur Band- oder Zeitschriftentitel als zu katalogisierende Einheiten aufgenommen. Man verzeichnete Zeitschriften mit allen Bänden und vielfältigen Autoren und Themen mit nur einem Titel, genauso wie einen Misch- oder Sammelband, ganz ungeachtet der intellektuellen Anstrengung, die sich in diesem Werk manifestierte. Herausgeber wie Autoren wurden als singulär verantwortlich für die physikalisch-intellektuelle Einheit namens Buch angesehen, welches maximal einen Eintrag in den Katalog verdiente. Man kann es auch andersherum schildern: Die physikalisch-intellektuelle Größe namens Buch wurde mit dem Namen einer Person belegt, die entweder ihr Autor oder ihr Herausgeber war. Neben den Real- oder systematischen Katalogen existierten Nominalkataloge. Hier bekam man Auskunft über Autoren und ihre Werke. Was der Nominalkatalog implizit fordert, nämlich eine neue Aufstellung der Bibliothek, jedenfalls innerhalb der Sach- oder Fachgruppen, ist jedoch nirgendwo vollständig durchgeführt worden. Es existieren jedoch reichlich Beispiele für die Operationen an Sammelbänden zugunsten

auktorial eindeutiger Einheiten, die keineswegs allein auf das Einwirken von Bibliothekaren zurückzuführen sind, sondern auch mit der Zirkulation der Werke auf dem Markt antiquarischer Bücher zu tun haben könnten.[5] Besitzer von Sammelbänden waren ja eventuell schon damals gut beraten, diese in Portionen zu verkaufen; sie mussten dafür nur in neue Einbände investieren. Manchmal sieht man es den Werken an: Ein billiger Pappeinband ist vermutlich auf bibliothekarische Initiative hin entstanden, ein hübscherer Einband, vielleicht sogar aus Pergament, wahrscheinlich zur Wertsteigerung für den antiquarischen Buchhandel privat beauftragt.

Drei Entwicklungen kommen also im 19. Jahrhundert zusammen, die das Schicksal älterer Sammelbände problematisch werden lassen: einmal der intellektuelle Wunsch, Nominalkataloge möglichst so anzulegen, dass sie nicht nur den Bestand der Bibliothek so weit wie möglich erfassen, sondern auch die auszuleihende oder zu konsultierende Einheit, also den Band, definieren. Zum andern die Tatsache eines antiquarischen Buchmarkts, für den das Format des Sammelbandes ökonomisch unsinnig ist. Zum Dritten ist es die geistige Wertschätzung individueller Autoren, die man auf diese Weise zu realen Größen werden lässt.

In der Buchbinderlehre hält sich diese Auffassung bis heute, wie ein Zitat aus dem Jahre 2008 belegen mag: »Das fertige Manuskript, das ein Geistesmann in Händen hält, ist in Wahrheit das Buch.«[6] Zu Beginn des 20. Jahrhunderts schrieb Heinrich Schreiber in seiner *Einbandkunde*: »Alle Einbandkunst steht im Dienste des Buches – das Buch im Dienst des schöpferischen Geistes, der Ausdauer und Fortdauer in der Mit- und Nachwelt sucht.«[7] Schreiber versteht die Herstellung des Bandes unmittelbar als materiale Äquivalenz einer geistesgeschichtlichen Tat. So kann er pathetisch ausrufen:

> Jahrtausende war das Buch Zeuge geformter Ideen, ist es heute noch und wird es für absehbare Zeiten bleiben. Solch ein wichtiges Gefäß, das Dauer haben soll und dabei seinen Zweck je besser erfüllt, je mehr es gebraucht wird, darf nicht zu zerbrechlich sein. Dem Buchbinder ist die Aufgabe anvertraut, diese dauerhafte Schale herzustellen.[8]

Man wird von Buchbindern nicht erwarten können, das Binden gar nicht mehr zu empfehlen. Und es berührt durchaus sympathisch, wenn diejenigen, die mit der materialen Büchergestalt unmittelbar zu tun haben, den starken

5 Zum parallelen Phänomen der Heraustrennung von Graphik durch Kunsthändler und die Abgabe von ganzen Graphiksammlungen aus Bibliotheken an – dadurch oft erst begründete – Kupferstichkabinette siehe den Beitrag von Almuth Corbach in diesem Band.

6 Fritz Wiesel: Der Bucheinband, 7. Aufl., Hannover 2008, S. 9.

7 Heinrich Schreiber: Einführung in die Einbandkunde, Leipzig 1932, S. 8.

8 Ebd., S. 8f.

Glauben an individuelle Geistigkeiten pflegen. Auch kann niemand etwas gegen pragmatische Ratschläge haben wie den, Inkunabeln und alte Drucke – sollte die Notwendigkeit einer Neubindung unabweisbar sein – besser nicht zu beschneiden, wie es in einer fachmännischen Empfehlung von 1963 heißt.[9] Wie weit aber geht das Verständnis für die Aussagekraft beschädigter Bücher, wie steht es beispielsweise um Wurmlöcher? Sollte man bei der Papieranfaserung davon absehen, Insektenlöcher in alten Drucken zu schließen?

Sprechende Buchkörper

Nur für Provenienzforscher könnten Wurmlöcher ähnlich heilig werden wie blutende Madonnenaugen. Die einmal gefressenen Gänge sind nämlich potentiell ein materialer Mehrwert, wenn er sich kulturgeschichtlich lesen und verzinsen lässt. Wer ahnt schon, welche Analysemethode uns künftig in die Lage versetzen wird, Insektenart, Ort und Zeit des Wurmfraßes aus den Gängen selber zu erkennen, die – ähnlich einer intensiv mit der Feder unternommenen Lektüre – das Werk durch Nutzungsspuren anreichern. Nur weil heute die Metadatensätzen noch keine DNA buchkontakthaltender Lebewesen – Insekten wie Menschen – enthalten, müssen wir nicht bei der Ästhetik der Defizienz und der Rhetorik der Schadensbeklagung verharren. Wir sind gerade erst dabei, die Typographie auch früher Drucke datentechnisch zu entziffern – warum nicht die bildererkennenden Verfahren abwarten, um Seite für Seite die Biographie der Bücher jenseits ihrer Inhalte in Erfahrung zu bringen?

Ich habe unlängst im Lesesaal einen jungen Mann angesprochen, der ziemlich in die Länge geschossen war und zwei stattliche Bände zur Onomastik dem Freihandregal entnahm. Ach, sagte ich, Sie sind Namenkundler? Keineswegs, sagte er, ich nutze die Lexika als Stützen für meine Unterarme, weil ich sonst hier nicht bequem arbeiten kann. Es mag eine Zeit nicht fern sein, da uns hochsensible Sensoren auch über – so oder anders verursachte – Druckstellen in Büchern Auskunft geben, und erst recht analytischen Aufschluss verschaffen über Schrapnelle, Pistolenkugeln und andere in Büchern eventuell steckende Fremdkörper. In der Zwischenzeit können wir die Provenienzgeschichte wenigstens um einen wurmlochanalytischen Teil erweitern und die Mischbandzerlegungen des 18. und 19. Jahrhunderts mithilfe der Insektenmarkierungen

9 Hellmuth Helwig: Empfehlungen für die technische Gestaltung der Bibliothekseinbände für öffentliche wissenschaftliche Bibliotheken, zit. nach: ders.: Empfehlungen für die technische Gestaltung der Bibliothekseinbände für öffentliche wissenschaftliche Bibliotheken, Stuttgart 1970, S. 209-227, hier S. 221.

Abb. 2: Das Vorsatzblatt wird durch Wurmfraß zur Textvorschau; das Nacheinander der Seiten wird lochweise aufgehoben. Alvarus Pelagius: *De planctu ecclesiae*, Ulm: Johann Zainer, 1474, Universitätsbibliothek Leipzig, Ed.vet.1474,2

zurückverfolgen. Wir könnten jetzt schon Wurmlochmuster registrieren, die es erlaubten, ehemals einander benachbarte Drucke zu identifizieren (Abb. 2).

Die Aufhebung überlieferungsinduzierter Fragmentierung ist ein oft verfolgtes Ziel der Provenienzforschung, wie man aus der Handschriftenkunde weiß. Zusammenzufügen, was einmal zusammengehörte, gibt uns Zugang zu einem vergangenen Moment der literarischen Kultur, einem Stück wirklichen Lebens der Texte.

Angesichts der von Menschen selbst fragmentierten Misch- und Sammelbände sollten wir also den Insekten durchaus dankbar sein, uns Nachbarschaften erschließen zu lassen, die mangels anderer Quellen nicht historisch bewahrheitet werden können. Oft ist das Wissen darum mit den Bänden selbst verschwunden, denn nur selten gab es Gelehrte wie Konrad Peutinger, dessen eigenhändige Bibliothekskataloge auch seine zahlreichen Sammelbände verzeichneten. Herzog August hat durch noch größeren Fleiß und betriebsame Katalogisierung in Wolfenbüttel den Neusortierern späterer Zeiten ebenfalls katalogtechnisch vorgebaut.[10]

Was die Wiederherstellung einer anschaulichen Bibliothekswirklichkeit der Misch- und Sammelbandzeit heute, in der Zeit individualistischer Geist- wie auch Körperkultur, an grundsätzlichem Verständnis befördern kann, ist in wenigen Stichworten das Folgende:

1) Frühneuzeitliche Bibliotheken können als buchgefüllte Forschungsumgebungen rekonstruiert werden. Damit erscheinen Lektüre- und Arbeitszusammenhänge.
2) Die Nutzungsrealität der Bücher wird erfassbar, etwa wenn Bücherwürmer tierischer Art die Pausen der Bücherwürmer menschlicher Art protokollieren.
3) Der Sinn für Nachbarschaften von Texten würde geweckt, nicht nur als intellektuelle Realität (wie in jedem Buch über darin enthaltene Verweise auf andere Bücher), sondern als materiale, beschreibbare Gegebenheit, die für jeden Benutzer zum Texterlebnis dazugehört.
4) Jegliche Textproduktion würde im Rückblick auf das Druckzeitalter besser rekonstruierbar, weil die Konstellation vorhandener Texte und Kontexte beschrieben werden kann.

Das Forschungsfeld bleibt eingeschränkt. Zugleich aber gilt, dass der materiale Paratext, den ein Wurmgang darstellt, die Idee einer Bibliothek als kontinuierlicher Textsammlung am besten vermittelt.

10 Vgl. U.J.Schneider: Der Ort der Bücher in der Bibliothek und im Katalog am Beispiel von Herzog Augusts Wolfenbütteler Büchersammlung, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 59 (2005), S.93-106.

Das kulturwissenschaftliche Versprechen der analytischen Wurmlochforschung

Im 18. und 19. Jahrhundert bestand das Moderne, das Neue, das Zukünftige in der individuellen Verfasserschaft, was sich im Vorrang des Nominalkatalogs und in der bibliothekarisch-bibliographischen Praxis ausdrückte. Mit der Durchsetzung des Urheberrechts wie auf der anderen Seite des Patentwesens hat der Gedanke der Verwertung von Innovation auch eine wirtschaftliche Macht erlangt. Dieser Blick auf exklusive Urheberschaft und individuelle Innovation schrieb die Geistesgeschichte um und machte es möglich, dass retrospektiv geschichtliche Bewegungen vornehmlich an individuellen Figuren festgemacht wurden: der Buchdruck an Gutenberg, die Reformation an Luther, die Naturwissenschaft an Descartes oder Kopernikus, die Medizin an Harvey usw. Derselbe Blick hat auch diejenigen beseelt, die den Sammelbänden des 16. und 17. Jahrhunderts gegenübertraten und dort mit dem Messer versuchten, revolutionäre geistige Potentiale freizulegen, indem man den Texten eine veränderte Gestalt gab: die des einzelnen Bandes. Man hat beispielsweise den ersten Brief von Columbus über die Entdeckung des Kontinents, den man später Amerika nannte, als schmales Bändchen ausgestellt, es innerhalb der Bibliothek isoliert, wo dieser Text von 1493 zuvor keinesfalls ungebunden herumlag. Dasselbe ist mit den Traktaten einiger Reformatoren geschehen. Das Urheberprinzip wurde auch handwerksgeschichtlich angewandt, so wenn man in den Bibliotheken frühe Werke nach Druckern separierte, um beispielsweise die Aktivitäten einzelner Druckwerkstätten nach Orten zu demonstrieren.

Das Unternehmen der Auflösung von Sammelbänden ist fragmentarisch geblieben. Was aber bleibt, ist vor allem ein zerstörerischer, gegen ehemalige ›Bindungen‹ gerichteter Impuls, den wir heute lesen können als Ausweis einer Gleichgültigkeit gegenüber einem Überlieferungsgeschehen, das nicht nur als Tatsache Respekt verdient, sondern auch seine eigenen Anlässe besaß. So wurden Texte ganz physisch gerettet, indem man sie in solide Sammelbände steckte, die vielen mechanischen Zufällen und Missgeschicken und sogar dem Feuer einigermaßen gut widerstehen konnten. Sollten wir heute an der Revolution des 19. Jahrhunderts in Richtung auf die Verherrlichung individueller Autorschaft etwas korrigieren wollen, dann beispielsweise durch eine Forschung nach der Provenienz, das heißt nach der Überlieferungsgeschichte einzelner Schriften, die uns in vielen Fällen auf Sammelbände zurückführen würde, die es oft nicht mehr gibt. Und hier kommt der Wurm ins Spiel, und zwar präzise derjenige Wurm, der noch zu Zeiten, als Sammelbände vollständig existierten, wirksam war und mit seinen Gängen mehrere Texte verband.

Susanna Brogi

TRANSITZONE ›EXIL‹

KURT PINTHUS' AUTORENBIBLIOTHEK ZWISCHEN BIBLIOPHILER REPRÄSENTATION UND POLITISCHER ZEUGENSCHAFT

Bi(bli)ographisches

Nicht der Biographie eines exzeptionellen Buchs mit bewegter Geschichte widmet sich der vorliegende Beitrag; vielmehr soll der Versuch unternommen werden, Stationen einer Sammlung von Büchern im Spannungsfeld zwischen privater Nutzung und bibliophiler Leidenschaft auf der einen und öffentlicher Inszenierung und Zugänglichkeit auf der anderen Seite zu rekonstruieren. Der vormalige Besitzer der im Weiteren in den Blick gerückten Autorenbibliothek war der 1886 in Erfurt geborene und 1975 in Marbach am Neckar gestorbene Schriftsteller, Kritiker und Literaturwissenschaftler Kurt Pinthus, dessen Name heute vor allem aufgrund der von ihm herausgegebenen expressionistischen Anthologie *Menschheitsdämmerung* nicht in Vergessenheit geraten ist.[1] Ein Anreiz, sich mit der Genese von Kurt Pinthus' Bibliothek zu befassen, liegt in der spannungsreichen wechselseitigen Abhängigkeit eines nicht eindeutigen beruflichen Profils[2] mit changierenden Samm-

1 Die im Winter 1919 bei Ernst Rowohlt erschienene Anthologie trug zunächst den Titel *Menschheitsdämmerung. Symphonie jüngster Dichtung* (Berlin 1920). Ihr unmittelbarer Erfolg bedingte erweiterte Neuauflagen in den Jahren 1920 und 1922. Nach dem Krieg erschien 1959 eine Neuausgabe als Band 4 der Reihe *Rowohlts Klassiker der Literatur und der Wissenschaft. Deutsche Literatur* mit dem Untertitel *Ein Dokument des Expressionismus. Mit Biographien und Bibliographien*. Die Versachlichung des Untertitels ist nicht zuletzt Ausdruck der hinzugetretenen Funktion der Anthologie, mit den literarischen Zeugnissen die Erinnerung an deren Urheber wachzuhalten.

2 Der Frage nach dem beruflichen Profil von Pinthus im Spannungsverhältnis universitärer Literaturwissenschaft und Editionsphilologie, Publizistik und verlegerischer Betätigung zur Förderung der zeitgenössischen Literatur sind zuletzt Jan Behrs und Alexander Nebrig nachgegangen. Behrs spricht von einem »Mischmilieu aus Universität und Avantgarde«, dem Pinthus in seiner Leipziger Zeit angehörte. Jan Behrs: Der Dichter und sein Denker. Wechselwirkungen zwischen Literatur und

© 2017 Susanna Brogi, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.15499/kds-001-013 | CC BY-SA 4.0

lungsschwerpunkten sowie davon abgeleiteten Praktiken des Ausstellens und Veröffentlichens dieser Bibliothek, zu deren existentieller persönlicher bzw. genereller Bedeutung sich Pinthus selbst wiederholt geäußert hat.

Durch seinen beruflichen Werdegang, dessen Schwanken nicht von den großen historischen Ereignissen und seiner Flucht aus Deutschland im Nationalsozialismus loslösbar war, verlagerten sich die Nutzungsweisen, Wertzuschreibungen und Funktionsbestimmungen dieses Buchbesitzes kontinuierlich und bis in die Gegenwart. So zählte die Autorenbibliothek in den 1960er Jahren während der Anbahnungsphase von Pinthus' Remigration aus den USA nach Deutschland als Sammlung seltener Editionen und Erstausgaben moderner deutschsprachiger Literatur zu jenem Pfund, das Pinthus in die Waagschale legte, um das Interesse des Deutschen Literaturarchivs Marbach (DLA) an seiner dauerhaften Präsenz in Marbach zur Realisierung gemeinsamer Projekte zu erhöhen. Aktuell gehört diese Sammlung zu den im Rahmen des MWW-Forschungsverbunds im Teilprojekt »Autorenbibliotheken. Materialität – Wissensordnung – Performanz« mit berücksichtigten, in Marbach verwahrten (Teil-)Bibliotheken ins Exil gegangener Autorinnen und Autoren.[3] Es erscheint besonders lohnend, diese Bibliothek hinsichtlich der sich daran abzeichnenden Spuren des Exils zu

Literaturwissenschaft in Realismus und Expressionismus, Stuttgart 2013 (Beiträge zur Geschichte der Germanistik, Bd. 4), S. 149. Diese in unterschiedliche Richtungen weisenden Interessen und Wirkungsbereiche spiegelt die Bibliothek Kurt Pinthus' im Rahmen ihrer Segmente und durch inhaltliche Schwerpunkte, wie gezeigt werden kann, wider. Ausgehend von Pinthus' Veröffentlichungen ergibt sich für Alexander Nebrig ein ähnliches Bild, das sich anhand der überlieferten Bibliothek unterstreichen lässt: »Auch wenn die Literatur der Moderne im Ruf einer gewissen Feindschaft gegenüber der germanistischen Fachwissenschaft steht, weil das Selbstverständnis des modernen Dichters kein gelehrtes mehr gewesen sei, verweist ihr bildungsgeschichtliches Fundament, das eng mit der Philologie verknüpft ist, auf eine größere Nähe zur Disziplin, als bislang gesehen. Der gemeinsame bildungsbiographische Bezugsrahmen der am Ende des 19. Jahrhunderts sozialisierten Autoren, die prägend für die Moderne und die Avantgarde wurden, ergibt sich aus der Verbindung von humanistischem Gymnasium und philologisch-literaturgeschichtlichem Seminar an der Universität.« Alexander Nebrig: Disziplinäre Dichtung. Philologische Bildung und deutsche Literatur in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Berlin und Boston 2013 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, Bd. 77), S. 42f.

3 In der Bibliothek des Deutschen Literaturarchivs Marbach (DLA) sind zahlreiche Bibliotheken und Teilbibliotheken emigrierter Autorinnen und Autoren überliefert. So erforscht Caroline Jessen, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Teilprojekt »Autorenbibliotheken. Materialität – Wissensordnung – Performanz«, aktuell die 1937 veräußerte Bibliothek und den im Exil zusammengetragenen Buchbesitz Karl Wolfskehls.

befragen: Obwohl es Pinthus gelungen war, sie mitzunehmen und rund drei Jahrzehnte später – um einige Bände und Zeitschriften erweitert – weitgehend geschlossen wieder zurückzubringen, weist die Sammlung eine über materielle Verschleißerscheinungen, inhaltliche Verschiebungen und fremdsprachliche Neuakzentuierungen hinausgehende Transformation auf.[4] Es ist zu zeigen, dass für Kurt Pinthus der Gedanke, seine private Bibliothek der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, sie zu benutzen und zu erforschen, durch den biographischen Bruch des Exils, der Besitz und Besitzer gleichermaßen betraf, befördert wurde.

Künftige Untersuchungen der Bibliothek hinsichtlich ihrer privaten und öffentlichen Ausrichtung müssten zusätzlich deren Benutzung durch Pinthus' Schwester berücksichtigen: Else Pinthus (1899-1982), die 1944 über Kuba in die USA einreisen konnte, 1967 mit dem Bruder remigrierte und ihn um wenige Jahre überlebte, hatte in den Jahren des Zusammenlebens direkten Zugriff auf dessen Bibliothek. Hinweise in den Bestandsakten und in den Büchern sprechen dafür, dass sie nicht nur den gemeinsamen Haushalt in den wechselnden Wohnungen in den USA und Deutschland führte, sondern den Bruder auch im Rahmen seiner Tätigkeiten für die Bibliothek des Brander Matthews Dramatic Museums der Columbia University unterstützte.[5]

Weil die einschneidenden biographischen Erfahrungen für den damit umrissenen Gegenstand zentral sind, seien die mit dem Buchbesitz korrelierenden wichtigsten Lebensstationen von Kurt Pinthus im Folgenden kurz angeführt.

4 An dieser Stelle sei Jutta Bendt, Leiterin der Bibliothek des DLA, gedankt, die wiederholt auf die Bedeutung dieser Bibliothek hingewiesen hat. Den Kollegen der Fotostelle des DLA Marbach, den Photographen Chris Korner und Jens Tremmel, sei herzlich für die Anfertigung zahlreicher Photographien gedankt, von denen an dieser Stelle nur eine kleine Auswahl gezeigt werden kann.

5 Vgl. Hanne Knickmann: Ein Leben für Literatur, Theater und Film, in: Kurt Pinthus. Filmpublizist. Mit Aufsätzen, Kritiken und einem Filmskript von Kurt Pinthus, hg. von Hanne Knickmann, München 2008 (Film & Schrift, Bd. 8), S. 11-114, hier S. 86. Hanne Knickmann hat auf der Grundlage intensiver Recherchen am Bestand der Handschriftensammlung »A: Pinthus« und unter Berücksichtigung der Nachlassteile in den anderen Abteilungen des DLA Marbach eine äußerst differenzierte und umfangreiche biographische Darstellung vorgelegt. Vgl. außerdem Ingrid Belke: ›Wir sitzen alle auf dem Pulverfass‹. Zur späten Emigration des Publizisten Kurt Pinthus 1937/38, in: Integration und Ausgrenzung. Studien zur deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Festschrift für Hans Otto Horch zum 65. Geburtstag, hg. v. Mark H. Gelber, Jakob Hessing und Robert Jütte in Verbindung mit Dominic Bitzer, Doris Vogel und Michaela Wirtz, Tübingen 2009, S. 305-316.

Abb. 1: Kurt Pinthus mit seinen Kollegen im Büro des *8 Uhr-Abendblatts*, Januar 1931, DLA Marbach

Erst eine Berücksichtigung der Autorenbiographie vermag in diesem Fall die gravierendste Transformation im Leben der Autorenbibliothek zu erhellen.[6]

Spätestens im Rahmen des Studiums der Literaturgeschichte, Philosophie und Geschichte, das ihn über Freiburg im Breisgau, Berlin und Genf 1906 nach Leipzig führte, begann Kurt Pinthus eine eigene Büchersammlung anzulegen. Noch in ihrer heutigen Zusammensetzung gibt diese den nachhaltigen Einfluss der damaligen Hochschullehrer – besonders von Karl Lamprecht (1856-1915), Georg Witkowski (1863-1939) und Albert Köster (1862-1924) –

6 Aufgrund der ungewöhnlich dichten, auf Pinthus selbst zurückgehenden Überlieferung erscheint auch eine weit umfangreichere Untersuchung lohnend, für die jedoch eine vorausgehende Katalogisierung und Erschließung der Bibliothek hilfreich wäre. Zum Thema der Neubestimmung von Bibliotheksfunktionen im Kontext des Exils siehe Caroline Jessen: Bücher als Dinge. Funktionen emigrierter Bücher und Büchersammlungen für deutsch-jüdische Einwanderer in Palästina/Israel nach 1933 aus Perspektive der Kanonforschung, in: Bibliotheken und Sammlungen im Exil, hg. im Auftrag der Gesellschaft für Exilforschung von Claus-Dieter Krohn und Lutz Winckler, München 2011 (Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch, Bd. 29), S. 12-27.

zu erkennen.[7] Eng damit verbunden und für die Herausbildung eigener Interessen maßgeblich war der Einfluss des Studienortes: die Buch- und Verlagsstadt Leipzig. Denn dort trat Pinthus mit zahlreichen journalistischen Veröffentlichungen zu Literatur und Film, mit Vorträgen und Anthologien, die einen erkennbaren Bezug zur Literatur seiner unmittelbaren Gegenwart aufwiesen, an die Öffentlichkeit.

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, in den Pinthus am 10. Juni 1915 als Freiwilliger eingetreten war, zog er im Frühsommer 1919 nach Berlin, wo er für den Rowohlt-Verlag arbeitete, in dem noch im selben Jahr die *Menschheitsdämmerung* erschien. Von 1922 bis 1934 wähnte er sich fest im Sattel einer Anstellung als Literatur- und Filmkritiker des *8 Uhr-Abendblatts* und verwirklichte sich zusätzlich als Dozent an der Lessing-Hochschule Berlin, als Dramaturg bei Max Reinhardt, als regelmäßiger Beiträger für Hörfunksendungen und als Vortragsreisender zu den Themen Theater und Film sowie als viel beachteter Kritiker für namhafte Zeitungen und Zeitschriften.[8]

Als sein Name mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten im April/Mai 1933 auf einer Liste verbotener Literatur erschien, erreichte der bereits zu diesem Zeitpunkt einflussreiche, von 1935 bis 1945 als Präsident der Reichsschrifttumskammer amtierende Hanns Johst (1890-1978), mit dem Pinthus seit seinen Leipziger Jahren beruflichen Umgang hatte, dass sein Name gestrichen wurde. Pinthus' Nachlass enthält ein zu diesem Vorgang gehörendes Schreiben von Johst vom 25. April 1933, in dem dieser Pinthus für einen drei Tage zuvor verfassten, ihm zugeschickten Brief dankte. Mit knappen Worten zeigt er ihm darin an, dem Schutzverband bereits geschrieben zu haben.[9]

7 Beispielhaft erwähnt seien die im Kontext des damaligen Methodenstreits in der Geschichtswissenschaft maßgeblichen, in Pinthus' Bibliothekssegment »Geschichte, Politik, Kulturgeschichte« eingeordneten Werke: Karl Lamprechts *Deutsche Geschichte* (1891-1909), aber auch andere Darstellungen und Editionen, die Pinthus zum Teil erst nach seinem Studium erworben haben kann wie *Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts* (1906) und *Das Leben Goethes* (1932) von Georg Witkowski sowie Albert Kösters Werkausgabe von Theodor Storm (1919-1920).

8 Vgl. Knickmann (Anm. 5), S. 26-52.

9 Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Pinthus, 71.2478. In einem Gutachten vom 19. Januar 1934 bescheinigt Johst: »Ich bestätige Herrn Dr. Kurt Pinthus gern, dass ich in seinen Publikationen einen wissenschaftlich klaren und objektiven Schriftsteller erkannte. Er hat sich, soweit ich im Bilde bin, für deutsche Dichtung immer warm eingesetzt, bereits in einer Zeit, da es für ihn in seinem Blatt bestimmt nicht leicht war.« Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Pinthus, 71.5867.

In dem sich trotz dieser Intervention stetig verengenden Rahmen seiner Möglichkeiten setzte Pinthus sein Publizieren fort, erhielt aber am 7. Juli 1936 Publikations- und Redeverbot, gegen das er vergeblich Widerspruch einlegte. Als Studienreise deklariert, ging er Ende August 1937 nach New York, wo er, wie es seine zeitgleich entstandenen Notizen dokumentieren, verzweifelt nach einem beruflichen Auskommen und einem Ort zur Unterbringung seiner rund 8000 Bände umfassenden Bibliothek suchte.[10] Im Dezember desselben Jahres musste er zurückkehren und lebte bis zu seiner tatsächlichen Auswanderung in die USA am 26. Mai 1938 versteckt in Berlin.[11] Die Rettung war für ihn die Berufung zum Lecturer an die New Yorker New School for Social Research, an der er bis 1940 Vorlesungen zu Literatur, Theater und Film halten konnte.[12]

Von Oktober 1941 bis 1947 war Pinthus als Berater der Theatersammlungen der Library of Congress und als Visiting Professor an der American University in Washington, D.C. tätig. In diese Jahre, in denen er das Exil fern vom kulturell weit anregenderen New Yorker Umfeld als besondere Belastung erfuhr, fielen die Aberkennung seiner deutschen Staatsbürgerschaft am 25. November 1941 und zwei Jahre später die Zuerkennung der amerikanischen. Er kehrte 1947 nach New York City zurück, wo er bis 1960 am English Department der Columbia University Vorlesungen zur Theatergeschichte hielt und in der Bibliothek des Brander Matthews Dramatic Museums mitarbeitete.[13]

Nach mehreren Deutschlandreisen besuchte Pinthus Marbach zum ersten Mal im Jahr 1958 anlässlich der im Schiller-Nationalmuseum gezeigten Ausstellung *Die Großen und die Vergessenen. Gestalten der deutschen Literatur zwischen 1870 und 1933*. Für die frühen 1960er Jahre lässt sich die Zusammenarbeit mit Paul Raabe (1927-2013), damals Leiter der Marbacher Biblio-

10 Vgl. Knickmann (Anm. 5), S. 63.

11 Ebd., S. 70.

12 Ebd., S. 72. Dort, wo während der Amtszeit von Alvin Johnson 1933 die University in Exile eingerichtet worden war, unterrichteten jeweils für den Zeitraum von zwei Jahren so prominente exilierte Gelehrte wie Wilhelm Reich, Erich Fromm, Karl Löwith, Hannah Arendt oder Claude Lévy-Strauss. Vgl. Claus-Dieter Krohn: Wissenschaft im Exil. Deutsche Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler in den USA und die New School for Social Research, Frankfurt a.M. u.a. 1987, sowie ders.: Vertreibung und Akkulturation deutscher Wirtschaftswissenschaftler nach 1933 am Beispiel Adolph Lowes und der ›University in Exile‹ an der New School for Social Research in New York, in: Der Exodus aus Nazideutschland und die Folgen. Jüdische Wissenschaftler im Exil, hg. von Marianne Hassler und Jürgen Wertheimer, Tübingen 1997, S. 209-227.

13 Vgl. Knickmann (Anm. 5), S. 84-86.

thek, belegen, die den folgenden Schritt der Remigration im Jahr 1967 mit vorbereitete.[14] In Marbach starb Pinthus schließlich im Alter von 89 Jahren.[15]

Nachlass und Bibliothek von Kurt Pinthus im Deutschen Literaturarchiv Marbach

Kurt Pinthus' Nachlass ist heute auf mehrere Abteilungen des DLA verteilt: Er umfasst 98 Kästen und 24 Karteikästen mit Handschriften im Archiv, mehr als 8800 Bände in der Bibliothek (darunter 480 Zeitschriften), 44 Kästen in der Mediendokumentation, drei Kästen Bilder, zahlreiche Graphiken sowie einen Schreibtisch und ein Bücherregal im Referat Bilder & Objekte.[16] Die Bestandsakte dokumentiert ansatzweise die der Remigration vorausgegangenen Verhandlungen, bei denen Pinthus' Bibliothek eine herausragende Rolle spielte. Von Marbacher Seite wurden die Speditionskosten übernommen, doch verschiffte man offenbar aus Kostengründen nicht den gesamten Besitz. Eine Preisliste der Umzugsfirma H.G.Ollendorff, Inc. vom 12. Juni 1967 nennt die Zahl von 196 Bücherkisten (Book Cartons), die aus Pinthus' Privatwohnung und von seinem Arbeitsplatz an der Columbia University abgeholt wurden, was ein Hinweis darauf ist, dass Pinthus auch während dieser letzten Phase in den USA einen Teil seiner Bibliothek am Arbeitsplatz untergebracht

14 Ein als Bucheinlage in der Rubrik ›Bibliothek Pinthus Nachlieferung‹ überlieferter Brief von Paul Raabe aus Marbach vom 20. Dezember 1963 an Kurt Pinthus, der sich zu diesem Zeitpunkt zusammen mit seiner Schwester in Freudenstadt/Schwarzwald aufhielt, ist nur ein Beleg für diesen Austausch, dessen Intentionen seitens der beiden Korrespondenten noch zu erforschen sind.

15 Kurt Pinthus liegt wie namhafte andere Kulturschaffende und Remigranten, mit denen er teilweise schon vor dem Exil in Kontakt stand (seine 1982 gestorbene Schwester Else, Eduard Berend, Margot Ruben sowie Kurt und Helen Wolff), auf dem Marbacher Friedhof begraben.

16 Im DLA Marbach besitzt die Bibliothek von Kurt Pinthus die Signatur G: Pinthus, Kurt (Bibliothek des Autors/Exil). In der Bestandsbeschreibung heißt es: »Die außerordentlich umfangreiche Bibliothek des Schriftstellers, Literaturkritikers und Verlagslektors Kurt Pinthus (1886-1975) gehört zu den bemerkenswerten Exil-Sammlungen im Deutschen Literaturarchiv. Neben Werken und Schriften aus Philosophie, Religion (Judaica), Kulturgeschichte und Weltliteratur, die das breite Spektrum der Bildungsinteressen des Expressionismus-Spezialisten Pinthus dokumentieren, bilden die deutschsprachigen Autoren einen Schwerpunkt in diesem Bestand, insbesondere jene, die zwischen 1880 und der Mitte des 20. Jahrhunderts im Literaturbetrieb aktiv waren (ca. 2300 Bände in diesem Segment).« (Stand Januar 2017)

hatte.[17] Vertraglich behielt er sich aufgrund seiner Erfahrung der Vertreibung aus Deutschland das Recht vor, seine Bücher veräußern zu dürfen, falls er aus politischen oder anderen Gründen dazu gezwungen sein sollte.

Die Ordnung der in den Marbacher Jahren bis zu seinem und Else Pinthus' Tod weiter angewachsenen Bibliothek lehnt sich heute, wie anhand der überlieferten Notizen und Umzugslisten zu erkennen, weitgehend an die von Pinthus vorgenommenen Gruppierungen an. Innerhalb der Segmente sind die Bücher alphabetisch vorgeordnet, doch lediglich der von Pinthus selbst als das Herzstück seiner Bibliothek begriffene Bereich seiner Zeitgenossen, der deutschsprachigen Autoren ›nach 1880‹ und ein Teil der Judaica konnten bisher katalogisiert werden. Damit verbundene Provenienz-Hinweise, die im früheren Zettelkatalog durch farbige Karteikarten ins Auge fielen, sind im Zuge der Retrokonversion verloren gegangen. Entsprechend stellt die Katalogisierung und Erschließung der gesamten Bibliothek ein Desiderat dar, ebenso wie umfassende bestandserhaltende Maßnahmen wünschenswert wären.[18] Eine vollständige Katalogisierung und eine Provenienzspuren verzeichnende Erschließung der Bibliothek würden es ermöglichen, sehr viel präzisere Aussagen über die Bewegungen innerhalb der Bibliothekssegmente im Zuge beruflicher und örtlicher Veränderungen zu treffen und auch den Anteil des Buchbesitzes von Else Pinthus und dessen Nutzung besser dokumentieren zu können.

Die folgenden Darlegungen zur überlieferten Bibliothek von Kurt Pinthus stellen Beobachtungen zu diesem Bestand dar, flankiert vor allem von einer Berücksichtigung jener Nachlass-Konvolute, die sich auf den persönlichen Buchbesitz von Kurt Pinthus, seine Forschung zu den Beständen der Library of Congress, seine Nutzung weiterer Bibliotheken und seine zahlreichen Umzüge beziehen.

17 Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Pinthus, 71.5634.

18 Weil ein großer Teil der überlieferten Bücher aufgrund der vielen Umzüge, der starken Klimaschwankungen und der grundsätzlichen Gefährdung holzhaltiger saurer Papiere des frühen 20. Jahrhunderts angegriffen ist, sind manche Titel dem Bestand entnommen, in Mäppchen gepackt und in Kapseln abgelegt worden. Die notwendige Sicherung dieses Bestandes ist kaum zu garantieren, obwohl einzelnen Exemplaren von ihrem früheren Besitzer für den US-Raum der Status des Unikalen zugesprochen wurde. Die inhaltlichen Überschneidungen der auf das Handschriften-Archiv, die Bibliothek, das Referat »Bilder und Objekte« und die Mediendokumentation aufgeteilten Dokumente sind groß: Fast überall finden sich sowohl Handschriftliches und Gedrucktes in Buchform als auch Zeitungsausschnitte und Bilder.

Leipzig: ›rite de passage‹

Zu den frühen universitären Erwerbungen zählt, was eine in späteren Käufen nicht mehr begegnende Auszeichnungsschrift nahelegt, ein Reclam-Heftchen mit den *Dramen der Roswitha von Gandersheim*.[19] Solchen Erwerbungen aus dem Kontext des Studiums folgten in den Jahrzehnten danach unzählige systematische Bucheinkäufe, Rezensions- und Widmungsexemplare.

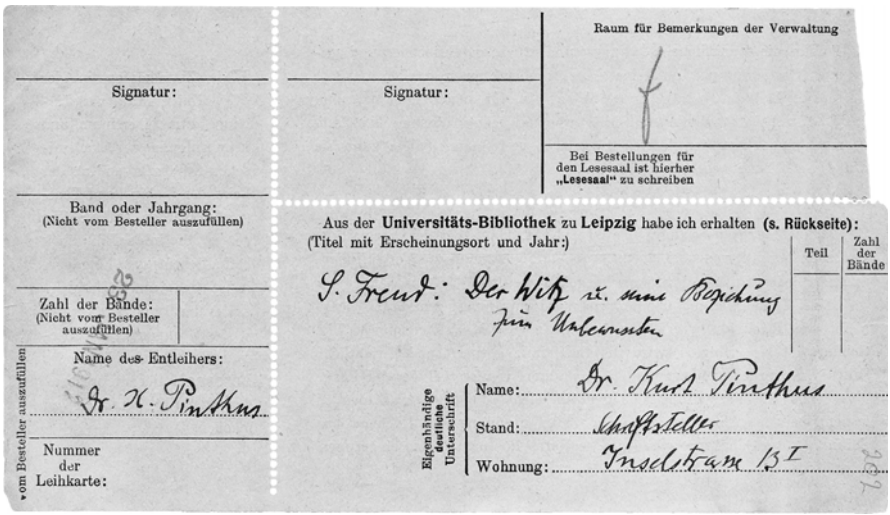
Für Pinthus ließen sich sein enges Verhältnis zum Medium Buch und der Anspruch, eine eigene Bibliothek aufzubauen, nicht von seinem Judentum trennen. Damit korrelierte auch sein Selbstverständnis als Kritiker, wie Hanne Knickmann ausführlich darlegen konnte.[20] Hierbei sah er sich in der Tradition Heinrich Heines und betrachtete das ›Genre der Kritik‹ als eine säkularisierte Form des Talmudismus. Frühe Veröffentlichungen, in denen er sich vor dem Hintergrund der ›Goldstein-Debatte‹ mit dem jüdischen Witz befasste und ein umfangreiches Skript mit dem Titel *Die Juden und die Kunst unserer Zeit* (1913) verfasste, belegen, dass dieses Bekenntnis zugleich ein Bekenntnis zum Judentum als Buch- und Gelehrtenreligion darstellte.[21] Es sind zahlreiche Leihscheine, bibliographische Verzeichnisse und Exzerpte zu diesem Thema überliefert, die den Umfang seiner Recherchen andeuten, die auch Ausdruck der Suche nach seiner beruflichen Bestimmung waren. Ein Leihschein der Leipziger Universitätsbibliothek dokumentiert die Bestellung von Sigmund Freuds *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten* (1905) am 23. Januar 1912 (Abb. 2).[22]

19 Auch ein Exemplar von Max Reinhardts in Berlin bei Schuster und Loeffler erschienenem *Schall und Rauch* aus dem Jahr der Eröffnung des literarischen Kabaretts 1901 enthält einen solchen handschriftlichen Eintrag »K. Pinthus«.

20 Hanne Knickmann ist es gewesen, die auf die Bedeutung zweier im Nachlass befindlicher Texte hingewiesen hat. Es handelt sich um zwei Reden aus den Jahren 1912 und 1913, die Knickmann mit gutem Grund in den Kontext der ›Goldstein-Debatte‹ rückt. Pinthus begreift darin das Judentum als »ein kulturelles Phänomen, das es im Kontext der Moderne zu verstehen und – bei gegebenen Anlässen – zu behaupten gilt.« Knickmann (Anm. 5), S. 13 und 14.

21 Vgl. Knickmann (Anm. 5), S. 12-18. Zur Bedeutung des Besitzes, des Verlustes und der Restitution von Büchern siehe ferner: ›Wie würde ich ohne Bücher leben und arbeiten können?‹ Privatbibliotheken jüdischer Intellektueller im 20. Jahrhundert, hg. von Ines Sonder, Karin Bürger und Ursula Wallmeier, Berlin 2008 (Neue Beiträge zur Geistesgeschichte, Bd. 8), und die Monographie von Elisabeth Gallas: ›Das Leichenhaus der Bücher‹. Kulturrestitution und jüdisches Geschichtsdenken nach 1945, Göttingen 2013.

22 Der Leihschein ist darüber hinaus auch ein Indiz für die Sorgfalt, mit der Pinthus schon sehr früh seine text- und bibliotheksbezogenen Arbeiten dokumentiert und


Signatur:

Signatur:

Raum für Bemerkungen der Verwaltung

Bei Bestellungen für den Lesesaal ist hierher „Lesesaal" zu schreiben

Band oder Jahrgang: (Nicht vom Besteller auszufüllen)

Zahl der Bände: (Nicht vom Besteller auszufüllen)

Name des Entleihers: Dr. K. Pinthus

Nummer der Leihkarte:

vom Besteller auszufüllen

Aus der **Universitäts-Bibliothek** zu **Leipzig** habe ich erhalten **(s. Rückseite)**:
(Titel mit Erscheinungsort und Jahr:)

S. Freud: Der Witz u. seine Beziehung zum Unbewussten

Teil | Zahl der Bände

Eigenhändige deutliche Unterschrift

Name: Dr. Kurt Pinthus

Stand: Schriftsteller

Wohnung: Inselstraße 13 I

Abb. 2: Leihschein der Universitätsbibliothek zu Leipzig vom 23. Januar 1912, DLA Marbach

Es fällt auf, dass sich Pinthus hier im Kontext der wissenschaftlichen Recherche zum Verhältnis von Kritik und Judentum als »Schriftsteller« ausweist, beschäftigte ihn doch gerade in den Jahren nach seiner Promotion die Frage: »Ich weiß nicht, bin ich zum Dichter, zum öffentlichen Kritiker, oder zum Wissenschaftler bestimmt?«[23]

Pinthus blieb sein ganzes Leben hindurch intensiver Nutzer und war zeitweilig Mitarbeiter von Fachbibliotheken, doch übertrug er als Ausdruck

archiviert hat. In einem Konvolut mit Dokumenten von Pinthus' früher Beschäftigung mit jüdischen Themen befinden sich weitere Ausleihscheine der Leipziger Bibliothek vom Januar 1912, die seine weitreichenden Recherchen belegen, wie etwa Joseph Chotzners *Hebrew Humor and other Essays* (1905). Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Pinthus, 71.5946. Seine ganz frühe Nutzung universitärer Bibliotheken dokumentiert beispielsweise ein Leihschein der Universitätsbibliothek Genf vom 24. Mai 1906. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Pinthus, 71.6176a.

23 Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Pinthus, 71.5588. Zum Kontext dieser Frage siehe Hanne Knickmann: ›Ich weiß nicht, bin ich zum Dichter, zum öffentlichen Kritiker, oder zum Wissenschaftler bestimmt?‹ Der Literaturkritiker Kurt Pinthus (1886-1975), in: Jüdische Intellektuelle und die Philologien in Deutschland 1871-1933, hg. von Wilfried Barner und Christoph König, Göttingen 2001 (Marbacher Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3), S. 53-64.

eines säkularisierten deutsch-jüdischen Kulturverständnisses die Idee vom Werk des Autors offenbar früh auf seine eigene Bibliothek.

Zu den prägenden Figuren gehörte in diesem Zusammenhang nicht zuletzt sein 1939 im Amsterdamer Exil gestorbener Lehrer Georg Witkowski, in dessen Autobiographie die Rolle des über mehrere Generationen zurückverfolgten ›väterlichen Erbes‹ reflektiert wird: »Ich durfte aus dem Bücherbrette [im großväterlichen Haus Unter den Linden] mir den einen oder andern Band holen und las dann in der vierbändigen Ausgabe der Werke Byrons, die ich noch immer als Andenken in Ehren halte.«[24] Um die Rolle der universitären Lehrer als ›Väter im Geiste‹ besser beurteilen zu können, bleibt zu erforschen, welcher Stellenwert dem Buch in Kurt Pinthus' Elternhaus zukam und ob in seiner Sammlung mehr Bücher aus der elterlichen Bibliothek überliefert sind als das von Pinthus selbst bei Erscheinen Weihnachten 1919 der Mutter und den Geschwistern gewidmete Exemplar der frisch publizierten *Menschheitsdämmerung*: »Meiner lieben Mutter / und meinen Geschwistern / in herzlicher Dankbarkeit / für Liebe und Güte / Kurt / Weihnachten 1919«. Ob das Widmungsexemplar dieser Erstausgabe über seine Schwester Else in Pinthus' Sammlung gekommen ist, muss vorerst offenbleiben.

Das Wirken Witkowskis als Mitbegründer der Gesellschaft der Bibliophilen und der *Zeitschrift für Bücherfreunde* scheint nicht ohne Einfluss auf die Anfänge des Sammelns von Kurt Pinthus gewesen zu sein, da er mehrere der von der Gesellschaft für ihre Mitglieder herausgegebenen Publikationen besaß.[25] Pinthus' Wertschätzung und sein Wissen um die Bedeutung von Buchbesitz für seinen Lehrer äußern sich in Form eines Provenienznachweises, der sich in einem Exemplar des von Theodor Greizenach 1877 herausgegebenen *Briefwechsels zwischen Goethe und Marianne Willemer (Suleika)* befindet. Hans Rothe muss Pinthus diesen Briefwechsel Weihnachten 1949 als Geschenk zugeschickt haben. Genaue Aussagen über die Herkunft der Bücher in der Bibliothek Pinthus lassen sich fast ausschließlich in Zusammenhang mit Widmungsexemplaren treffen, die darüber hinaus das große

24 Georg Witkowski: Von Menschen und Büchern. Erinnerungen 1863-1933, Leipzig 2003, S. 10. Einige Jahre nach seiner Amtsentlassung durch die Nationalsozialisten 1933 begann Georg Witkowski mit der Niederschrift seiner Memoiren, in denen er auf die von ihm mitbegründete Gesellschaft der Bibliophilen und die *Zeitschrift für Bücherfreunde* eingeht, deren Bedeutung für Pinthus unter Berücksichtigung seiner Autorenbibliothek noch zu ermitteln ist.

25 Zu den für ihre Mitglieder in Pinthus' Leipziger Jahren publizierten Büchern der Gesellschaft der Bibliophilen in Pinthus' Bibliothek gehört beispielsweise *Schillers Persönlichkeit. Zweiter Theil. Urtheile der Zeitgenossen und Documente*, gesammelt von Julius Petersen, Weimar 1908.

Netz der freundschaftlichen und kollegialen Beziehungen des Kritikers zu erkennen geben. In diesem Exemplar trug Pinthus jedoch handschriftlich die ›Genealogie‹ der ihm bekannten Besitzerabfolge nach und nahm damit eine Herkunftsbestimmung vor, die nicht nur dem Besitzstand gegolten haben dürfte: »Ex libris / Früher: Georg Witkowski / später: Hans Rothe / heute: Kurt Pinthus / Weihnachten 1949«.

Pinthus' Anspruch, neben ausgezeichneten Büchern eine die Außenwahrnehmung seiner Persönlichkeit ›auratisch‹ verstärkende eigene Bibliothek zu besitzen, mag weiterhin durch Albert Köster, Professor für deutsche Literaturgeschichte, motiviert gewesen sein. Bevor sich dieser 1924 das Leben nahm, veranlasste er testamentarisch die Versteigerung seiner Bibliothek. Auf den Tod des Lehrers und die Versteigerung von dessen Büchern durch das Antiquariat Walter de Gruyter & Co. am 26./27. Januar 1925 reagierte Pinthus zeitnah mit dem Nachruf *Eine Bibliothek weht in die Welt …* Dieser Text widmet sich neben einer plastischen Beschreibung des professoralen Habitus und der Schilderung von dessen bedeutender Bibliothek auch der Darstellung des eigenen Reifeprozesses. Der Nachruf spricht davon, dass der Erzähler der Auktion persönlich beiwohnte und bei dieser Gelegenheit zu seiner Überraschung erfuhr, dass der Verstorbene zwei seiner früheren nun unter den Hammer gekommenen Buchgeschenke bis zu seinem Tod aufbewahrt hatte. So wenig abwegig es ist, dass der Sammler Pinthus bei der Auktion tatsächlich anwesend gewesen ist, so ist doch nicht zu übersehen, dass die Darstellung der Auktion selbst im Unterschied zur restlichen Schilderung und Meta-Reflexion konturlos und blass bleibt. Tatsächlich hätte allein die Lektüre des Auktionskatalogs die im Text erwähnten Details zu den die professorale Bibliothek auszeichnenden Zimelien und zur Versteigerung der beiden Buchgeschenke von Pinthus an Köster liefern können:

> Ich wagte keines dieser Werke zu kaufen; es würde mir wie Frevel gegen den stolzen Mann erscheinen. Da vernehme ich gerührt, daß auch zwei Werkchen versteigert werden, die ich einst dem Professor schenkte, eine Abhandlung über die Dichterin Droste-Hülshoff und Levin Schücking mit unbekannten Briefen, die ich damals aufgefunden hatte, und ein Notenheft: zwei Balladen Goethes, die der Dichter Otto Ludwig in jugendlichem Eifer komponierte. So erfahre ich erst jetzt, daß der scheinbar kaltherzige Mann die kleinen Dedikationen seines Schülers so sorglich unter ihre stolzen Geschwister eingereiht hatte, als wären es kostbare Werke.[26]

26 Kurt Pinthus: Eine Bibliothek weht in die Welt, in: Kurt Pinthus. Der Zeitgenosse. Literarische Portraits und Kritiken von Kurt Pinthus, hg. vom Deutschen

Pinthus stellt in *Eine Bibliothek weht in die Welt …* das Ereignis der Auktion, bei der die Bücher des Professors ihren angestammten Platz verlieren, um in alle Welt verstreut zu werden, den Erfahrungen in der früheren Bibliothek der großbürgerlichen Villa des Hochschullehrers gegenüber, die den Rahmen für Pinthus' ›rite de passage‹, seinen Übergang vom Studierenden zum Promovierenden und Wissenschaftler, gestiftet haben soll:

> Ganz still sitze ich im Antiquariat Walter de Gruyter und sehe zu, wie da Buch um Buch, Konvolut um Konvolut versteigert wird, wie aus einem systematisch in einem Menschenleben aufgebauten Kunstwerk von Bibliothek Stück für Stück fortgeweht wird zu fremden Städten, Menschen und Büchersammlungen in alle Welt.
> All diese Bücher waren jahrzehntelang in zwei Räumen einer Leipziger Villa aufgestellt und blickten oftmals stolz und mitleidlos auf mich, der, verlassen unter ihnen sitzend, hier die furchtbarste Angst meines Lebens ausstand. Sie gehörten meinem Universitätslehrer, dem Geheimen Hofrat Dr. Albert Köster, Professor für die deutsche Literaturgeschichte, einem zierlichen, aber stockgeraden, rotblonden Hamburger, unter dessen scharfen Äuglein und immer gesträubtem Schnurrbart präzis und exakt die gelehrte Rede mit schauspielerischer Gewandtheit hervorströmte. Er war ein strenger Lehrer und ein noch strengerer Prüfer; drei Jahre der kostbaren Jugend mußte man in seinen Seminaren sitzen und Steinchen auf Steinchen zur Doktorarbeit fügen.[27]

Pinthus' Artikel entfaltet die Räume dieser Bibliothek nicht als einen universitären Apparat, sondern als eine Institution, deren Ordnung die Phasen der geistigen Adoleszenz strukturiert. Jeder Reifephase entsprechen bestimmte Bereiche, die den wachsenden Grad an wissenschaftlicher Anerkennung durch den Professor ebenso wie eine vorübergehende Zurücksetzung und Exklusion repräsentieren.[28]

Während dem professoralen Vorbild und dessen »Kunstwerk von Bibliothek« ein Denkmal gesetzt wird, verbirgt die Darstellung ihre möglichen

Literaturarchiv, Marbach am Neckar 1971 (Marbacher Schriften, Bd. 4), S. 53-56, hier S. 55. Im Auktionskatalog finden sich die beiden Bücher unter der Nr. 117 im Rahmen einer Konvolutbeschreibung und der Nr. 649 verzeichnet: Versteigerung der Bibliothek des verstorbenen Leipziger Germanisten ord. Universitätsprofessors Geheimrat Dr. Albert Köster im Auftrage der Firma Walter de Gruyter & Co., Antiquariat. Versteigerung: Montag, den 26. Januar 1925, Dienstag, den 27. Januar 1925, Berlin 1925, S. 15 und 83.

27 Pinthus (Anm. 26), S. 53.

28 Vgl. ebd., S. 53-56.

literarisch-sprachlichen Einflüsse und Vorbilder. So evozieren der studentische Besuch und die Aufenthalte in den furchtgebietenden Räumen, das Geheimnisvolle und die Physiognomie des Lehrers, der als Hofrat eingeführt wird, das Werk E. T. A. Hoffmanns, etwa *Der goldene Topf* mit seinem Hofrat und Archivarius Lindhorst und dem Studenten Anselmus, der als Skribent die Metamorphose vom Schreiber zum Schriftsteller erfährt. Eine ebenso existentielle Dimension ist es, die in *Eine Bibliothek weht in die Welt …* im Rekurs auf den Reifeprozess des Erzählers zum Ausdruck kommt.

Dass sich Pinthus bei der Verfertigung des Artikels möglicherweise von einer Rezension inspirieren ließ, veranschaulicht ein vom Schriftsteller und Verleger Julius Zeitler (1874-1943) geschriebener Zeitungsartikel vom 21. Juni 1923 aus dem *Berliner Tageblatt*, der als (mittlerweile stark gealterte) Bucheinlage in Pinthus' Bibliothek überliefert ist. Der Zeitungsausschnitt befindet sich in Gustav Adolf Erich Bogengs (1881-1960) zweibändiger Ausgabe *Streifzüge eines Bücherfreundes*, die 1915 in Weimar von der Gesellschaft der Bibliophilen publiziert wurde. Dieser Text Zeitlers, dessen Pointe gerade darin liegt, dass er sich dafür ausspricht, dass es in vielen Fällen besser sei, wenn Sammlungen nicht in ein »kaltes gleichgültiges Museumsgrab« sinken, sondern zerstreut werden, könnte den leidenschaftlichen Sammler Pinthus auf dem Weg zur eigenen Bibliothek zutiefst getroffen haben. Der Duktus in Zeitlers Artikel *Die großen Bibliophilen* ist freilich von größerer Distanz geprägt als der spätere Text von Pinthus. Auch der Beginn von Zeitlers Besprechung setzt mit einer Schilderung der die Nerven von Sammlern aufs Äußerte strapazierenden Atmosphäre anlässlich einer Auktion ein:

> Wer niemals die Nervensensation einer Bücherauktion erlebt hat, kann sich eigentlich nicht recht einen Bibliophilen nennen. Es gehört doch dazu, und die Geschichte der Bibliophilie gibt zahllose Beispiele solcher Reizungen, die sich um den Besitz oder Nichtbesitz eines ersehnten Exemplars, einer Buchrarität drehen. Erst wenn man dergleichen einmal erlebte, hat man einen Begriff von dem Auf und Nieder in dieser Welt […]. Bücher vereinigen sich leicht zur Bibliothek und in der Regel strebt der Sammler an, daß sie in ihrer Vereinigung und Erhaltung ein Denkmal für ihn bilden sollen. Aber die Härten des Lebens lassen diesen verständlichen Wunsch nicht allzu oft zur Erfüllung gelangen, auch die eisernsten testamentarischen Verfügungen zerbrechen unter dem Druck der Wirklichkeit, und die geliebten Bücher flattern wieder in alle Winde.[29]

29 Julius Zeitler: Die großen Bibliophilen, in: Berliner Tageblatt, Nr. 287, 21. Juni 1923, 1. Beiblatt.

Die Schlusspassage lautet: »Es ist ein Kompendium der bibliophilen Welt, amüsant, schnörkelhaft, unterrichtend, mit dem Duft und Hauch jener künstlichen Paradiese, in die man sich aus der verbitternden Wirklichkeit nur allzugern zurückzieht.«[30] Der um größere Wirkung bemühte Text von Pinthus schmückt die sinnliche Erfahrung des Bibliothekserlebnisses deutlich stärker aus:

> Und als diese Arbeit [Pinthus' Dissertation] Gnade und eine gute Zensur vor seinen Augen gefunden hatte, saß ich dann später noch oft in diesem Bücherkäfig, freieren Herzens, aber in respektvoller Distanz, nicht mehr als Schüler, sondern als Freund, bei einer Flasche Rotspon, während der Duft der reifen Erdbeeren und Äpfel aus dem Garten in den ein wenig süßlich-modrigen Geruch der alten Bücher wehte. Immer aber schämte ich mich noch vor diesen Büchern, auch als ich selbst schon Bücher geschrieben hatte, weil sie mich in meinen schwächsten Stunden gesehen hatten. Nun hat man sie alle heruntergenommen von ihren Regalen, und sie gehen, Stück für Stück, zu fremden Menschen in die Welt hinaus.[31]

Für das Profil von Pinthus' Bibliothek während der Leipziger Zeit war neben dem universitären das literarisch-publizistisch wirkende Umfeld seines Freundeskreises maßgeblich, dessen Einfluss sich insofern im Beitrag *Eine Bibliothek weht in die Welt …* äußert, als der Erzähler darin beschreibt, wie er vorübergehend den Ausschluss aus dem engeren Kreis des Professors erfahren musste, weil er sich mit der Kenntnis zweier Neuerscheinungen hervorgetan hatte, von denen der Lehrer zuvor nichts gehört hatte. Pinthus arbeitete in dieser Zeit eng mit Walter Hasenclever (1890-1940), Franz Werfel (1890-1945), Kurt Wolff (1887-1963) und Ernst Rowohlt (1887-1960) zusammen und war als Rowohlt-Lektor und Gutachter des Kurt Wolff-Verlags engagiert, dessen Programm er mit prägte. So führt eine Auflistung seines Besitzstandes aus dem Jahr 1934, die Pinthus aufgrund seiner Gefährdung 1933 angelegt und im Folgejahr ergänzt hatte, unter anderem eine Mappe mit Gutachten für den Kurt Wolff-Verlag an (»Gutachten über Manuskripte & Skizzen (K.W.V.)«).[32] In dieser Hinsicht beanspruchte seine eigene Bibliothek durchaus, inhaltlich bezüglich der Gegenwartsliteratur noch über die Bibliothek des Lehrers hinauszugehen, der, wie der Auktionskatalog zeigt, unter anderem eine enorme bibliophile und wissenschaftliche Sammlung zu

30 Ebd.
31 Pinthus (Anm. 26), S. 55.
32 Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Pinthus, 71.5606 (»Archiv bis 1934«).

Theodor Storm besessen und sich aus damaliger Perspektive folglich durchaus auch mit ›Gegenwartsliteratur‹ befasst hatte.[33]

Berlin: Konsolidierung

Pinthus' verlegerische Ambitionen, ebenso wie seine Kritiken zu zahlreichen Neuerscheinungen, haben der Bibliothek ein spezifisches Profil verliehen. Noch heute ist der frühere Anspruch auf Reihenvollständigkeit und auf den Besitz von Erstausgaben der von ihm geschätzten Schriftstellerinnen und Schriftsteller der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts erkennbar. Weil Pinthus seinerseits die Primärliteratur kaum annotierte, ist die Bedeutung, die er ihr beimaß, in ihrer Tiefe eher durch Dokumente wie Briefe, Gutachten und Kritiken zu erfassen. Interessanterweise sind es Photographien aus den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg, die Pinthus' damaliges Verhältnis zu seiner Bibliothek wahrscheinlich besser veranschaulichen als schriftliche Quellen dieses Zeitraums.

Die sich der Festanstellung beim *8 Uhr-Abendblatt* verdankende materielle Absicherung spiegelt sich in einer photographischen Inszenierung aus diesem Zeitraum, die sich auf seine Bibliothek fokussierte. Diese vier Bilder umfassende photographische Serie vermag die aus der Retrospektive nicht allzu lange Phase der persönlichen und beruflichen Konsolidierung in der Zwischenkriegszeit am besten zu veranschaulichen. Die Photos der Berliner Bibliothek erscheinen besonders sprechend, weil es sich um eine Auftragsarbeit handelt, um auf Vorder- und Rückseite signierte, jeweils mit einem einbelichteten Namenszug versehene, großformatige Aufnahmen des Berliner Ateliers Ernst Schneider (Abb. 3 und 4).

Obwohl sich Pinthus, wie eine Photographie im Nachlass belegt, beim Phototermin in seiner Wohnung auch selbst vor dem Hintergrund seiner Bücher porträtieren ließ, legen die drei Aufnahmen seiner Wohnung es nahe, davon auszugehen, dass der Wunsch, die Wohnung in der Heilbronner Straße 2 in Berlin-Schöneberg aufnehmen zu lassen, die Hauptmotivation für diesen Phototermin in der Privatwohnung darstellte. Gerade die Photos des Interieurs fangen das Selbstverständnis von Pinthus in diesem Zeitraum ein, der sich durch äußere Stabilität und Sicherheit auf der einen und durch zahlreiche verlockende Angebote und Möglichkeiten auf der anderen Seite auszeichnete. Die beiden Photographien des Wohn- und

33 Vgl. die Nummern 908-944 im entsprechenden Antiquariatskatalog Köster (Anm. 26), S. 123-126.

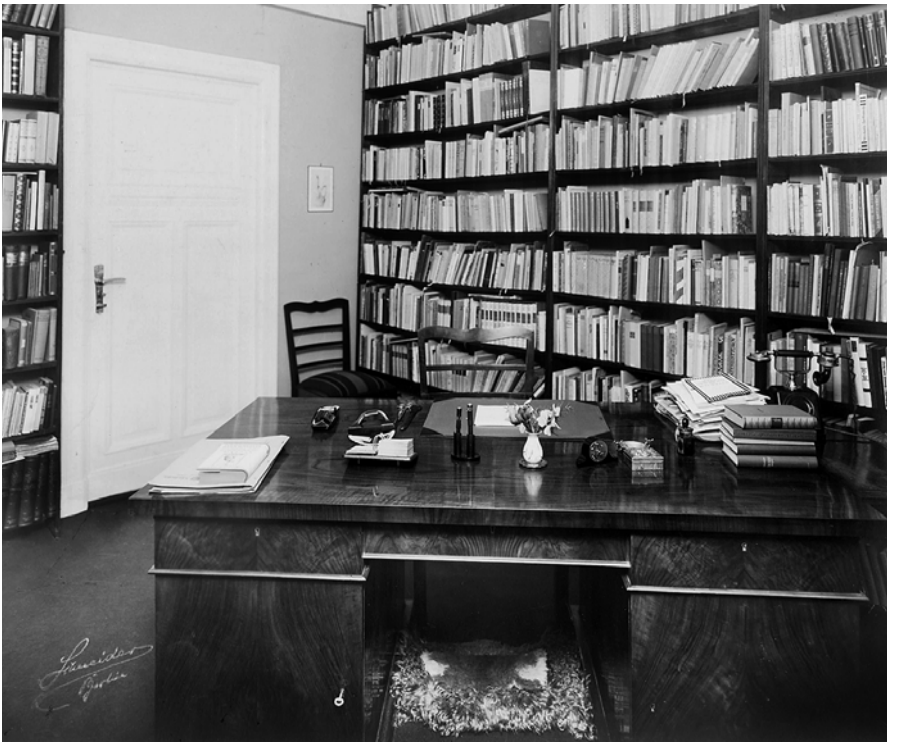


Abb. 3: Berliner Arbeitszimmer von Kurt Pinthus (Arbeitsbereich). Aufnahme des Photoateliers Ernst Schneider, DLA Marbach

Arbeitsraums zeigen die private Bibliothek eines modern-sachlich eingerichteten Intellektuellen des 20. Jahrhunderts, dessen Person durch inszenierte Abwesenheit glänzt. Den im Zentrum stehenden Schreibtisch dekorieren unverzichtbare Requisiten der Autorschaft: Aufeinander geschichtete Arbeitsunterlagen verweisen darauf, dass hier zeitgleich mehrere Texte entstehen. Ein Fell unter dem Tisch scheint von Abgabedruck und damit einhergehendem nächtlichen Arbeiten und angestrengtem, bewegungslosem Verharren über den Manuskripten zu sprechen. Keine Schreibmaschine (wie auf einem späteren Bild), dafür aber Schreibutensilien und ein Telefon sind weitere Hinweise auf Pinthus' berufliche Tätigkeit. Der Lichtkegel einer Stehlampe im Hintergrund des Wohnbereichs fällt auf ein zum Lesen bereitliegendes aufgeschlagenes Buch, dessen Leser für einen Moment aus dem Blickfeld verschwunden zu sein scheint. In der Hauptsache aber sind es die sorgfältig lückenlos bestückten Bücherregale, die der Gelehrtenstube einen festen Rahmen geben.

Abb. 4: Berliner Arbeitszimmer von Kurt Pinthus (Wohnbereich). Aufnahme des Photoateliers Ernst Schneider, DLA Marbach

Ein drittes Wohnungsporträt zeigt das Schlafzimmer, ausgestattet mit wenigen Graphiken (ganz blass ist ein weiblicher Rückenakt zu erkennen) und einer Handvoll Bücher auf dem Nachttisch (Abb. 5).

Die im Bild gezeigte Leere verweist nicht auf die Dachkammer eines ›Armen Poeten‹, sondern fügt sich ins moderne Erscheinungsbild des Wohn- und Arbeitszimmers. Ikonographisch ist weniger der Intellektuelle als die Figur des Schriftstellers im Bild des Morgenmantels aufgerufen. Aber auch dem Kleidungsstück ist sein vielbeschäftigter, extrovertierter Besitzer entschlüpft, so sehr er dieses intimen Refugiums der eigenen vier Wände und der dadurch gewährten inspirierenden Lektüre und des Träumens zu bedürfen vorgibt.

Berlin – New York: Revision und Relektüre

Die Ursache für eine abrupte Neubestimmung seiner Bibliothek war die Machtübernahme der Nationalsozialisten. Pinthus' Exil ging ein von ihm als Indiz für das Ende seiner beruflichen Möglichkeiten in Deutschland verstan-

Abb. 5: Berliner Schlafzimmer von Kurt Pinthus. Aufnahme des Photoateliers Ernst Schneider, DLA Marbach

denes Redeverbot voraus, nachdem er am 7. Juli 1936 einen Vortrag über Josel von Rosheim gehalten hatte, »einen elsässischen Juden des 16. Jahrhunderts, der zur Zeit Karls V. die Vertreibung der Juden aus Deutschland verhindert hatte«.[34] Ein Konvolut der Handschriftensammlung zeigt, dass Pinthus, der den Vortrag bereits zuvor des Öfteren gehalten und ihm den anspielungsreichen Untertitel *Eine jüdische Reichsvertretung vor vierhundert Jahren*[35] gegeben hatte, zusätzlich an eine umfangreichere Publikation dachte. Zum überlieferten Material gehören Reproduktionen des Photodienstes von Arno Kikoler, einem der wenigen Berliner Photographen, der mit der Kamera nach 1933 jüdisches Leben in Berlin dokumentieren konnte. Die von Pinthus' Vortrag evozierte Übertragbarkeit des Engagements Josel von Rosheims auf die Gegenwart bringt bereits die Einladung zu diesem Vortrag am 27. Januar 1935 in der Synagogengemeinde seiner Geburtsstadt Erfurt zum Ausdruck, die das so unermüdliche wie erfolgreiche Eintreten für die Rechte der Juden in der

34 Knickmann (Anm. 5), S. 388.
35 Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Pinthus, 71.5466.

Vergangenheit hervorhebt: »Er wurde zur Zeit Luthers 50 Jahre lang als offizieller Vertreter der gesamten deutschen Judenheit angesehen und erreichte bei Kaisern, Fürsten, Reichstagen und Behörden fast Unwahrscheinliches für die Juden, sowohl in der Zurückweisung allgemeiner Anschuldigungen wie für die Besserung ihrer sozialen Lage.«[36] Seine Intention, durch Vorträge und Aufsätze den gedemütigten und verfolgten Rezipienten Mut zu machen und auf die Notwendigkeit individuellen Einsatzes hinzuweisen, nahm bereits beim gezielten Bibliographieren, Dokumentieren und Sammeln aktueller Publikationen jüdischer Verlage als Basis seiner Reflexionen ihren Anfang.[37] Entsprechend erzeugte das Jahr 1933 einen Umbruch, der auch der Wahrnehmung der eigenen Bibliothek galt. Ihr wurde die Rolle der Zeugenschaft zugesprochen, indem sie als Ort der Überlieferung verbotener und vernichteter Literatur, ja sogar der dadurch vertretenen Autoren erschien.

Eine von Pinthus in diesen Jahren angelegte Kartei zur zeitgleich entstehenden Exilliteratur bzw. zur Literatur verbotenen Inhalts und ausgegrenzter Autorinnen und Autoren ist sicher nicht zufällig abweichend von sämtlichen anderen Karteien auf durchscheinendem, äußerst dünnem Papier überliefert. Diese im Wissen um die Illegalität seines Tuns entstandene, enorm platzsparende und schneller zu beseitigende Variante weicht darin gravierend von der in den USA angelegten, umfangreichen Kartei zur »Exil-Literatur« ab und ist ein Indiz für eine entschiedene Haltung des Zeitzeugen, der das Bibliographieren als Akt des Dokumentierens, Bewahrens und des Widerstands begriff.

»Im Filmskript *Salvage. A Documentary Short Film* verarbeitet[e] Pinthus«, wie Knickmann, die den Text herausgegeben hat, resümiert, »die Geschichte der Rettung seiner Bibliothek.«[38] Bei der ersten Fahrt nach New York war nicht an die Mitnahme von Arbeitsmaterial, geschweige denn von Teilen der Bibliothek zu denken. In den für Pinthus lebensgefährlichen Monaten zwischen Dezember 1937 und Mai 1938 konnte er höchstens nachts seine eigene Bibliothek aufsuchen und benutzen. Wie es schließlich möglich war, dass diese Büchersammlung in Gänze nach New York nachkam, ist bis in die Gegenwart nicht geklärt worden. Die von Pinthus nach seiner geglückten

36 Ebd.

37 So enthält Pinthus' Bibliothek fast alle vor seiner ersten Ausreise im Jahr 1937 erschienenen Bände der Bücherei im Schocken-Verlag, darunter den äußerst seltenen, von den Nationalsozialisten verbotenen und zurückgezogenen Band Nr. 68 *Die Judenbuche* von Annette von Droste-Hülshoff sowie den Ersatzband. Das könnte als Indiz dafür verstanden werden, dass Pinthus die Reihe der ›Schocken-Bücherei‹ abonniert hatte.

38 Ebd.

Flucht und aus Anlass der nachgefolgten Bibliothek gegebenen Interviews deuten an, wie bewusst er sich seiner durch die Inhalte seiner Bücher verstärkten Angreifbarkeit gewesen war. Über die aus der Perspektive der nationalsozialistischen Verfolger überaus heikle inhaltliche Zusammensetzung heißt es in einer Meldung mit dem Titel *Pinthus's Banned Library Arrives From Germany. Critic Says Good Fortune Enabled Him to get It Out*:

> The library is composed of books written between 1910 and 1932, and contains many works which are very valuable for the study of that period. It includes a number of works written and circulated secretly both during and after the World War, as well as many first editions of contemporary authors, most of whose works have been banned or even burned since the Nazis came to power. Dr. Pinthus said that he intended to use the library in the writing of a history of the period.[39]

Vor allem Briefe von Freunden, die Pinthus in den nachfolgenden Jahren in den USA erreichten, hoben auf dieses Ereignis ab, das von ihm und seinem Umfeld wie ein Wunder gefeiert wurde. So schrieb der nach Mexiko emigrierte Paul Mayer (1889-1970), der Pinthus bei dieser Gelegenheit ein Widmungsexemplar seines im Vorjahr erschienenen Gedichtbands zusandte, am 8. November 1949:

> Ich freue mich, daß Sie Ihre große Bibliothek retten konnten, die ja ein wichtiges Dokument aus der Zeit zwischen den Weltkriegen ist. Zur Vervollständigung der Bibliothek sende ich Ihnen mein Versbuch »Wanderer ohne Ende« das im Herbig Verlag (Walter Kuhnert) in Berlin erschienen ist. Walter Kuhnert ist auch ein einstiger Rowohltianer, an den Sie sich wohl noch erinnern werden.[40]

Augenzeugen von der mit dem Eintreffen der Bibliothek bei Pinthus ausgelösten Euphorie waren Klaus Mann (1906-1949) und Erika Mann (1905-1969),

39 Pinthus hat Reaktionen der Presse wie die hier zitierte und weitere Artikel mit Schlagzeilen wie ›Books surviving Nazi torch shown‹ oder ›Verschollene Literatur‹ in einer eigenen Zeitungsausschnittsammlung dokumentiert, leider ist nur in wenigen Fällen zu ermitteln, aus welcher Zeitung die jeweiligen Artikel stammen. Vgl. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Pinthus, 71.5520.

40 Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Pinthus, 71.2877/1. Am Briefende schreibt Mayer über die Unmöglichkeit einer Rückkehr nach Deutschland: »Im Jahre 1945 hätte man vielleicht an eine Rückkehr nach der früheren Heimat denken können. 1949 kann man es nicht mehr; denn Deutschland scheint wieder – um Polgars klassische Wendung zu gebrauchen – die Rolle der ›verfolgenden Unschuld‹ zu spielen.«

die in ihrer im folgenden Jahr in den USA publizierten Abhandlung über das amerikanische Exil *Escape to life* von einer New Yorker Begegnung berichteten, bei der Pinthus sie überschwänglich zur Eröffnung einer Ausstellung seiner geretteten Bibliothek einlud:

> The critic and essayist Kurt Pinthus extends to all the following invitation: »You must come to the *New School* and inspect my library – a portion of it is on exhibition there. You are all represented, all your books are there, and I have first editions of them all. You will find some of your works again, that you have entirely forgotten; your wild effusions of 1919 and 1920, I have collected them all; it is really an exhaustive collection!«[41]

Aufhorchen lässt der in Pinthus' Einladung enthaltene Aspekt der Repräsentanz: Er deklarierte die Bücher als eine die Abwesenden vertretende Instanz, die diesen auf einmalige Weise einen Platz im kulturellen Gedächtnis sicherte: den Freunden, die wie er ins Exil gehen mussten, und auch denjenigen, die ermordet wurden. Im Rahmen der Nachkriegsausgabe seiner Anthologie *Menschheitsdämmerung* versuchte er schließlich, im bio-bibliographischen Teil minutiös das durch den Nationalsozialismus erlittene Schicksal der darin vertretenen Autorinnen und Autoren nachzuzeichnen, um deren hoffnungsvolle Anfänge im Lichte der späteren Verfolgung zu zeigen und die Leserschaft in Deutschland mit diesen Fakten zu konfrontieren.[42]

Im Bewusstsein, durch Glück und von außen gekommene Hilfe dem Schicksal entronnen zu sein, konzipierte Pinthus die in *Escape to life* erwähnte Ausstellung im Beton Room der New School, deren Ziel nur am Rande die Vermittlung literaturgeschichtlichen Wissens über Naturalismus, Symbolismus und Expressionismus war. Er zeigte die für seine Arbeit als Kritiker und Dozent zentralen literarischen Epochen des frühen 20. Jahrhunderts in repräsentativen Buchausgaben und sprach ihnen durch Auswahl und Begleittexte die Aufgabe zu, auch in der Gesellschaft seiner Gegenwart politische Wirksamkeit zu entfalten und ein Instrument der Kritik zu sein. Dies belegen diverse Interviews, in denen er auf die politischen Verhältnisse in Deutschland abhob. Amerikanische Zeitungen ebenso wie Publikationen der deutschsprachigen Exilpresse gingen auf Pinthus' Flucht, die kommende und die eröffnete Ausstellung ein und wiesen auf die angekündigten Vorträge

41 Erika Mann und Klaus Mann: Escape to life, Boston 1939, S. 302.

42 Bei aller berechtigten Kritik an den damit einhergehenden Absichten einer (Selbst-) Kanonisierung, auf die unter anderem Knickmann hingewiesen hat, sollte der Aspekt, dass mit der Berufung auf die Bedeutung des Expressionismus auch die späteren Schicksale ins Bewusstsein gerieten, nicht unberücksichtigt bleiben. Vgl. Knickmann (Anm. 5), S. 90ff.

und die vorläufige Unterbringung der Bibliothek Pinthus in der Public Library hin.[43] Seine Sammlung wurde für Pinthus als Folge des einschneidenden Umbruchs zur Trophäe, deren Wert in diesem Augenblick gestiegen war – und auch weiterhin steigen sollte –, weil sie ihrem vorherbestimmten Schicksal der Vernichtung entronnen war. Deutlich zeigte dies seine Eröffnungsrede bei der Vernissage:

> Ladies and gentlemen;
> When Gotthold Ephraim Lessing, the great defender of Germany's intellectual freedom of the eighteenth century, lost his position because of his progressive ideas, he wrote something like this: »Here I am like a donkey in the market place, waiting for somebody to take me along with him!«
> I want to apply this picture to the America of today. I, expelled from my country, was standing by the road-side like a hitch-hiker, waving and waiting for somebody to take me along. Dr. Alvin Johnson took me in his car, the New School, and I know we will have a good trip.
> [...] An old Latin quotation says »Habent sua fata libelli«, meaning: »Even books have their own fates«. These books, too, have had their fates in more than one sense. They began one fate when they came out of the world of the poet's imagination, to enter the world of reality. And they began another fate, when the Nazis banned and burned these books. Their last fate was an adventurous one, when all these books at one time came over to this country, transported by their own severest enemies.[44]

Im entsprechenden Nachlass-Konvolut überlieferte, auf Deutsch entworfene und von dort ins Englische übersetzte Listen zeigen aufgrund der Auswahl und des Arrangements ein gewandeltes Bild der Bibliothek. Die politischen Verhältnisse und die dadurch entstandene Lebensgefahr, die Pinthus zur Flucht gezwungen hatten, bedingten eine dem Exil geschuldete Befragung der Sammlung, die mit der biographischen Verunsicherung, den transitorischen Erfahrungen dieses Lebensabschnitts korrelierte. Über seinen künftigen beruflichen Arbeitsauftrag, im Rahmen seines Unterrichts an der New School die Literaturgeschichte des frühen 20. Jahrhunderts vorzustellen, ging Pinthus hinaus, als er Kategorien bildete, die das streng Philologische

43 Im Nachlass überlieferte Briefe deuten an, dass die Unterbringung seiner Bibliothek für Pinthus während der gesamten Zeit seines Exils eine stete Herausforderung darstellte. So heißt es in einem Brief aus dem Sekretariat der New School vom 6. Februar 1942: »May I remind you that your parcels are still in the entrance hall of the Institute. [...] we cannot take any responsibility for them, as you will understand.« Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Pinthus 71.2900/4.

44 Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Pinthus 71.5520.

überschritten und die einen unübersehbar politischen Akzent aufwiesen: ›The four most important anti-war-writings written during the war but not published in Germany‹, ›Post-war publications‹ und ›Political books of Germany‹. Unter der Rubrik ›Interessante Bücher‹ findet sich Hanns Johsts *Die Stunde der Sterbenden*. In den englischen, wohl als Vorlage für die Beschriftung der Exponate dienenden Notizen heißt es:

> Hanns Johst »Die Stunde der Sterbenden«
> A pacifist play. The author's inscription reads »To Kurt Pinthus, my critical mentor and comrade on the same road, Christmas 1914.« Today the author is one of the best friends of Hitler, the Leader of Nazi literature and President of the Academy of Poets.[45]

Damit stand die öffentliche Ausstellung seiner Bibliothek, der somit ein Erinnerungsauftrag und eine politische Mission zugesprochen wurde, analog zur allgemeinen Transit-Erfahrung, in scharfem Kontrast zur privaten Bibliothek, wie sie nur wenige Jahre zuvor vom Photoatelier Ernst Schneider porträtiert worden war. So zeitigten die Erfahrungen der Verfolgung, in der noch das Privateste politisch erscheinen konnte, eine Revision der eigenen Bibliothek, die die (temporäre) Bildung neuer Rubriken mit sich brachte. An die Seite des Auftrags der Bewahrung und Erinnerung trat somit eine appellative Komponente, die mit Hilfe der Begleittexte zu den Exponaten ihre ganze Tragweite entfalten sollte.

Der Akzent lag auf einer für Pinthus freilich auch zuvor nicht fremden engagierten Literatur- und Theaterauffassung mit zusätzlichem Gewicht auf der Rubrik »Rede«. Dass er die Rede bei der Buchauswahl und im Vortragstext so in den Vordergrund rückte, war eine Folge des vorausgegangenen Redeverbots, das einen wesentlichen Impuls zur endlich unternommenen Planung seiner Flucht aus Deutschland gegeben hatte. Indem sich Pinthus am Anfang seiner Ausstellungs-Eröffnungsrede auf Lessing als den »great defender of Germany's intellectual freedom of the eighteenth century« berief, reihte er sich in den Kreis derer ein, für die die Beschäftigung mit Repräsentanten und Ideen der Aufklärung ein Mittel der verdeckten Kritik an den politischen Verhältnissen darstellte.

45 Ebd.

Washington, D.C. – Marbach am Neckar: Handapparat und Autorenbibliothek

Die Erweiterung von Pinthus' Bibliothek in den USA nach 1938 stand stark unter dem Einfluss seiner universitären Tätigkeiten, seiner Vorlesungen über Literatur, Theater und Film an der New School, wo er am Beginn des Jahres 1940 auch an der Einrichtung eines Dramatic Workshops durch Erwin Piscator (1893-1966) beteiligt war. Besonders von Oktober 1941 bis Ende 1947, während seiner Zeit als Consultant der Theatersammlungen der Library of Congress in Washington, D.C., arbeitete er grundlegend zu dieser Institution, über die er eine umfangreiche Abhandlung verfasste.[46] Parallel dazu recherchierte er zu Theaterthemen, wovon neben selbst erworbenen Büchern Tausende von Karteikarten zeugen, die den Anspruch auf Vervollständigung des Bestandes der Library of Congress belegen.

Auch nach Pinthus' Beendigung seiner Tätigkeiten in Washington und seiner Rückkehr nach New York muss es weiterhin eine gewisse Zugänglichkeit zu seiner Bibliothek gegeben haben. So sah er sich gezwungen, eine eigene Kartei anzulegen, um den Verlust seiner Bücher durch Kollegen oder andere Bibliotheksbenutzer festzuhalten: »Gestohlene Bücher aus meiner Bibliothek unter Verschluss in Columbia U«.

Pinthus' Abschied von New York am 15. Juni 1965 und seine Remigration nach Marbach ließen sich planvoller in die Wege leiten als seine vorausgegangene Flucht in die USA. Die an verschiedenen Stellen im Nachlass überlieferten Dokumente erlauben Rückschlüsse darauf, dass manche Teile seiner Bibliothek nicht vollständig mitgenommen werden konnten. Aus bestimmten Bereichen – den Zeitschriften und Enzyklopädien etwa – wurden Dubletten ausgeschieden und solche Werke vorab ausgesondert, von denen man annahm, dass sie für die Benutzung in Marbach von nachgeordneter Bedeutung sein würden.

Der Einzug der Bibliothek wurde in Marbach zwar nicht mit der gleichen medialen Aufmerksamkeit begleitet wie deren Eintreffen in New York, doch ist die Ankunft der Buchfracht in Marbach und vor dem Schiller-Nationalmuseum gleichwohl photographisch dokumentiert worden.

Am 29. April 1971, anlässlich seines 85. Geburtstages, stiftete Kurt Pinthus seine Bibliothek in festlichem Rahmen offiziell der Deutschen Schillergesellschaft. Vermutlich wurden die in viele seiner Bücher sorgfältig eingeklebten Etiketten, die diese als Exemplare der Bibliothek Kurt Pinthus ausweisen, erst

46 Die bereits erwähnte Abhandlung über die Library of Congress hatte Pinthus für das *Coronet Magazine* angefertigt.

Abb. 6 und 7: Einzug der Bibliothek Pinthus in Marbach am Neckar, 1967, DLA Marbach

zu dieser Zeit darin angebracht. Obwohl diese Maßnahmen Pinthus' privater Praxis entgegenstanden, die Bücher möglichst von solchen irreversiblen Kennzeichnungen zu verschonen, untermauern die gedruckten Provenienznachweise, dass es ihm gelungen war, sein »Kunstwerk einer Bibliothek« vor einer Zerstreuung in alle Winde auch nach seinem Tod zu bewahren.

Achatz von Müller

KONJUNKTUREN DES BUCHES ODER: EIN TEXT IST KEIN BUCH

Um gleich mit einigen Voraussetzungen der folgenden Überlegungen zu beginnen: Ihr Verfasser ist Buchliebhaber und will daher das Buch verteidigen. Er ist zugleich ziemlich ungeschickt bei der Handhabung digitaler Techniken, misstraut dem Internet und seinen Versprechungen auf Demokratisierung des Wissens sowie den meisten damit zusammenhängenden Visionen über die Verdichtung oder auch nur erweiterte Öffnung von Bildungsprozessen. Zugleich aber sieht auch er einige wesentliche Erleichterungen des Informationsgewinns und der Verbreitung von Informationen – einschließlich Texten – sowohl durch digitale Techniken wie durch das ›Netz‹. Mit anderen Worten: Der Verfasser erfüllt so ziemlich fast alle der gängigen Stereotype über Netzgegner und Modernisierungsskeptiker, ist aber kein Maschinenstürmer. Wenn es also im Folgenden über den ›Wert‹ von Büchern geht, ist diese Kategorie durchaus doppelt zu konnotieren: als materieller und als medialer Wert.

Alte und seltene Bücher erfreuen sich im Kontext der Finanzkrise seit 2007 gesteigerter Beliebtheit auf dem Markt luxuriöser Güter. Sie haben somit Teil am Interaktionsfeld zwischen Kunst und Geld, das komplexer ist als das Phänomen der Interaktionen zwischen Konjunktur und Krise.[1] Warum? Auf zwei Faktoren ist zu verweisen: auf die symbolische Verwandtschaft zwischen Kunst und Geld als Abstraktionen von Bedeutungsordnungen – Geld als ›Bild‹ der Bedeutung materieller Güter und ihres Tausches, Kunst als ›Bild‹ der Bedeutung immaterieller Güter und ihrer Interaktionen – sowie auf die Marktorientierung ästhetischer Produkte seit der Renaissance. Allerdings ist diese von vielfachen Brüchen und Widersprüchen gezeichnet. Die letzte ökonomische Krise, die auch den Kunstmarkt erfassen sollte, ging aus dem ›Schwarzen Freitag‹ von 1929 hervor. Dieser ersten Gesamtkrise des globalen ökonomischen und politischen Systems war auch die Kunst nicht gewachsen. Späteren Krisen nach dem Zweiten Weltkrieg jedoch wich der Kunstmarkt seitlich aus: durch Verschiebungen der nachgefragten Richtungen und Stile

1 Vgl. Walter Grasskamp: Kunst und Geld. Szenen einer Mischehe, München 1998, S. 29-43; Jacques Rancière: Ist Kunst Widerständigkeit?, Berlin 2008.

© 2017 Achatz von Müller, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.15499/kds-001-014 | CC BY-SA 4.0

sowie zugleich wechselnden Gruppierungen unter den Marktbesuchern – bis zur Beteiligung der ›Kunst‹ selbst am Spekulationsspiel des Marktes. Das bekannteste Beispiel bietet der Künstler Damien Hirst, dessen *Hai* oder *Diamantener Totenkopf* von ihm durch mehrfach selbst getätigte Käufe zum Interaktionsmodell zwischen Kunst und Markt avancierten und damit zugleich eine neue Kunstgattung schufen.

Damit war zwar auch dieser Markt nicht vor Kontraktionen gefeit, aber außerordentlich symptomatisch erwies er sich als weitgehend resistent gegen die allgemeinen tiefgreifenden Marktverwerfungen seit der globalen Finanzkrise von 2007/08, die schwere Einbrüche und Verschiebungen im sozialen und monetären Bereich der globalen Wirtschaftsordnung nach sich zog. Da nur ein Teil des internationalen Finanzkapitals davon krisenhaft erfasst und zu Kontraktionen mit schweren Zinsausschlägen ›nach unten‹ gezwungen wurde, wuchs zugleich für die Gruppe der Profiteure der Krise die Möglichkeit, aber auch die Notwendigkeit, wesentliche Teile ihrer an sich monströsen Gewinne mit geringsten Risiken anzulegen und damit vor neuen Einbrüchen zu sichern. Immobilien und ›Kunst‹ schienen und scheinen solche Sicherheiten zu bieten. Wenn zwar auch solche Anlagen nicht vor spekulativen Einbrüchen bewahrt sind, scheinen sie vor dem Hintergrund der ihnen eigenen strukturellen Unangreifbarkeit, insbesondere Unvermehrbarkeit, sichere Güter zu sein.[2]

Diesen weitgehend stabilen Markt zu beliefern, wurde offenbar allmählich schwieriger als auf ihm Waren zu beziehen. Dieser Umstand kam nun auch einem Teil des antiquarischen Buchmarktes zugute. Auch dieser blickt auf eine Geschichte bis in die Renaissance zurück, wenn er auch zunächst mit der Fortune der großen europäischen Verleger wie Aldus, Giunta, Henric Petri und anderen namhaften Protagonisten des Buchdrucks verbunden war. Allerdings weisen fabrikmäßige Produktionen von Handschriften etwa des Florentiner Verlegers Vespasiano da Bisticci (1421-1498) auf noch ältere Zusammenhänge hin: die Humanistenjagd nach kostbaren und seltenen Handschriften. Und auch dieser Markt hatte im Lauf seiner langen Dauer schon immer Konjunkturen, Krisen, verrückte Sammler und spekulative Finanzinvestoren gekannt. Kataloge solcher Sammlungen von Fürstenbibliotheken über gelehrte Sammlungen bis hin zu den Repräsentationsbibliotheken der

2 Die Kunst, das Geld und die Krise, hg. v. Holger Liebs, Köln 2009. Darin insbesondere: Andreas Beyer, ›Um ihm seine Hand zu weisen‹. Wenn Künstler sammeln. Bildhandeln und Bilderhandel seit dem 15. Jahrhundert, S. 36-56; Beat Wyss: Profit ohne Arbeit. Produktion, Zirkulation, Konsumtion. Zur Lage der Kunst heute, S. 58-83; Thomas Piketty, Das Kapital im 21. Jahrhundert, München 2014, S. 401-500.

Rothschilds, des Boston Athenæum oder der Kunstbibliothek Bernhard August von Lindenaus in Altenburg, der wahrscheinlich schönsten und bedeutendsten dieser Art in Deutschland, bezeugen nicht nur das Interesse am Buch als Medium von Wissen und Gelehrsamkeit, sondern nicht weniger an der Partizipation eines entsprechenden Marktes der ›rare books‹.[3]

Dass in der nun seit geraumer Zeit ausgerufenen Krise oder gar angesichts des viel beschworenen ›Tods‹ des gedruckten Buches der Run auf wenigstens einen Teil der antiquarischen Bestände keineswegs abbricht, sondern aus den oben beschriebenen Gründen zunimmt, kann zunächst nur mit dem Bruch der Doppelnatur des Buches erklärt werden.[4] Das alte, seltene, vor allem illustrierte Buch ist eben längst Teil des Kunstmarktes geworden und hat seinen Zauber als Quell des Wissens verloren. Es geht einfach nicht mehr darum, diesen Typus Bücher zu lesen, sondern allein noch um seinen spekulativen Kunst/Geld-Wert. Das Buch ist mithin auf der informationellen Seite seiner Doppelnatur – vermeintlicher Text- und/oder Bildbehälter und zugleich auratisch-ästhetischer Körper – fast ohne jede Marktgängigkeit. Auch wenn die Kataloge der Händler nicht müde werden, die Textur der Körper zu preisen, so spielt doch diese allenfalls eine negative Rolle. Protestantische Theologie des 17. Jahrhunderts verkauft sich eben kaum, illustrierte Reisen derselben Zeit sehr viel besser – aber auch dies ist nur eine Faustformel. Besondere Provenienzen oder Einbände können da sehr viel wettmachen.

Als Marino Massimo De Caro, der Direktor der großartigen Biblioteca dei Girolamini in Neapel, zwischen Juni 2011 und März 2012 seine eigene Bibliothek bestahl, tat er es in wirklich großem Stil. Systematisch nutzte er jeden Tag seines Amtes, um in dieser an sich kurzen Zeit tausende von Büchern zu entwenden. Aber nicht allein die pure Zahl erregte Staunen, sondern auch die Qualität seiner Beute. Erst- und Frühdrucke von Galilei, Kopernikus, Kepler, Machiavelli, von Philosophen und Historikern der Antike sowie der Renaissancepoeten Italiens offenbarten nicht nur den guten Griff De Caros,

3 Die Kunstbibliothek Bernhard August von Lindenaus, bearb. v. Klaus Jena, Altenburg 2002. Ein gut dokumentiertes Beispiel für den Wert einer kostbaren Büchersammlung bietet die berühmte Inkunabelsammlung des Verlegers Kurt Wolff. Sie wurde im Oktober 1926 durch den Antiquar Joseph Baer versteigert. Der Versteigerungskatalog, wegen seiner präzisen bibliographischen Aufnahmen längst selbst ein gesuchtes Werk, weist 824 Titel auf. Alle Katalognummern wurden mit einem im Durchschnitt von etwa 40 Prozent über der Gesamtschätzung liegenden Zuschlag versteigert. Vgl. Katalog der Incunabelnsammlung Kurt Wolff, München, Joseph Baer & Co. Buchhandlung und Antiquariat, Frankfurt a.M. 1926.

4 Jeff Gomez: Print is Dead: Books in our Digital Age, New York 2002.

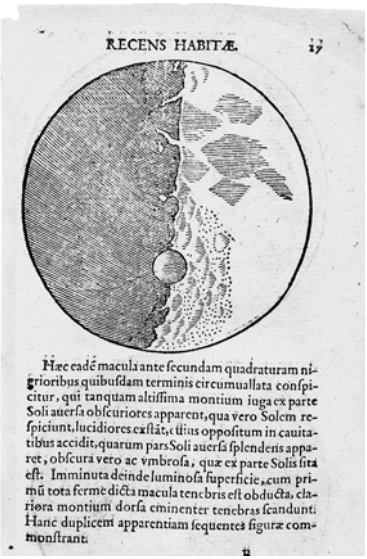


Abb. 1: Mondphase in einem von Galileis Kupferstichen aus dem *Sidereus Nuncius* von 1610, Prometheus-Bildarchiv

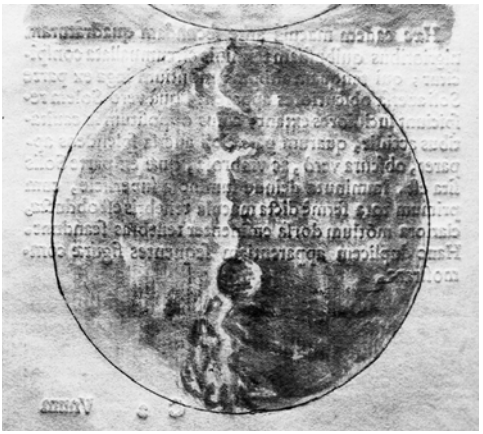


Abb. 2: ›Galileis Mond‹ in einer der Tuschzeichnungen der Fälschung des Marino Massimo De Caro. Die für den Markt bestimmte Fälschung verwandelte Galileis Inkunabel der empirischen Wissenschaften in den Augen entflammter Kunst- und Buchhistoriker in ein Dokument der Dominanz der künstlerischen Hand über das analytische Auge, Prometheus-Bildarchiv

sondern auch die hohe Qualität der Sammlung. Einer ihrer bedeutendsten Benutzer war Giambattista Vico (1668-1744) gewesen, dessen Hauptwerk *Scienza Nuova* (1725) das moderne historische Denken begründete.

Vico hatte neben seiner immensen Kenntnis geschichtlicher Überlieferungssysteme Sinn für Poesie, Philosophie, Wissenschaft und Mythologie. Die von ihm veranlassten Anschaffungen hoben die ohnehin bereits von monastischen Bibliophilen gegründete Bibliothek weit über das Niveau gängiger Klostersammlungen hinaus. De Caro befand sich also in einer Schatzkammer, die er, ganz dem Zeitgeist folgend, keineswegs wie die meisten berühmten Bücherdiebe der Geschichte zu Gunsten der eigenen Sammlung plünderte, sondern allein aus Geldgier. Er stahl für den Markt.[5]

Bereits zuvor, im Jahr 2005, hatte er diesen Markt mit einer Fälschung irritiert, die Wissenschaftsgeschichte schreiben sollte: dem *Sidereus Nuncius*

5 Vgl. Thomas Steinfeld: Am Tatort. Die ›Biblioteca Girolamini‹ wurde geplündert. Grundlagenwerke der Weltgeschichte bleiben verschwunden. Ein erster Besuch in den versiegelten Sälen, in: Süddeutsche Zeitung, 13./14. Februar 2016, S. 15.

(1610) des Galilei mit vermeintlichen Aquarellen aus Galileis eigener Hand. Höchst raffiniert hatte De Caro auf die Steigerung eines seltenen Buches zu einem einzigartigen Exemplar spekuliert, tatsächlich aber eine Wissenschaftssensation ausgelöst. Ein Forscherkreis um den Kunsthistoriker Horst Bredekamp sah in den Tuschzeichnungen ›Galileis‹ den Beweis erbracht, dass sich der Urknall der empirischen Wissenschaften aus den Händen des ›Künstlers Galilei‹ entzündet hatte. Auge und Fernrohr wurden zu sekundären ›Instrumenten‹. Gleichsam hinter dem Rücken der entzückten Forscher hatte der Buchfälscher mit der Verwandlung des Buches in ein Kunstobjekt sich selbst betrogen. Galileis ›Zeichnungen‹ dienten dem Fälscher als Signaturen der unübertreffbaren Einzigartigkeit und damit der Preissteigerung des von ihm dem Markt zugeführten Exemplars des 1610 erschienen *Sternenboten*. Die Wissenschaftler erkannten jedoch an diesen vermeintlichen Einzigartigkeiten allein den Anreiz für neue Forschung und kühne Hypothesen (Abb. 1 und 2).

Was für eine Posse! Der Fälscher hatte längst mit dem Buch als Transporteur von Inhalten, Texten, Bildern abgeschlossen und ein geldwertes einzigartiges Kunstobjekt geschaffen. Die Wissenschaftler sahen allein den einzigartigen Inhalt und ignorierten den an sich mit und durch ihn intendierten monetären Wert. Zugleich aber bemächtigten sich damit beide Seiten auf ganz unterschiedliche Weise der Aura des Buches: eben seiner potentiellen Einzigartigkeit.[6]

Die Geschichte des Buches besteht nämlich nicht nur aus seinen ökonomischen Konjunkturen – diese gelten nahezu stets seinem Überschreitungspotential zum Warencharakter der Kunst –, sondern auch aus den Konjunkturen seiner symbolischen Bedeutungen. Die Metaphorik des Buches zieht sich durch die sakralen, ästhetischen und nicht zuletzt anthropologischen Figurationen der Wahrnehmung und Beschreibung von Gesellschaft, Natur und Welt. Dabei ist es durchaus sinnvoll, sich für eine kurze Nachzeichnung solcher Metaphoriken auf die Form des Buches als Codex zu beschränken. Der Codex ist zweifellos die revolutionäre Form des Buches schlechthin. Er löste auch aus funktionalen Gründen die Form der Schriftrolle ab, denn der Codex vermochte die Texte mehrerer Schriftrollen einzuschließen oder besser ›zusammenzubinden‹. Der frühmittelalterliche Enzyklopädist Isidor von Sevilla (560-636) spricht im das ganze Arsenal von Buch- und Schriftmetaphorik aufbietenden 6. Buch seines großen Überblicks über das Weltwissen

6 Horst Bredekamp: Galilei der Künstler. Der Mond. Die Sonne. Die Hand, Berlin 2007, ders., Irene Brückle und Paul Needham: A Galileo forgery. Unmasking the New York Siderius Nuncius (Galileo's O, Bd. 3), Berlin 2014.

Abb. 3: Moses mit offenem Buch und den Gesetzestafeln (Zwiefaltener Sammelhandschrift, um 1160). Das Hochmittelalter sieht in Moses eine doppelte Gründungsgestalt: Gesetzgeber und Buchinventor. Gesetz und Buch bezeichnen die Grundlagen der ›Christianitas universalis‹, Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart, Cod.hist.fol. 411, fol. 5v (Ausschnitt)

vom Codex als dem einen Band, der viele Bücher enthält (»Codex multorum librorum est liber unius voluminis«).[7] Damit bot er sich offenbar insbesondere den sakralen Büchern der Christen als ideale Möglichkeit an, die Integrität sowie typologische Einheit der ›Bibel‹ sichtbar und fühlbar zu repräsentieren (Abb. 3).

7 Isid. Etym., VI, 13, 1.

Die erleichterte Identifizierung der einzelnen Blätter, ihre beidseitige Beschriftung, das somit sichere und konstante Vor- und Zurückblättern erlaubte jede Form von Textkontrolle und Textargumentation. Das Buch erwies sich erst in dieser Form als der Zauberkasten von Wissen und Bedeutung, als den die Buchmetaphorik ihn stets und immer neu zitierte. Das nachantike Europa stand somit ganz und gar unter dem Eindruck des Codex als der dominanten und signifikanten Form des Buches. Es war diese Form, die sich materiell und symbolisch dauerhaft bewährte und auch die vermeintliche ›eigentliche Medienrevolution‹ des Buchdrucks absorbierte.[8]

»Das Buch als Symbol« überschreibt Ernst Robert Curtius (1886-1956) das fulminanteste Kapitel seines großräumigen Blicks auf die »Europäische Literatur« des »Lateinischen Mittelalters«. Darin differenziert er die vielfältigen Möglichkeiten der Nutzung von Schrift- und Buchmetaphorik zu einem integralen Kosmos der Symbolik des Buches als die Welt durchdringende Bildlichkeit aus, die sich als ›Symbol‹ eben nicht im Bild erschöpft, sondern stets zugleich über sich und das Bild hinausweist. So »ist alles Irdische gleichsam in einem transzendenten Buch vorgebildet«.[9] Am bezeichnendsten erscheint Curtius dabei die materielle Metaphorik des Codex selbst. In diesem Sinne wird in Dantes *Commedia* alles von dem Dichter auf seiner Jenseitsreise Geschaute und Erlebte sowie der ganze göttliche Kosmos mit seiner Ordnung aus Welt und ihrer Aufhebung durch Transzendenz als Gottes Codex symbolisiert, gebunden im Einband der Liebe: »Legato con amore in un volume« (Paradiso, 33, 87).[10]

Curtius schließt seine Analyse der Symbolik des Buches mit dem Hinweis auf ihr Fortwirken in der modernen Welt durch ihre Neuaufladung bei Shakespeare ab. Durch ihn habe auch die Neuzeit ein metaphorisches Konzept gewonnen, das über die bloße Bildlichkeit hinaus und in die unauslotbare Transzendenz des menschlichen Inneren hineinweise: »O, let my books be then the eloquence / And dumb presagers of my speaking breast.« (Sonett 23)[11]

Hans Blumenberg (1920-1996) hat für diese Zusammenhänge auf die Voraussetzung des symbolischen Paradigmas verwiesen. Das Buch sei eben nicht nur Metapher, Bild oder Repräsentant der inneren und äußeren Welt,

8 Colin Roberts und Theodore C. Skeat, The Birth of the Codex, London 1987; Codex und Geltung, hg. von Felix Heinzer und Hans-Peter Schmit (Wolfenbütteler Mittelalter-Studien, Bd. 30), Wiesbaden 2015.

9 Ernst Robert Curtius: Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter, 3. Aufl., Bern und München 1961, S. 324.

10 Ebd., S. 335.

11 Ebd., S. 345.

sondern ihr Symbol: »[…] wenn es nicht gelungen wäre, die Metaphysik der Nachbildlichkeit der Erscheinungen und der Begriffe abzubrechen und solchen Relationen Vorrang für das Verständnis der Natur und ihres Ursprungs zu geben, die wir als ›symbolische‹ bezeichnen würden«.[12] Dass aber eben dazu die Materialität, Bildlichkeit und begrenzte Unendlichkeit des Codex als verbindliche Ordnung gehört, die zugleich Buchstaben, Wörter, Bilder als Erfahrungen aufeinander bezieht und verbindet sowie auch für sich selbst signifikant sein lässt, formt das Buch zur vollendeten Metapher des Symbolischen selbst:

> immer zeigen diese Ordnungen eine bestimmte »Fügung« und einen gemeinsamen formalen Grundcharakter. Sie sind so geartet, dass in jedem ihrer Momente ein Übergang zum Ganzen möglich ist, weil die Verfassung dieses Ganzen in jedem Moment darstellbar und dargestellt ist. Kraft des Ineinandergreifens dieser Darstellungsfunktionen gewinnt das Bewusstsein die Fähigkeit, Erscheinungen zu buchstabieren, um sie als Erfahrungen lesen zu können.[13]

Damit aber ist das genuine Vermögen des Buches angesprochen, mit seiner Form nicht nur zu binden, sondern zu verbinden und zu entbinden, für sich selbst symbolisch zu sein und für den ›Leser‹ im weitesten Sinne des Wortes symbolisch zu werden. Eben diese symbolische Medialität des Buches, seine – wenn man so will – auratische Binde- und Lösegewalt entgeht dem ›digitalen Text‹. Er hat daher nicht Teil an den Bedeutungskonjunkturen des Buches, die noch in der Verwandlung seines Körpers in eine Ware für den Kunstmarkt als brachiales Zitat erhalten bleiben. »Der Kontext des ›Netzes‹ dagegen zwingt jedem Gebilde mit Gewalt die ihm immanente Struktur der Zerstreuung auf – man ist gleich woanders«, schreibt der vehemente Netzkritiker Roland Reuß. Etwas abgewogener fährt Michael Hagner fort: »womit wir […] bei Mc Luhan wären. Der individualistische Intellektuelle, ausgestattet mit dem Buch als Machtinstrument, räumt die Bühne für den völlig transparenten, schnell reagierenden Netzskribenten, der seinen Beitrag zu einem sich ständig verändernden unendlichen Text leistet.«[14] Selbst eher skeptisch, fügt Hagner einen Text der Zeitschrift *n+1* zitierend hinzu: »assimilate bookism to webism and the book looks like nothing so much as an un-

12 Hans Blumenberg: Die Lesbarkeit der Welt, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1983, S. 47f.

13 Ernst Cassirer: Philosophie der Symbolischen Formen. Dritter Teil: Phänomenologie der Erkenntnis, 2. Aufl., Darmstadt 1954, S. 222.

14 Roland Reuß: Ende der Hypnose. Vom Netz und zum Buch, Frankfurt a.M. und Basel 2012, S. 88; Michael Hagner: Buchkritik als Kulturkritik (Jacob Burckhardt-Gespräche auf Castelen, Bd. 28), Basel 2014, S. 49.

readably long, out of date, and noninteractive blog post«.[15] Dabei steht allerdings auch für ihn außer Frage, dass die informationellen Seiten des Netzes Gewicht haben und intensiver, wenn auch kontrollierter Entwicklung bedürfen. So stellen auch die Erwartungen der Wissenschaft, Intertextualitäten und systemische Hypertexte zu generieren sowie solche Konglomerate mit Open Access verbinden zu können, keine hybriden Spekulationen, sondern nützliche informationelle Modernisierungen dar.[16] Aber auch hier gilt der schlichte Einwand, dass die Langzeitarchivierung aller Sorten und Formen digitaler Texte, ob im Netz oder mittels fester Speicher, keineswegs als gesichert gelten kann.[17]

Aber auch der Utopie einer Lösung dieser Problematik gegenüber wird sich das Buch behaupten. Denn der Text ist kein Buch. Er hat weder Teil an dessen auratischer Disposition noch an dessen bindender symbolischer Ordnung. Oder wie Hagner schreibt: »Im Gegensatz zum Digitalisat hebt der Buchdruck das Besondere im Allgemeinen hervor zum einen durch die Gestaltung [...] zum anderen dadurch, dass es sich beim Buch um einen Gegenstand handelt, der in jeder Hand eine andere Geschichte zu durchlaufen vermag«.[18] Bekanntlich kaufte der Dichter, Wissenschaftler und Bibliotheksdirektor Jorge Luis Borges (1899-1986) auch noch als im Alter Erblindeter Bücher, »denn ich fühle die Anwesenheit dieser Bücher in meinem Haus«. Und er fügt gegenüber allen, die sich von solchen Empfindungen nicht leiten lassen mögen, eine analytische Bemerkung hinzu, die es in sich hat:

> Welchen Unterschied kann es schon zwischen einem Buch und einer Zeitschrift oder einer Schallplatte [man füge hinzu: einem digitalen Text, A. v. M.] geben? Der Unterschied ist, dass man eine Zeitschrift liest, um sie zu vergessen [...] die Vorgänge sind mechanisch und daher leichtfertig. Ein Buch liest man, um es im Gedächtnis zu behalten.[19]

15 Hagner (Anm. 14), S. 51f.

16 Vgl. Wiebke Rögener: Teure Schätze des Wissens. Sämtliche Ergebnisse öffentlich finanzierter Forschung sollen vom Jahr 2020 an kostenlos im Internet zugänglich sein. Steht das wissenschaftliche Publikationswesen vor einer Zeitenwende?, in: Süddeutsche Zeitung, 6. Juni 2016, S. 16.

17 Vgl. die Forschungen zur digitalen Archivierung der Gruppe Rudolf Gschwind, Lukas Rosenthaler am Institut für Medienwissenschaft der Universität Basel.

18 Hagner (Anm. 14), S. 54.

19 Jorge Luis Borges: Das Buch, in: Essays IV, Borges mündlich. Sieben Nächte. Neun danteske Essays. Persönliche Bibliothek, München und Wien 2004, S. 9-18, hier S. 17.

Constanze Baum

IM ›HYPERFLUSS‹

VON LETTERN ZU DATEN

Medienwechsel – Materialästhetik der Oberfläche

»Jede Dingwahrnehmung fußt auf einer Selbstwahrnehmung, jede Dingtäuschung auf einer Selbsttäuschung.«[1] – Man möchte zugreifen und kann nicht. Denn die Bücher auf dem Tisch sind lediglich Oberfläche – es handelt sich um ein Bild (Abb. 1). Ein Bild, das zum Anfassen einlädt, weil es die Materialität des Objekts Buchs wie auf einem Präsentierteller inszeniert, als gezielte Augenwischerei, als einen Trompe-l'œil-Effekt, wie er barocken Stillleben oft eigen ist. So wird der Blick ins Bild gelenkt, und so öffnet sich im Medium der Malerei der Bildraum von der Fläche in eine illusionistische Tiefe. Die Materialästhetik des Buchs, seine Haptik und Objekthaftigkeit ist täuschend echt in ein Oberflächenphänomen aus Pinselstrichen und Firnissen auf einer Leinwand verwandelt.[2]

Dies ist eine erste Beobachtung, die die Materialästhetik der Oberfläche betrifft. Denn trotz oder gerade wegen der künstlerischen Anverwandlung bietet das Gemälde eine überzeugende Inszenierung des Objekts ›Buch‹, die hier sogar mit einer künstlerischen Aufwertung einhergeht. Im Rezeptionsmoment der Bildbetrachtung ist diese Transformation durch die implizite Täuschung stets immanent, das Angebot zur Täuschung wird im Wahrnehmungsakt zu einer Erkenntnis verwandelt, die das Medium von Leinwand und Farbe als Teil von Wirklichkeit akzeptiert. Erlerntes Wissen und Reflexion bedingen, dass es keine Verwechslung von physischer und dargestellter Realität geben kann. An die Stelle dieser Rezeptionsbewegungen

1 Heinrich Niehues-Pröbsting: Platonvorlesungen. Eigenschaften – Lächerlichkeiten, in: Die Kunst des Überlebens. Nachdenken über Hans Blumenberg, hg. von Franz Josef Wetz und Hermann Timm, Frankfurt a.M. 1999, S. 341-368, hier S. 351.

2 Vgl. auch Hanneke Grootenboer: The thought of painting: Still lifes as a philosophical genre, in: Vom Objekt zum Bild. Piktorale Prozesse in Kunst und Wissenschaft, 1600-2000, hg. von Bettina Gockel. Unter Mitarbeit von Julia Häcki und Miriam Volmert (= Zurich studies in the history of art, special issue), Berlin 2011, S. 43-64.

© 2017 Constanze Baum, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.15499/kds-001-015 | CC BY-SA 4.0

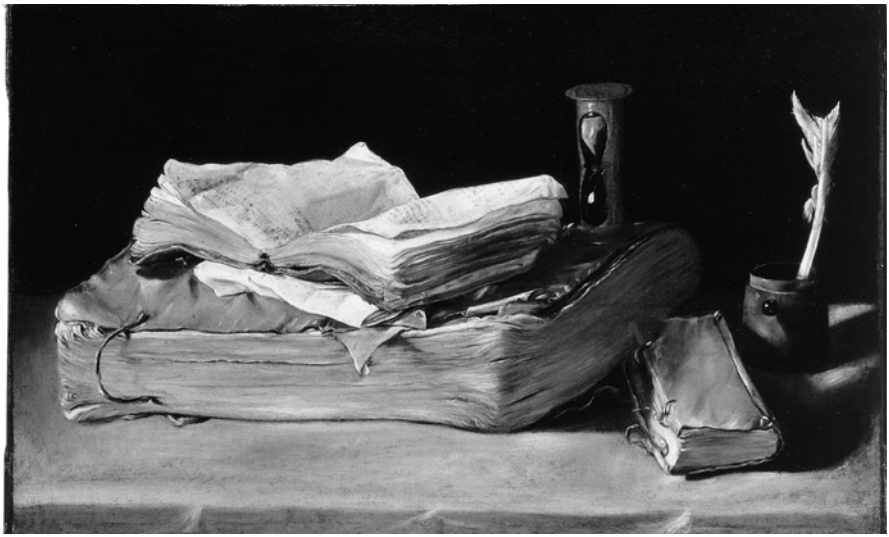


Abb. 1: Spanischer Meister: *Bücherstillleben*, 1626/1650, Gemäldegalerie, Staatliche Museen zu Berlin, bpk / Gemäldegalerie, SMB / Jörg P. Anders

sind im technischen Zeitalter analoge Medienformate der Reproduzierbarkeit wie die Photographie oder der Film getreten, die schließlich in datenbasierte, digitale Verfahren überführt wurden, in denen Trompe-l'œil-Effekte in einer ›Virtual Reality‹ aufgehen können.[3]

Eine zweite Beobachtung hinsichtlich des Buchstilllebens betrifft den Zustand des Dargestellten und damit auch die Bedeutung, die den Objekten hier zugewiesen wird. Die arrangierten Bücher auf diesem vermutlich spanischen ›Natura morte‹ sind keine identifizierbaren Exemplare, scheinen weder Prachtbände, noch sonderlich taufrisch. Es sind vielmehr Buchruinen. In anderen Stilllebenarrangements des 17. Jahrhunderts mit losen, zerknitterten und zerfetzten Bücherhaufen tritt dies noch deutlicher zutage.[4] Das

3 So ließe sich die von Bettina Gockel aufgebrachte Formel »From Real Life to Still Life« weiterdenken in ein ›From Real Life to Virtual Life‹ im Sinne der in diesem Beitrag unterstellten Biographietauglichkeit des Buchs, das damit in ein digitales Weiterleben überführt wird. Vgl. den auf die Tagung »From Real Life to Still Life« 2006 in Berlin zurückgehenden Band: Vom Objekt zum Bild (Anm. 2), S. 7.

4 Vgl. die niederländischen Bücher-Stillleben von Jan Davidz de Heem, von dem allein sechs Buchstillleben aus der Zeit von 1625-1629 bekannt sind, oder jene von Pieter Claesz, die vor allem im Umkreis der Universitäts- und Druckerstädte von Haarlem und Leiden im 17. Jahrhundert entstanden. Vgl. Sinn und Sinnlichkeit. Das flämische

aufgeschlagene Werk zuoberst zeigt die Verwitterung an: Nicht nur Einband und Papier sind davon betroffen, sondern auch die Schrift selbst, die hier zu Teilen schon verschwunden, ja förmlich ausgelöscht ist. So schreibt sich das omnipräsente ›Vanitas vanitatum‹[5] als Leitspruch und Mahnung zwischen die aufgewellten und abgenutzten Seiten mit den abgestoßenen Ecken und den aufgesprungenen Buchklammern ein – und auch das im Hintergrund aufgestellte Stundenglas, gerade noch voll, wird in absehbarer Zeit abgelaufen sein. Das Bild aber bewahrt diesen einen Augenblick, der die Vergänglichkeit der Bücher in einer anzunehmenden Zukunft, ihr Noch-nicht,[6] bezeugt. Die Hoffnung auf Erhalt ist in die Augen des Betrachters gelegt, die Gebrauchsspuren zeigen an, dass diese Bücher auch Leser gehabt haben könnten.[7] Diese potentielle Leserschaft stellt in logischer Konsequenz das lebendige Archiv des in ihnen aufbewahrten Wissens dar, wenn die Bücher nicht überdauern. Buchzeugen und Lesezeugen sind damit gleichsam die Hüter des kulturellen Gedächtnisses, deren biographische Endlichkeit hier mahnend in den Bildakt eingeschrieben ist.

In seiner Materialität steht das Buch als Objekt, anders als das Werk, das sich vor allem an den vermittelten Inhalt und weniger an die konkrete Fassung bindet, demnach zur Disposition. Die Geschichte des Aufschreibens und Archivierens, auch sie ist im 17. Jahrhundert Teil einer Krisis. Sie verweist zugleich und immer wieder auf die Geschichte eines potentiellen Verlusts.[8] Das Bild selbst ist als Objekt und Teil einer Vanitas-Inszenierung gefährdet, zu vergehen, wenn es nicht von einer Kultur der Bewahrung und Sicherung geschützt wird. Dergestalt muss sich das Buch als Objekt des Gebrauchs vor dem Gebrauch selbst verschließen, um zu überleben; eine Paradoxie, der sich jedes Archiv zur Wahrung kulturellen Erbes stellen muss. Auch wenn es nur ein den künstlerischen und kompositorischen Bedingungen unterworfenes,

Stillleben, 1550-1680, Ausst. Kat. Kunsthistorisches Museum Wien, Lingen 2002, S. 143-145.

5 Für Buchstillleben gewinnt die im 17. Jahrhundert und darüber hinaus vielfach verwendete Formel des ›Vanitas vanitatum omnia vanitas‹, die auf ein Bibelzitat zurückgeht, eine gesonderte Form der Präsenz: Gern wird dort eine Bibel abgebildet, die an der entsprechenden Stelle, Pred 1,2 (AT), aufgeschlagen ist.

6 Zur Disposition der Ruine zwischen Noch-nicht und Nicht-mehr vgl. grundlegend Georg Simmel: Die Ruine, in: ders.: Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908, Bd. 2, Frankfurt a.M. 1993, S. 124-130.

7 Vgl. zu diesem melancholischen Gestus in Bezug auf die Verfallsgeschichte des Wissens und Bücherstillleben das Schlusswort von Martin Mulsow: Prekäres Wissen. Eine andere Ideengeschichte der Frühen Neuzeit, Berlin 2012, S. 399f.

8 Vgl. Auch Bücher altern. Bestandserhaltung in der Herzog August Bibliothek, hg. von Almuth Corbach, Wolfenbüttel 2012 (Wolfenbütteler Hefte 31).

fiktives Abbild ist, ist das Bücherstillleben hier ein Ort der Dokumentation von Buchbiographien. Das meint in diesem Fall nicht ein empirisch belegbares Exemplar, wohl aber die Physis eines denkbaren Objekts und somit die Darstellung eines Seinszustands im Bildraum, der dadurch manifest wird: Die Buchruine bezeichnet demzufolge ein letztes Lebensalter.

Die Abbildung in diesem Beitrag stellt eine weitere Transformation dieser Dokumentation dar, denn das Bild wurde digitalisiert: Aus dem Objekt Ölgemälde wurde ein Anderes, die stoffliche Physis des Buchs wurde erneut übersetzt und in eine andere Form von Materialästhetik verlagert. Zu dieser Übertragung in den digitalen Bildraum kommt oft eine Anreicherung über Inhalt und Zustand zu einem bestimmten oder zumindest technisch bestimmbaren Zeitpunkt, der sich in den sogenannten Metadaten einer Datenquelle niederschlägt. Ähnliches gilt für die Transformation eines Buches. Die Überführung ins Planimetrische ist dabei nur ein Schritt, der – ganz ähnlich wie beim Gemälde – das Objekt zunächst scheinbar einer Dimensionalität ›beraubt‹. Im Gemälde tritt als Kompensation die künstlerische Fassung mit Rahmung, Leinwand, Farbe und Firnis an ihre Stelle, im Digitalen der Hyperraum. Dieser Hyperraum besitzt wiederum eine eigene Form von Materialität und Dimensionalität, die anders komponiert ist, als dass dies mit tradierten Kulturphänomenen wie Bildraum oder ähnlichen Ausprägungen vergleichbar oder fassbar wäre. Dem Verlust einer mit menschlichen Sinnen wahrnehmbaren und nicht nur errechneten Form von Raum/Räumlichkeit steht dabei eine Zunahme von Informationsgehalten auf anderen Ebenen entgegen. Das Abbild schreibt demnach in seiner technischen Mimesis nicht grundsätzlich eine Verlustgeschichte: Jedes digitale Image ist nicht nur eine Übersetzung in die im Hyperraum ubiquitär gültige Binarität von 0 und 1, sondern stellt eine Anreicherung von komplexen Datenschichten dar, angefangen von interpretatorischen Farbwerten. So urteilt auch Ségolène Tarte: »If digitization encapsulates either implicitly or explicitly some interpretation strategy, then a digital artefact is something slightly different from a ›faithful‹ visual representation of the artefact.«[9]

Der Trägerstoff Papier oder Pergament ist in seiner materiellen, atomaren Zusammensetzung im Hyperraum nicht physisch verfügbar, sondern nur noch über eine zusätzliche Daten-Dokumentation belegbar, die kodikolo-

9 Ségolène Tarte: Digital visual representations in papyrology: Implications on the nature of digital artefacts, workingpaper 2011, http://www.academia.edu/776645/Digital_Visual_Representations_in_Papyrology_Implications_on_the_Nature_of_Digital_Artefacts (zuletzt 20.2.2017), S. 7. Für den Hinweis auf diese Publikation danke ich Claudine Moulin.

gische, materialorientierte Merkmale verzeichnet. Die Haptik des Objekts Buch ist aber, anders als beim Gemälde, das zumindest in musealen Kontexten den Sicherheitsabstand eines ›noli me tangere‹ als Kulturtechnik verlangt, im digitalen Raum nicht gänzlich abgeschafft, sie hat sich vom Exemplar gelöst und auf die Hardware verlagert: Öffnen, Umblättern, Wenden wird durch Klicken, Tippen oder Wischen auf dem Kontaktmedium ersetzt. Materialkundlich gibt das Ding damit seine Objekthaftigkeit auf – aus Lettern wie aus Pinselstrichen werden Daten –, wahrnehmungstheoretisch bleibt diese Objekthaftigkeit jedoch erhalten. Denn auf dem Bildschirm sehen wir ein vermeintlich photomechanisches Double als gezielte und produktive Augenwischerei.

Der digitale Pakt – Transformation und kulturelles Erbe

Zur Lebens- und Überlebensgeschichte des Buchs gehört zu Beginn des 21. Jahrhunderts auch unweigerlich die Geschichte seiner Transformation ins Digitale. Unabhängig von der Frage, welchen Sinn und Nutzen, Mehrwert oder Unwert wir digitalen und/oder digitalisierten Büchern respektive Texten zuschreiben und welche Rolle diese in Zukunftsszenarien spielen, haben sie bereits unleugbare Spuren hinterlassen, die wir auch als Teil der Buchgeschichte begreifen und einordnen können. Längst gibt es einen, wenn auch oft unausgesprochenen digitalen Pakt zwischen Mensch und Daten in Bezug auf das Buch, dem der vorliegende Beitrag in mehrfacher Hinsicht Kontur zu verleihen versucht. Es soll ein Blick auf digitale Lebensformen von Büchern geworfen werden, um Fragen ihrer Modalität, ihrer Medialität und Materialität in ihrer noch jungen Geschichte vorzustellen. Damit mag sich letztlich ihre biographische Anschlussfähigkeit an das gedruckte Buch ebenfalls erweisen. Die Herausforderung scheint diesbezüglich, dass viele der in diesem Band versammelten und verhandelten Aspekte der Biographien von Büchern in gleichem Maße für digitale Bücher oder solche, die digitalisiert wurden, gelten: Denn Fragen nach dem Singulären und Unikalen, nach Auflage und Exemplar, nach Konjunkturen und Karrieren stellen sich für digitale Präsentationsformen gleichermaßen.

Der vorliegende Beitrag versteht sich in diesem Sinne als Einladung zu einem längeren Gedankenspiel über die Transformationsprozesse von Lettern zu Daten, das auch informatische Seiten hat, um ein produktives Verständnis und weiteres Nachdenken über die Nutzung und die Bewahrung des kulturellen Erbes im digitalen Raum zu befördern. Bewahrung ist im Übrigen nicht der alleinige Grund dafür, warum Bücher digital ›erscheinen‹. So sehr

wir Bücher in dem hier beschworenen Szenario als dingweltliche Akteure begreifen und ihnen anthropomorphe oder anthropologische Eigenschaften attestieren, so sind es doch nicht die Bücher selbst, die mit eigener Willensfreiheit über ihre Transformationen und Werdegänge verfügen können. Es sind vielmehr sozio-ökonomische Akteure wie Entscheider am Werk, die als ›Eltern‹, ›Paten‹ oder ›Pflegepersonal‹ den Lebenslauf des Buchs, auch des digitalen Buchs, begleiten, lenken, vielleicht sogar instrumentalisieren. Auch digitale oder digitalisierte Bücher besitzen demzufolge einen Warenwert und sind Teil eines Verwertungskreislaufs. Der Traum von Open Access bedeutet nicht das Obsoletwerden des Warencharakters, sondern bezeichnet einen veränderten Umgang mit der Ware ›Buch‹. Bewahrung des schon Vorhandenen und Sicherung des Kommenden müssen heute nicht nur in Magazinen von Bibliotheken und Archiven, sondern auch in vergleichbaren digitalen Umgebungen bedacht werden. Das ist der digitale Zukunftspakt, der sich in allen gesellschaftlichen Zusammenhängen abzeichnet und der in Hinblick auf Institutionen und Forschungseinrichtungen ein kuratorisches Versprechen birgt. Dieselbe Sorgfalt, mit der Bibliothekare, Buchwissenschaftler und Editionswissenschaftler der Ware Buch bislang ihren Dienst erwiesen haben, soll künftig auch seinen digitalen Ablegern angedeihen. Die hier vorgestellten Beobachtungen sind nicht an spezifische Korpora gebunden, sie beschränken sich auf exemplarische Beispiele.

Zwischen Ding und Daten

Igor Kopytoff hat in seinem Essay über die kulturelle Herkunft der Dinge zentrale Fragen der Dingkultur aufgeworfen, unter anderem: Wo kommt das Ding her und wer hat es gemacht? Was ist sein bisheriger Werdegang?[10]

Wenn wir dem ›Ding‹ jene vielversprechende anthropomorphe Daseinsberechtigung zubilligen, dann wird aber nicht nur nach seinem Ursprung zu forschen sein, den zu rekonstruieren und zu dokumentieren die historischen Wissenschaften wie die Nachwelt neben Fragen des Verstehens und der Einordnung in Deutungshorizonte stets angetreten sind und der dem Buch qua Titelblatt und Besitzvermerke mit auf den Weg gegeben wird, sondern es wird auch nach dem Fortbestand seiner Existenz zu fragen sein. Nicht nur, woher es kommt und wer es gemacht hat, sondern wohin es gehen soll, diese

10 Vgl. Igor Kopytoff: The cultural biography of things. Commoditization as process, in: The social life of things. Commodities in cultural perspective, hg. von Arjun Appadurai, Cambridge 1986, S. 64-94, hier S. 66.

Frage stellt sich auch für das Buch. Denn es ist ein physisches Exemplar mit einer Lebensdauer, auch wenn manche Buchlebenserwartung höher sein mag als die eines Menschen.

Ist dem Ding im Laufe seiner Biographie ein hoher (Markt-)Wert beigemessen worden, so stehen seine Chancen in der sozio-ökonomischen Bilanzierung nach Kopytoff nicht schlecht für ein langes Leben in gekühlter Magazinatmosphäre. Welche Konjunkturen und Expertenkulturen aber entscheiden über die Wertigkeit eines Buchs und damit über seine Überlebenschancen? Was ist erhaltenswert? Was kann weg? Um diese Fragen ist im digitalen Zeitalter ein mit allen Polemiken geführter Hoheitsstreit entbrannt. Er wütet in den Feuilletons, er schaffte es unlängst auf die Erfurter Opernbühne, wo Volker David Kirchner Johannes Gutenberg als Leitfigur der Buchkultur und Steve Jobbs als Stellvertreter des Silicon Valley im Cyberhimmel aufeinandertreffen ließ.[11] Doch hilft dieses Denken in krassen Dichotomien weiter?[12] Und trifft es die Sachlage bei genauerer Betrachtung wirklich? Vielleicht bringen einschneidende mediale Wechsel es mit sich, uns die dringenden und drängenden Fragen der Zeit und deren Dilemmata vor Augen zu führen: Muss denn alles archiviert werden? Wie steht es um die Macht und die Berechtigung, ja eine ›Kultur des Ephemeren‹?[13]

Weder gedruckte noch digitale Versionen eines Buchs respektive eines Texts können in Bezug auf eine Langzeitarchivierung Heilsversprechen liefern, beide sind angreifbar, verletzbar, ruinierbar – durch die Zeit, die Nutzung, das Klima, Stromausfall, Wurm- und Virenbefall oder Katastrophen und andere, noch unbekannte Größen. Auch dort, wo Dinge in Daten verwandelt werden, entsteht kein Raum einer unendlichen Sicherheit und Sicherung, aber ein neuer Möglichkeitsraum der Existenz von Büchern und auch – wie noch zu zeigen sein wird – von Material. Zwischen Ding und elektronischen Daten

11 Vgl. Udo Badelt: Magie der Buchstaben, in: Der Tagesspiegel vom 23.6.2016, http://www.tagesspiegel.de/kultur/gutenberg-oper-in-erfurt-magie-der-buchstaben/13368284.html (zuletzt 19.2.2017).

12 Claudine Moulin forderte bereits 2014 eine »Entpolarisierung zwischen Gedrucktem und Digitalem«. Der Kampf zwischen analogen und digitalen Medienformaten wird dessen ungeachtet von verschiedenen Kräften weiter forciert. Vgl. Claudine Moulin: Zum Buchbegriff in der Diskussion um das digitale Publizieren in den Geisteswissenschaften. Überlegungen auch aus linguistischer und mediävistischer Sicht, in: annot@tio. Sprachgeschichte und Digital Humanities, Blog-Beitrag vom 4.6.2014, http://annotatio.hypotheses.org/376 (zuletzt 19.2.2017).

13 Vgl. Manuel Castells: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft. Teil 1 der Trilogie »Das Informationszeitalter«, übers. von Reinhard Kößler, Opladen 2001, S. 227.

besteht demnach im Kontext sozialer Nutzungs- und Bewertungsmechanismen eine Verbindung: Das eine löst das andere nicht komplett ab, vielmehr zeichnen sich Interaktionen in unterschiedlichen Nutzungsszenarien ab.

Im ›Hyperfluss‹

Der Neologismus ›Hyperfluss‹ soll einerseits darauf verweisen, dass wir es im Bereich der digitalen Buchtransformation nicht mit Einzelphänomenen zu tun haben, sondern mit einer enormen Vielzahl: einem ›digitalen Überfluss‹ an Formen, Varianten und Massen. Denn digitale Texte und Bücher stehen auf Datenträgern und im Internet bereits zu Hunderttausenden, wenn nicht gar Millionen zur Verfügung. Wahrscheinlich wird alle Minute auf dieser Welt ein digitales Buch geboren. Entscheidend für die hier geführte Diskussion ist demnach nicht, was, sondern dass digitalisiert und digital publiziert wird und dass dies Einfluss auf traditionelle Kulturtechniken hat:[14] Techniken des Auffindens, des Lesens, des Verstehens, des Verweilens, des Überfliegens, des Messens, Techniken des Publizierens selbst. Eine wichtige Feststellung ist: Alle diese Techniken verschwinden in digitalen Umgebungen nicht, sie verändern sich lediglich, mitunter sogar nur marginal. Überfluss meint daher nicht Überflüssigkeit. Dies zu bewerten, würde bedeuten, Kanonisierungs- und Reglementierungsdebatten zu eröffnen, die hier nicht geführt werden sollen.

Gleichzeitig bringt ›Hyperfluss‹ zum Ausdruck, dass sich etwas im Fluss befindet, dass wir uns also in einem Stadium des Übergangs befinden, der – auch dies vielleicht dem Medium selbst geschuldet – von einer großen Bandbreite von Dynamiken geprägt ist: Denn digitales Buch ist nicht gleich digitales Buch. Einige Standards sind hier mittlerweile von Institutionen gesetzt, andere sind eben im Fluss oder werden sich Setzungen vielleicht sogar absichtsvoll entziehen, wenn das Prinzip von Offenheit und Unabgeschlossenheit Teil einer proklamierten Seinsberechtigung ist.[15] Ähnlich den Gesetzen des Buchmarkts bestimmen nicht nur ästhetische oder soziale Bedingungen, sondern auch ökonomische die Agenda des digitalen Buchs: Fragen der Kosten, der Zugänglichkeit, der Verbreitung, der Formate und Gestaltung und auch Haltbarkeiten digitaler Umgebungen sind ebenso und unbedingt von Belang.

14 Vgl. Claudine Moulin: Codices im Netz – Die Digitalisierung mittelalterlicher Handschriften und ihre Konsequenzen, in: annot@tio. Sprachgeschichte und Digital Humanities, Blog-Beitrag vom 8.12.2013, http://annotatio.hypotheses.org/353#more-353 (zuletzt 19.2.2017).

15 Vgl. sog. living books, http://www.livingbooksaboutlife.org/books/Main_Page (zuletzt 25.2.2017) oder http://www.livingbooksabouthistory.ch/de/ (zuletzt 25.2.2017).

Qualitäten von Gehalt wie Gestalt werden diskutiert. Das ist alles nicht wirklich neu. Ressentiments hat es auch im Buchdruck gegeben, so bei dem wohl bedeutendsten Medienwandel der Buchgeschichte, der Transformation von der Handschrift zu beweglich setzbaren Lettern des Drucks:

> Die Kopisten bangten um ihren Lebensunterhalt, den adligen Büchersammlern war er [der Buchdruck] als mechanische Verflachung zuwider, und gleichzeitig befürchteten sie eine Wertminderung ihrer handgeschriebenen Manuskripte, Staatsmänner und Klerus mißtrauten dem gedruckten Buch als einem Medium zur Verbreitung umstürzlerischer Ideen. Die Druckerpresse triumphierte trotzdem.[16]

Die Analogie ist evident genug: Jeder fortschrittlich gedachte Medienwechsel, der aus einer Exklusivität eine Öffnung oder Änderung der Bedingungen anstrebt, offenbart das bestehende Spannungsverhältnis von Medien- und Machtstrukturen; etablierte Hoheitsrechte stehen damit zur Disposition.[17]

Im ›Hyperfluss‹ zeigt sich darüber hinaus, dass wir durch den Medienwechsel ins Digitale dem Stoff eine andere Form von Realität beigeben, wenn wir ihn in einem Hyperraum neu oder anders konstituiert sehen. Dessen Gesetze entsprechen nicht gänzlich denen unserer sozialen Umgebung und erscheinen uns im Wortsinn ›unwirklich‹, auch wenn die digitale Präsenz die sog. Realität in vielen Fällen nachzuahmen sucht, wie dies auch das eingangs besprochene spanische Buchstillleben anstrebt.

Schließlich gehen im ›Hyperfluss‹ die Dinge ineinander über und gewinnen Flexibilität: Verschiedene biographische Abschnitte eines Buches können im digitalen Raum mit verschiedenen Taktiken und Tools synchronisiert und synoptisch visualisiert werden, Blicke ins Innere können parallel freigesetzt werden: Faksimile neben Volltext neben annotierter Fassung. Auch bücherübergreifende automatisierte Ähnlichkeitsanalysen können mittlerweile vorgenommen werden.[18] In diesem Sinne fungiert der Hyperraum für das

16 Will Durant: Das Zeitalter der Reformation, Frankfurt a.M. u.a. 1982, S. 171 (Kulturgeschichte der Menschheit, Bd. 9); vgl. auch Frank Bechter: Internet. Zen oder Zauberlehrling? Vom Vertrauen in und Vertrautheit mit neuen Medien, in: Der Einfluss der Medien: Vertrauen und soziale Verantwortung, hg. von Martin K.W.Schweer, Wiesbaden 2001, S. 125-144, hier S. 142.

17 Vgl. Constanze Baum: ›Digital gap‹ oder ›digital turn‹? Literaturwissenschaft und das digitale Zeitalter, in: Zeitschrift für Germanistik, N.F. 27 (2017), H. 2, S. 316-328.

18 Vgl. die Bildähnlichkeitssuche der Digitalen Bibliothek des Münchener Digitalisierungszentrums, https://www.digitale-sammlungen.de/index.html?c=bildsuche&l=de (zuletzt 27.2.2017).

digitale oder digitalisierte Buch als Archiv der Lebensgeschichte, in dem nicht nur das Objekt, sondern auch seine Verwendung, die verschiedenen Stadien des Exemplars ebenso wie verschiedene Ausgaben oder digitale ›Auflagen‹ und andere verfügbare Lebenzeichen, -stufen und -daten dokumentiert und bei Bedarf ausgelesen oder zusammengeführt werden können. Es ist demnach eine Frage der Vollständigkeit der Befüllung bzw. Einspeisung von Informationen und der Art der Befragung des Hyperraums, diese Provenienzen und Existenzen eines Buchs abzurufen, um aus der Einzelbiographie eine Familiengeschichte zu machen und Verwandtschaftsverhältnisse aufzudecken.

Der digitale Körper des Buchs

Auf der visuellen Ebene erscheint die Liquidwerdung im ›Hyperfluss‹ als eine Entmaterialisierung des Buches in einem virtuellen Raum, der jede Anbindung an einen konkreten Ort und eine konkrete Zeit verloren hat, weil er überall verfügbar ist. Neuere Medientheorien verweisen aber im Zuge des ›material turn‹ darauf, dass es im Bereich des Digitalen eine materielle Kultur gibt, die keineswegs so ubiquitär und immateriell ist, wie leichthin angenommen. Ein digitales Buch kann natürlich von vielen Orten der Welt abgerufen werden, es besitzt aber auch immer einen oder mehrere tatsächliche physische Speicherplätze, seien diese nun auf einem Verlagsserver, einem Bibliotheksserver, einer Cloud oder dem eigenen Rechner (Harddisk) lokalisierbar. Jedes digitale Buch hat damit – die Erkenntnis mag banal erscheinen – eine spezifische digitale Signatur auf physischen wie virtuellen Speichermedien, es hinterlässt eine materialisierte Spur. Diese Spur kann deutlich kleiner sein als der Daumenabdruck des Druckers auf den Druckbögen der Enzyklopädie.[19] Aber auch sie verweist auf die Bedingungen der Herstellung: So können viele verschiedene Speicherorte eines Buches von der Ängstlichkeit eines Datenverlusts durch besitzende Instanzen wie von der Unorganisiertheit des Netzes oder fehlenden Standardisierungen zur Datenablage in global zugänglichen Repositorien zeugen (wie beispielsweise einem GitHub); ein Befund von vielen kleinen digitalen Abdrücken kann ebenso auf ineffiziente Speichervorgänge von Einzelseitenscans hinweisen; Speicherzeitpunkte können zudem die Arbeitsbedingungen von menschlichen und technischen Scannern

19 Vgl. Robert Darnton: Glänzende Geschäfte. Die Verbreitung von Diderots Encyclopédie. Oder: Wie verkauft man Wissen mit Gewinn?, Berlin 1993, hier das Kapitel: Drucken: Technologie und menschliches Element, S. 174-190.

rekonstruieren helfen, und es ließen sich so Aussagen über deren Effizienz, Belastbarkeit und Zuverlässigkeit machen.

Das digitale Werk kennt demnach Formen von Materialität, die Äquivalente in der Welt der gedruckten Bücher haben. Materialität in digitalen Zusammenhängen scheidet Kirschenbaum 2008 in formale und forensische Materialität.[20] Er zielt mit dieser Unterscheidung darauf ab, dass jede Form digitaler Erscheinung Materialität auf zwei Ebenen konstituiert. Daten hinterlassen zum einen physikalische Spuren, die sich mittels forensischer Verfahren sichtbar machen lassen, und zeigen sich zum anderen auf Nutzeroberflächen als physisch erfahrbare Applikation.[21] Jedes digitale Buch hinterlässt demnach physikalisch betrachtet Spuren bzw. Signale auf Festplatten oder anderen Datenträgern, die messbar, wiederherstellbar und selbst wiederum visualisierbar sind. Aus informatischer Perspektive handelt es sich dabei um sonare Spuren.[22] Der binäre Code, auf den jedes digitale Muster zurückgeht und der es zu einem Bildschirmbild formt, von dem so oft als einer bloß gescannten Kopie gesprochen wird, besteht in letzter und eigentlicher Instanz nicht aus der Kombination von Pixeln, sondern Frequenzen. Freilich entbehrt diese Art forensischer Materialität einer einfachen, von menschlichen Sinnen fassbaren Zugänglichkeit und außerdem jener Haptik, die sich mit dem Gebrauch eines Buches verbindet, das wir in der Regel nicht auf die Papierfaser oder seine atomaren Bestandteile zurückführen. Buchlebensgeschichten wurden bislang meist historisch aufgearbeitet, eine Ausnahme bildet hier vielleicht der Bereich der Restaurierung, in dem kunsttechnologische Aspekte stärker in den Vordergrund rücken. Im Zuge technischer Errungenschaften ist festzustellen, dass auch chemisch-analytische Verfahren, wie die Werkstoffanalyse oder Dendrochronologie sowie bildgebende Verfahren, die aus dem medizinisch-klinischen Bereich stammen, für den Erhalt des Buchs, sprich die Verlängerung seiner Lebensdauer, zum Einsatz kommen. Die kostbare Inkunabel kann ›Patient‹ werden, der makulierte Einband einer Operation unterzogen werden, um ältere Buchschichten freizulegen, oder

20 Vgl. Matthew Kirschenbaum: Mechanisms. New media and the forensic imagination, Cambridge und London 2008.

21 Vgl. Thorsten Ries: Das digitale ›dossier génétique‹. Überlegungen zu Rekonstruktion und Edition digitaler Schreibprozesse anhand von Beispielen aus dem Thomas Kling Archiv, in: Textgenese und digitales Edieren. Wolfgang Koeppens ›Jugend‹ im Kontext der Editionsphilologie, hg. von Katharina Krüger, Elisabetta Mengaldo und Eckhard Schumacher, Berlin und Boston 2016 (Beihefte zu editio, Bd. 40), S. 57-86, hier S. 59-61.

22 Vgl. Shintaro Miyazako: Algorhythmisiert. Eine Medienarchäologie digitaler Signale und (un)erhörter Zeiteffekte, Berlin 2013, S. 172-174.

es muss gar eine Pilzbehandlung vorgenommen werden. Hier finden wir uns also im semantischen Feld der ›Biographie des Buchs‹ wieder, in dem der versehrte Körper des Buchs in Analogie zum menschlichen erfahrbar wird.[23] Dies geht einher mit einer Wertigkeit, die wir Büchern beimessen, die aber sicherlich nicht jedem Buch zuteilwird. Denn Buchkonservierung und -restaurierung geschehen nur dort, wo die Akteure, die mit dem Objekt Buch arbeiten, eine kuratorische Dringlichkeit oder Notwendigkeit attestieren. Und in gleicher Weise bleibt auch die forensische Materialität des digitalen oder digitalisierten Buchs eine Spur, die der jeweiligen Notwendigkeit harrt, verfolgt zu werden. Objekthaftigkeit konstituiert sich in diesem Sinn aus einem Bündel von Frequenzen.

Daneben tritt die uns vielleicht näherstehende formale Materialität im Sinne Kirschenbaums als Oberflächenphänomen in Erscheinung, denn auch das digitale Buch und sein Text können als Material regelrecht ›greifbar‹ werden. Gerade neuere Entwicklungen im Bereich der Medienträger zeigen solche Annäherungen: Das Tablet verlangt von uns, bereits gelernte haptische Gesten als Kulturtechniken im Umgang mit dem Buch zu übernehmen und zugleich zu modifizieren, ›Blättern‹ heißt in der neuen Terminologie beispielsweise ›Wischen‹. Die Hand vermag hier sogar noch mehr: Sie kann die Textseite z. B. mit einer einfachen Geste drehen, vergrößern und verkleinern. Wir haben es also nicht mit einem Verlust von Haptik zu tun, sondern mit einer praktischen Verschiebung. Das digitale Buch beziehungsweise die zugehörigen, verfügbaren Präsentationsoberflächen kennen neue Formen des Optischen und Haptischen, die im Rahmen einer digitalen Ästhetik bereits Teil des kulturellen Gedächtnisses geworden sind und teils als Hüllen, teils als Verfahren selbst schon musealisiert und archiviert werden. Der größte Unterschied zwischen Buchdeckeln und beschriebenen Seiten und ihren digitalen Wiedergängern ist also vielleicht in der Komponente der Software anzusetzen. Sie macht den Text und das Buch digital erfahr- und visualisierbar und damit den digitalen Körper im Rahmen einer verfügbaren Hardware präsentierbar, wobei sie aus der Datenmatrix von 0-1-Ketten eine für menschliche Sinne erkenn- und fassbare Substanzialität herstellt.

Freilich sind auch hier den unendlichen Möglichkeiten Endlichkeiten gesetzt: Eine konturscharfe Vergrößerung ist beispielsweise nur so weit möglich, wie es die angesetzte Bildauflösung hergibt. Ist sie dem menschlichen Sehen adäquat, müssen zurzeit noch erhebliche Speicherplatzmengen in Kauf

23 Vgl. auch Yvonne Volkart: Fluide Subjekte. Anpassung und Widerspenstigkeit in der Medienkunst, Bielefeld 2001, hier besonders Kapitel 3: Technik oder Metapher? Die Fluidität digitaler Körper, S. 95-97.

genommen werden, was wiederum die Performance einer Software deutlich verlangsamt.

Der digitale Körper eines Buchs ist demzufolge vielleicht greifbarer als angenommen. Medientechnologisch gesehen hat sich das digitale Buch nicht entmaterialisiert, seine Physis ist messbar und zu Teilen auch erfahrbar.[24]

Was ist das digitale Buch?

Die Bezeichnung birgt etymologisch Schwierigkeiten. Denn das zugrunde liegende Material des Buchs, das sprachgeschichtlich gesehen auf den Baum und das Papier verweist, ist im Digitalen entbehrlich bzw. nicht vorhanden. Dennoch hat sich der Fachbegriff des ›E-Book‹ als Anglizismus eingebürgert. Wir müssen aber jeweils genau definieren, was wir darunter verstehen, wenn wir von digitalen Texten respektive Büchern sprechen. Gerade die Abgeschlossenheit eines Textes kann im digitalen Bereich zur Disposition gestellt werden, da es keine technische Notwendigkeit der Beschränkung oder Fixierung von Umfang oder Zeitpunkt der Drucklegung mehr gibt. Ein solches digitales Buch entbehrt damit einerseits verlässlichen und vertrauten Aspekten der Printkultur, befreit sich andererseits von der Determinierung durch Bogenzählungen oder anderen Restriktionen der Produktion. Wann überhaupt ein Buch anfängt ein Buch zu sein, darauf hat die Unesco eine Antwort, auch wenn diese aus wissenschaftstheoretischer Perspektive vielleicht eher anekdotisch anmutet. Denn laut Unesco-Definition für statistische Erhebungen heißt es: »A book is a non-periodical printed publication of at least 49 pages, exclusive of the cover pages, published in the country and made available to the public«.[25] Das galt jedenfalls im Jahr 1964, in dem diese Empfehlung ausgegeben wurde. Inzwischen dürfte dies nicht nur hinsichtlich der digitalen Möglichkeiten obsolet geworden sein. Der Buchbegriff ist weiter und offener geworden, Umfang und Druck gehören nicht mehr zwangsläufig zu seinen Definitionsaxiomen.[26] Ich möchte im Folgenden kurz einige Spielarten

24 Vgl. Ramón Reichert und Annika Richterich: Introduction. Digital materialism, in: Digital culture & society 1 (2015), S. 5-17, besonders S. 12-14.

25 Recommendation concerning the international standardization of statistics relating to book production and periodicals, http://portal.unesco.org/en/ev.php-URL_ID=13068&URL_DO=DO_TOPIC&URL_SECTION=201.html (zuletzt 20.2.2017).

26 Vgl. hierzu Leander Wattig: Was sind Bücher in einer digitalen Welt?, in: Upload Magazin. E-Business, Social-Media und die Internetwirtschaft, Blog-Beitrag vom 29.9.2009, http://upload-magazin.de/blog/3468-was-sind-buecher-in-einer-digitalen-welt (zuletzt 20.2.2017).

des digitalen Buchs herausgreifen, die in dem hier eröffneten Zusammenhang interessant erscheinen.

Das digitale Faksimile – Retrodigitalisation

In Bezug auf die Bewahrung des kulturellen Erbes steht die digitale Transformation von bereits existierenden Büchern an erster Stelle. Gemeint ist das digitale Faksimile, mitunter auch als Digitalisat bezeichnet, das gewissermaßen ein ›digitales Double‹[27] eines physisch bereits gedruckt vorliegenden Werks darstellt. Von einer biographischen Perspektive her betrachtet markiert die Schaffung eines solchen digitalen Faksimiles eine interessante Stelle im Rahmen eines Buch-Lebenslaufes: Denn das Buch erhält zu einem spezifischen Zeitpunkt seines Daseins ein Doppelimago. Der Akt der Transformation hängt hier von Entscheidungen ab, die (meist) weit nach der Entstehung des Originals liegen. So gibt es schon in der Herstellung von digitalen wie übrigens auch gedruckten Faksimiles eine Reihe von ökomischen, technischen und kuratorischen Problemen oder sagen wir besser: Herausforderungen. Denn die Herstellung eines Faksimiles ist ein Akt der intensiven Benutzung. Je nach Verfahren und Vorlage müssen Bücher aufgebunden werden, nehmen vielleicht Schaden oder es kommt zu manuellen oder technischen Fehlern:[28] dem Überblättern von Seiten, einer sichtbaren Hand auf dem Scan, verrutschten Seiten oder Fehlkalibrierungen und dadurch verursachten Farbstichen, um einige Phänomene zu nennen.[29] Die Retrodigitalisierung erfordert technische (Geräte) und personelle Ressourcen (Durchführung der Scans, Eingabe von Metadaten, Prüfung der Scans auf Fehler, Kalibrierung), die bezahlt werden müssen. Weitere Hürden sind Fragen der Nutzungsrechte. Ein Faksimile – gedruckt wie digital – bedarf auch einer späteren Pflege, es muss archiviert werden und soll auch auffindbar sein. Die Frage seines Speicherformats und des Platzes, der dafür eingeräumt werden muss, muss ebenfalls geklärt werden. Diese Faktoren auf Seiten der Produktion und der Sicherung

27 Der Begriff wird in der Computersimulation für Animationen des menschlichen Körpers verwendet, vgl. bspw. http://www.miralab.ch/ (zuletzt 20.2.2017).

28 Vgl. Hole Rößler: Googles sichtbare Hände. Das Retrodigitalisat als Ware, in: Zeitschrift für Ideengeschichte 2 (2016), S. 115-125; Thomas Stäcker: Vom Leit- zum Leidmedium. Bibliothek und Buch zwischen auratischem Charakter und Verschwinden im digitalen Raum, in: Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte 36 (2011), S. 71-79.

29 Vgl. zum Komplex der Digitalisierung mit weiterführenden Beispielen neuerdings Malte Rehbein: Digitalisierung, in: Digital Humanities. Eine Einführung, hg. von Fotis Jannids, Hubertus Kohle und dems., Stuttgart 2017, S. 179-198.

des Produkts determinieren unsere Vorstellung von dem, was als Endprodukt vorliegt. Die elektronischen Spuren eines solchen digitalen Objekts sind gänzlich andere als die eines E-Books, das auf der Grundlage einer Textverarbeitungsdatei erstellt wird.

Im Bereich der Herstellung von digitalen Faksimiles sind unterschiedliche Kräfte am Werk: Kommerzielle Dienstleister wie Google Books haben die Entwicklung seit den 2000er Jahren in großem Stil angeschoben, die auf dem Prinzip ›take what you get‹ beruht: Es wurde digitalisiert, was möglich war, nicht immer mit der größtmöglichen Sorgfalt bzw. auch mit einer fehlenden Qualitätskontrolle. Kooperiert wurde dabei u.a. mit der Bayerischen Staatsbibliothek München oder der Österreichischen Nationalbibliothek Wien, die hierfür ihre Bestände zur Verfügung stellten. Weniger kommerziell angelegte Großdienste sind Zeno.org (seit 2007) und archive.org. Grundlage bildeten Pioniervorhaben wie das Gutenberg Project, das bereits 1971 auf dem englischen Markt als kostenlose digitale Bibliothek reüssierte und dem 1994 das gleichnamige deutschsprachige Produkt Gutenberg-DE zur Seite gestellt wurde, das fest in Verlagshänden ist.[30] Aber auch die Bibliotheken selbst sind als öffentlich geförderte, nicht-kommerzielle Akteure mit im Spiel, wenn es um die Digitalisierung des kulturellen Erbes geht.[31] Die norwegische Nationalbibliothek digitalisiert derzeit ihre gesamten Bestände, schon jetzt sind weite Teile davon kostenlos verfügbar, darunter Bücher, Handschriften und andere Medienformate.[32]

Hierbei muss jedoch ins Feld geführt werden, dass die Digitalisierung bei den meisten Anbietern über die Darstellung eines photomechanischen Abbilds hinausreicht bzw. den eigentlichen Scan sogar gar nicht zur Verfügung stellt. Zeno.org und Gutenberg-DE geben alle Texte und Bücher in HTML-Ansichten aus, was bedeutet, dass hier ein weiterer Transformationsprozess des Buches stattgefunden hat: Aus dem Bild – der Ansammlung von Datenpixeln bzw. von Frequenzen – wurde mittels einer OCR-Software

30 Vgl. http://www.gutenberg.org (zuletzt 24.2.2017) und http://gutenberg.spiegel.de/ (zuletzt 24.2.2017), betrieben von Hille & Partner in Kooperation mit Spiegel Online.

31 Vgl. bspw. offensiv gegen kommerzielle Angebote betriebene Plattformen wie Gallica, http://gallica.bnf.fr/ (zuletzt 24.2.2017) oder die Deutsche Digitale Bibliothek, https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/ (zuletzt 24.2.2017).

32 Der Bestand ist abrufbar unter http://www.bokhylla.no (zuletzt 24.8.2017). Vgl. Vigdis Moe Skarstein: A national strategy for the digital preservation of our cultural heritage, in: Scandinavian public library quarterly 2 (2010), S. 12-14. Siehe zudem den Online-Auftritt der Staatsbibliothek Norwegens mit weiteren Informationen zu dem Projekt http://www.nb.no/English/The-Digital-Library/What-is-being-digitized (zuletzt 24.2.2017).

der Transfer zu einem festgesetzten Buchstabenset vollzogen. Im Fall von Gutenberg-DE kam dabei beispielsweise der ABBYY Recognition Server zum Einsatz. Auch Google Books verwendet solche Programme, um die Durchsuchbarkeit der retrodigitalisierten Bände möglich zu machen. Mitunter finden sich Digitalisate, die generisch Inhaltsverzeichnisse und Glossare mit Hyperlinks unterlegen, die damit letztlich auch die faksimilierte Oberfläche digital infiltrieren und visuell verändern, etwa wenn dort blau eingefärbte Frakturschrift auf dem Scan eines historischen Bands aus dem 18. Jahrhundert erscheint und eine Verlinkung anzeigt.[33] Die Fehlerquotienten sind je nach Qualität und Art der gedruckten Vorlage unterschiedlich hoch. Besonders schwierig, aber nicht unmöglich sind OCR-Verfahren bei Frakturschrifttypen oder Handschriften.[34] Das ›digitale Double‹ ist in solchen Fällen quasi leiblich mindestens auf seine zweifache Größe angeschwollen. In der Überlieferungsgeschichte des gedruckten Buchs bietet uns die (Retro-) Digitalisierung eine statische Momentaufnahme eines Exemplars zu einer bestimmten Zeit an, gleiches gilt – auch hier wieder die Analogie – für die Druckausgabe, die den Textstand zu einem spezifischen Zeitpunkt fixiert.[35] Wir sehen auch digital nur eine bestimmte Fassung eines Textes, die auf der Grundlage eines physischen Exemplars angefertigt wurde. Das Original und sein Double gehen danach getrennte Wege. Beide können von hier aus Veränderungen erfahren, denn die physische ebenso wie die digitale Struktur eines Buches kann angegriffen, korrumpiert, zerstört oder aber auch restauriert werden, beide unterliegen den Konvergenzen, die die jeweilige Lebens- und Bewahrungsgeschichte schreibt. Das ›digitale Double‹ kann darüber hinaus aber verlustfrei reproduziert werden.

Synopsen digitaler Faksimiles sind zwar fast noch Zukunftsmusik, aber technisch durchaus machbar. Beispielsweise lassen sich mindestens zwei der vielen Leben von ›B-42‹, nämlich die digitalisierten Exemplare der British

33 Vgl. für ein beliebiges Beispiel den automatisiert verlinkten Index der Historisch-Kritischen Nachrichten aus Italien (1778, Bd. 3), https://books.google.de/books?id=QIA5AAAAcAAJ&hl=de&pg=PT32#v=onepage&q&f=false (zuletzt 20.07.2017).

34 Vgl. bspw. die Forschungen zur automatisierten Erkennung von verschiedenen Schreiberhänden: Vincent Christlein, Markus Diem, Florian Kleber, Günter Mühlberger, Verena Schwägerl-Melchior, Esther van Gelder und Andreas Maier: Automatic writer identification in historical documents: A case study, in: Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften 2016, text/html Format, DOI: 10.17175/2016_002 (zuletzt 20.2.2017).

35 Vgl. Armin Schlechter: Textträger, archäologisches Objekt und historischer Mosaikstein. Was bleibt vom Alten Buch?, in: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie. Sonderheft 105 (2011), S. 101-114, hier S. 101.

Library, vergleichend darstellen.[36] Die so betitelte Gutenberg-Bibel macht als Inkunabel des Buchdrucks in digitaler Form seit Beginn des Internets Karriere. Fassungsvergleiche sind auch in Google Books rudimentär umsetzbar.[37] Digitale Faksimiles von Drucken führen also kein Dasein in der Singularität, sie sind im digitalen Raum umgeben von ihren ›Schwestern‹ und ›Brüdern‹ und lassen sich, ähnlich wie Baumgruppen eines Landschaftsgartens, in sogenannten ›clumps‹ oder datentechnisch vielleicht sinnfälliger in ›clustern‹ zusammenbinden. Familienzugehörigkeiten können so über Buchgenerationen und Besitzer hinaus zugewiesen werden, wenn Datenbestände in Verbundsystemen gemeinsam recherchierbar sind. Und auch die ›schwarzen Schafe‹ in den Sammlungsgeschichten, die Raubdrucke, ließen sich mittels digitaler Erschließung identifizieren und leichter klassifizieren. Den Blick nach vorn gewandt, wird die nächste Zukunft wohl in Anlehnung an die digitale Artefakterfassung rotierende oder frei im Raum bewegbare 3D-Ansichten entwickeln. Damit könnte auch entscheidend dazu beigetragen werden, den von Seiten der historischen Buchwissenschaft beklagten Verlust von Materialität auszugleichen oder zumindest die Differenz zwischen Objekt und Abbild weiter zu minimieren. Allerdings sind 3D-Scans von kulturellen Artefakten in der Produktion noch sehr aufwendig und kostspielig und letztlich eine Rekonstruktionsleistung aus tausenden von Einzelaufnahmen, werden aber in der archäologischen Forschung bereits erfolgreich eingesetzt. Reizt man die Grenzen des Vorstellbaren aus, so ließe sich auch ein Szenario entwickeln, bei dem es mittels hochqualifizierter 3D-Drucker möglich wäre, physische Faksimiles des digitalen Objekts ›Buch‹ herzustellen. Da Bücher allerdings mehr als nur komplexe dreidimensionale Körper sind, würden in diesem Fall Hülle und Inhalt voneinander getrennt.

Hybride

Hybrid-Publikationen bezeichnen im Vergleich zu Retrodigitalisaten oder digitalen Faksimiles Werke, die gezielt in gedruckter wie digitaler Form veröffentlicht werden, und bei denen die Frage, was Original und Abbild, wer Erst-, wer Zweitgeborener ist, schwerer zu beantworten ist. In diesen Fällen – wir reden von Büchern, die im Zeitalter des Computers produziert worden sind und noch werden – erblickt das digitale Buch technisch gesehen

36 Treasures in full: Gutenberg Bible, http://www.bl.uk/treasures/gutenberg/homepage.html (zuletzt 10.2.2017).

37 Bspw. durch die Anzeigeoption ›Mehr Ausgaben‹, die in der Trefferanzeige eines beliebigen Werks anwählbar ist.

chronologisch vor dem Druck das Licht der Welt. Es ist lediglich eine Strategieentscheidung des Vertriebsmanagements, wann welche Fassung öffentlich sichtbar ›erscheint‹, also veröffentlicht wird. Hybride bedienen demnach in erster Linie Nutzungsbedürfnisse und -traditionen. Im Fall von Hybriden entfallen die Schritte der Transformation, ein Scan ist nicht nötig, da das Werk ja bereits digital und damit maschinenlesbar vorliegt. Gedruckte wie digitale Fassungen entstammen derselben (Daten-)Quelle und sind damit in viel stärkerem Maße miteinander verwandt.

Eine interessante Beobachtung am Rande: Digitale Doppelgänger werden in bibliothekarischen Systemen als individuelle Objekte mit einem eigenen Eintrag katalogisiert. Es gibt je eine Titelaufnahme für die gedruckte und für die elektronische Ressource. Diese sind durch die Metadaten zwar miteinander verknüpft, werden aber in diesem Wertesystem als eigenständige Lebensformen eingestuft.

Digital born

Schließlich ist mitunter die Rede von sogenannten ›digital born‹-Books oder ›only digital‹-Books, den Neugeborenen unserer Zeitrechnung, die neben Revitalisierten bestehen müssen. Immer mehr zeitgenössische Buchbiographien haben den Beginn ihrer Karriere im digitalen Bereich, denn es werden kaum mehr Typoskripte auf einer Schreibmaschine verfasst oder ganze Bücher als handschriftliche Manuskripte niedergelegt.[38] Im Fall von ›digital born‹-Büchern hat das Geschriebene seine Bindung an einen papiernen Vor- oder Mitgänger abgelegt. Das Abbild eines digital geborenen Buches geht nicht mehr auf einen Scanvorgang zurück, sondern ist seine Rückwendung aus dem digitalen in den realen Raum: die Abbilddatei im PDF-Format zum Ausdruck auf Nachfrage.

In diesen Bereich fallen die sogenannten ›enhanched‹ E-Books, also digitale Texte, die durch Formen angereichert werden, die das herkömmliche Druckverfahren nicht abbilden kann. Damit können sowohl Zusatzfunktionen im Gebrauch gemeint sein, wie z.B. das Vorlesenlassen von Abschnitten, Übersetzungen in verschiedene Sprachen auf Knopfdruck oder eine individuell einstellbare Schriftgrößenanpassung, aber auch inhaltliche Komponenten,

38 Ausnahmen bestätigen die Regel, wie die dezidierte Haltung mancher Höhenkammliteraten wie Peter Handke, bei dem das Schreiben mit der Hand zum poetologischen Bestandteil des Werks gehört. Vgl. Georg Seeßlen: Peter Handke. Scheu im Reagenzglas, in: Die Zeit 47/2016 vom 10. November 2016, http://www.zeit.de/2016/47/peter-handke-bin-im-wald-dokumentarfilm (zuletzt 19.2.2017).

die den betreffenden Text anreichern, worunter beispielsweise die Einbettung von Bewegtbild- oder Audiomaterial fällt.[39]

Die Transformation des Mediums Buch in den Bereich des Digitalen bringt demnach verschiedene Evolutionsstufen mit sich. Der Wert, dem dieser Transfer beigemessen werden kann, orientiert sich dabei an der digitalen Sicherung eines Zustands von Text, aber auch an dessen marktwirtschaftlichem Potential und rechtlichen Rahmenbedingungen. Die Übergänge der hier vorgestellten Typen sind sicherlich erweiterbar. Interessant sind beispielsweise digitale Editionsprojekte, die zusätzlich noch das zugrunde liegende digitale Faksimile in die Edition mit einbinden.[40]

Im ›Hyperfluss‹ gilt es sicherlich zu fragen, wie diese Mannigfaltigkeit und quantitative Opulenz von digitalen Büchern oder Texten in digitalen Sammlungen und von Digital-Kuratoren künftig verwaltet und reguliert werden kann und soll.

0 und 1

Nicht Aus oder An, 0 oder 1, nicht Bruch, sondern Kontinuität im Wandel – 0 und 1 – kennzeichnet die Buchgeschichte im digitalen Zeitalter und im Zeitalter ihrer Digitalisierung. Neue Formen treten hinzu, und alte Formen können in neue Formen migrieren. Das Buch als Gegenstand überzeugt in seiner Eignung zu einer solchen Transformation. Es verhält sich symbiotisch zu seinen Umweltbedingungen. Es zeigt sich da robust, wo es anpassungsfähig und zugleich widerstandsfähig gegenüber den Überlebensbedingungen ist, die sich ihm bieten.

In der Forschung werden im Bereich der Digital Humanities Werkzeuge entwickelt, die individuelles wie kollaboratives Annotieren eines Textes möglich machen. Vorstellbar ist künftig also die gleichzeitige Arbeit am Original und am digitalen Faksimile, indem Textstellen markiert und Anmerkungen als digitale Marginalien hinterlassen werden können, ohne ein physisches

39 Für Beispiele im deutschsprachigen Raum siehe bspw. die Homepage des Deutschen Ebook Awards, https://deutscher-ebook-award.de/sieger-2016/ (zuletzt 10.2.2017).

40 Vgl. Johann Wolfgang Goethe: Faust. Historisch-kritische Edition, hg. von Anne Bohnenkamp, Silke Henke und Fotis Jannidis, Frankfurt a.M., Weimar und Würzburg 2016, http://beta.faustedition.net/ (zuletzt 10.2.2017), oder Theodor Fontane: Notizbücher. Digitale genetisch-kritische und kommentierte Edition, hg. von Gabriele Radeke, Göttingen 2015ff., https://fontane-nb.dariah.eu/index.html (zuletzt 10.2.2017).

Buchexemplar zu schädigen. Eine Vielzahl solcher Annotationen in einem akademisch kontrollierten, virtuellen Raum kann die Erschließung von Inhalten und gemeinsames, kommentierendes Lesen befördern bzw. nachvollziehbar im digitalen Raum überliefern. Digitale Buchbiographien binden sich an Sammlungsgeschichte, sie formieren sich zu digitalen Ensembles und bilden eigene nationale oder regionale digitale Bibliotheken wie die Deutsche Digitale Bibliothek (DDB) oder die Wolfenbütteler Digitale Bibliothek (WDB). In ihnen herrschen dieselben Gesetze und Visionen wie in Bibliotheken, die uns beispielsweise in der Augusteerhalle der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel vor Augen stehen.

Von Lettern zu Daten bewegt sich der Lebensabschnitt in der Biographie der virtuell versammelten Bücher, deren Stärke gerade darin besteht, sie als kulturelle Artefakte, die wir stets als stabil und unveränderbar konserviert angenommen haben, mehr denn je flexibel zu denken.[41] Sie überdauern vielleicht gerade, weil sie ihre Anpassungsfähigkeit bezeugen, die auch einer lebendigen, ›fluiden‹ und offenen Forschungs- und Wissensgemeinschaft zugutekommt.

41 Vgl. ähnlich Lorraine Daston: Introduction, in: Biographies of scientific objects, hg. von ders., Chicago und London 2000, S. 10.

MAKULIERUNG – WIEDERENTDECKUNG

Andreas Lehnardt

GENISA

FUNDORTE JÜDISCHER BUCHRESTE AUF DACHBÖDEN UND IN BUCHEINBÄNDEN

Einleitung

Seit der Antike stellt das Buch das zentrale Medium der Traditionsweitergabe im Judentum dar. Judentum ohne Bücher, so scheint es, ist nicht denkbar, trotz aller Wertschätzung der mündlichen Tradition, die spätestens im rabbinischen Denken ebenfalls eine hohe Bedeutung genießt. Im folgenden Beitrag soll auf Buchbiographien in sogenannten Genisot, d.h. Ablagen für gebrauchte heilige Schriften und Gegenstände in Synagogen eingegangen werden – ein Brauch, der zwar auch in anderen Schriftreligionen zu beobachten ist, allerdings mit signifikanten Unterschieden zur jüdischen Praxis.[1] In einem zweiten Teil wird die Wiederverwendung von zum Teil geraubten hebräischen Handschriften am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit erläutert. Diesem auch für lateinische und deutsche Handschriftenreste belegten Phänomen ist etwa auch in Wolfenbüttel schon Mitte des 19. Jahrhunderts Aufmerksamkeit geschenkt worden, ohne allerdings zu überzeugenden Ergebnissen zu gelangen. Erinnert sei etwa an Heinrich Ewalds (1803-1875) aus heutiger Sicht gewagt anmutende Beschreibung einiger hebräischer Einbandfragmente, der sogleich von Jakob Caro (1835-1904) und anderen jüdischen Gelehrten widersprochen wurde,[2] oder auch an

1 Für den Islam vgl. Josef Sadan: Genizah and Genizah-like Practices in Islamic and Jewish Traditions, in: Bibliotheca Orientalis 43 (1986), S. 36-58; Mark R. Cohen: Geniza for Islamists. Islamic Geniza, and the »New Cairo Genizah«, in: Harvard Middle Eastern Review 7 (2006), S. 129-145. Am Rande der Wolfenbütteler Konferenz 2016 machte mich William Sherman freundlicherweise darauf aufmerksam, dass es Genisot auch in christlichen Gemeinden im Orient gebe. Er verwies in diesem Zusammenhang auf das Sinai-Kloster.

2 Vgl. Heinrich Ewald: Über ein Bruchstück hebräischer Handschrift in Wolfenbüttel, in: Nachrichten von der G.A.Universität und der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 21 (1860), S. 209-223; dazu Jacob Caro: Literarischer Wochenbericht, in: Allgemeine Zeitung des Judentums (Leipzig) 24 (2. Oktober

© 2017 Andreas Lehnardt, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.15499/kds-001-016 | CC BY-SA 4.0

die handschriftlichen Bemerkungen zu Textvarianten in hebräischen Bibelfragmenten von dem Helmstedter (später in Hamburg wirkenden) Bibliothekar Anton August Heinrich Lichtenstein (1753-1816), die in das Jahr 1773 zu datieren sind (Tafel I, S. 464).[3]

Genisa – Ablageort für gebrauchte religiöse Bücher und Schriften

Der Brauch, benutzte und beschädigte Schriftstücke abzulegen, ist bereits für die talmudische Zeit, d.h. die Antike, gut belegt.[4] Das zunächst nur auf Tora-Rollen, Gebetsriemen (*Tefillin*) und Türpfostenkapseln (*Mesusot*) angewandte Gebot des Schutzes vor Profanierung durch Ablage in einer Genisa wurde nach und nach auf sämtliche heilige Schriften bzw. solche Schriften, die den Gottesnamen, das Tetragramm, enthalten oder in hebräischen Buchstaben geschrieben sind, übertragen.

Meist finden sich solche Räume in oder bei Synagogen, häufig unter deren Dächern, gelegentlich aber auch in Kammern. Aus der Antike sind solche Räume nicht erhalten geblieben, auch wenn es nicht an Versuchen gefehlt hat, sie in archäologischen Resten von antiken Synagogen zu lokalisieren. Die bedeutendste Genisa wurde im 19. Jahrhundert in Alt-Kairo (Fustat) entdeckt und stammt aus dem frühen Mittelalter.[5] Die Untersuchung solcher Genisot, sei es in Nordafrika, in Arabien oder in Westeuropa, eröffnet wichtige Einblicke in die Entwicklung jüdischer Buchkultur, insbesondere in die zunehmende Verbreitung gedruckter Werke in der Zeit des Übergangs.

1860), Nr. 40, S. 588-590; [Philippson, Ludwig]: Literarischer Wochenbericht, in: Allgemeine Zeitung des Judentums (Leipzig) 24 (30. Oktober 1860), Nr. 44, S. 648f.; Ernst Róth: Hebräische Handschriften, hg. von Hans Striedl, Wiesbaden 1965 (Verzeichnis der Orientalischen Handschriften in Deutschland; Band VI, 2), hier S. 411.

3 Vgl. Abraham Geiger: Das Studium der nachbiblischen Literatur unter den Christen II, in: Hebräische Bibliographie 3 (1860), S. 77-79.

4 Für einen Überblick über die Bestimmungen in der älteren rabbinischen Literatur vgl. Encyclopedia Talmudit, hg. von Meir Bar Ilan, Bd. 6, Jerusalem 1954, Sp. 232-239 (hebr.); Shlomo Zalman Ariel: Entsiqlopedia Me'ir Netiv, le-halikhot, minhagim, darkhe musar u-maʿasim ṭovim, Jerusalem o.J., S. 120; J.D. Eisenstein: Ozar Dinim u-Minhagim. A digest of Jewish laws and customs in alphabetic order, Israel 1975 (hebr.), hier S. 77.

5 Vgl. Stefan Reif: A Jewish archive from old Cairo. The history of Cambridge University's Genizah Collection, Richmond 2000; Adina Hofman und Peter Cole: Sacred trash. The lost and found world of the Cairo Geniza, New York 2011.

Abb. 1: Dachstuhl der Synagoge Niederzissen mit Genisa (Foto: Andreas Lehnardt)

Wozu dient eine Genisa?

Hauptanliegen der Ablage beschädigter oder nicht mehr lesbarer hebräischer Schriften in eine Genisa ist der Schutz des Gottesnamens (Tetragramms) bzw. weiterer Gottesnamen und ihrer Synonyme vor Profanierung. Schriften und Gegenstände, die einen der heiligen Namen Gottes oder ein Substitut tragen, sollen nicht einfach weggeworfen, sondern deponiert werden. Im Grunde beruht dieser Brauch, der erst in nachtalmudischer Zeit (also ab dem 8. Jahrhundert) schriftlich fixiert wurde, auf einer wörtlichen Auslegung des 3. Gebotes, in dem es heißt: Du sollst den Namen deines Herrn nicht »missbrauchen« (Luther).

Der Raum, in den solche Gegenstände gelegt werden, wird Genisa (Plural: Genisot) genannt, ein persisches Lehnwort, im Hebräischen G-N-S, das so viel wie ablegen, verbergen oder vergraben bedeutet. Im Jiddischen findet sich die Bezeichnung ›Sheymes‹ (vom hebräischen Wort ›Shemot‹, ›Namen‹, d.h. Namen Gottes). Vorschriften hinsichtlich Größe und Form dieser Ablageräume gibt es nicht. In einigen Gemeinden wurden daher auch Gräber oder Mausoleen als Genisa benutzt.

Zu beachten ist, dass es sich bei einer Genisa nicht um ein Archiv oder einen Erinnerungsraum handelt, den man etwa zur Pflege des kollektiven Gedächt-

Abb. 2: *Haggada shel Pesaḥ*, Frankfurt 1749, Niederzissen, Gefra-17
(Foto: Andreas Lehnardt)

nisses anlegte. Es sind schlichte Stauräume, die sicherstellen sollen, dass die hinterlegten Residuen nicht in falsche Hände gelangen. Hinter dem Brauch steht also nicht die Wertschätzung eines Objektes, sondern der Schutz eines immateriellen Gutes, des Namens Gottes. Dies erklärt z.B., warum man die in eine Genisa gelegten Schriften und Bücher nicht vor Mäusefraß oder Wurmbefall schützt. Öffnet ein Forscher eine Genisa und erschließt die in ihr erhaltenen Zeugnisse, stellt dies im Übrigen kein Sakrileg dar. Trotz ihrer eigentlichen Funktion als Buchablagen sind Genisot nicht mit Pharaonengräbern zu vergleichen, die mit Flüchen gegen diejenigen versehen wurden, die sie öffnen.

Dieser spezifische Umgang mit heiligen Büchern bzw. Schriften und anderen heiligen Objekten lässt sich am ehesten mit dem Umgang mit Opfertieren, insbesondere den Pesach-Opfertieren zur Zeit des Tempels vergleichen.[6] War ein Tier, ein Schaf oder ein Rind, geheiligt, d.h. zum Opfer bestimmt, zog sich aber auf dem Weg zum Heiligtum einen Schaden zu, konnte es nicht mehr geopfert werden, weil nur makellose Tiere auf dem Altar dargebracht werden durften. Da solche einmal geheiligten Tiere aber bereits Gott geweiht waren, durfte man sie auch nicht mehr profan schlachten und verzehren. In solchen Fällen wurden sie daher einfach auf einer Weide sich selbst überlassen, bis sie

6 Vgl. dazu *Mischna Pesachim* 9,7-8.

starben. Das geheiligte Tier war dadurch geschützt, wurde nicht profaniert und blieb abgesondert. Dieser Gedanke wurde auf heilige Bücher angewandt, und ähnliche Verfahrensweisen kann man im Umgang mit anderen geheiligten Gegenständen und Schriften im Judentum beobachten. Nicht das Objekt und seine Biographie werden also wertgeschätzt, sondern die Idee einer einmal verliehenen Heiligkeit, die durch einen intentionalen Akt auf ihn übertragen wurde bzw. wird. Ein Buch oder eine Handschrift werden so nicht zur Reliquie, zu einem Objekt, dem eine physisch greifbare Heiligkeit anhängt, sondern sie werden Träger des abstrakten Gedankens des Heiligen in der Welt. Dieser durchaus praktische Gedanke scheint im Übrigen mit dazu beigetragen zu haben, dass das Genisa-Gebot (das eigentlich kein Gebot, sondern mehr ein Brauch ist) im Laufe der Zeit immer weiter ausgeweitet werden konnte – zumindest in einigen Strömungen des Judentums, die sich seit dem Mittelalter entwickelten.

Der Brauch der Genisa in der Geschichte

Die Dynamik und Aktualität des Brauches lässt sich bis heute etwa auf öffentlichen Plätzen in Israel mit Genisa-Kästen beobachten, und auch einige Synagogen in Frankfurt am Main oder in Berlin sowie an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg besitzen solche Räume bzw. Aufbewahrungsbehälter. Das Anliegen, das Heilige vom Profanen zu trennen, die Vorstellung einer mit Gedrucktem fast verbundenen Heiligkeit ist nach wie vor verbreitet, und insbesondere in ultra-orthodoxen Kreisen wird der Brauch in den letzten Jahrzehnten wieder verstärkt gefördert.

Die ersten Gebote und Regeln bezüglich des Ablegens verschriebener bzw. unbrauchbarer Tora-Rollen-Blätter finden bereits in der *Mischna* Erwähnung, dem ersten, im 2. Jahrhundert n.d.Z. entstandenen Gesetzeskompendium des rabbinischen Judentums. In *Mischna Shabbat* 16,1 heißt es allgemein:

> Alle heiligen Schriften darf man vor dem Feuer retten, unabhängig davon, ob man in ihnen (am Shabbat) liest oder ob man nicht in ihnen liest. Auch wenn sie in irgendeiner anderen Sprache geschrieben sind, müssen sie verborgen (d.h. in eine Genisa gelegt) werden.[7]

Im babylonischen Talmud werden diese Vorstellungen von der vor Profanierung bzw. Missachtung (›bizayon‹) zu schützenden Heiligkeit auch

7 Vgl. Die Mischna. Festzeiten. Seder Moʿed. Aus dem Hebräischen übers. u. hg. von Michael Krupp, Frankfurt a.M. und, Leipzig 2007, hier S. 39.

Abb. 3: Tefillin aus der Genisa Alsenz, zu einem Bündel gebunden
(Foto: Andreas Lehnardt)

auf weitere Gegenstände übertragen. In einer Baraita im Traktat *Megilla* 26b, der sich unter anderem mit dem Verkauf heiliger Sachen befasst, werden zu Gebotszwecken verwendete Gegenstände (›Tashmishe mitswa‹) aufgezählt, die entsorgt werden dürfen. Unter diese für kurze Zeit verwendete Gegenstände zählen der Feststrauß (›Arbaʿa minim‹) für das Hüttenfest (›Sukkot‹), das Shofar-Horn und die Tsitsit, die, werden sie nicht mehr benötigt, weggeworfen werden dürfen. Unter ›Tashmishe qedusha‹ (für dauerhafte heilige Zwecke verwendete Gegenstände) führt die ›Gemara‹ dagegen Behälter für ›Sefarim‹ (Tora-Rollen), ›Tefillin‹ und ›Mesusot‹, aber auch Hüllen und Futterale und die Riemen der Phylakterien auf. Diskutiert wird in diesem Zusammenhang auch der Umgang mit einem Tora-Vorhang (›Parokhet‹) oder mit Kisten für heilige Schriften und mit abgenutzten Hüllen von heiligen Büchern, die man aufbewahren bzw. nicht fortwerfen sollte. Frühe mittelalterliche Kommentare zum Traktat *Megilla* lassen mittels Übersetzung einiger seltenerer, zum Teil schlecht überlieferter hebräischer Termini in der *Gemara* durch deutsche und altfranzösische Wörter weitere Interpretationsmöglichkeiten des Genisa-Gebotes zu.[8]

Die Anweisungen bezüglich des Ablegens verschriebener Tora-Seiten konnten auf dieser Basis in der mittelalterlichen aschkenasischen Überlie-

8 Rashi's commentary on Tractate Megilla. A critical edition, hg. von Aaron Ahrend, Jerusalem 2008 (hebr.), hier S. 243 (zu Traktat *Megilla* 26b).

ferung deutlich ausgeweitet werden. So findet sich etwa im *Sefer Chassidim*, dem aus mehreren Teilen bestehenden Buch der Frommen, welches traditionell Rabbi Jehuda he-Chassid aus Regensburg im 13. Jahrhundert zugeschrieben wird, eine bemerkenswerte buchethische Anweisung:

> Finden sich in einem Buch zu viele Fehler (aufgrund von Beschädigung), so sage man nicht zu sich selbst: dieses Buch sollte verbrannt werden, sondern man sage: Dieses Buch gehört in eine Genisa.[9]

Diese Bestimmung dürfte zwar nicht gleich allgemeine Zustimmung gefunden haben, vielerorts lässt sich vielmehr ein eher laxer Umgang mit Büchern erkennen. Ja, es wurde nicht einmal davor zurückgeschreckt, heilige Schriften oder Dokumente für das Einbinden anderer Bücher wiederzuverwenden. Dennoch ist festzuhalten, dass es spätestens ab dem 14. Jahrhundert im mitteleuropäischen Judentum zu einer immer strengeren Auslegung der im Talmud überlieferten Genisa-Bestimmungen gekommen ist.

In dem nach-talmudischen Traktat Soferim werden spezielle Fälle angeführt, die sich auf das Anfertigen und Beschreiben von Tora-Rollen beziehen und die ein Ablegen einer solchen Rolle in einer Genisa nach sich ziehen. In dem eng verwandten kleinen Traktat *Soferim II*, der zu den sogenannten ›Sieben Kleinen Traktaten‹ gezählt wird und der nach dem umfangreichen *Massekhet Soferim* redigiert worden sein dürfte, findet sich dazu folgende allgemeinere Bestimmung:

> Wurmstichige Bücher, Gebetsriemen und Hüllen (für Tora-)Rollen müssen in die Genisa gebracht werden. Aber man lege sie nicht an einen feuchten, sondern an einen luftigen Ort, wo sie von alleine vergehen.[10]

Mit der Einführung des Buchdrucks und seiner raschen Übernahme unter Juden kam dann die Frage auf, ob gedruckte hebräische Bücher als heilige Schriften zu gelten haben und daher nach ihrem Gebrauch in eine Genisa abgelegt werden müssen.[11] Die vorangehenden Rechtsgelehrten hatten sich

9 Vgl. Das Buch der Frommen nach der Rezension in Cod. de Rossi No. 1133, hg. von Jehuda Wistinetzki, Berlin 1891 (hebr.), hier S. 179; Sefer *Ḥasidim* Ms. Parma H 3280, mit einer Einführung von Ivan G. Marcus, Jerusalem 1985 (hebr.), hier S. 134.

10 Vgl. Seven Minor Treatises. Sefer Torah; Mezuzah; Tefillin; Zizit; ʿAbadim; Kutim; Gerim and Treatise Soferim II, edited from manuscripts with an introduction, notes, variants and translation, hg. von Michael Higger, New York 1930, Nachdruck Jerusalem 1971 (hebr.), hier S. 36.

11 Vgl. Mordechai Glatzer: Early Hebrew printing, in: A sign and a witness. 2000 years of Hebrew books and illuminated manuscripts, hg. von Leonard Singer Gold,

mit handgeschriebenem Material befasst. Durch den Buchdruck kamen neue Fragen auf, die nicht unmittelbar beantwortet werden konnten. Zunächst musste der Exemplarcharakter gedruckter Erzeugnisse geklärt werden, d.h. was im religiösen Sinn als Buch (›Sefer‹) zu betrachten war, dann auch die Frage, wie mit hebräischer Makulatur oder mit von Nichtjuden angefertigten Büchern umzugehen sei. In diesem Zusammenhang ist eine Entscheidung des einflussreichen Rabbi Jaʿir Chajim Bacharach (1639-1702) bemerkenswert, der festlegte, dass sogar von christlichen Druckern angefertigte hebräische Schriften, insbesondere Bibelausgaben, als heilig gelten müssen.[12]

Die mit dieser Entscheidung verbundene Ausweitung des Genisa-Gebots im Hinblick auf christliche Drucke hebräischer Bibeln und anderer Schriften spiegelt sich dann auch in Funden einiger in Deutschland entdeckter Genisot wieder.[13] Dass nun auch Seiten christlicher Bibeln in Genisot landeten, kann man vor diesem Hintergrund leicht erklären, auch wenn sie sicherlich nicht als heilige Schriften im herkömmlichen Sinne angesehen wurden und gewiss nicht im liturgischen Rahmen gelesen wurden. Diese bemerkenswerte Entscheidung scheint jedenfalls schließlich sogar auf deutsche Bibelübersetzungen übertragen worden zu sein, denn auch solche Werke lassen sich unter den neuzeitlichen Genisa-Funden ausmachen.

Einige von mir in Rheinland-Pfalz untersuchte Genisot spiegeln deutlich den beschriebenen Wandel wider. Die zunächst nur auf Tora-Rollen, Gebetsriemen- und Türpfostenkapseltexte übertragenen Vorstellungen wurden ausgeweitet und auf sämtliche geheiligten Gegenstände übertragen. Diese Ausweitung betraf natürlich umso mehr Buchreste, die man in den Händen von Nichtjuden fand, da solche heiligen Schriften, etwa auch solche, die als Einbandmakulatur verwendet worden waren, nicht in ihren Besitz gehörten. Einige Funde von Einbänden, die in hebräische Pergamente eingebunden sind, belegen, dass das Genisa-Gebot auch auf diese zweite Fundstätte hebräischer

New York und Oxford 1988, S. 80-91; Zeev Gries: The book in the Jewish world 1700-1900, Oxford, Portland und Oregon 2007, hier S. 4; Akiva Aaronson: People of the book. Five hundred years of the Hebrew book. From the beginning until the twentieth century, Nanuet NY 2014, S. 21-31.

12 Vgl. Yaʿir Ḥayyim Bacharach: Sefer Ḥovot Ya'ir ha-meforash, hg. von Shimʿon ben Zion Kost, Jerusalem 1997 (Erstdruck Frankfurt a.M. 1699) (hebr.), Bd. 1, S. 308-312; Bd. 2, S. 515. Vgl. auch Moshe Cordovero: Sefer Pardes Rimmonim, Krakau 1592 (hebr.), S. 109b.

13 Vgl. die Projektseiten zu den Genisot in Alsenz, Bruttig, Weisenau und Niederzissen: http://www.blogs.uni-mainz.de/fb01genizatweisenau/ (zuletzt 11.6.2016), http://www.ehem-synagoge-niederzissen.de/genisa-funde (zuletzt 11.6.2016).

Abb. 4: *Machsor Rosh ha-Shana – Yom Kippur*, o.J., aus der Genisa Alsenz, ohne Signatur (Foto: Andreas Lehnardt)

Schriften – diesmal jedoch in Buch- und Akteneinbänden – in Deutschland übertragen wurde. In der Genisa der Synagoge von Weisenau bei Mainz fand sich etwa ein Bucheinbanddeckel, der in eine Psalmen-Handschrift aus dem 15. Jahrhundert eingeschlagen war. Dieser Fund bildet eine schöne Brücke zwischen zwei eigentlich sehr unterschiedlich begründeten Phänomenen.[14] Auch hebräische Einbandfragmente wurden offensichtlich in eine Genisa abgelegt.

In einem zweiten Teil meines Beitrags soll auf dieses auch in Wolfenbütteler Buchbeständen belegte Phänomen der nicht-intentionalen Bewahrung hebräischer Schriften eingegangen werden.

14 Zu dieser Genisa vgl. Andreas Lehnardt: Die Geniza der Synagoge Weisenau – Verborgenes jüdisches Erinnerungsgut wiederentdeckt, in: Verborgen – Verloren – Wiederentdeckt. Erinnerungsorte in Mainz von der Antike bis zum 20. Jahrhundert, hg. von Joachim Schneider und Matthias Schnettger, Darmstadt und Mainz 2012, S. 84-95.

Abb. 5: Psalmenhandschrift auf Buchdeckel, Genisa Weisenau, Signatur WE 213
(Foto: Andreas Lehnardt)

Hebräische Handschriftenreste in Bucheinbänden

Vor dem Hintergrund der beschriebenen Genisa-Praxis dürfte bereits klar sein, dass das Auffinden von zerschnittenen hebräischen Handschriften in christlichen Büchern aus jüdischer Sicht zunächst auf Ablehnung stoßen musste. Die Haltung gegenüber in Buch- und Akteneinbänden wiederverwendeten hebräischen Manuskripten war und ist dabei jedoch alles andere als konsequent. Zum ist der Bericht eines jüdischen Buchdruckers aus Italien überliefert, der davon berichtet, dass er, nachdem er ein Buch aufgrund einer mittelalterlichen Handschrift für den Druck vorbereitet hat, diese Handschrift zerschnitten und für Buchdeckel recycelt hat.[15] Auf der anderer Seite wird in dem oben erwähnten *Sefer Chassidim* die Anordnung mitgeteilt, dass man, wenn man auf dem Markt ein Buch in eine hebräische Handschrift ein-

15 Vgl. Emanuel, Simha: The »European Genizah« and its contribution to Jewish Studies, in: Henoch 19 (1997), S. 311-339, hier S. 320-321. Vgl. dazu auch Josef Juspa Hahn Nurlingen: Sefer Yosif Omeṣ, Frankfurt a.M. 1928, Nachdruck Jerusalem 1965, hier S. 275.

geschlagen findet, dieses um jeden Preis erwerben solle, um die hebräische Handschrift aus ihm zu befreien und sie in eine Genisa zu bringen. In einem weiteren Abschnitt wird allerdings auch die Anordnung gegeben, dass hebräische Bücher nicht in mit lateinischen Buchstaben beschriftete Pergamente gebunden werden dürfen.[16] Andere Quellen belegen wiederum, dass jüdische Sammler gerade solche Bücher schätzten, die in hebräische Makulatur eingebunden waren und somit einen besonders authentischen jüdischen Eindruck machten.

Die Hintergründe für das gehäufte Auftreten von hebräischen Einbänden an bestimmten Orten bzw. in bestimmten Sammlungen und Archiven sind vor diesem Hintergrund in jedem Einzelfall aufs Neue zu untersuchen. Für einige von mir bereits untersuchte Orte lassen sich die Umstände der Wiederverwendung hebräischer Handschriften relativ plausibel machen, etwa für Frankfurt am Main.[17] In mehreren Archiven und Bibliotheken bzw. Bibliotheksbeständen in dieser Stadt konnten zahlreiche hebräische Fragmente identifiziert werden, die vermutlich alle auf ein Pogrom zurückzuführen sind. Neben hebräischen Einbandfragmenten sind in Frankfurt auch Dokumente erhalten, die den Raub und Verkauf von hebräischen Handschriften an Buchbinder belegen. Demnach wurden große Mengen von jüdischen Manuskripten im Verlauf des von Vincenz Fettmilch (1565/70-1616) angeführten Aufstandes in den Jahren 1614 bis 1616 verkauft.

Die für Frankfurt gut belegten Vorgänge dürften sich zu unterschiedlichen Zeiten in vergleichbaren Städten mit jüdischen Gemeinden ähnlich abgespielt haben. So lassen sich etwa für die Stadt Friedberg in der Wetterau Ereignisse rekonstruieren, die ebenfalls zur gewaltsamen Enteignung und Zerstückelung von jüdischen Handschriften und ihrer Wiederverwendung als Bindematerial in den Akten und Rechnungsbüchern der Stadt – vor allem während und nach dem Dreißigjährigen Krieg – geführt haben.[18]

Gleichfalls in die Zeit dieses großen europäischen Kriegs ist die gehäufte Wiederverwendung von hebräischen Handschriften im oberpfälzischen Amberg zu datieren, auch wenn sich die genauen Hintergründe der Geschehnisse für diese Stadt und Region mit ihren vielen kleinen Synagogen nicht mehr

16 Vgl. *Sefer Ḥasidim*, hg. von Margaliouth, Jerusalem 1967, S. 148.

17 Vgl. Andreas Lehnardt: Hebräische Einbandfragmente in Frankfurt a.M.. Mittelalterliche jüdische Handschriftenreste in ihrem geschichtlichen Kontext, Frankfurt a.M. 2011.

18 Vgl. Andreas Lehnardt: Die hebräischen Einbandfragmente in Friedberg. Verborgene Zeugnisse jüdischen Lebens in der Wetterau, in: Wetterauer Geschichtsblätter 58 (2009), S. 137-350.

exakt rekonstruieren lassen.[19] Für andere Städte wie Trier, wo in den Bibliotheken und Archiven der Stadt ebenfalls große Mengen an hebräischen Einbandfragmenten entdeckt worden sind, lassen sich sogar bereits für das 15. Jahrhundert Ereignisse voraussetzen, die eine Entwendung und ein systematisches Recycling hebräischer Pergamente ermöglichten.[20]

Trotz dieser Belege für die Zweitverwendung von geraubtem hebräischen Pergament in Deutschland ist allerdings zu bedenken, dass eben auch jüdische Buchbinder und Drucker – trotz aller traditionellen Wertschätzung von heiligen Büchern – gelegentlich hebräische Handschriften wiederverwendeten und nicht in eine Genisa brachten. Für Mainz ist ein Fall im 15. Jahrhundert belegt, bei dem ein Konvertit einem bekannten Hebraisten Handschriften aus jüdischem Besitz verkauft hat.[21] Und in der Frankfurter Stadtbibliothek mit ihrer bedeutenden Judaica-Sammlung sind mehrere hebräische Manuskripteinbände erhalten, die in andere hebräische Fragmente eingebunden sind. In einem besonders kuriosen Fall ist sogar eine aramäische Hochzeitsurkunde (›Ketubba‹) als Verstärkung in den Buchdeckel des Trägerbandes eingebunden.[22]

Nur selten zu beobachten ist dagegen die Wiederverwendung hebräischer Pergamentblätter als Einband von antijüdischen oder sogar antisemitischen Werken. Eine schmähende Intention bei der Verwendung hebräischer Einbandfragmente lässt sich daher kaum plausibel machen. Allerdings ist dieses Motiv auch nicht in allen Fällen völlig auszuschließen, da der Inhalt eines Trägerbandes und der Umschlag gelegentlich in einer Beziehung zu stehen scheinen.[23]

In den allermeisten Fällen scheint das Recyceln hebräischer Handschriften aus rein praktischen Interessen erfolgt zu sein. Pergament ist robust und war – insbesondere nach Vertreibungen von Juden – in größeren Mengen vorhanden. Die Buchbinder dürften jedoch kaum gewusst haben, was sie taten, wenn sie ein Buch oder eine Akte in eine hebräische Handschrift

19 Vgl. Andreas Lehnardt: Newly discovered Hebrew fragments in the State Archive of Amberg (Bavaria). Some suggestions on their historical background, in: Books within books. New discoveries in old book bindings, hg. von Andreas Lehnardt und Judith Olszowy-Schlanger, Leiden und Boston 2014, S. 271-285.

20 Vgl. Andreas Lehnardt: Die hebräischen Einbandfragmente in der wissenschaftlichen Stadtbibliothek Trier, Wiesbaden 2016.

21 Vgl. Andreas Lehnardt und Annelen Ottermann: Fragmente jüdischer Kultur in der Stadtbibliothek Mainz. Entdeckungen und Deutungen, Mainz 2015 (Veröffentlichungen der Bibliotheken der Stadt Mainz, Bd. 62), S. 22f.

22 Vgl. Lehnardt (Anm. 17), S. 161-165.

23 Vgl. etwa Lehnardt (Anm. 17), S. 104; Lehnardt (Anm. 21), S. 95-104.

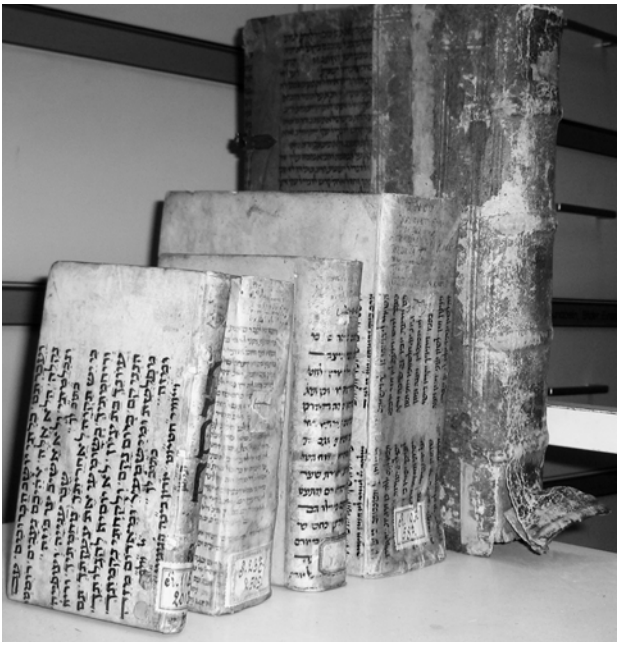


Abb. 6: Hebräische Bucheinbände, Frankfurt am Main, UB Senckenbergsche Bibliothek (Foto: Andreas Lehnardt)

einbanden. Dies ist auch daran zu belegen, dass die hebräischen Textfragmente häufig kopfständig zum Buchblock eingebunden sind und ohne Sinn und Verstand der hebräischen Schriftzeichen zerschnitten und passend für den Buchdeckel bearbeitet wurden.

Der Großteil der in Deutschland aufgefundenen hebräischen Fragmente stammt aus dem 13.-14. Jahrhundert. Viele Blätter dürften sogar noch später, im 15. Jahrhundert, angefertigt worden sein. Für die große Masse der bislang in Deutschland aufgefundenen Fragmente kommen somit als Hintergrund die Verfolgungen der Frühen Neuzeit in Frage, vor allem die Verfolgungen ab dem Jahre 1348 und die sogenannten Pestverfolgungen. An anderen Orten lässt sich die gehäufte Wiederverwendung von hebräischen Pergamenten mit Vorgängen vor und während des Dreißigjährigen Krieges in Verbindung bringen – einer Zeit, in der auch lateinische und deutsche Handschriften und Bücher in großen Mengen zerstört und makuliert wurden.[24]

24 Vgl. dazu Konrad Wiedemann und Bettina Wischhöfer: Einbandfragmente in kirchlichen Archiven aus Kurhessen-Waldeck, Kassel 2007, hier S. 14-21.

Für die Buchgeschichte stellen die Funde in Bucheinbänden eine einzigartige und wichtige Quelle dar. Zwar bieten ca. 90% der aufgefundenen Fragmente bekannte Texte, vor allem aus der hebräischen Bibel (*Tanakh*), aus dem *Machsor* (dem Gebetbuch für die Feiertage und besonderen *Shabbatot*) sowie aus dem Talmud und seinen Kommentaren. Allerdings finden sich immer wieder auch Reste seltenerer Textgattungen wie aus den zahlreichen spätantiken *Midraschim* (Bibelauslegungen) und aus gänzlich unbekannten Werken. Hingewiesen sei an dieser Stelle auf die Entdeckung einer bislang unbekannten poetischen Komposition, einer aschkenasischen *Maqama*, in der Diözesanbibliothek Freising,[25] und auf die Identifizierung eines unbekannten gaonäischen Schreibens über Geldleihe in der Martinus-Bibliothek in Mainz.[26]

Bedeutung hat die hebräische Makulaturforschung auch für die Überlieferung des *Talmud*, des Hauptwerkes der rabbinischen Tradition. Nicht nur, dass sich in Bucheinbänden ganze Seiten von ansonsten nur durch wenige vollständige Handschriften belegte Traktate fanden.[27] Auch die textkritische Qualität einiger *Talmud*-Fragmente aus Bucheinbänden ist von großer Wichtigkeit für die Rekonstruktion dieses durch christliche Zensurmaßnahmen systematisch entstellten Werkes. Die Bedeutung der Entdeckung einiger Blätter des älteren Jerusalemer *Talmud*, der etwa zweihundert Jahre vor dem babylonischen und bis heute autoritativen *Talmud* redigiert worden ist, kann dabei gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Jedes neu in Bucheinbänden entdeckte Fragment dieses älteren *Talmud* kann die Kenntnisse über die Verbreitung dieses in vielen Abschnitten besonders schwierigen Werkes erweitern.[28]

25 Vgl. Andreas Lehnardt: ›*Meshal Qadmonim*‹. A newly discovered Ashkenazic binding fragment of an unknown Maqama from the Cathedral Library of Freising, Germany, in: Envisioning Judaism. Studies in Honor of Peter Schäfer on the Occasion of his Seventieth Birthday, hg. von Ra'anan S. Boustan, Klaus Herrmann, Reimund Leicht, Annette Yoshiko Reed und Giuseppe Veltri, Bd. 2, Tübingen 2013, S. 1139-1164.

26 Vgl. Andreas Lehnardt: Mittelalterliche hebräische und aramäische Einbandfragmente in der Martinus-Bibliothek, in: Bibliotheca S. Martini Moguntina. Alte Bücher – Neue Funde, hg. von Helmut Hinkel, Mainz und Würzburg 2012, S. 117-136.

27 Vgl. Andreas Lehnardt: Die Kasseler Talmudfragmente, Kassel 2007 (Schriftenreihe der Universitätsbibliothek Kassel – Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt Kassel, Bd. 9), http://www.upress.uni-kassel.de/katalog/abstract.php?978-3-89958-311-3 (zuletzt 5.3.2017).

28 Vgl. Andreas Lehnardt: Die Trierer Talmud-Fragmente. Rekonstruktion der Kodizes und ihre Bedeutung für die Forschung, in: Die Bibliothek des Mittelalters

Als Beispiel für einen Fund aus jüngerer Zeit sei auf die Fragmente auf den Buchdeckelinnenseiten von Franciscus de Zabarellis (1360-1417), einer Handschrift aus Padua, die ins 15. Jahrhundert datiert wird, verwiesen. Der größte Teil des Codex wurde 1405 in Padua von Nicolaus Rotensteyn geschrieben. Laut dessen Kolophonen stammte Rotensteyn aus Jena und hielt sich mindestens seit 1402, vermutlich als Student, in Padua auf, wo er offenbar eng mit de Zabarellis zusammenarbeitete und in dessen Haus Texte kopierte. Auf welche Weise der Band in die UB Helmstedt gelangte, ist unbekannt. Der spätgotische Holzdeckeleinband ist mit ungefärbtem Kalbsleder überzogen; nach der Wasserzeichendatierung des Vorsatzes wurde die Handschrift erst um 1455 mit diesem Einband versehen. Die hebräischen Fragmente stammen daher möglicherweise aus Deutschland (Tafel II, S. 465).

Wichtig sind die Einbandfragmente aber auch in statistischer Hinsicht, bieten sie doch zahlreiche Belege für unterschiedliche Formate und paläographische Besonderheiten hebräischer Handschriften im Mittelalter. Besonders die hebräische Paläographie des aschkenasischen Judentums wird von der weiteren Erschließung dieser speziellen Genisa in Bucheinbänden profitieren.

Die Funde besitzen darüber hinaus auch einen ästhetischen Wert. Zwar finden sich nur selten illuminierte oder kalligraphisch verzierte Textfragmente.[29] Doch bieten gelegentlich auch Initialbuchstaben Einblick in die künstlerischen Intentionen und kreativen Freiheiten der Schreiber.[30] Bei aller formalen Einheitlichkeit, die sich bei einem Vergleich vieler Fragmente beobachten lässt, sind immer wieder auch Abweichungen und Ausgestaltungen von der Regel oder Norm zu beobachten. Dies betrifft Bibelhandschriften genauso wie liturgische Fragmente. Bei manchem Blatt liegt so gelegentlich auch der Gedanke nahe, dass es gerade deswegen vernachlässigt wurde, weil es Abweichungen oder Makel aufwies, die mit dem offiziellen Ideal aschkenasischer Schreiber nicht übereinstimmten.[31]

als dynamischer Prozess, hg. von Michael Embach, Claudine Moulin und Andrea Rapp, Wiesbaden 2012, S. 191-204.

29 Vgl. Andreas Lehnardt: Ein Haman-Baum in einem illuminierten Machsor-Fragment aus dem Hauptstaatsarchiv Weimar, in: Judaica. Beiträge zum Verstehen des Judentums 68,1 (2012), S. 61-69.

30 Vgl. Andreas Lehnardt: Neue Funde hebräischer Einbandfragmente im Staatsarchiv Wertheim am Main (Bronnbach), in: Wertheimer Jahrbuch 2010/2011, S. 137-160.

31 Gelegentlich finden sich daher auch halbfertige Blätter bzw. solche, die Verschreibungen aufweisen, die das zulässige Maß übertreffen.

Fehlidentifikationen und Vorurteile

Dass man bei allem Enthusiasmus, den man bei Erforschung hebräischer Einbandfragmente entwickeln kann, hinsichtlich der Beurteilung einzelner Funde behutsam bleiben sollte, belegt zum Abschluss ein weiterer Fall aus Wolfenbüttel. Auf Ewalds Fehldeutung einiger in der Herzog August Bibliothek erhaltener Fragmente hatte ich bereits eingangs verwiesen. Die Geschichte von Fehlidentifikationen und -einschätzungen hebräischer Einbandfragmente lässt sich jedoch auch an anderer Stelle verfolgen.

In dem seit einigen Jahren in Wolfenbüttel untergebrachten Archiv der Evangelischen Landeskirche Braunschweig[32] wird ein unscheinbares Bibelfragment Sign. H4 (Cod. Wolters 1) aufbewahrt, das 1937 von dem Göttinger Alttestamentler und späteren Leiter des Instituts zur Erforschung der Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben in Halle, Johannes Hempel (1891-1964), in den Akten der Göttinger Akademie der Wissenschaften veröffentlicht wurde.[33] Das zurechtgeschnittene Pergamentblatt war als äußerer Einband eines ›Memorienregisters‹ aus dem Jahre 1521 verwendet worden. Mit großer Überzeugung vertrat Hempel die Auffassung, bei diesem Blatt müsse es sich um einen sehr alten Textzeugen für das Buch Levitikus, Kapitel 8-9, handeln. Er sei eng mit dem berühmten Codex Reuchlianus (heute BLB Karlsruhe, Cod. Reuchlin 1)[34] verwandt. Nach dem Krieg und dem Holocaust geriet der Fund in Vergessenheit, ging aber auch nicht verloren.

Eine erneute Untersuchung des Blattes ergab, dass es sich um ein relativ unbedeutendes Blatt handelt, das in vielen Details mit aschkenasischen Bibelhandschriften aus dem 14. Jahrhundert übereinstimmt. Das scheinbar hohe Alter des Textes lässt sich insofern nicht allein aus textkritischen Beobachtungen begründen (Tafel III, S. 466).

32 http://www.landeskirche-braunschweig.de/archiv/landeskirchliches-archiv.html?no_cache=1 (zuletzt 11.11.2016).

33 Vgl. Johannes Hempel: Fragmente einer dem Cod. Reuchlianus (Durchlach 55) verwandten Handschrift des hebräischen Pentateuch aus Niedersachsen, in: Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philosophisch-historische Klasse, Fachgruppe 3, N.F.Bd. 1, Nr. 7, Göttingen 1937, S. 227-237. Zu seiner Person vgl. Cornelia Weber: Altes Testament und völkische Frage. Der biblische Volksbegriff in der alttestamentlichen Wissenschaft der nationalsozialistischen Zeit, dargestellt am Beispiel von Johannes Hempel, Forschungen zum Alten Testament, 28 Tübingen 2000.

34 Vgl. Wolfgang von Abel und Reimund Leicht: Verzeichnis der Hebraica in der Bibliothek Johannes Reuchlins, Ostfildern 2005, hier S. 89f.

Interessant an diesem Fall ist jedoch, dass ein anerkannter Alttestamentler diesem Fund überhaupt Beachtung geschenkt hat, ohne jedoch den jüdischen Hintergrund zu bedenken. Weitere Nachforschungen zu ähnlichen Fragmenten stellte Hempel offensichtlich nicht an – etwa in Göttingen, wo mittlerweile zahlreiche ähnliche Fragmente in der Landesbibliothek identifiziert werden konnten.[35] In der Geschichte der Erforschung hebräischer Einbandfragmente in Deutschland stellt die erwähnte Publikation dennoch einen bemerkenswerten Beleg dafür dar, dass sogar während der nationalsozialistischen Judenverfolgung solchen relativ unscheinbaren Funden Aufmerksamkeit geschenkt wurde. In vielen vergleichbaren Fällen wurden hebräische Fragmente einfach vernichtet oder blieben bis heute gänzlich unbeachtet (Tafel IV, S. 467).

Zusammenfassung

Insgesamt bieten hebräische Einbandfragmente einen bemerkenswerten und für die judaistische Forschung unschätzbaren Fundus an Informationen über das mittelalterliche und frühneuzeitliche Judentum. Die weitere, nicht nur statistische Auswertung wird dabei vermutlich noch einige Zeit in Anspruch nehmen und verschiedene hier nur angedeutete Aspekte der Buchbiographien erhellen. Das Buch entwickelte sich im Judentum zweifellos ähnlich wie in benachbarten Religionen und Kulturen zu einem Kultgegenstand, der über seinen eigentlichen Gebrauchszweck hinaus symbolische Bedeutungen erhalten konnte. Zwar wird das Buch im Judentum, bei aller ›Librifizierung‹, die man ganz besonders dieser Religion immer wieder nachsagt, nie zu einem Fetisch, doch erhält insbesondere durch das Konzept der Heiligung des Gottesnamens (eigentlich der Namen Gottes) jede geschriebene oder gedruckte Seite einen eigenen symbolischen Wert, der sich auch bei Wiederverwendung oder Recycling nicht verändert.

Im Hinblick auf die Frage nach dem Umgang mit dem Buch als Medium des Wissenstransfers belegen die Fragmente aus den Genisa-Funden die beachtlichen Wandlungsmöglichkeiten im Umgang mit dem geschriebenen und gedruckten Wort. Die hohe Traditionswertschätzung trug dazu bei, nicht mehr gebrauchte Buchexemplare religiösen Inhaltes zu schützen, sie abzulegen und nicht etwa zu verbrennen oder massenweise zu recyceln, wie das im christlichen Bereich zumindest häufiger zu beobachten ist. In der jüdischen Tradition überließ man Bücher nach ihrem Gebrauch sich selbst und archivierte oder restaurierte sie nicht um jeden Preis. Neue Bücher

35 Vgl. Róth (Anm. 2), S. 98-101.

dürfen alte, viel gebrauchte ersetzen, um somit ihrem eigentlichen Zweck, dem Wissens- und Traditionstransfer, zu dienen.

Bücher und auch Handschriften werden – so zeigen es die untersuchten Funde und so belegen es auch schriftliche Quellen – im Judentum von jeher als vergängliche Objekte angesehen. Sie haben eine bestimmte Lebensdauer, die nicht künstlich verlängert werden muss. Sie sollen vielmehr ihrer übergeordneten, sublimierten Funktion zugutekommen: dem Erhalt des Tradierten und der Tradenten. Sogar eine Tora-Rolle, die als der heiligste Gegenstand in einer Gemeinde gilt, den man nur in äußerster Not entäußern darf, kann durch Jahrzehnte währende rituelle Verwendung im Gottesdienst verschleißen und dann ausgetauscht, in eine Genisa abgelegt oder, wie es bis heute üblich ist, regelrecht auf einem Friedhof beigesetzt werden. Das Buch nimmt hier den Weg allen Lebens.

Christian Heitzmann

AUS ALT MACH NEU

FRAGMENTE MITTELALTERLICHER HANDSCHRIFTEN ALS EINBANDMAKULATUR IN BESTÄNDEN DER HERZOG AUGUST BIBLIOTHEK

Stet liber hic, donec fluctus formica marinos / Ebibat et totum testudo perambulet orbem.

[Dieses Buch möge so lange erhalten bleiben, bis einmal eine Ameise die Meeresflut austrinkt und eine Schildkröte den ganzen Erdkreis umwandert.][1]

Der Schreiberwunsch vom Beginn des 16. Jahrhunderts ist für die große Mehrzahl mittelalterlicher Bücher bekanntlich nicht in Erfüllung gegangen. In der Bundesrepublik Deutschland gibt es heute noch rund 60.000 mittelalterliche Handschriften. Schätzungen, die auf diesem Feld allerdings mit Vorsicht zu beurteilen sind, gehen davon aus, dass damit höchstens ein Zehntel des einst im Mittelalter vorhandenen Buchbestandes erhalten blieb. Es dürfte im Gebiet des heutigen Deutschlands gegen Ende des Mittelalters vielleicht 500.000 Handschriften gegeben haben.[2] Aufgrund der Haltbarkeit der Materialien, die im Mittelalter für die Buchherstellung verwendet wurden – Pergament, säurefreies Papier, Holz, Leder, Metall – könnten diese

1 Bénédictins du Bouveret: Colophons de manuscrits occidentaux des origines au XVIe siècle, Bd. 6, Fribourg 1982, S. 516, Nr. 23599f.; zit. nach Gerhard Powitz: ›Libri inutiles‹ in mittelalterlichen Bibliotheken, in: ders.: Handschriften und frühe Drucke. Ausgewählte Aufsätze zur mittelalterlichen Buch- und Bibliotheksgeschichte, Frankfurt a.M. 2005 (Frankfurter Bibliotheksschriften, Bd. 12), S. 82-112, hier S. 82f.

2 Vgl. Uwe Neddermeyer: Von der Handschrift zum gedruckten Buch. Schriftlichkeit und Leseinteresse im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Quantitative und qualitative Aspekte, Bd. 1, Wiesbaden 1998 (Buchwissenschaftliche Beiträge aus dem Deutschen Bucharchiv München, Bd. 61), S. 87 und 92. Neddermeyer geht für das Gebiet des nordalpinen Heiligen Römischen Reichs davon aus, dass dort im Laufe des 15. Jahrhunderts 1.100.000 Handschriften geschrieben wurden. Grundsätzliche Überlegungen bei Arnold Esch: Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers, in: Historische Zeitschrift 240 (1985), S. 531-570, hier S. 554f.

© 2017 Christian Heitzmann, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.15499/kds-001-017 | CC BY-SA 4.0

Bände trotz aller unvermeidlichen Alterungserscheinungen theoretisch bis heute in den Regalen stehen und uns einen nahezu vollständigen Eindruck von der Buchkultur dieses Jahrtausends vermitteln.[3] Aber natürlich ist bereits im Laufe des Mittelalters und erst recht danach mit erheblichen Verlusten zu rechnen. Das Leben vieler Bücher endete und endet bis heute weitaus früher als es ihrer Natur entspricht: sie schwinden durch ständige Benutzung dahin, gehen in Katastrophen zugrunde oder werden – je nach Sichtweise – zweckentfremdet oder für eine sinnvollere Verwendung transformiert.

Buchhandschriften wurden durch eifrige Benutzung verbraucht, gingen ungewollt durch Krieg und Brandkatastrophen unter, wurden bewusst als veraltet oder unverständlich von Bibliothekaren ausgeschieden oder infolge von Reformen – sei es im Zuge von Ordensreformen im 15. Jahrhundert oder im Gefolge der konfessionellen Reformationen des 16. Jahrhunderts – als überholt und nutzlos beiseitegeschoben. Oftmals mussten sie seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auch den moderneren Druckausgaben weichen.

Befunde

Bände, die für Lektüre und Studium unbrauchbar geworden zu sein schienen, wurden, sofern sie auf Pergament geschrieben waren, vielfach wiederverwendet. War der Beschreibstoff Pergament nur mit großem Aufwand zu beschaffen, konnte es sich lohnen, den alten Text abzuschaben und neu zu beschriften. Solche Palimpseste sind im Frühmittelalter zahlreicher als in späteren Jahrhunderten.[4] Allerdings findet man auch bemerkenswerte hoch- und spätmittelalterliche Beispiele wie etwa das Hildesheimer *Ratmann*-Sakramentar, das 1159 entstand und um 1400 bis auf die Buchmalerei reskribiert wurde,[5] oder das unlängst entdeckte Wolfenbütteler *Centauren*-Palimpsest in Cod. Guelf. 125 Gud. lat., wo unter einem Text

3 Vgl. dazu: Auch Bücher altern. Bestandserhaltung an der Herzog August Bibliothek, hg. von Almuth Corbach, Wiesbaden 2012 (Wolfenbütteler Hefte, Bd. 31).

4 Für die (damals bekannten 20) Palimpseste in Wolfenbüttel immer noch nützlich: Friedrich Adolf Ebert: Verzeichnis der bisher untersuchten Wolfenbüttler codicum rescriptorum, in: ders.: Die Bildung des Bibliothekars, Leipzig 1825, S. 79-85. Online verfügbare Zusammenstellung in der Handschriftendatenbank der Herzog August Bibliothek, http://diglib.hab.de/?db=mss&list=keyword&id=Palimpsest (zuletzt 23.6.2016).

5 Marlis Stähli: Die Handschriften im Domschatz zu Hildesheim, hg. von Helmar Härtel, Wiesbaden 1984 (Mittelalterliche Handschriften in Niedersachsen, Heft 7), S. 117-145.

des 11. Jahrhunderts von antiken Vorbildern inspirierte Buchmalerei der Karolingerzeit gefunden wurde.[6]

Häufiger wurde das überaus haltbare Pergament von Buchbindern makuliert und als Falzverstärkung, für Vorsatz- oder Spiegelblätter oder als Einbanddecke wiederverwendet.[7] Dieses Phänomen begegnet bis weit ins 17. Jahrhundert sehr häufig und lässt sich in den Beständen der Herzog August Bibliothek an Hunderten von Bänden nachvollziehen. So gelangen Teile von mehr oder weniger alten Handschriften in einen neuen Gebrauchskontext, in dem sie zerstückelt und fragmentiert weitere Jahrhunderte überdauern. Wie groß in der Wolfenbütteler Bibliothek die Zahl der Einbände ist, für deren Herstellung Makulatur von Buchhandschriften verwendet wurde, ist gegenwärtig ebenso unbekannt wie die Zahl der Handschriften, von denen Teile bis heute ein Schattendasein als Einbandmakulatur fristen.

Die Erschließung von Fragmenten mittelalterlicher Handschriften ist eine Aufgabe, die von den besitzenden Institutionen auf ganz unterschiedliche Weise in Angriff genommen wird. Dabei spielt neben der schlichten Frage von personellen Kapazitäten auch der jeweilige Sammlungszusammenhang eine entscheidende Rolle. So gibt es in manchen Einrichtungen sehr umfangreiche Sondersammlungen an Fragmenten – die größte dürfte diejenige des schwedischen Reichsarchivs in Stockholm sein, das rund 22.500 Fragmente aus etwa 6000 Handschriften hütet.[8] In vielen Institutionen haben wir es jedoch mit Sammlungen wesentlich kleineren Umfangs zu tun. Gerade im Bereich der Fragmente, besonders solcher mit Buchmalerei, ist mit grenzenloser

6 Patrizia Carmassi: From the codex to the libraries. A Gudianus latinus palimpsest: Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 125 Gud. lat., in: Retter der Antike. Marquard Gude (1635-1689) auf der Suche nach den Klassikern, hg. von Patrizia Carmassi, Wiesbaden 2016 (Wolfenbütteler Forschungen, Bd. 147), S. 263-307; Ludovico Geymonat: Carolingian Drawings in the Wolfenbüttel Centaur Palimpsest, in: ebd., S. 309-347.

7 Einen instruktiven Überblick über die Verwendung von Makulatur bietet Mark Mersiowsky: Wenn Buchmenschen zum Messer greifen. Zur Wiederverwendung mittelalterlicher Bücher, in: www.flick-werk.net. Die Kunst des Flickens und Wiederverwertens im historischen Tirol, hg. von Siegfried de Rachewiltz und Andreas Rauchegger in Zusammenarbeit mit Christiane Ganner (Schriften des Landwirtschaftsmuseums Brunnenburg, Bd. 15), Brunnenburg 2014, S. 200-219, http://flick-werk.net/wp/wp-content/uploads/2014/06/Flickwerk_Mersiowsky.pdf (zuletzt 23.6.2016).

8 Jan Brunius: From Manuscripts to Wrappers. Medieval Book Fragments in the Swedish National Archives, Stockholm 2013. Der riesige Bestand stammt überwiegend aus Einbänden schwedischer Steuerakten, die zwischen 1530 und 1630 angelegt wurden.

Zerstreuung in öffentliche oder private Sammlungen und relativ häufigem Besitzwechsel zu rechnen.[9]

Sind Handschriftenfragmente an einem Ort als geschlossene Teilsammlung geordnet, ist eine Erschließung in Form eines Katalogs bzw. einer Datenbank angezeigt. In der Herzog August Bibliothek wurden bereits vorhandene, neu erworbene und neu von Einbänden abgelöste Fragmente im 19. Jahrhundert in die Bestandsgruppe der *Codices Novi* eingegliedert. Sie sind im entsprechenden Katalogband von Hans Butzmann mit der wünschenswerten Genauigkeit beschrieben worden.[10] Ein umfangreicher Bestand von Fragmenten meist unbekannter Herkunft befindet sich jedoch bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch gänzlich unerschlossen in mehreren Kästen.

Auch an anderen Orten in Deutschland wurden in den vergangenen 15 Jahren mehr oder weniger umfangreiche Bestände erschlossen, so in München, Sondershausen, Regensburg und Kurhessen-Waldeck.[11] Eine systematische Katalogisierung von ausgelösten Fragmenten, die mit einer Digitalisierung dieser Bestände einherging und zu einer Präsentation im Internet führte, hat in Deutschland beispielsweise für Sammlungen der Universitäts- und

9 Ein Blick in beliebige Angebotskataloge von Handschriftenantiquaren genügt. Ein Beispiel: The history of Western script. Sixty important manuscript leaves from the Schøyen Collection. Auktion in London, Dienstag, 10. Juli 2012, London 2012 (Auktionskatalog Sotheby's). Unter den angebotenen Blättern und Fragmenten befanden sich u.a. über 120 Fragmente, die aus dem Nachlass des namhaften Paläographen Bernhard Bischoff (1906-1991) stammen (Kat. Nr. 27). Die Schøyen Collection ist nach eigener Aussage die weltweit größte Handschriftensammlung in Privatbesitz, die im 20. Jahrhundert aufgebaut wurde, und umfasst 13.717 Handschriften, Fragmente und Papyri, davon 3844 mittelalterliche. Ein Teil des Bestandes liegt digitalisiert vor und ist online verfügbar. Vgl. http://www.schoyencollection.com (zuletzt 23.6.2016).

10 Hans Butzmann: Die mittelalterlichen Handschriften der Gruppen Extravagantes, Novi und Novissimi, Frankfurt a.M. 1972 (Kataloge der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Bd. 15), S. 190-335.

11 Vgl. den Überblick bei Anette Löffler: Die Erschließung von Handschriftenfragmenten unter den Bedingungen kleinerer Bibliotheken und Archive, in: Die kleine Bibliothek. Bedeutung und Probleme kleiner nichtstaatlicher Buchbestände. Symposium in Essen-Werden am 12. und 13. Juni 2006, hg. von Hanns Peter Neuheuser und Gerhard Schmitz, Köln 2007 (Kleine Schriften der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln, Bd. 21), S. 67-80; Fragment und Makulatur. Überlieferungsstörungen und Forschungsbedarf bei Kulturgut in Archiven und Bibliotheken, hg. von Hanns Peter Neuheuser und Gerhard Schmitz, Wiesbaden 2015 (Buchwissenschaftliche Beiträge aus dem Deutschen Bucharchiv München, Bd. 91), darin u.a. Beiträge zur Erschließung von Fragmenten in Kurhessen-Waldeck und München.

Landesbibliothek Düsseldorf (689 Fragmente) und der Studienbibliothek Dillingen (28 Fragmente) stattgefunden.[12]

Neben eigenständigen Sammlungen von Fragmenten, die zumeist aus alten Einbänden und Aktendeckeln abgelöst wurden, gibt es in nahezu allen Bibliotheken und Archiven mit Altbestand mehr oder weniger zahlreiche Fragmente *in situ*. Handelt es sich dabei um Einbände mittelalterlicher Handschriften, so liegt – zumindest im deutschsprachigen Raum – vielfach eine relativ gute Erschließung durch die vorhandenen gedruckten Kataloge aus den vergangenen 50 Jahren vor, deren Register regelmäßig auch die Kategorie »Fragmente« aufweisen. Ein Großteil dieser Katalogisate ist über die Handschriftendatenbank *Manuscripta Mediaevalia* zugänglich, bei der eine Recherche mit dem Suchwort »Fragment« derzeit 28.261 Treffer ergibt.[13]

Bei Einbänden von Inkunabeln und Drucken des 16. und 17. Jahrhunderts stellt sich die Situation wesentlich ungünstiger dar. Fragmente, die in diesem Überlieferungskontext stehen, sind bis heute nur sehr lückenhaft erfasst und nachgewiesen. Ausnahmen bestätigen diese bislang gültige Regel. So weist der dritte Band des gedruckten Katalogs der lateinischen Fragmente der Bayerischen Staatsbibliothek in einer umfangreichen Liste rund 1800 bislang nicht ausgelöste Fragmente in Einbänden von Inkunabeln und Drucken des 16. und 17. Jahrhunderts nach.[14]

12 Inventar der Handschriftenfragmente der ULB Düsseldorf: http://www.ulb.hhu.de/recherchieren/recherche-in-den-sammlungen-der-ulb/inventar-der-handschriften fragmente.html (zuletzt 5.3.2017); die ältesten Fragmente wurden bezeichnenderweise separat auch in einer Buchpublikation veröffentlicht: Katalog der frühmittelalterlichen Fragmente der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf. Vom beginnenden achten bis zum ausgehenden neunten Jahrhundert, bearb. von Klaus Zechiel-Eckes, mit Beiträgen von Max Plassmann und Ulrich Schlüter, Wiesbaden 2003; Handschriftenfragmente der Studienbibliothek Dillingen: http://www.bayerische-landesbibliothek-online.de/handschriften-dillingen (zuletzt 23.6.2016).

13 Vgl. http://www.manuscripta-mediaevalia.de (zuletzt 23.6.2016). Die Suche lässt sich beliebig verfeinern, so dass etwa Fragmente bestimmter liturgischer Buchtypen oder Autoren zu recherchieren sind. In den letzten Jahren wuchs die Zahl der hier nachgewiesenen Fragmente um rund 1000 Stück pro Jahr.

14 Katalog der lateinischen Fragmente der Bayerischen Staatsbibliothek München, Bd. 3: Clm 29550-29990. Kurzkatalog mit Nachträgen zu den Katalogbänden 1 und 2 nebst einem Anhang zu den bislang nicht ausgelösten Handschriftenfragmenten, beschrieben von Hermann Hauke und Wolfgang-Valentin Ikas, Wiesbaden 2013, S. 323-459.

Wege der Erschließung

Trotz aller Fortschritte, die in den letzten Jahren im Bereich der Digitalisierung mittelalterlicher Handschriften erzielt werden konnten, ist der Weg zu einer einigermaßen vollständigen Erfassung und Präsentation von Handschriftenfragmenten unabsehbar lang. Zu unterschiedlich sind die Gegebenheiten in den einzelnen Sammlungen und zu eingeschränkt die Möglichkeiten, das umfangreiche Material nach den Regeln der Kunst zu erschließen. Denn dafür wäre ein erheblicher Einsatz von Personal zur Erfassung, konservatorischen Betreuung und Erschließung notwendig. Für die Katalogisierung bedarf es umfassender Kenntnisse der mittelalterlichen Buch- und Literaturgeschichte, insbesondere auf dem Gebiet der liturgischen Bücher. Der erhebliche Mittelbedarf für solche Maßnahmen wirkt vielfach abschreckend. Mittelfristig werden wohl neben vereinzelten Gesamtbeständen weiterhin vor allem besonders prominente Einzelstücke, die aufgrund von Alter, kunst- oder überlieferungsgeschichtlicher Bedeutung hervorragen, bevorzugt digitalisiert und online zur Verfügung gestellt werden.

Als Beleg hierfür seien aus den Beständen der Herzog August Bibliothek zwei Beispiele genannt: die aus den ursprünglichen Einbänden herausgelösten Fragmente aus Otfrids von Weißenburg *Evangelienbuch* (Cod. Guelf. 131.1 Extrav.), die im 15. Jahrhundert in einer Hildesheimer Klosterbuchbinderei verarbeitet wurden (Abb. 1), und Textsplitter aus dem nur schmal überlieferten *Erec* des Hartmann von Aue (Cod. Guelf. 19.26.9 Aug. 4°).[15] In Streifen geschnitten und als Falzverstärkung verwendet, konnten sie aus ihren Trägerbänden herausgelöst und sogar wieder zu halbwegs vollständigen Blättern zusammengefügt werden.

Ein weiteres Beispiel sind die *Schönrainer Fragmente*, die 2007 für die Herzog August Bibliothek erworben werden konnten (Cod. Guelf. 326 Noviss. 8°). Sie stammen aus dem Fürstlichen Archiv in Büdingen, wo sie seit dem 17. Jahrhundert als Einbandmaterial von Akten aus dem Amt Schönrain aufbewahrt wurden.[16] Als ihr Wert erkannt wurde, hat man sie von

15 Digitalisate von *Otfrid*, http://diglib.hab.de/mss/131-1-extrav/start.htm (zuletzt 5.3.2017) und *Erec*, http://diglib.hab.de/mss/19-26-9-aug-4f-a/start.htm (zuletzt 5.3.2017).

16 Digitalisat unter http://diglib.hab.de/mss/326-noviss-8f/start.htm (zuletzt 5.3.2017). Zugehörige Fragmente in Basel und Kassel weist das Marburger Repertorium (Handschriftencensus) nach: http://www.handschriftencensus.de/2235 (zuletzt 23.6.2016). Frieder Schanze: Schönrainer Handschrift (Büdinger Fragmente), in: Verfasserlexikon. Die deutsche Literatur des Mittelalters, 2. Aufl., Bd. 11, Berlin u.a. 2004, Sp. 1384-1388.

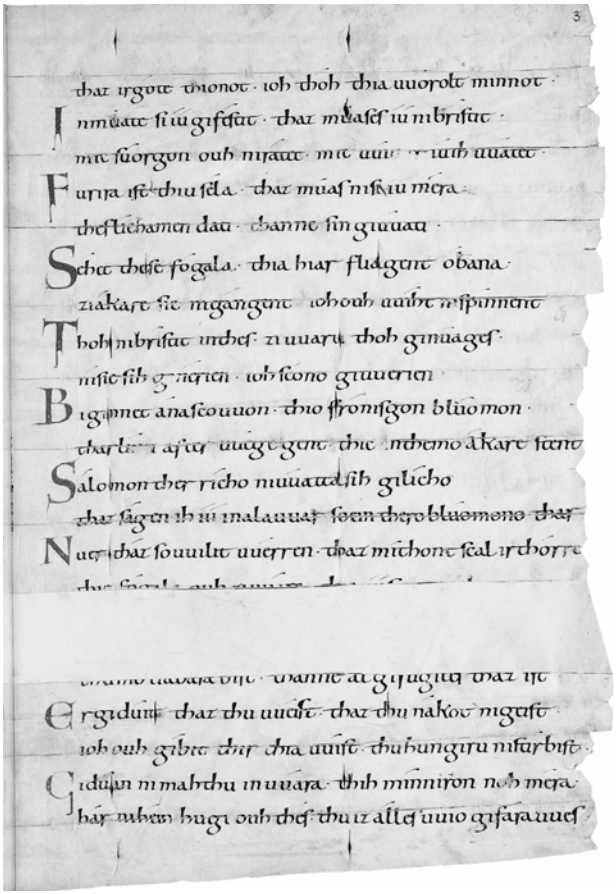


Abb. 1: Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 131.1 Extrav., f. 3r, Fragmente von Otfrids *Evangelienbuch* (10. Jh.) aus einem Hildesheimer Einband des 15. Jhs. herausgelöst, http://diglib.hab.de/mss/131-1-extrav/start.htm?image=00011 (zuletzt 5.3.2017)

den Akten abgelöst, zusammengefügt und gewinnbringend in den Handel gebracht.

Den unterschiedlichen Umgang mit Fragmenten aus ein und demselben Einband möchte ich an einem Wolfenbütteler Beispiel demonstrieren. Das betreffende Exemplar aus Herzog Augusts Sammlung steht unter der Signatur 18 Theol. 2° im ursprünglichen Sammlungskontext. Im Jahr 1829 wurde ein aus dem Einband dieser Inkunabel herausgelöstes Fragment publiziert, das ursprünglich Teil einer spätantiken Handschrift von Ovids *Epistulae ex Ponto* war. Es stammt wohl noch aus dem 5. Jahrhundert und stellt damit

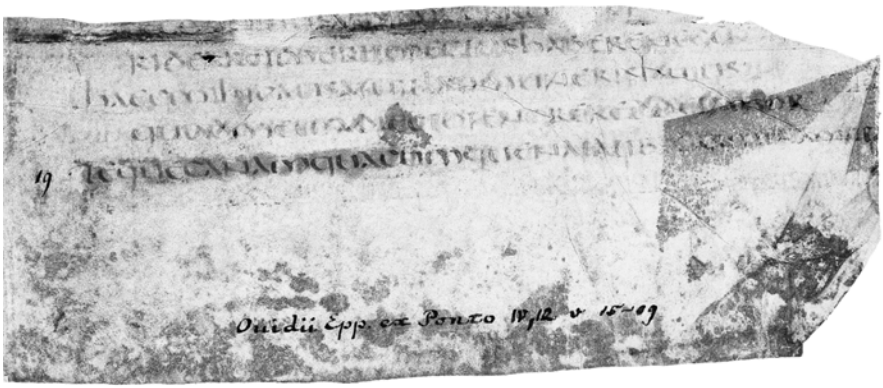


Abb. 2: Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 13.11 Aug. 4°, Fragment von Ovids *Epistulae ex Ponto* (Ende 5. Jh.), im 19. Jh. aus der Inkunabel 18 Theol. 2° herausgelöst, http://diglib.hab.de/mss/13-11-aug-4f/start.htm?image=00007 (zuletzt 5.3.2017)

das älteste Stück der gesamten Ovid-Überlieferung dar. Zugleich ist es neben dem Agrimensorencodex das älteste Schriftstück, das in der Wolfenbütteler Bibliothek aufbewahrt wird. Der damalige Leiter der herzoglichen Bibliothek, Carl Philipp Christian Schoenemann (1801-1855), erkannte den besonderen Wert dieses Fragments, ließ es dem Trägerband entnehmen und in einem eigenen, neuen Einband separat unter der Signatur Cod. Guelf. 13.11 Aug. 4° inmitten der Handschriften Herzog Augusts einstellen.[17]

Nimmt man die Inkunabel, eine Ausgabe der *Postilla moralis super totam Bibliam* des Nicolaus von Lyra in einem Straßburger Druck von Georg Husner (um 1479, GW M26489) zur Hand, stellt man fest, dass Vorder- und Hinterspiegel weitere Fragmente bergen, die von Schönemann unkommentiert *in situ* belassen wurden – offenbar, weil sie seiner Ansicht nach nicht dieselbe Dignität wie das altehrwürdige Fragment eines Klassikers der antiken Literatur für sich beanspruchen durften.

Zwei zusammengehörige, großformatige Pergamentblätter enthalten liturgische, teilweise neumierte Textzusammenstellungen, die in die Frühgeschichte des Breviers gehören, in einer sehr kultivierten karolingischen Minuskel geschrieben sind und in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts datiert werden können. Diese liturgiegeschichtlich bedeutsamen Fragmente

17 C.P.C.Schoenemann: Bibliothecae Augustae sive Notitiarum et excerptorum codicum Wolfenbuttelanorum specimen, Helmstedt 1829, S. 20f. Vgl. Elias A. Lowe: Codices Latini Antiquiores, Bd. 9, Oxford 1959, Nr. 1377.

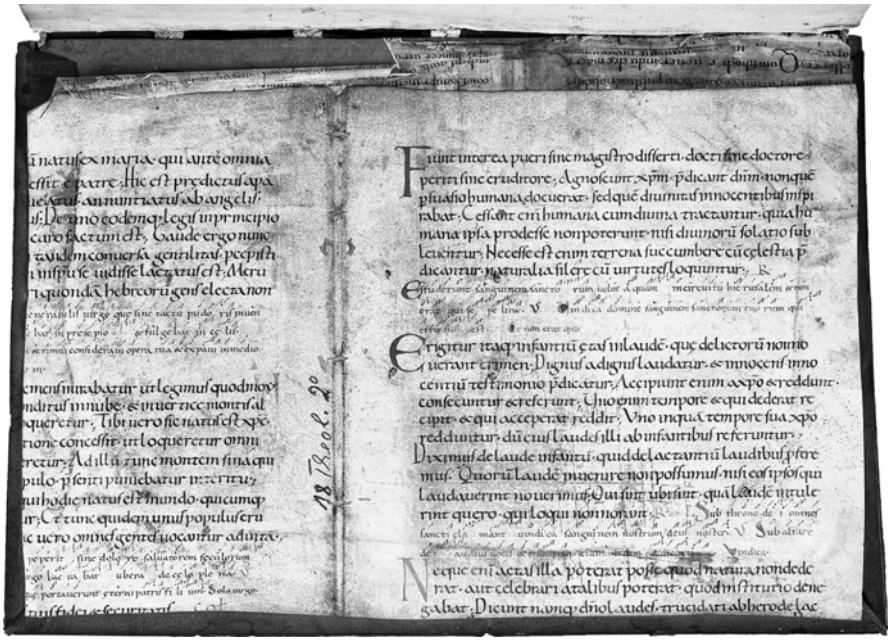


Abb. 3: Vorderspiegel der Inkunabel Herzog August Bibliothek, 18 Theol. 2° mit unterschiedlichen Fragmenten (ursprünglich Trägerband des Fragments 13.11 Aug. 4°)

waren der Forschung bis vor kurzem unbekannt.[18] Unter dem vorderen dieser beiden Fragmente befindet sich ferner ein kleinerer Pergamentstreifen, der sich nach paläographischen Kriterien ins 9. Jahrhundert datieren lässt und einen Textsplitter aus der Vita des heiligen Symphorian (BHL 7967) enthält.[19] Der Trägerband ist bisher nicht digitalisiert worden, und somit sind auch die Fragmente nicht online greifbar.

Diese Beispiele zeigen, wie die jeweiligen Interessen von Bibliothekaren bzw. Wissenschaftlern den Umgang mit Fragmenten prägen und sich unmittelbar auf ihre Aufbewahrung, Präsentation, Erschließung und Erforschung auswirken können. Gerade die als Einbandmakulatur *in situ* erhaltenen Fragmente bedürften aber der systematischen Erschließung. Eine

18 Sven Limbeck (Wolfenbüttel) hat auf diese Fragmente in einem noch unpublizierten Vortrag aufmerksam gemacht.

19 Bernhard Bischoff: Katalog der festländischen Handschriften des 9. Jahrhunderts (mit Ausnahme der wisigotischen), Teil 3: Padua – Zwickau, aus dem Nachlass hg. von Birgit Ebersperger, Wiesbaden 2014, S. 512, Nr. 7431. Die Identifizierung des Textes ist Hartmut Hoffmann (Göttingen) zu verdanken.

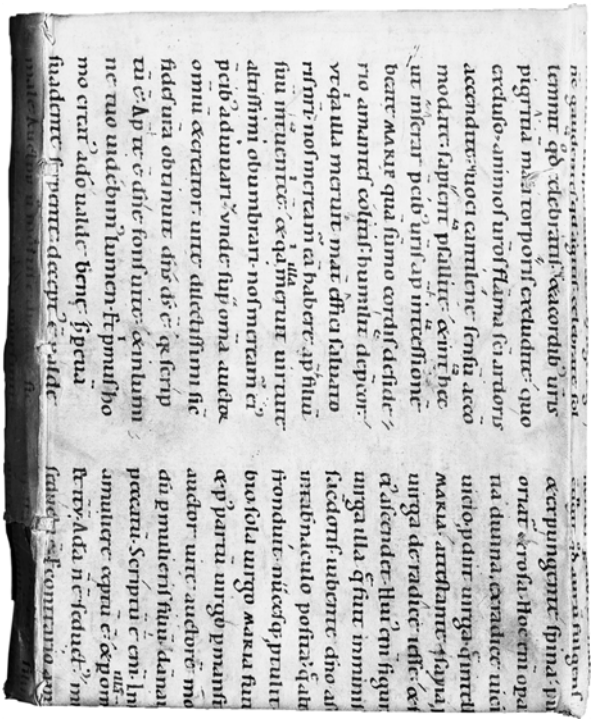


Abb. 4: Vorderdeckel des Sammelbandes Herzog August Bibliothek, 231.61 Theol. aus der Sammlung Herzog Augusts. Der Buchbinder verwendete um 1625 ein Pergamentblatt aus einem Codex des 10./11. Jhs., http://diglib.hab.de/drucke/231-61-theol-2s/start.htm?image=eb01 (zuletzt 5.3.2017)

zwar vielversprechende, aber momentan noch nicht genutzte Grundlage dafür schaffen die laufenden Digitalisierungsprojekte zu Inkunabeln und alten Drucken, bei denen stets auch die Einbände digitalisiert und publiziert werden. Die Handschriftenfragmente *in situ* sind derzeit noch nicht in der Handschriftendatenbank der Herzog August Bibliothek nachgewiesen. Zumindest diejenigen Einbände, die im Zuge der Digitalisierung alter Drucke aufgenommen werden und schon jetzt in der Wolfenbütteler Digitalen Bibliothek (WDB) online sichtbar sind, sollen aber in naher Zukunft recherchierbar und in der Handschriftendatenbank auffindbar gemacht werden.

Ein Beispiel unter vielen ist der Einband eines Sammelbandes mit 26 gedruckten Leichenpredigten aus den Jahren 1612 bis 1625, der unter der Signatur 231.61 Theol. aufbewahrt wird (Abb. 4). Bei der Digitalisierung *on demand* der ersten darin enthaltenen Leichenpredigt wurde der Einband

mit aufgenommen und in der Wolfenbütteler Digitalen Bibliothek verfügbar gemacht, so dass die Außenseiten von Vorder- und Rückendeckel (nicht jedoch der Buchrücken) online sichtbar sind.[20]

Die Einbanddecke besteht bei diesem Beispiel aus einem großformatigen Pergamentblatt unbekannter Herkunft mit Text in einer gepflegten Minuskel des 10. oder 11. Jahrhunderts.[21] Der lateinische Text findet sich (mit einigen Abweichungen) leicht zugänglich in Mignes *Patrologia latina* unter den Predigten zum Fest Mariä Himmelfahrt, deren Zuschreibung an Ildefons von Toledo (gestorben 667) unsicher ist.[22] Spätestens bei der Bindung des Sammelbandes in der zweiten Hälfte der 1620er-Jahre wurde die damals rund 600 Jahre alte Handschrift, die diesen Text enthielt, zerstückelt.

Im Zuge der unsystematischen Sichtung von Handschriftenblättern, die als Einbanddecken wiederverwendet wurden, sind drei Bände aufgetaucht, deren Einbände Teile der im Mittelalter oft gelesenen *Moralia in Iob* Papst Gregors des Großen überliefern.

Es handelt sich dabei um Drucke des 16. Jahrhunderts ganz unterschiedlicher Herkunft.[23] Alle drei Fragmente sind in gepflegter karolingischer Minuskel geschrieben, jedoch von unterschiedlichen Händen und in unterschiedlichem Layout. Sie stammen also aus verschiedenen Codices, die im Laufe des 16. Jahrhunderts an unterschiedlichen Orten zerschnitten wurden. Damals waren Gregors viel gelesene *Moralia* bereits in Druckausgaben bequem verfügbar. Zu ihnen gesellt sich ein vierter Band, der in ein ungefähr gleichzeitiges Blatt aus einer Handschrift mit Gregors Ezechiel-Kommentar eingebunden ist (1338.11 Theol., Paris 1513). Die große Mehrzahl der bisher bestimmten Fragmente enthalten patristische oder liturgische Texte.

Auf die Ästhetik der mittelalterlichen Buchseite wurde von den Buchbindern in der Regel keine Rücksicht genommen. Kunstvolle Initialen und Buchmalerei schützten ihre Handschriften nicht vor Zerstückelung. In vielen Fällen sorgte der Buchbinder dafür, dass im Bücherregal die Schrift des

20 In der Herzog August Bibliothek werden derzeit nur bei Handschriften auch die Buchrücken und die drei Seiten des Buchblocks mit aufgenommen.

21 Vgl. Digitalisat: http://diglib.hab.de/drucke/231-61-theol-1s/start.htm?image=eb01 (zuletzt 5.3.2017).

22 Jacques-Paul Migne: Patrologiae Latinae cursus completus, Bd. 96, Paris 1862, Sp. 259A. Vgl. Iohannes Machielsen: Clavis patristica pseudepigraphorum medii aevi, Bd. 1, Turnhout 1990, Nr. 2303 (Ps.-Augustinus), Nr. 5020 (Ps.-Hieronymus) und Nr. 5260 (Ps.-Ildephonsus).

23 Es handelt sich um folgende Exemplare: P 355.4° Helmst.: Hagenau 1521; 50.38 Jur.: Neustadt an der Haardt 1579; 918.2 Theol.: Sammelband, jüngster Druck Magdeburg 1598.

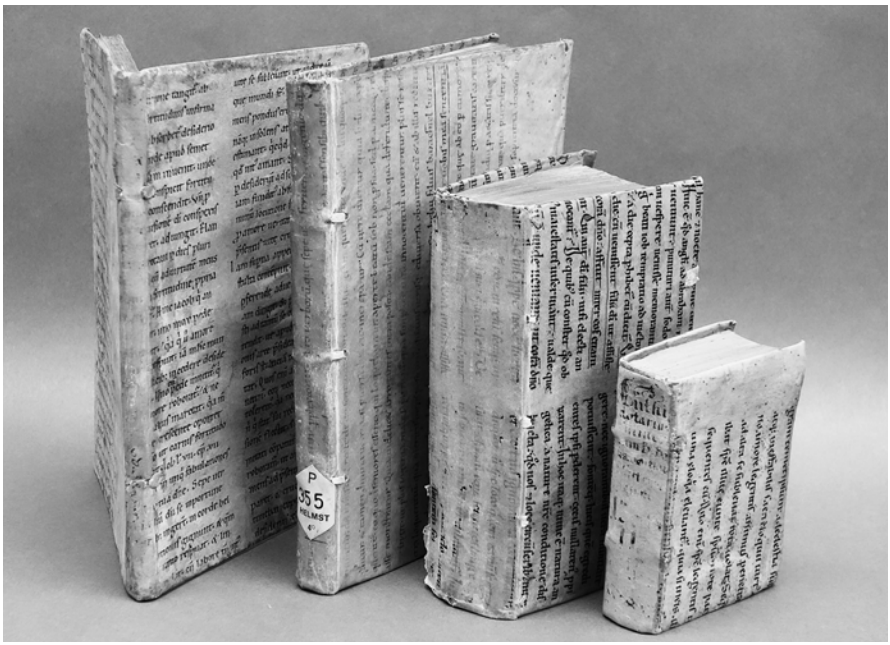


Abb. 5: Vier Bände, für deren Einbände im 16. Jh. Pergamentblätter aus Handschriften der Werke Gregors des Großen verwendet wurden, Herzog August Bibliothek

verwendeten Handschriftenfragments unsichtbar blieb, indem ein unbeschriebener Teil des Fragments über den Buchrücken gezogen wurde oder indem die Schrift durch Überklebung mit einem Rückenschild oder durch Übermalen unsichtbar gemacht wurde.

Die Praxis, Handschriftenblätter als Einbandmaterial zu verwenden, wurde vom 15. bis weit ins 17. Jahrhundert ausgeübt. Eine nach dem Zufallsprinzip vorgenommene Stichprobe an 174 Bänden aus den Altbeständen der Herzog August Bibliothek (davon 116 aus der Sammlung Herzog Augusts), deren Einbanddecken aus Pergamentblättern mittelalterlicher Handschriften bestehen, ergab, dass vor allem kleinformatige Drucke des späten 16. und frühen 17. Jahrhunderts solche Einbände erhalten haben. Drucke, die nach 1635 erschienen und gebunden wurden, tragen jedoch nur noch auffallend selten solche Einbände.[24] Folgende Verteilung war zu beobachten:

24 Es handelt sich ausschließlich um Bände, deren Einbanddecken aus Makulatur bestehen. Die Verwendung von Makulatur zur Falzverstärkung oder Abdeckung von Vorder- und Hinterspiegel oder Vorsatz wurde nicht untersucht.

7 Drucke des 15. Jahrhunderts
13 Drucke im Zeitraum 1501–1550
67 Drucke im Zeitraum 1551–1600
76 Drucke im Zeitraum 1601–1635
6 Drucke im Zeitraum 1636–1700

Weitere Untersuchungen müssen zeigen, ob diese Beobachtung zu verallgemeinern ist. Warum die Verwendung von Makulatur seit den 1630er Jahren stark zurückgeht, ist eine offene Frage. Offenbar war die Verwendung bis in diese Zeit eine besonders preisgünstige Möglichkeit des Bindens. Beispielsweise wurden die Schreibhefte des jungen Wolfenbütteler Prinzen Ferdinand Albrecht (1636-1687) in den 1640er Jahren in Makulatur eingebunden (Cod. Guelf. 57 bis 61 Noviss. 8°).[25]

Chancen der Digitalisierung

Durch die Digitalisierung alter Drucke wird der Zugriff auf bisher unbekannte Fragmente möglich – wenn man dafür geeignete Suchmöglichkeiten schafft. Bislang sind die zahlreichen Einbandfragmente, die bei der Digitalisierung von alten Drucken der Herzog August Bibliothek aufgenommen wurden, weder systematisch erfasst noch recherchierbar. Einbandkundliche Untersuchungen, die mittelalterliche Fragmente berücksichtigen, werden bislang nicht von einer gleichzeitigen Digitalisierung und Publizierung der Fragmente begleitet.[26] Die Wege zu ihrer Erschließung und systematischen Präsentation müssen erst noch gefunden und beschritten werden.[27]

25 Jill Bepler: Barocke Sammellust. Die Bibliothek und Kunstkammer des Herzogs Ferdinand Albrecht zu Braunschweig-Lüneburg (1636-1687), Weinheim 1988 (Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek, Bd. 57), S. 35.

26 Ein Beispiel: Nicholas Pickwoad: The use of fragments of medieval manuscripts in the construction and covering of bindings on printed books, in: Interpreting and collecting fragments of medieval books. Proceedings of the Seminar in the History of the Book to 1500, Oxford 1998, hg. von Linda L. Brownrigg und Margaret M. Smith, Los Altos Hills 2000, S. 1-20. Die in diesem Beitrag abgebildeten Wolfenbütteler Handschriftenfragmente in den Einbänden alter Drucke sind bis auf eine Ausnahme (Einband von 95 Poet.) noch nicht online verfügbar, vgl. http://diglib.hab.de/inkunabeln/95-poet-1/start.htm?image=eb01 (zuletzt 23.6.2016).

27 Wegweisend dafür dürfte das von Christoph Flüeler (Universität Fribourg) koordinierte Projekt *Fragmentarium* werden, in dem ein sammlungsübergreifendes Portal zu mittelalterlichen Fragmenten erstellt wird. Vgl. http://fragmentarium.ms (zuletzt 23.6.2016).

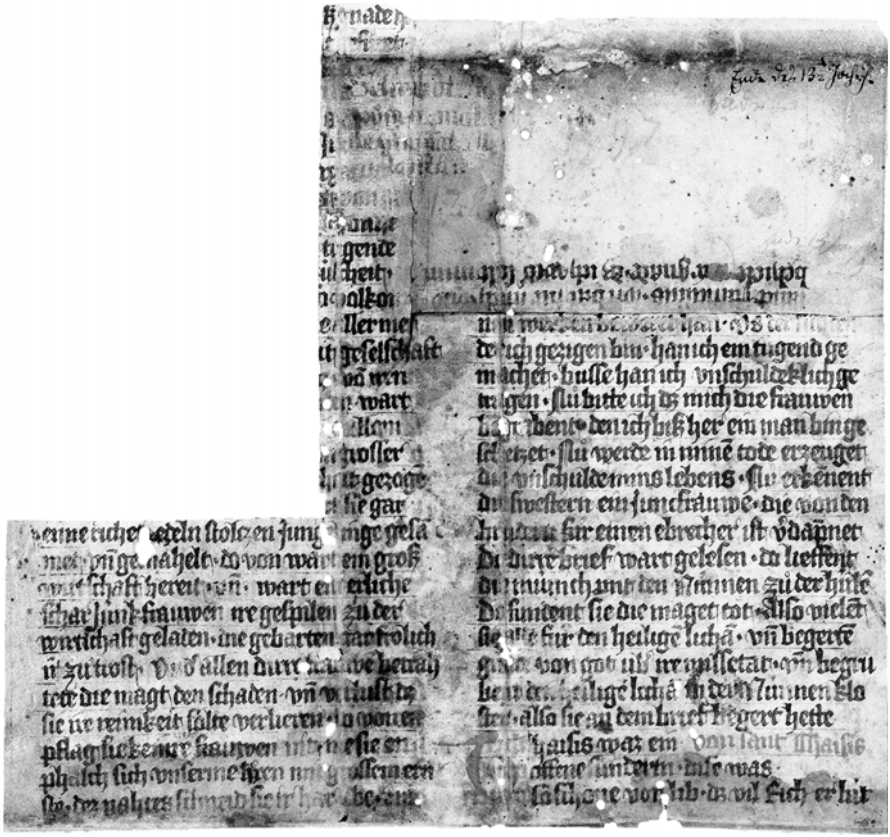


Abb. 6: Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 404.10 Novi (12), Fragment einer elsässischen *Legenda aurea*. Die Herkunft des einst als Umschlag verwendeten Pergaments ist unbekannt, http://diglib.hab.de/mss/404-10-novi-12/start.htm?image=00002 (zuletzt 5.3.2017)

Eine Publikation im Internet eröffnet Möglichkeiten, in bisher ungewohnter Weise kollaborativ an Fragmenten zu arbeiten. Dies bedeutet, dass einerseits eine Perspektive entwickelt werden könnte, einen zentralen Nachweis aller bekannten Fragmente in einem Portal zu schaffen, andererseits besteht die Möglichkeit, digitalisierte Fragmente mit rudimentären oder vorläufigen Erschließungsdaten online verfügbar zu machen, um die qualifizierte Beschäftigung mit ihnen zu erleichtern und verbesserte Erschließungsdaten zu gewinnen. Jedes Digitalisat einer mittelalterlichen Handschrift oder eines Fragments sollte zumindest mit einem minimalen Metadatensatz versehen

werden, bevor es online gestellt wird. Das kann sich im Extremfall auf die bloße Signatur des Fragments (bzw. seines Trägerbandes) beschränken. Wünschenswert ist natürlich die Ermittlung aller für ein genaueres Verständnis wesentlichen Daten, also Maße, Datierung und Herkunftsbestimmung in Verbindung mit paläographischer Einordnung, Identifizierung der enthaltenen Texte, ggf. auch einer kunsthistorischen Einordnung, wenn Buchschmuck erhalten ist, usw. Unter günstigen Umständen können die Informationen über Fragmente durch Einzelbeobachtungen und Hinweise auf zuvor unbekannte Zusammenhänge vermehrt werden.

Exemplarisch geschieht dies heute schon im Marburger *Handschriftencensus* zur handschriftlichen Überlieferung der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters,[28] wo vorgesehen ist, bei jeder Beschreibung einer Handschrift oder eines Fragments Ergänzungen und Verbesserungsvorschläge einzureichen, die redaktionell geprüft und gegebenenfalls eingearbeitet werden. So findet man dort bereits zu vielen Stücken ergänzende Hinweise, z.B. zu *codices discissi*. Beispielsweise konnten kurz nach der Publikation des Digitalisats des Wolfenbütteler Fragments Cod. Guelf. 404.10 Novi (12) mit dem Text der elsässischen *Legenda aurea* zuvor unbekannte Bezüge zu einem in Wiesbaden aufbewahrten Fragment hergestellt werden.[29] Das Wolfenbütteler Fragment, das wohl in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts geschrieben wurde, diente als Umschlag für einen unbekannten Band und wurde im 19. Jahrhundert abgelöst. Der Sammlungskontext bleibt somit leider unbekannt.

Bei Cod. Guelf. 89 Noviss. 4°, einem Bruchstück aus dem *Passional*, das im Jahr 1993 für die Herzog August Bibliothek erworben werden konnte, bestand erst im Jahr 2011 aufgrund der Publikation des Digitalisats und der Erstellung einer ausführlichen Beschreibung die Möglichkeit, das Blatt einer Handschrift zuzuordnen, von der sich weitere Fragmente in Darmstadt befinden. Weitere Fragmente aus diesem Codex sind nur durch ältere Forschungsliteratur noch greifbar und gelten heute als verschollen.[30]

Für die universitäre Lehre in den mediävistischen Fächern, insbesondere im Bereich der Paläographie, Musik- und Kunstwissenschaft, können Fragmente eine wertvolle Arbeitsgrundlage für Einführungskurse darstellen, wenn sie in digitalisierter Form frei zugänglich sind. Zwar erfordert die fundierte

28 Vgl. http://www.handschriftencensus.de/ (zuletzt 23.6.2016).

29 Digitalisat: http://diglib.hab.de/mss/404-10-novi-12/start.htm (zuletzt 23.6.2016). Vgl. http://www.mr1314.de/24043 (zuletzt 23.6.2016).

30 Vgl. http://www.mr1314.de/2860 (zuletzt 23.6.2016). Die Beschreibung von Nicole Eichenberger (aus dem Jahr 2011) in der Wolfenbütteler Handschriftendatenbank, http://diglib.hab.de/?db=mss&list=ms&id=89-noviss-4f&catalog=Eichenberger (zuletzt 23.6.2016).

Einordnung von noch nicht näher beschriebenen Fragmenten besonders tiefgehende Sachkenntnis, zugleich besteht aber aufgrund der Kleinteiligkeit des Materials eine lohnende Möglichkeit, den Blick zu schärfen und sich intensiv mit Detailfragen zu Buchstabenformen oder Stilfragen zu beschäftigen, deren Beantwortung in der Gruppe und unter Anleitung von Lehrenden versucht werden kann. Die Möglichkeit, interaktiv Arbeitsergebnisse in eine Online-Präsentation einfließen zu lassen, böte zudem Anreiz, sich intensiv mit einzelnen Stücken auseinanderzusetzen.

Die stärkere Beachtung der Fragmente in den Einbänden frühneuzeitlicher Drucke wird es ermöglichen, einen erheblichen Bereich der großenteils untergegangenen Buchkultur des Mittelalters wenigstens in Ausschnitten zu erfassen und so unser allzu lückenhaftes Wissen über die Buch- und Überlieferungsgeschichte dieser Epoche zu erweitern. Wie sich zeigt, sind die Biographien mittelalterlicher Bücher den unterschiedlichsten Wechselfällen unterworfen. Für viele Pergamenthandschriften bedeutete ihre Zerstückelung zwar das Ende ihrer Unversehrtheit, aber glücklicherweise nicht das Ende ihrer Existenz, da sie zumindest in Teilen im neu geschaffenen Verbund mit jüngeren Büchern die Zeiten überdauern konnten. Nirgendwo zeigt sich anschaulicher, wie eng die Biographien mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Bücher miteinander verwoben sind und Teile mittelalterlicher Bücher in gewandelter Verwendung fortleben.

Nicholas Pickwoad

SALVAGE AND SALVATION

BOOKBINDINGS AS AGENTS OF PRESERVATION

A book can contain elements of more than one biography. There is, of course, the biography of the volume itself, the date of its creation as a manuscript or printed text and it subsequent history as it passes from owner to owner, is damaged and repaired and moves from current interest to antiquarian value. In its binding, it may also contain elements of other books and ephemeral material, salvaged and re-used, either to cut costs or because materials were in short supply. It is in such cases that the individual biographies of different books can intersect in sometimes surprising and often informative ways.

The recycling of secondhand material in the making of new books is almost as old as the codex itself. Examples of re-used manuscript fragments on papyrus have been found as the laminations of paste-boards used on Coptic codices dating from as early as the third century AD,[1] and the practice continued from that time right through to the industrial bindings of the nineteenth and twentieth centuries, where the limp paper covers of magazines and journals discarded when their contents were bound up into volumes were regularly used as spine linings and the spine inlays of boards-and-cover-type adhesive cases. The motives were probably quite straightforward – a lack in some parts of the literate world of new materials to use (this applies particularly to the desert monasteries of the middle east), coupled with a very keen sense of the investment made in, and therefore the cost of, turning animal hides into leather and parchment, and rags into paper, and, particularly after the invention of printing, a commercial requirement to keep costs strictly under control. What the process has done, of course, is to preserve material that was otherwise destined for the rubbish dump.

The material used varies enormously, sharing only the single characteristic that it has, for some reason, become waste, and is no longer required for its original purpose. Waste can be divided into two major categories, the earlier of which consists of material, which until the mid-fifteenth century is mostly manuscript, that has already been used for its original purpose and has been

1 John A. Szirmai: The Archaeology of Medieval Bookbinding, Aldershot 1999, pp. 28-30.

© 2017 Nicholas Pickwoad, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.15499/kds-001-018 | CC BY-SA 4.0

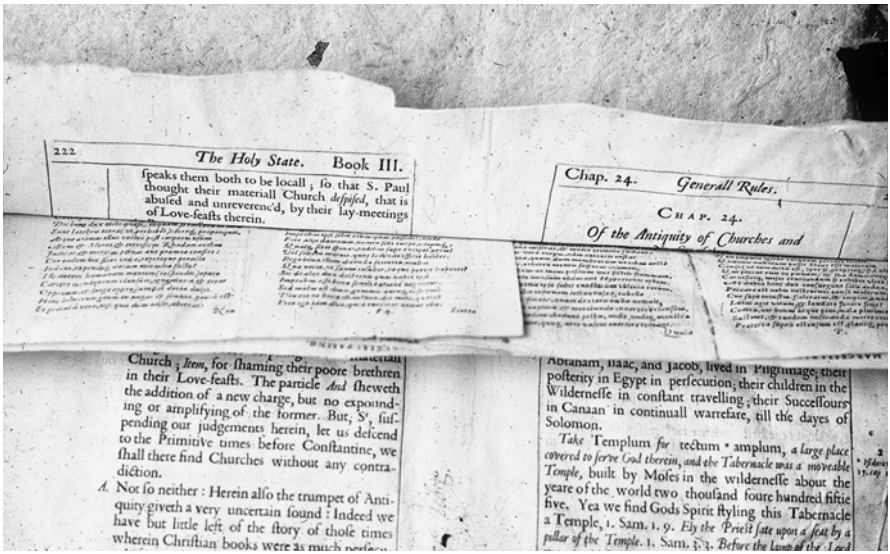

222 The Holy State. Book III.
speaks them both to be locall ; so that S. Paul thought their materiall Church defiled, that is abused and unreverend, by their lay-meetings of Love-feasts therein.
Church ; Item, for shaming their poore brethren in their Love-feasts. The particle And sheweth the addition of a new charge, but no expounding or amplifying of the former. But, S', suspending our judgements herein, let us descend to the Primitive times before Constantine, we shall there find Churches without any contradiction.
A. Not so neither : Herein also the trumpet of Antiquity giveth a very uncertain sound : Indeed we have but little left of the story of those times wherein Christian books were as much perfecu-
Chap. 24. Generall Rules.
Chap. 24.
Of the Antiquity of Churches and
Abraham, Isaac, and Jacob, lived in Pilgrimage; their posterity in Egypt in persecution; their children in the Wilderness in constant travelling; their Successours in Canaan in continuall warrefare, till the dayes of Solomon.
Take Templum for tectum * amplum, a large place covered to serve God therein, and the Tabernacle was a moveable Temple, built by Moses in the wilderness about the yeare of the world two thousand foure hundred fiftie five. Yea we find Gods Spirit styling this Tabernacle a Temple, 1. Sam. 1. 9. Ely the Priest sate upon a seat by a pillar of the Temple. 1. Sam. 3. 3. Before the lamp of the Lord

Fig. 1: Printed waste and retrieved printed waste used as endleaves in a mid-seventeenth-century English binding, by permission of the National Trust

retrieved from that purpose, perhaps from bound volumes or archival use, and which for this reason can be called ›retrieved waste‹. The later category is more closely associated with printed books, and consists of sheets that for one reason or another have not been bound, perhaps because a copy is incomplete and cannot be sold in that state, or has printing faults that would also have prevented its being sold, or are left over as the result of overruns of individual sheets of which too many copies were printed or represent copies that simply failed to sell and became waste when thought unlikely to sell. This would happen very quickly with ephemeral material such as almanacs, but could also happen to editions superseded by new and better ones. Because the retrieved material will have been in conventional use, it will usually bear the marks of that use. This may be in the form of the holes made at the sewing stations of bound books or the remains of adhesive left on the outside of the outer folds of gatherings, or the traces of folds often found in ream wrappers, which if in large enough pieces, may give the dimensions of the paper originally wrapped in them.[2] The two different types of waste were sometimes

2 Jane Eagan: An unexpected discovery: Early modern recycling, https://www.merton.ox.ac.uk/library-and-archives/conservation/ream-wrapper (accessed 18.8.2016).

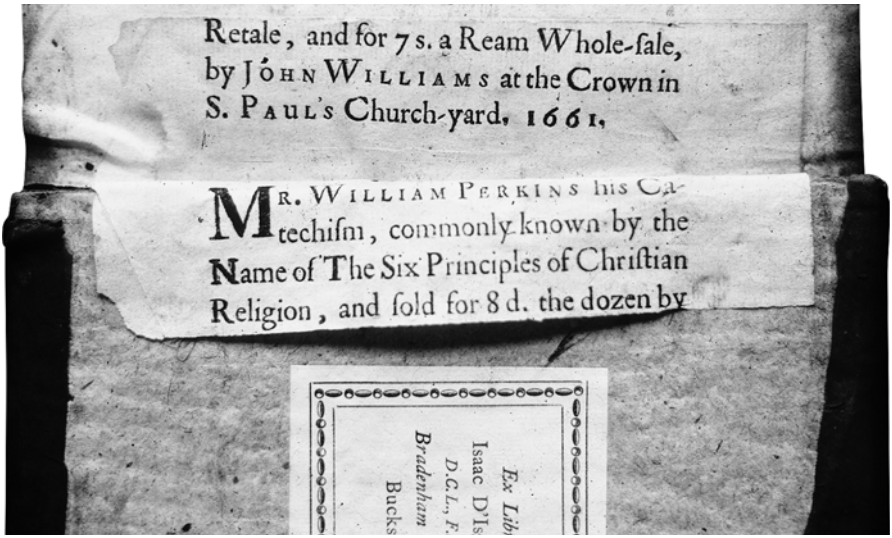


Fig. 2: Printed waste taken from a stock-list of the London bookseller John Williams used as an endleaf guard of a binding on a copy of Thomas Godwin: *Moses and Aaron. Civil and ecclesiastical rites used by the ancient Hebrews*, London 1662, by permission of the National Trust

used together, as in the left endleaves in an English binding of the mid-seventeenth century (Fig. 1), where two bifolia of a printed octavo edition which had been retrieved from a bound book[3] (the glue stain on the spine fold of one of the bifolia shows this) were used as an internal sewing guard within an outside hook endleaf made from a bifolium of Fuller's *Holy State*.[4] The latter has no sewing holes and has never been folded but has single holes made at the head and tail in the inner margin between the two printed pages that were made by the press-pins when the sheet was printed. These show that this is a sheet that has come straight from a printer or bookseller's stockroom.

The use of such printed waste does not offer much in the way of provenance information. The retrieved sheets from a continental European edition could have been used wherever this copy of the edition became waste. Similarly, the single sheet of *The Holy State* cannot be used to prove or disprove a connection with Cambridge. Some waste, however, may offer useful provenance information for the binding in which is found. A fragment of a printed

3 An unidentified sixteenth-century continental Latin edition printed in italic.

4 The centre-fold of gathering Ff (Ff2-3) of a copy of Thomas Fuller: The Holy State, Cambridge: Printed by R. Daniel for J. Williams 1642.

advertisement of the stock of the London bookseller John Williams[5] in 1661 was used as a folded endleaf guard in the binding on a book published by Williams in partnership with Andrew Crooke[6] in 1662 (Fig. 2).[7] It is therefore almost certainly the case that this binding was made for John Williams, either by a binder employed by him in his bookselling business, who would have had ready access to such waste, or by an independent binder working nearby to whom Williams supplied waste, presumably in return for reduced prices for his work. Such advertisements do not survive in large numbers and we can begin to see here how important the work of the binder can be in preserving such material.

Physical proximity to a source of waste was clearly important for the bookbinder Vincent Williamson, who worked at Eton College for Sir Henry Savile[8] in the early seventeenth century,[9] and who seems not only to have scavenged in the college archive (references to various college activities are evident on a number of the fragments used) and in amongst the medieval manuscripts presumably discarded by the college library, but also used waste sheets from the press established by Savile to print his monumental edition in Greek of the works of St John Chrysostom,[10] including marked-up proof

5 John Williams, bookseller in London (1634) 1635-1678, see Katharine Pantzer: A short-title catalogue of books printed in England, Scotland & Ireland and of English books printed abroad 1475-1640, Volume 3, A Printers' & Publishers' Index, London 1991, p. 183.

6 Andrew Crooke, bookseller in London, (1629)1632-1674 and in Dublin, 1637. Brother of John and Edmond Crooke, succeeding one of his masters, Robert Allott (see Pantzer (fn. 5), vol. 3, p. 48).

7 Thomas Godwin: Moses and Aaron. Civil and ecclesiastical rites used by the ancient Hebrews, London: Typis heredum Jacobi Luci 1662 (The National Trust, Hughenden).

8 Sir Henry Savile (1549-1622), mathematician and classical scholar, matriculated at Brasenose College, Oxford, in 1561, from 1585, Warden of Merton College, Oxford, and from 1595, Provost of Eton College, where, using a press set up by the London printer Melchisidec Bradwood between 1610 and 1612, he published his monumental edition of the works of Saint John Chrysostom in eight folio volumes, a number of the surviving copies of which were bound by Vincent Williamson, see Oxford Dictionary of National Biography online [limited access], http://www.oxforddnb.com/ (accessed 29.1.2017).

9 Robert Birley: The history of Eton College Library, Eton 1970, pp. 22-25. Williamson bound for Eton college from at 1602/3 and disappears from the Eton records in 1620/1.

10 Saint John Chrysostom: Του εν Αγίοις πατρός ημών Ιωάννου του Χρυσοστόμου των ευρισκομένων [ed. by Sir Henry Savile], Eton: in Collegio Regali. Excudebat Joannes Norton 1612.

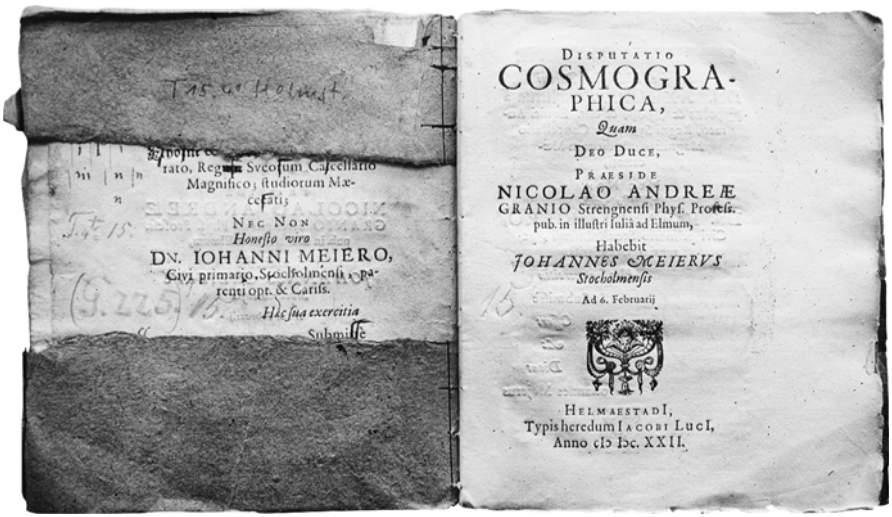

DISPUTATIO
COSMOGRA-
PHICA,
Quam
DEO DUCE,
PRAESIDE
NICOLAO ANDREÆ
GRANIO Strengnensi Phys. Profess.
pub. in illustri Iuliä ad Elmum,
Habebit
JOHANNES MEIERUS
Stocholmensis
Ad 6. Februarij
HELMAESTADI,
Typis heredum IACOBI LUCI,
Anno cIↃ IↃc. XXII.

Fig. 3: The title-page and the inside of the left cover made containing a corrected proof sheet of the edition it is wrapped around: Nicolaus Andreae Granius: *Disputatio cosmographica, quam deo duce / praeside Nicolao Andreae Granio … habebit Johannes Meierus Stocholmensis Ad. 6. Februarii*, Helmstedt 1622, Herzog August Bibliothek

sheets, thus once again accidentally preserving material that seldom survives by any other means. Other corrected proof sheets survive in the Helmstedt University library now located in the Herzog August Bibliothek, on a copy of a work by the Swedish Professor of Physics, Nicolaus Andreas Granius,[11] who was in addition an amateur bookbinder of, it has to be said, no great skill. He bound a copy of one of his own works in a brown paper cover folded over the corrected proof sheets of the same work (Fig. 3), which is, perhaps, a unique combination of author, bookbinding, text and proofs, all contained within a single object. Such survivals point to one of the remarkable and somewhat contradictory features of the re-use of discarded material, which is that it is only because the material has been discarded, and is therefore available for other use, that it has been preserved.

11 Nicolaus Andreae Granius: Disputatio cosmographica, quam deo duce / praeside Nicolao Andreae Granio … habebit Johannes Meierus Stocholmensis Ad. 6. Februarii, Helmstedt 1622 (Herzog August Bibliothek, T 15.4° Helmst.). For further information on Granius, who was born in Strengnäs in Sweden in 1569 and who died in Helmstedt in 1631, see Paul Zimmermann: Album Aacdemicae Helmstadiensis, Hannover 1926, p. 437.

Spoiled sheets from the press seem quite often to have found their way to the bookbinders, where good quality paper used for printing made suitable endleaves for cheaper bindings, in which the use of printed waste was a common phenomenon well into the seventeenth century, and for the cheapest books and bookbindings, until at least the beginning of the nineteenth century. Vincent Williamson used at least one offset leaf (the text reversed and very faint) from the 1611 King James Bible, from 2 Chronicles, chapter 36, from verse 10 to 23 as an endleaf in a copy of the Eton Chrysostom now in the chapter library of St George's Chapel in Windsor Castle.[12] It must have been waste from the printing house of Robert Barker[13] where the leaf was printed (where else would a leaf with wet ink able to offset be found?) and argues for a connection between Williamson and Barker, perhaps via the London printer John Norton,[14] who was employed by Savile to print his books. In such ways, waste offers the possibility of throwing light on working connections within the booktrade. It may well also be the case, in fact, that such leaves, the otherwise unconsidered waste material from a busy printing house, will only be found when re-used in bindings, making us dependent on the binders for their survival. Another offset sheet,[15] folded at an angle to the printed text area for use as an endleaf, is to be found in a the mid-seventeenth-century English binding on a copy of Odo Lancellanus, *Flores Sermonum*, Paris, 1519.[16] A rather more straightforward, though somewhat surprising, printing error supplied endleaves for a Spanish limp laced-case binding in parchment, using sheets printed in red with the rubric for a liturgical edition but with only a tiny fragment of the black-printed text having apparently been inked (Fig. 4). The edition in the binding was printed in Valladolid in 1549,[17] and the binding must be close in date, suggesting that the printed waste is also of the mid-century.

12 Chapter Library, St George's Chapel, Windsor Castle, C 213.

13 Robert Barker, printer in London, (1589)1593-1634 (died 1645). Queen's and from 1603 King's Printer, 1600-1617, and intermittently thereafter, see Pantzer (fn. 5), vol. 3, p. 11.

14 John Norton, Bookseller in London (1586), in Edinburgh, 1587-1592(?), and again in London, 1590, 1593-1612, when he died. Appointed King's Printer in Latin, Greek and Hebrew in 1603 and used that style in the Greek books printed for him at Eton, 1610-13, see Pantzer (fn. 5), vol. 3, p. 126.

15 The leaf was taken from the ›Index rerum‹ of an unidentified seventeenth-century edition.

16 Odo Lancellanus: Flores Sermonum, Paris 1519 (Lincoln Cathedral Library).

17 Gaspar de Texeda: Estilo de escrevir cartas mensageras cortesanamente, Valladolid: Martinez 1549 (Herzog August Bibliothek, A: 40.1 Rhet.).

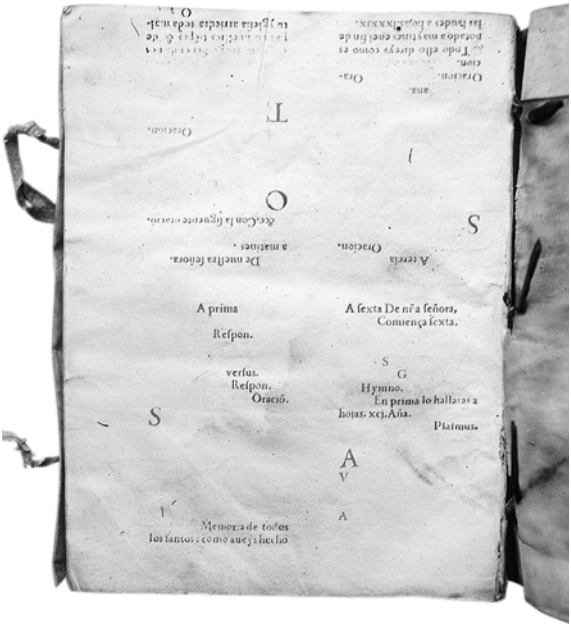


Fig. 4: The right endleaves made from a sheet of spoiled printed waste in a binding of a copy of Gaspar de Texeda: *Estilo de escrevir cartas mensageras cortesanamente*, Valladolid 1549, Herzog August Bibliothek

In addition to the sheets of substantial printed books, binders also made use of more ephemeral material that one would have thought would have become waste quite quickly, such as the sheets of almanacs. However, unbound and unfolded almanac sheets for the year 1679[18] were used when already at least 50 years old as board linings in an English binding on an edition of 1729,[19] begging the question of where (and, indeed, why) these leaves had been kept for so long when they must have passed their natural sell-by date quite early in 1679. It is perhaps a case of a printer or bookseller clearing unsellable material out of a warehouse at rather infrequent intervals. The same phenomenon is evident in the multiple copies of the same sheet used to make a cover

18 Plunket: A New Almanack for the Year of our Lord 1679, London 1679.

19 Gilbert Burnet: History of the Reformation, London 1729 (The National Trust, Castle Ward, EL 2/4).

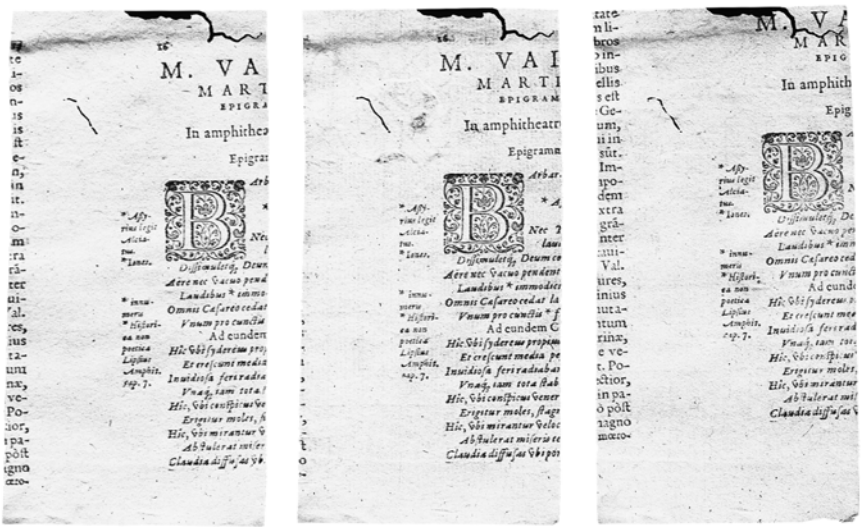


Fig. 5: Three near identical fragments of the same sheet of a sixteenth-century edition of Martial's Epigrams used as a board in a copy of Bartolomeo Cambi: *The seaven trumpets of Brother Bartholomevv Salvthivs of the holie Order of S. Francis; Exciting a sinner to repentance*, St Omer 1626, by permission of Norwich Cathedral Library.

lining for a French laced-case binding on an edition of 1573.[20] The unfolded and unbound waste sheets were printed in 1523,[21] and were therefore also at least 50 years old when pasted together to make the cover-lining. Whether the sheets of this Lyon edition indicate that the binding was also made in Lyon is uncertain, as such sheets could have ended up in Paris or elsewhere. The fact, however, that they are copies of the same sheet is, I think, highly suggestive of a Lyon provenance for the binding, especially as the book has been in a house in the Auvergne from about the time it was printed to the present day.

The same phenomenon can be seen in the use of three identical pieces of printed waste cut from unused sheets that were pasted together to make the

20 Thesaurus Linguae Latinae seu Promptuarium Dictionum et loquendi formularum omnium ad Latini sermonis perfectam notitiam assequendam pertinentium: ex optimis auctoribus concinnatum, Lyon 1573 (private collection, France).

21 Jason de actionibus. Lectura preclarissima. D. Jasonis Mayni super nodoso. titu. de actionibus Jnsti. cu[m] eiusdem additionibus necnon apostillis q[uam]plurium clarissimorum doctoru[m] nuperrime impressa cu[m] tabula p[er]modu[m] numeri [et] alphabetum ordine suo nouiter edita, Lyon: Giunta 1523 (private collection, France).

boards of a French laced-case binding with boards on a recusant text printed by an English printer in St Omer for the Catholics in England (Fig. 5),[22] and were almost certainly pasted together as whole sheets, just as in the cover lining described above, and then cut into smaller boards as required. If this edition of Martial's first book of epigrams can be identified, then the location of the binder may also be revealed. The use of an uncut sheet of playing cards printed in Lyon[23] to provide thin boards for a laced-case French binding with boards covered in parchment on a Lyon edition of 1649[24] has not only preserved materials the great bulk of which has been lost, but also identifies the binding as almost certainly Lyonnais work – as well as preserving the cards in remarkably bright condition (plate I, p. 470).

It is not often that wrapping paper is preserved, but ream wrappers are an occasional exception. These are the sheets of either text-weight paper or a thin card, the former often with manufacturing faults that prevented their sale at full price, that were used to protect reams of paper when they left the paper-mills, and which usually bore the stamp of the paper-maker on them to identify what was inside.[25] The inked stamps can be seen on the reams of new paper stacked on the shelf behind the binder's head in the watercolour of 1658 of a binder covering a laced-case binding with boards by the Amsterdam bookbinder Dirk de Bray.[26] Such wrapping sheets would have been a commonplace in a productive bindery, as in bindings of any quality, bookbinders used new paper for endleaves, frequently hard-sized high quality paper suitable for writing on as indicated by a number of Dutch stamps on ream wrappers protecting paper of the highest quality intended for the English market and then used by a binder as a board lamination (Fig. 6).[27]

22 Bartolomeo Cambi: The seaven trumpets of Brother Bartholomevv Salvthivs of the holie Order of S. Francis; Exciting a sinner to repentance, St Omer: John Heigham 1626 (Swaffham Parish Library, on deposit in Norwich Cathedral Library, SWC 5/07).

23 Part of the maker's name is preserved on the piece used for the right board: FAITE.A.LYON.PAR.IEA[N] ... DEMEVRANT.A.LA.GR ... .

24 Petrus à Saint Joseph: Idea Theologiæ Specvlativæ, pavcis mvlta complectens de Deo, de Christo, de Angelis, & de Gratia. Editio VII, Lyon: Apud Antonium Cellier 1649 (private collection, United Kingdom).

25 See Eagan (fn. 2).

26 Dirk de Bray: A short instruction in the binding of books, ed. by Koert van der Horst and Clemens de Wolf, translated by Harry Lake, Uithoorn 2012, p. 91.

27 On a copy of Lieuwe van Aitzema: Saken van staet en oorlogh, in ende omtrent de Vereenigde Nederlanden, beginnende met het jaer 1621, ende eyndigende met het jaer 1669, 6 vols., The Hague and Amsterdam: by Johan Veely, Johan Tongerloo and Jasper Doll 1669-1672 (The National Trust, Dyrham Park).

Fig. 6: A printed ream wrapper of thick card used as a board lamination in the binding on a copy of Lieuwe van Aitzema: *Vervolgh van Saken van staet en orlogh, in ende omtrent de Vereenigde Nederlanden, beginnende met het jaer 1621, ende eyndigende met het jaer 1669*, 6 vols, The Hague and Amsterdam 1669-72, by permission of the National Trust

Bookbinders would have had ready access to these wrappers, either through their own use of new paper or through their connections with printers, where many thousands of such wrappers would have been discarded every week in a busy printing centre. Vincent Williamson of Eton clearly had access to the wrappers from the paper bought for Sir Henry Savile's press in Eton and many examples can be found in bindings made in his workshop. It is quite possibly the use of this material by bookbinders that has preserved a large proportion of the surviving ream wrappers, though I know of no consistent attempt to record them. Large enough pieces will often show, in the distance between the folds, quite clearly how thick the ream of paper was.[28]

28 See also Eagan (fn. 2).

The use of waste materials as board laminations brings with it another, perhaps unexpected problem. In 1943, a mass of printed and manuscript material was taken from the boards of six folio volumes bound in around 1740 in Italian laced-case bindings in parchment with boards.[29] It consists of a remarkable assemblage of material, both printed and manuscript, covering a period of almost two hundred years. The printed material is highly miscellaneous and includes both bound and unbound sheets from various different editions. The unbound sheets include Roberto Bellarmino, *Dottrina Cristiana*, Florence, 1718, a portion of a sixteenth-century printing of Cicero's *Orationes*, which includes multiple copies of sheets L and M, and fragments only of sheets O, T, and V, a large part of sheet N of a sixteenth-century edition of Caesar's *De Bello Civili* and fragments of several breviaries and a Greek grammar. There are also leaves from disbound books, including a few fragments of sixteenth-century music printed by Antonio Gardano in 1563,[30] a large quantity of leaves from a sixteenth-century small-format edition of works by Leonhart Fuchs, including *De Sanandis totius humani corporis* and *De medendis singularum partium corporis humani*, a sixteenth-century edition of Virgil, and, the most complete of all the disbound fragments, a Florentine edition of 1637,[31] which was originally in a longstitch binding. The manuscript leaves include legal correspondence and accounts, much of it ecclesiastical in origin, and coming mostly from Venice, but also Florence and Milan (Fig. 7).

Amongst the more surprising material is a series of what appear to be toll tickets, three copies of a bookplate and two part-printed handbill forms relating to early Italian banking practice. I have not before seen so many small pieces of waste used to make western-European boards and it seems to me likely that the waste was collected from multiple sources, much as rags were for paper-making, and was either sold directly to binders, or, perhaps more probably, was made into boards by a supplier to the binding trade in a large centre of book production, such as Venice, and was then sold to the binders. One question that will arise if such boards were ever to be investigated – I will not say dismembered – on a regular basis and recorded in full is how could it all be catalogued? There is a great deal of history in this material, but

29 The edition from which these boards were taken was Lodovico Antonio Muratori: Antiquitates italicae mediiaevi, 6 vols, Milan 1738-41 (private collection, United Kingdom).

30 Hubert Naich: i soventi marti ri accompagnati da grave dolore from Canto (alto, tenore, basso quinto) di Cipriano de Rore. Il Secondo Libro di Madrigali, Venice. appresso di Antonio Gardano 1563.

31 Laurentius Franciosinus: de Particvlis Italicæ orationis, Florence: Typis nouis Amatoris Masse, & Socor 1637.

Fig. 7: The contents of the boards of the contemporary Italian laced-case bindings in parchment with boards on 6 volumes of Lodovico Antonio Muratori: *Antiquitates italicae mediiaevi*, 6 vols, Milan 1738-41, private collection, United Kingdom

teasing it out would take a very long time – and it should be remembered that this collection all comes from just one six-volume edition.

The material that becomes waste can also include real rarities. A German binding on a Venetian edition of 1514[32] contains, probably as comb spine linings (from the photograph in the bookseller's catalogue it is impossible to be entirely sure), a single-leaf, papal bull printed on vellum in London on 8 March, 1498 by Richard Pynson.[33] It was issued by John Morton, Archbishop of Canterbury, and confirms the succession of Henry VII and his

32 Alexander de Imola in Prima(m) (et) Secunda(m). ff. Novi Parte(m). Cum Apostillis Doctissimo(rum) Doctorum Domini Fra(n)cisci de Curte (et) Bernardini de Landriano. Et cum Aliis Innumeris Additionibus per Dominum Antonium Franciscum de Doctoribus Patavinum Noviter Editis, Venice. Per Baptistam de Tortis 1514 (Lawbook Exchange, Catalogue 30, American, English & Continental books with attractive bindings, December 22, 2015).

33 Innocentius VIII, Pont. Max. (Giovanni Battista Cibo): Summarium bullae Innocentii VIII et Alexandri VI de successione regni Angliae, issued by John Morton, Cardinal Archbishop of Canterbury, 8 Mar. 1497/98, London after 8 Mar. 1497/98

heirs and endorses his marriage to Elizabeth of York. How and why this document became available to a German bookbinder more than 16 years later is not known, but the fact that another of the three recorded copies of the second printing was found as binder's waste in the Stadtbibliothek in Trier, and the only other copy known is in the ›Historisches Archiv‹ in Cologne,[34] would appear to indicate that copies of the broadside were distributed on the continent, a deduction that it is possible to make on the strength of their use as waste in German bindings. No copy is known in an English collection and it is only the single surviving copy of the earlier printing of 1497/98 that is to be found in England.[35]

An otherwise unknown indulgence printed on parchment by William Caxton in Westminster in 1481 for the Hospital of St Mary Rounceval, in Charing Cross in London, was found by Paul Needham cut into strips used to make sewing guards in a ›Sammelband‹ containing four editions printed by Caxton[36] and apparently bound some sixty years later by (or, more probably, for) the London bookseller John Reynes,[37] in which printed waste of 1530 was used as board linings, giving a ›terminus post quem‹ for the binding. Needham suggests that Reynes had the book rebound or repaired in the 1530s, replacing an earlier binding, though it seems to me more likely that the book was originally assembled with its sewing guards as a sewn bookblock, possibly with a limp parchment cover, and not given either boards or a leather cover until these were added by Reynes, at a date when the use of sewing guards throughout a bookblock had long been abandoned.[38]

The relationship between the waste and the binding is one of reciprocal values – the waste may identify a binding workshop where it is known to have been used, and the binding will give a location for the waste at the point where it was consigned to the waste bin. This can be highly significant, as

(ISTC no. ii00158093). I am grateful to Paul Needham for his comments on the distribution of this printing.

34 These copies are recorded in ISTC.

35 An imperfect copy in Canterbury Cathedral Library (ISTC no. ii00158090).

36 Paul Needham: The printer and the pardoner: An unrecorded indulgence printed by William Caxton for the Hospital of St. Mary Rounceval, Charing Cross, Washington 1986, passim.

37 John Reynes, Dutch immigrant to London by 1510, bookbinder and bookseller from at least 1523 until his death in 1544, see Pantzer (fn. 5), vol. 3, p. 144.

38 Binders began to restrict the used of sewing guards from every gathering in the bookblock to only the first and last gatherings by the last decade of the fifteenth century, and by and large abandoned the practice by the end of the century. Sixteenth-century examples are hard to find.

shown by the board laminations of a London binding on an edition of Etienne Dolet of 1538.[39] The board laminations had entirely separated as the result of many years of damp storage and revealed that each board was made up from 10 leaves of printed waste, and one board contained two leaves of the French translation by Simon de Hesdin and Nicolas de Gonesse of the *Facta and Dicta memorabilia* of Valerius Maximus, printed in 1475-77 in the Southern Netherlands by the anonymous printer known only as the Printer of Flavius Josephus.[40] They were sandwiched between the leaves of a copy of a 1477 Basel edition of the *Decretals* of Gregory the Great, which supplied all the other board laminations, and provide the only evidence that a copy (albeit possibly incomplete) of this very rare edition was ever in England.

A rather more surprising source material for endleaves can be found on an inexpensive English, probably Oxford, binding of the third quarter of the seventeenth century on an Oxford-printed edition of 1667, now in the Marciana Library,[41] in which the endleaves were taken from an copy of the 1483 edition of the *Confessio Amantis* printed by William Caxton. On the evidence of traces of deckle edge and the unused space left for a hand-painted initial, these were apparently unbound sheets at the time they were used as endleaves. Again, it is the circumstances through which these leaves became available to a binder, in this case some one hundred and eighty-five years after they were printed, at a time when interest in incunables was already evident, that remain mysterious. They raise the question whether other bindings from the same workshop, if they can ever be identified, might contain more leaves of the same book, or, indeed, whether the discovery of more of the leaves from the Caxton edition will identify those other bindings.

The use of printed waste continued well into the nineteenth century and the waste used as board linings in the binding of an early Aldine edition now in the library of the Monastery of St Catherine on Mount Sinai[42] shows that the book was bound by an English binder who had access to printed sheets from the *The Bengal Hurkaru,*[43] *or Political, Commercial and Literary Ad-*

39 Etienne Dolet: Commentariorvm lingvae Latinae Tomvs Secundus, Lyon: Apud Seb. Gryphium 1538 (Southwell Minster Library).

40 I am grateful to Dr Lotte Hellinga for identifying these and the other leaves found in these boards.

41 Alcinoi in Platonicam Philosopham introductio, Oxford: Typis Lichfieldianis 1667 (Biblioteca Marciana, 67 D 188).

42 Thucydides: De bello Peloponnesiaco, Venice: in domo Aldi 1502 (Monastery of St Catherine, Mount Sinai).

43 The word *Hurkaru* means a running footman or messenger. A newspaper was issued in Calcutta under this name from 1795 to 1866.

Fig. 8: The outer side of the left endleaf of *Canones et Decreta Sacrosancti*, Rheims 1564, by permission of the Diocesan Library of Derry and Raphoe

vertiser of 27 January, 1824. Whether the book was bound in England or in India is unclear, though the latter is perfectly possible, as Sinai could well have been taken in by an English traveller from India returning to England, and access to this waste would have been easier in Calcutta, where books had been printed and bound by the English from at least the 1780s. Perhaps in this case the printed waste provides unexpected evidence of colonial enterprise and international travel.

The recycling of waste within a bookselling business, that is using waste generated by a bookselling or binding business to use in bindings made within that business, has also yielded some rare survivals. The endleaves of a sewn bookblock (it was never given either boards or a cover) on a Rheims edition of 1563[44] now in the Diocesan Library of Derry and Raphoe used leaves of an alphabetical bookseller's stock list and it is hard to believe that the binding was not executed for the bookseller whose stock is listed on them.

44 Canones et Decreta Sacrosancti, Rheims 1564 (Diocesan Library of Derry and Raphoe, A.III.a.12).

Unfortunately, the surviving leaves do not give any indication of the identity or location of the bookseller, but he clearly had an extensive stock of books, as the two leaves contain entries only beginning with the letters S and G (Fig. 8). The discovery in 1988 in the boards of a binding from the workshop belonging to the Cambridge bookseller Garret Godfrey[45] of leaves from his account book spanning the years 1527 to 1533 and subsequently published by Elisabeth Leedham-Green provide a unique glimpse into the financial activities of this important Cambridge bookseller.[46] It is clear that the redundant leaves of his daybook, with their cancelled entries, were simply handed on to the binder to make paste-boards, just as the correspondence from an unknown client of the Meissen bookbinder ›Meister Jörg‹ was used to make boards in his workshop.[47]

These examples of waste from within the booktrade preserved in bindings are extremely rare, and most waste has no such connections, though it may, of course, be of interest in itself. It all, however, raises a very difficult question of priorities of interest, as much of it is invisible in well-preserved bindings. The examples given here have mostly been exposed by the release of adhesive after years of damp storage and often only recognised during conservation work, a process of discovery as accidental and unpredictable as the use of the waste in the first place. There are however many thousands of bindings of the late fifteenth and the sixteenth centuries, when the use of both printed and manuscript waste for endleaves and board laminations was most prevalent, which remain in sound condition and which may or may not contain material of interest, but which at the moment can only be investigated at the expense of the binding. In the conflict of interest between the interested parties – palaeographers, printing and binding historians and historians of all other sorts – whose interest is to take precedence? It should always also be remembered that gaining access to the waste could possibly put the waste itself at risk.

A stark example of this problem was identified by Dr Nikolas Sarris during his PhD research into the tooled decoration of the bindings on the manuscript

45 Garrett (or Garratt) Godfrey, native of Graten in Limburg and active as a stationer, printer and bookbinder in Cambridge, 1503-1520 (died 1539). Appointed a University stationer in 1534 and University printer, see British Booktrade Index, http://bbti.bodleian.ox.ac.uk/details/?traderid=27593 (accessed 29.1.2017).

46 Elizabeth Leedham-Green: Garrett Godfrey's Accounts c. 1527-1533, Cambridge 1992 (Bibliographical Society Monograph No. 12).

47 Falk Eisermann: ›Lieber Meister Jörg‹. Briefe an einen Meißener Buchbinder der Reformationszeit, in: Thomas Müntzer – Zeitgenossen – Nachwelt: Siegfried Bräuer zum 80. Geburtstag, ed. by Hartmut Kühne, Mühlhausen 2010 (Veröffentlichungen der Thomas-Müntzer-Gesellschaft, 14), pp. 143-162.

collection at St Catherine's Monastery on Mount Sinai.[48] He noticed in one of the photographs taken during the survey of the books undertaken by the Ligatus Research Centre a small area of manuscript in Greek uncials, exposed by someone presumably searching for such fragments in the past, which his earlier work on the Codex Sinaiticus project at the British Library allowed him to recognise as part of a leaf from this important manuscript. The question now is to decide what to do with this fragment, as any attempt to lift it is fraught with difficulties. It could be argued that the group of eleven eighteenth-century bindings, of which this volume is one, is not of sufficient significance to outweigh the benefits of exposing both sides of this fragment of Ecclesiastes (the leaf immediately before the first of the previously known surviving leaves of the manuscript) from one of the most famous biblical manuscripts to have survived, but should we be lifting pastedowns on the off chance that other volumes in the group might also have used such leaves? And would the process of lifting them in fact damage the manuscript leaves? In this case, the leaf appears to be glued flesh-side downward on to the board of the book, and it is quite likely that the ink is now more firmly adhered to the board than to the leaf, and any attempt to lift it may well leave much, if not most, of the ink behind on the board. This cannot be regarded as acceptable, but this is a dilemma common to the preservation of much other cultural material, from paintings to entire buildings, that have been altered and adapted over the centuries. It can only be hoped that recent and continuing developments in x-ray and infra-red imaging techniques will allow such leaves not only to be discovered but actually read without having to remove them from their bindings, with all the damage both physical and historical that that involves. We have, I hope, escaped for ever the risk of such waste fragments being removed, more or less carefully, from their host bindings without any record being made of where they come from in pursuit of some collecting mania or, worse still, some bizarre departmental rivalry in which it is decided that manuscript fragments should be removed and placed in the manuscript department and the printed books left in the printed book department, without any regard for the loss of the historical as well as physical integrity of the books in which they can be found. Where this *has* been done without making any record of the books they came from and the fragments have then been dispersed, we lose the ability to know where the manuscripts were when they were dismembered (the bindings will often contain that

48 Nikolas Sarris: Classification of finishing tools in Greek bookbinding: Establishing links from the library of St. Catherine's Monastery, Sinai, Egypt, Ph.D., University of the Arts London, 2010.

information), just as we lose the connection between bindings which use fragments from the same manuscript in their construction if those fragments are removed. Bound books are highly complex objects in which each part plays a significant role in our understanding of its history and that of the wider trade in and use of books.[49]

It was not, of course, just manuscript and printed leaves that were recycled by bookbinders. Components of older bindings were also recycled, such as the blind-tooled alum-tawed skin taken from the cover of what appears to be a late fifteenth-century binding which was cut into strips for use as split-strap sewing supports on a Strasburg edition of 1525,[50] whilst a larger a piece of the blind-tooled tanned skin cover of a book of a similar age has been used as a cover on a stitched book printed in Antwerp in 1636 (Fig. 9).[51] As many of the secondhand books from continental Europe that would have been sold to England through Antwerp would have had their bindings removed to escape paying the protectionist tax levied in 1533 under King Henry VIII on the importation of bound books, it may be that such material was easily to be found within the Antwerp booktrade. It is not uncommon to find discarded parchment covers of books subsequently rebound in boards and leather re-used of covers, with the sides of folio bindings being separated and used on smaller format books. This could happen also to the high quality red tanned goatskin taken from a French binding on a folio edition, where the gold tooling was more or less effectively scrubbed out and one side at least then used on an octavo.[52]

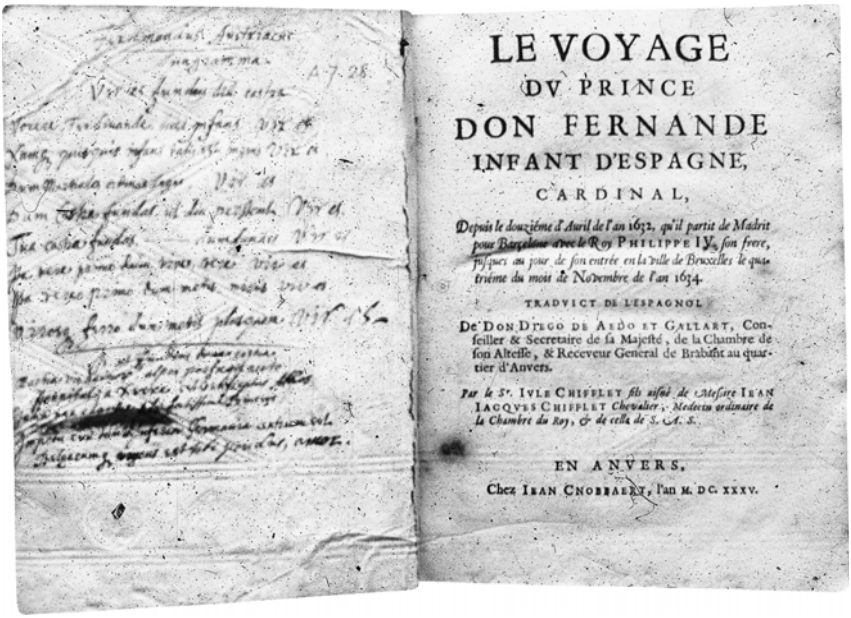
Book boards, especially wooden boards, were also likely to be re-used rather than discarded as books were repaired or rebound. This was certainly the case with some of the Anglo-Saxon manuscripts from Exeter Cathedral that were repaired there later in the middle ages before their removal

49 Jennifer Murray, PhD student at the University of the Arts London, is currently devising a methodology that would allow fragments removed without a record of which book they came from to be reconnected with their original host volumes.

50 Franciscus Lambertus: In Amos, Abdiam, et Ionam Prophetas, Commentarij, Strasburg: Hervagius 1525 (Herzog August Bibliothek, H: C 202.8° Helmst. [1]).

51 Don Diego di Aedo y Gallart: Le Voyage dv Prince Don Ferdinande Infant d'Espagne: Cardinal, depuis le douzieme d'Avrilde l'an 1632. Qu'il partit de Madrit pour Barcelone avec le Roy Phillipe IV. son frere, jusques au jour de son entree en la ville de Bruxelles le quatrieme du mois Novembre de l'an 1634. Traduit de l'Espagnol de Don Diego de Aedo et Gallart, ... Par le Sr. Iule Chifflet ..., Antwerp: chez Iean Cnobbaert 1635 (The National Trust, Kingston Lacy, A.7.28).

52 Joseph Justus Scaliger: Opuscula varia antehac non edita, Paris: Hadrianus Beys 1610 (The National Trust, Wimpole Hall).



LE VOYAGE
DV PRINCE
DON FERNANDE
INFANT D'ESPAGNE,
CARDINAL,

Depuis le douziéme d'Auril de l'an 1632. qu'il partit de Madrit pour Barcelone avec le Roy PHILIPPE IV. son frere, Iusques au jour de son entrée en la ville de Bruxelles le quatriéme du mois de Novembre de l'an 1634.

TRADVICT DE L'ESPAGNOL

De DON DIEGO DE AEDO ET GALLART, Conseiller & Secretaire de sa Majesté, de la Chambre de son Altesse, & Receveur General de Brabant au quartier d'Anvers.

Par le Sr. IVLE CHIFFLET fils aisné de Messire IEAN IACQVES CHIFFLET Chevalier, Medecin ordinaire de la Chambre du Roy, & de celle de S. A. S.

EN ANVERS,
Chez IEAN CNOBBAERT, l'an M. DC. XXXV.

Fig. 9: The inside of the left side of the leather cover of Don Diego di Aedo y Gallart: *Le Voyage dv Prince Don Ferdinande Infant d'Espagne*, Antwerp 1635, showing the impressions of blind tooling on the cover from another, much earlier binding, by permission of the National Trust

to the Bodleian Library.[53] The economical instincts of the binders who did this work is shown by the way in which they reversed the boards fore-edge to spine to present to the spine a clean edge without existing holes in order to lace-in the slips of the new sewing supports. This practice has, quite unintentionally, preserved the only Anglo-Saxon book boards (always excepting the boards of the binding on the St Cuthbert Gospel) to have survived. The triangular lacing paths are clearly visible in the x-rays[54] taken for Graham Pollard when he first drew attention to this phenomenon, which show that

53 Graham Pollard: Some Anglo-Saxon bookbindings, in: The Book Collector 24/1, 1975, pp.130-159. Pollard's account was augmented and corrected in: Christopher Clarkson: Further studies in Anglo-Saxon and Norman bookbinding: Board attachment methods re-examined, in: Roger Powell: The compleat binder, Liber Amicorum, Bibliologia 14: Elementa ad librorum studia pertinentia, ed. by John L. Sharpe, Turnhout 1996, pp. 154-239.

54 See, for example, Pollard (fn. 53), fig 26, showing the X-ray of his binding VI (MS Bodl. 97).

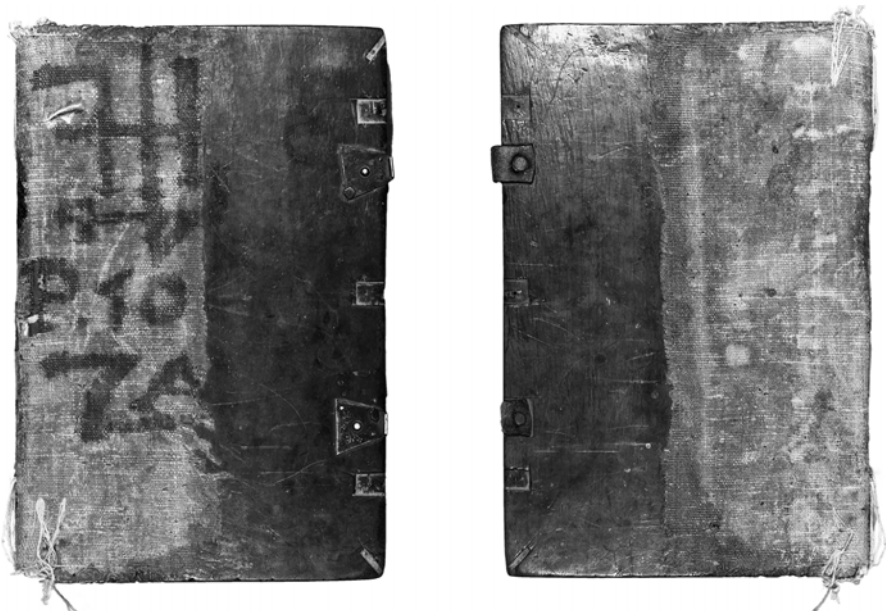


Fig. 10: The outer sides of the re-used left and right beechwood boards of the binding on a copy of Hesychius Alexandrinus: *Dictionarium*, Venice 1514, by permission of the Holy Synaxis of the Monastery of Saint Catherine, Mount Sinai

in places the boards still retain the twisted cord supports of the Anglo Saxon structures, without which we would never have known that the first binders of these books did not use animal skin for sewing supports, as was typical of later medieval bindings.

The practice of re-using wooden boards continued through the middle ages and beyond. An Aldine edition of 1514[55] was repaired in St Catherine's monastery, where wood was certainly in short supply and never discarded, with early Italian boards, possibly from the book's first binding, which have been reversed, exposing the horizontal external channels for the sewing-support slips and the angled endband-slip channels at head and tail from the spine edge now on the fore-edge of each board (Fig. 10). The raised-lip catchplates of a very typical Italian pattern of the late fifteenth and early sixteenth centuries were presumably moved from the original fore-edge (now hidden) to the new fore-edge at the time of the re-use of the boards. The binder also gave the

55 Hesychius Alexandrinus: Dictionarium, Venice: Aldus Manutius 1514 (Monastery of Saint Catherine, Mount Sinai).

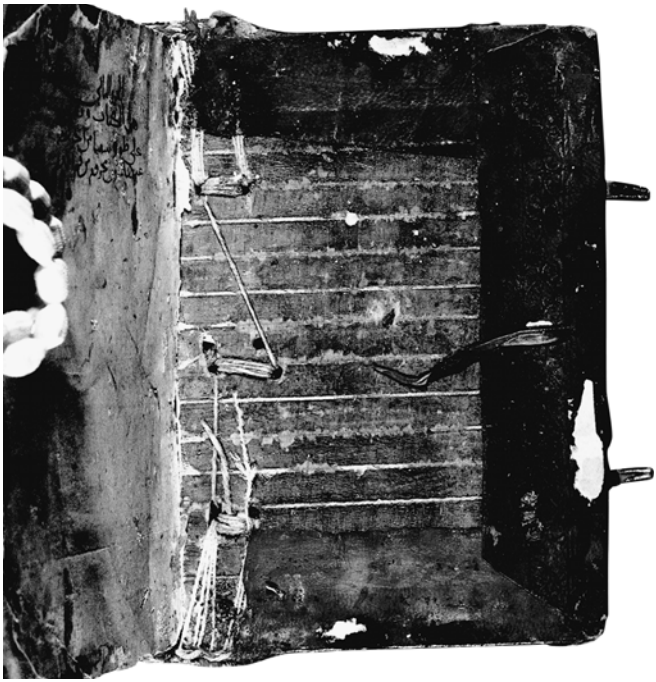


Fig. 11: The interior of the right board of MS Arabica 392, showing the remains of thin cords from its use as a ›mastara‹. The edge pins, typically found in the edge of the left (front) board of Greek manuscripts, have been placed in the right board, so as to be at the beginning of the Arabic text. The inner end of a leather board strap marker can also be found coming through the fore-edge turn-in, by permission of the Holy Synaxis of the Monastery of Saint Catherine, Mount Sinai

book an overall lining in the Greek manner made from a piece of linen canvas with what appears to be a European merchant's mark on it, a remnant almost certainly of the packaging of goods shipped to the monastery. St Catherine's monastery is in fact a treasure house of recycling, no doubt on account of its desert location and the consequent scarcity of materials. It is almost certainly for this reason that one binding preserves as its left board a medieval ›mastara‹, a tool originally used in the Middle East to impress a grid of lines created by thin cords stretched between holes drilled in the board into the leaves of paper or parchment in preparation for writing on them (Fig. 11).[56] This is

56 The ›mastara‹ was used as the right board of MS Arabica 392 (Monastery of Saint Catherine, Mount Sinai).

one of the earliest known to have survived and, if the binding was made in the monastery, preserves tangible evidence of the presence of a scriptorium there. If so, it should be possible to find one or more manuscripts where the leaves were ruled with this board.

Within the context of St Catherine's Monastery, the recycling of material gives evidence of books and bindings that have since been lost, as two leather ›boards‹ used in the repair of an edition of Alexander of Aphrodisias's commentaries on Aristotle of 1520 show.[57] Each board is one side of a leather cover taken from two different German bindings, neither of which belongs to the book on which it is now found. There is certainly no longer a copy of a folio edition Epiphanius in Greek in the monastery that fits the cover used on the left side of the repaired binding (it is used reversed from its original orientation with the tooling against the bookblock, see Fig. 12), and the other board on the right side clearly comes from yet another binding, probably also now lost except for this fragment.

The re-use of wooden boards continued well into the early modern period, and a copy in the parish library in the church of Hatfield Broad Oak in Essex of the Erasmus *Paraphrases* (a text ordered to be placed in every church in England in the reign of Edward VI)[58] has late-medieval oak boards that had been used twice before being used on this book. The binding is covered in blind-tooled tanned calf with crudely-made metal fittings and may well have been made locally. Even seventeenth-century paper boards could be recycled, together with their leather covers still on them. This might be the result of an extensive repair program, as happened to the books at Hatfield House in the eighteenth century, when many earlier books were refurbished (or repaired) by having their edges trimmed and redecorated and their covers replaced over their original boards, which were also cut down in size to match the reduced size of their bookblocks.[59] Alternatively, and more typically, the re-use of a

57 The title-page is missing, but the edition would appear to be: Alexander of Aphrodisias: Alexandri Aphrodisiensis, in priora analytica Aristotelis, commentaria, Venice. in the house of Aldus and Andrea Torresani [de Asola] 1520 (Monastery of Saint Catherine, Mount Sinai, 2580/1866).

58 Desiderius Erasmus: The first tome or volume of the Paraphrases of Erasmus vpon the newe testamente, London: by Edward Whitchurche 1551 (Hatfield Broad Oak Parish Library).

59 For example, the Hatfield House copy of: Jacques Androuet du Cerceau: Le Premiere Volume des plus excellents Bastiments de France, Paris 1607, the decoration of the brown, tanned calf cover of which, with a tooled panel with cornerpieces, can still be made out under the later covering. The slips of the original double raised sewing supports of alum-tawed skin remain laced into the boards.

Fig. 12: The inner surface of the left board taken from the left side of an edition with the title *EPIPHANIVS GRAECE* on a copy of a sixteenth-century edition of Alexander of Aphrodisias's commentaries on Aristotle, by permission of the Holy Synaxis

board might be a one-off, as in the pair of late seventeenth-century boards covered in dark brown tanned calf from an English binding used on a York edition of 1795.[60] The new binding has recessed supports, the slips of which are laced through the seventeenth-century leather on the boards, and a half cover of tanned calf with trough-marbled paper on the sides and parchment tips. An even greater disparity of date can be found in the binding covered in half tanned calf with a pink surface-coloured paper on the sides on a copy of a Paris edition of 1802/3 (plate II, p. 469),[61] which uses about two-thirds of an early seventeenth-century Flemish board covered in dark-brown tanned

60 Joseph Halfpenny: Gothic Ornament in the Cathedral Church of York drawn and etched by Joseph Halfpenny, York 1795 (Croxdale Hall, County Durham).

61 Bulletin des Lois de la Republique Française, 3e Série. Tome Septième, Tot Parys 1802/3 (private collection, United Kingdom). The text is bilingual in French and Flemish, but binding is certainly Flemish, as evidenced by the sewn-endleaf board attachment, which is a typically Flemish technique not used in France.

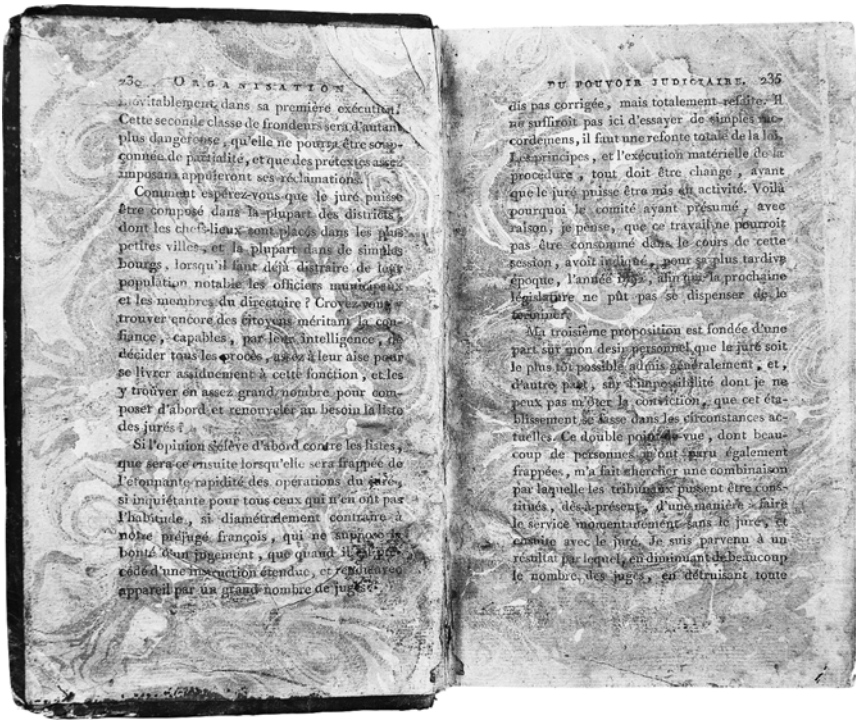


Fig. 13: The left endleaves of trough-marbled printed waste on a copy of Jean Baptiste Ladvocat: *Dictionnaire géographique portatif … traduit de l'anglais sur la 13e édition de Laurent Echard par le citoyen Vosgien, … Nouvelle édition … avec la nouvelle division de la France, la géographie ancienne et une explication des termes de marine … par le citoyen Leclerc*, Paris 1790, private collection, United Kingdom

calf with blind- and gold-tooled decoration for only one of its two boards (the other board was taken from a binding covered in untooled, dark-brown, tanned sheepskin).

Cheaper marbled papers were often made using printed waste, though there is a tendency for the printed texts to appear more strongly through the marbling colours over the years than when they were first made. This can be seen in the binding on a copy of the *Dictionnaire portatif* of 1790,[62] which uses paper marbled onto sheets of an edition with the running title ›Organi-

62 Jean Baptiste Ladvocat: Dictionnaire géographique portatif … traduit de l'anglais sur la 13e édition de Laurent Echard par le citoyen Vosgien, … Nouvelle édition … avec la nouvelle division de la France, la géographie ancienne et une explication des

sation du pouvoir judiciaire‹ (Fig. 13).[63] Here the problem is merely aesthetic, exposing the economical work of the paper-decorator and binder more and more obviously, but there is one notorious example in which the text under the marbling is a banned copy of John Cleland's *Memoirs of a Woman of Pleasure*, more often known now as *Fanny Hill*. The surreptitious printing of this book in the early nineteenth century, probably in Boston, was stopped after no more than a sheet or two had been printed and these sheets, rather than be destroyed, were then handed over to be marbled and were used all over New England, often on books of a rather devout nature out of which Cleland's decidedly irreligious text is now emerging.[64]

Mostly such waste is rather more innocent, and may well be commercial jobbing printing rather than taken from books. An example of this phenomenon is found in the labels printed for packets of tea sold by a Glasgow tea and coffee merchant that were used to make marbled paper in the early nineteenth century. Although the marbling still obscures some of the text, it can be reconstructed by looking at the different covers on the six volumes of the edition on which it has been used (Fig. 14a and b).[65] It would not be surprising if these labels have survived only in this re-used form. Whether the use of waste from a Glasgow tea merchant indicates that these bindings were made in Glasgow is an open question, as printed paper may well have been sold as waste and end up far from its place of origin. The use of parchment for a Treasury warrant authorizing the payment of monies by the Bank of England under terms set out by the Inclosure Commission for land drainage[66] has certainly provided an unexpected covering material for a French binder by the name of Cordonnier (it is signed with an inked stamp in the centre of the left pastedown) to use on a binding on a school textbook of 1854 (Fig. 15).[67]

termes de marine … par le citoyen Leclerc, Paris 1790 (private collection, United Kingdom).

63 The BNP lists 43 editions printed before 1790 which incorporate this running title in their full titles.

64 Richard J. Wolfe: Marbled Paper: Its History, Techniques, and Patterns with Special Reference to the Relationship of Marbling to Bookbinding in Europe and the Western World, Philadelphia 1990, pp. 93-98.

65 Carolus Sardagna: Theologia Dogmatico-Polemica qua adversus veteres navasque hæreses ex scripturis, patribus, atque ecclesiastica historia, Catholica Veritas propugnatur, 6 vols, York 1818. The trough-marbled paper on Volume VI uses printed waste from a book (private collection, United Kingdom).

66 I am grateful to David Chilton for identifying this document.

67 Cours d'Histoire contenant L'Histoire Sainte divisée en huit époques: L'Histoire de France et quelques notions sur les anciens et les nouveaux peuples Par F.P. B. … seizième édition, Tours and Paris 1854 (private collection, United Kingdom). This

¼ lb: Fine TEA, at per lb.

TEA, SUGAR, AND COFFEE,
Warranted Genuine,
AT
HUNTER & RANKIN'S
610, ARGYLE STREET
Glasgow.

BLACK	s.	d.	GREEN	s.	d.
Best Bohea	5	6	Superfine Twankay	8	0
Best Congou leaf	6	0	Good Hyson	12	0
Ordinary Congou	6	6	Fine do.	13	0
Good do.	7	0	Superfine Cowslip	14	0
Fine do.	7	6	Do. Gunpowder do	16	0
Superfine do.	8	0	Raw Coffee		
Souchong	9	0	Roasted do.		
Superfine do.	10	0	Best Crown Chocol	6	0
Superfine Padræ and Ankœ	10	0	Sir Hans Sloane's) Patent Milk. do.)	7	0

Where also may be had a general assortment of every Article in the Grocery line.

*** *Orders from the Country carefully attended to*

Printed for J. LUMSDEN & SONS, Glasgow

Fig. 14: A detail of the printed text under the marbling colours on the right side of volume IV of Carolus Sardagna: *Theologia Dogmatico-Polemica*, 6 vols, York 1818, private collection, United Kingdom (left). A reconstruction of the printed text (right)

Dated 1850, the document appears to be a standard form to enable payment to be made to the owners of recently enclosed land for the purposes of drainage. Such forms must have been printed in large numbers and those left over would have been sold as waste, but how this one, and presumably others, got to France is another matter.

The use of leaves from medieval manuscripts as covers and endleaves as well as for spine linings, sewing supports, endbands cores, tie and tackets is so widespread and so well-known that an account of it is beyond the scope of this paper. It might however be suggested that rather than being critical

copy has the three-hole and tucked-under board lacing typical of the majority of French bindings made for general use rather than the one-hole and knotted lacing found on most French school books of this period, which can be seen clearly in a digitised copy of the 1858 edition of this work, which has a quarter spine of new parchment and decorated paper on the sides (http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k9691555r/f1.image). This suggests that this binding is not the work of either of the publishers, but perhaps of a retail bookseller wherever the appropriately named M. Cordonnier had his workshop.

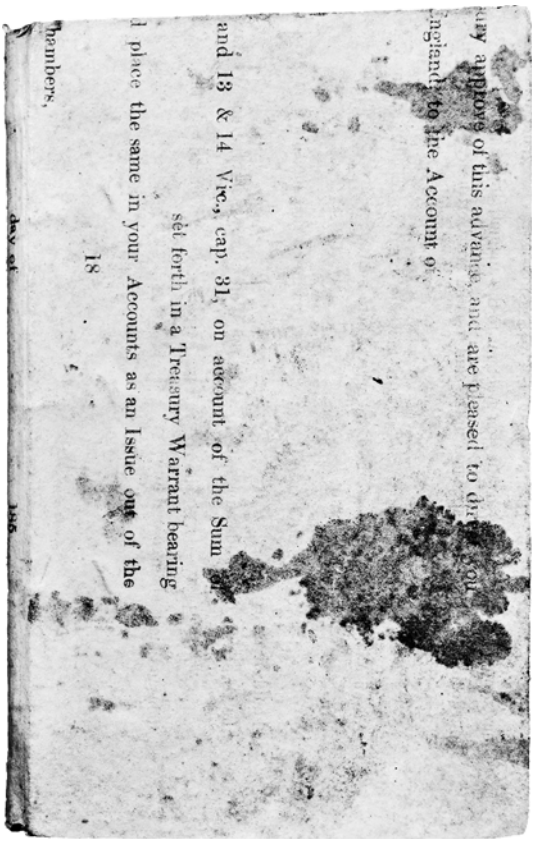


Fig. 15: The left side of the cover, taken from an English Treasury warrant printed on parchment, of the binding on a copy of *Cours d'Histoire contenant L'Histoire Sainte divisée en huit époques: L'Histoire de France et quelques notions sur les anciens et les nouveaux peuples. Par F. P. B. … seizième édition*, Tours and Paris 1854, private collection, United Kingdom

of bookbinders for the destruction of so many medieval manuscripts (the responsibility might perhaps be more appropriately laid at the doors of those who discarded them from their libraries in the first place), we should perhaps be grateful to them for preserving leaves of manuscripts that might otherwise have been entirely lost to us. When, as was a common practice, especially, it seems, in Germany, binders used entire bifolia which resulted in placing the blank inner margins on the spines of the covers made from them, which would have allowed the owner of the book to write a title on clean parchment, they have often preserved the bifolia right out to their original outer edges

and have therefore retained marginal ruling and pricking. This is often not the case with manuscripts that have been rebound over the years and have had their edges trimmed. The surviving spine folds on the manuscript leaves used by bookbinders, often reveal the thread marks of only one sewing, showing that the manuscripts were often still in their first bindings when taken apart.

Very occasionally, a binder would place the parchment leaf in such a way that any decoration on it would end up on the left (or front) cover, to be shown off to good decorative effect. The person, not I think a conventionally-trained binder, who arranged the cover of a small-format Lyon edition of 1577[68] in order to place the large and colourful illuminated initial on its front cover, even though upside down, did so by keeping the greater part of a leaf from an eleventh-century north Italian manuscript[69] intact by folding it in around the edges before attaching it to the sewing supports of the book-block with somewhat amateur-looking secondary tackets of thread (plate III, p. 470). It is undoubtedly worn and damaged, but it has at least survived. The contents of the book (popular songs) and the poor quality and unusual nature of the cover folding and attachment both suggest its construction within a secular milieu, which raises the question of how the ›binder‹ obtained the manuscript leaf and therefore of the availability of such leaves to non-professionals.

Much more remarkable is the use of two illuminated leaves from a previously unknown gospel lectionary written in about 860 in the scriptorium of Charles the Bald in an edition of Calvin printed in 1565,[70] where the binder quite consciously, and rather cleverly, so arranged the leaves as to preserve the magnificent painted pages as the decoration of the binding. How and why

68 The volume contains four works: Recueil de plusieurs chansons, tant musicales que rurales, anciennes et modernes; Augm. des chansons nouvelles qu'on chante à present, Lyon: Rosne 1567, Gelodacrye amoureuse; Cont. plus Aubades, Chansons, Gaillardes, Pauanes, Branles, Sonnets, Stanses, Madrigales, Chapitres, Odes, Lyon: Benoist Rigaud 1576, Le Parangon des Chansons Nouvelles, Lyon: Benoist Rigaud 1577 and Petit Recveil de chansons novvelles: Tant de l'amour, que de la guerre, cont. la pluspart les heureuses victoires obtenues en Auuergne & ailleurs, Lyon 1577 (Herzog August Bibliothek, A: 206.3 [1-4] Poet.).

69 I am grateful to Michelle Brown for identifying where this leaf was written.

70 A leaf from a Gospel Lectionary of ca. 860 used as the cover on the left side of the binding on a copy of Jean Calvin: In viginti prima Ezechielis Prohpetæ capita Prælectiones, Ioannis Budæi & Caroli Ionuillæi labore & industria exceptæ. Cum Præfatione Theodori Bezæ ad generosiss. Gasparem à Colignio Galliæ Amiralium. Additi sunt Indices duo copiosissimi, prior verborum ac sententiarum, posterior locorum qui citantur, Geneva: Ex officina Francisci Perrini 1565 (University of Amsterdam Bijzondere Collecties, 1.E.22).

this book, which was both printed and bound in Geneva, came to be covered in the leaves and who owned them prior to their being used in this way, is not known, though the earliest recorded, and probably first, owner of the book, Germain Colladon, who lived in Geneva, is known to have owned other early manuscripts, and may have had these leaves also in his library.[71] Whatever the source of the leaves, it is an exceptionally rare example of a binder making careful and intentional use of the decoration of manuscript leaves to decorate a binding and in so doing, quite consciously preserving them for future enjoyment.

There is virtually no part of a binding in which a binder seeking to save money cannot recycle materials from an earlier use, and the frequency with which they did so bears witness to the financial pressures under which they often worked. They used such materials in conspicuous positions on their bindings even well into the nineteenth century, and, when hidden as board or spine linings, well into the twentieth century. In doing so they quite unconsciously preserved fragments of many different sorts of materials that might otherwise not have survived, and which occasionally may have a value today far outweighing that of the editions they are found on.

71 Rosamond McKitterick and Nicholas Pickwoad: A Carolingian manuscript fragment from the ninth century in Amsterdam University Library, used as the binding for ›Band 1 E 22‹, in: Quaerendo 43 (2013), 3, pp. 185-213. See also Erik de Boer: The provenance of a book by Jean Calvin, bound in a Carolingian manuscript fragment in Amsterdam University Library (Band I E 22), in: Quaerendo 44 (2014), 3, pp. 186-199.

Almuth Corbach

BRÜCHE IN DER BIOGRAPHIE

EINE SPURENSICHERUNG

Papier ist ein aus feinen pflanzlichen Fasern gebildetes Vliesmaterial. Seine Lebensdauer wird durch die zur Herstellung verwendeten Inhaltsstoffe bestimmt, deren physikalische und chemische Eigenschaften sich über einen längeren Zeitraum mehr oder weniger schnell verändern. Neben endogenen Voraussetzungen sind vielfältige exogene Faktoren wesentlich für die Alterung von Papier, darunter auch sein Gebrauch, die Art und Weise der jeweiligen Nutzung und Handhabung. Ein einzelnes Blatt Papier ist bei jeder Handhabung erheblichen Risiken ausgesetzt, weil sämtliche Bewegungsvorgänge, jedes Drehen oder Wenden bei Konsultation, Ausstellung, Transport oder Aufbewahrung im Laufe der Jahrhunderte weitere Spuren hinterlassen können. Neben anderen wirken sich dabei nicht zuletzt auch individuelle Faktoren aus, wie die Stärke oder das Format eines Einzelblattes sowie die während der Handhabung eingesetzte Technik oder Sensibilität, und bestimmen im Ergebnis seine Lebensdauer.

Sobald jedoch mehrere Blätter Papier identischen Formats übereinandergelegt oder zum Stoß zusammengefasst werden, sinkt ihre Gefährdung bei der Handhabung drastisch. Die aufgeschichteten Papiere stützen sich gegenseitig in der Fläche ebenso wie an ihren Kanten. Folglich nimmt das Risiko ihrer Deformation durch Biegen, Knicken, Falten, Stauchen oder Reißen ab, und dies geschieht im gleichen Maß wie die Höhe des Stapels zunimmt.

Das Prinzip ist ebenso einfach wie wirkungsvoll und erklärt zugleich, warum die Zusammenfassung von Blättern aus Papier zum Verbund im Hinblick auf ihre Überlieferung von entscheidendem Vorteil ist. Vor diesem Hintergrund ist evident, dass Texte und Bilder vor allem physisch geschützt in Codex-Form überlebt haben – deren Überlebenschancen wiederum nochmals deutlich stiegen, sobald sie Eingang in eine Bibliothek fanden. Umgekehrt wird aber auch verständlich, aus welchen Gründen das Nichtüberlieferte verloren ging, das nicht solch materiellen oder institutionellen Schutz erfahren hat.[1] Historische Darstellungen, in denen Einzelblätter wie

1 Thomas Haye: Verlorenes Mittelalter. Ursachen und Muster der Nichtüberlieferung mittellateinischer Literatur, Leiden 2016, S. 240f.

© 2017 Almuth Corbach, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.15499/kds-001-019 | CC BY-SA 4.0

Zeichnungen oder Druckgrafik mit einfachsten Mitteln an Wände geklebt, geheftet oder genagelt wurden, vermitteln eindrücklich die Fragilität des Materials der verlorenen Überlieferungsträger und bezeugen zugleich ihre Existenz (Tafel Ia+b, S. 471). Obgleich die Verfahren zur Präsentation und Ausstellung von Grafik unter anderem durch spezielle Montierung, Passepartout, Rahmen oder Verglasung bis heute immer weiter verfeinert wurden, haben sich die Überlebenschancen über die Zeitläufe auch für Einzelblätter mit einer solchen Biographie als extrem gering herausgestellt.[2]

In Graphischen Sammlungen oder Kupferstichkabinetten werden Druckgraphik und Zeichnungen bis heute zumeist auf Karton oder in Passepartouts in Standardformaten montiert, nach Künstlern und Themen geordnet in Mappen oder speziellen Kassetten aufbewahrt. Die systematische Ordnung macht es möglich, ein gewünschtes Blatt schnell aufzufinden und zur Konsultation oder für eine Ausstellung zu entnehmen. Neu erworbene Werke lassen sich ebenso leicht in die jeweilige Ordnung einfügen. Die Ordnungskriterien selber sind flexibel und somit jederzeit veränderbar. Allerdings ist gerade dieses System ein vergleichsweise modernes Phänomen – im Hinblick auf die Aufbewahrung der Stücke ebenso wie bezogen auf ihre Ordnung. Erst seit Ende des 18. bzw. vermehrt seit Anfang des 19. Jahrhunderts führten vor allem neue kunsthistorische Konzepte, aber auch ökonomische Gründe oder Sicherheitserwägungen dazu, Druckgraphik und Zeichnungen auf solche Weise vereinzelt aufzuheben und zu sortieren.[3] Um dies zu realisieren, mussten die Werke in großen Kampagnen aus ihren ursprünglichen Überlieferungszusammenhängen herausgelöst werden.

Jener überlieferte Zusammenhang führt nun zurück zur Codex-Form. Vom 15. bis 18. Jahrhundert wurden graphische Blätter in Büchern gesichert aufbewahrt und haben nur aus diesem Grund geschützt in Buchblöcken, seitlich durch Fadenheftung miteinander verbunden und zwischen festen Einbanddeckeln sehr lange Zeiträume überdauert. Insofern verwundert es nicht, dass die frühesten Zeugnisse des Sammelns von Graphik in der Wolfenbütteler Bibliothek ebenfalls auf die Buchform verweisen: Liborius Otho erstellte 1613/14 den ersten Katalog der hiesigen Büchersammlung und verzeichnete darin ausdrücklich 23 Graphikfolgen, also gebundene Reihen graphischer Blätter, die von den Herzögen Julius (1528-1589) und Heinrich Julius (1564-1613)

2 Antony Griffiths: The archaeology of the print, in: Collecting prints and drawings in Europe, c. 1500-1750, hg. von Christopher Baker, Caroline Elam und Genevieve Warwick, Aldershot 2003, S. 9-11.

3 The history of preservation of works of Art on paper, in: Carlo James et al.: Old master prints and drawings. A guide to preservation and conservation, Amsterdam 1997, S. 158f.

seit der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts zusammengetragen worden waren.[4] Seitdem wuchs die Büchersammlung fortwährend weiter an – und zugleich gezielt auch die darin enthaltenen graphischen Bestände. Die Gründung des Kunst- und Naturaliencabinetts in Braunschweig (1754) durch Herzog Carl I., des heutigen Herzog Anton Ulrich-Museums, zog nach sich, dass im 18. Jahrhundert eine Aussonderung zahlreicher graphischer Blätter aus den Wolfenbütteler Bibliotheksbeständen begonnen und bis ins 20. Jahrhundert fortgesetzt wurde.[5] Infolgedessen ist heute ein Teil der großen graphischen Sammlungen der Herzöge auf beide Institutionen verteilt.

Die Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (HAB) hat in den vergangenen Jahrzehnten diesen Teil ihrer sogenannten Sondersammlungen nach und nach in den Blick genommen, ihn geordnet, katalogisiert, erschlossen und digitalisiert.[6] In groß angelegten Kooperationsprojekten geschieht dies seit 2007 gemeinsam mit dem Herzog Anton Ulrich-Museum in Braunschweig.[7] Bedeutende Teile der in Wolfenbüttel verbliebenen Graphik sind dementsprechend ebenso wie die aus der Bibliothek nach Braunschweig verbrachten graphischen Bestände bereits digital zusammengeführt und werden in der Datenbank *Virtuelles Kupferstichkabinett* präsentiert. In laufenden Projekten kommen aktuell nach wie vor weitere Bestände hinzu.

Den verschiedenen Überlieferungsformen und Biographien von Büchern, die mit den Graphischen Sammlungen der Herzog August Bibliothek verbunden sind, soll im Folgenden genauer nachgespürt werden.[8] Das physische Erscheinungsbild der Werke hat bislang weniger im Zentrum der Forschung gestanden und so ist deren Erschließung zugleich ein Desiderat, da die Sicherung solcher Spuren zusätzlich zu der vornehmlich betriebenen Indexierung der Bildinhalte vielfältige Informationen zum Entstehen der Sammlungen

4 Libri de arte pictoria, in: Liborius Otho: Katalog der Wolfenbütteler Bibliothek, Wolfenbüttel 1613/14, Signatur Herzog August Bibliothek Cod. Guelf. A Extrav., fol. 59.

5 Die Einrichtung eines Kupferstichkabinetts 1765 als Teil der herzoglichen Sammlungen führte nicht nur zu verstärktem Ankauf, sondern auch zur Aussonderung von Graphik aus verstreuten herzoglichen Beständen – unter anderem der Wolfenbütteler Bibliothek. Zuletzt dokumentiert ist die Überweisung ihrer graphischen Sammlung 1928.

6 Eines der ersten Erschließungsprojekte zu Graphischen Sammlungen galt der Porträtsammlung der Herzog August Bibliothek, http://portraits.hab.de (zuletzt 8.3.2017).

7 Die Datenbank *Virtuelles Kupferstichkabinett* ist das Produkt einer Kooperation von Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel und Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig, http://www.virtuelles-kupferstichkabinett.de/ (zuletzt 8.3.2017).

8 Für ihre Mitarbeit bei den Recherchen zu diesem Beitrag danke ich vor allem Katharina Mähler. Wertvolle Hinweise verdanke ich Werner Arnold, Luise Maul und Ad Stijnman.

beitragen kann – von der Herstellung der graphischen Blätter über Verleger und Händler bis hin zu ihren Sammlern.

Drei Konzepte für graphische Blätter in Codex-Form lassen sich unterscheiden:

- gebundene Graphikserie
- Album und Klebeband
- Graphik in Texten.

Gebundene Graphikserie

Eine Gruppe von Druckgraphik, die in derselben Werkstatt entstanden oder vom Künstler bereits als zusammengehörig angelegt ist, wird als Serie oder Reihe bezeichnet. In aller Regel werden Motive zu einem bestimmten Thema (z.B. Jahreszeiten) dargestellt oder Inventor, Stecher und Verleger sind identisch. Häufig haben die Druckplatten ähnliche Größen, zudem ist das verwendete Papier in Qualität und Format gleich.

Solche Serien wurden gewöhnlich an der kurzen Seite des Blattes, d.h. je nach Format entweder links oder oben, mit der Nadel an zwei Stellen durchstochen und dann mit einem Faden in schnellem Heftstich verbunden. (Abb. 1) Auf diese Weise zusammengehalten, kamen die Serien als dünne Hefte in den Handel. Wenige Exemplare dieser empfindlichen Konvolute haben sich bis heute erhalten, u.a. in den Graphischen Sammlungen der HAB.

Nach dem Kauf hatte der Besitzer zu entscheiden, wie mit dem Bündel Papier weiter zu verfahren sei: Besonders verbreitet war zweifellos, die Graphiken der Serie auszuschneiden und entweder teilweise oder komplett in Alben zu kleben. Auch das Herausschneiden einzelner Drucke aus dem Heft, um sie zur gesicherten Aufbewahrung oder zur Illustration in Handschriften oder gedruckte Texte einzufügen, war ein ebenso naheliegendes wie gebräuchliches Vorgehen (vgl. Abb. 3a-c). Eine weitere Variante bestand nicht zuletzt darin, die Serie vollständig und im Herstellungsformat zu belassen, um sie mit einem festen Einband zu versehen. Der Umfang solcher Druckserien fiel allerdings in der Regel deutlich geringer aus als ein Buchblock üblicher Stärke, weshalb sie seltener separat gebunden, sondern gewöhnlich zusammen mit weiteren, durchschnittlich 12-20 Blatt umfassenden Serien zu Sammelbänden zusammengestellt wurden.[9]

9 Griffiths (Anm. 2), S. 12f.

Abb. 1: Jean-Baptiste Le Roux: *Neues Getäfel-Werck zu Spatzier-Gängen, Gemächern und Cabineten*, Augsburg 1701-1725, mit seitlichem Heftstich gebundene Graphikserie, Herzog August Bibliothek, Graph. Res. C: 212-212.5

Um zu diesem Zweck eine Fadenheftung realisieren zu können, mussten Einzelblätter zwangsläufig zu Doppelblättern verbunden werden – etwa so, dass ein breiteres und ein schmaleres Blatt in der Mitte schmal überlappend zusammengeklebt und dann gefaltet wurde. Mehrere solcher Doppelblätter ließen sich dann zu einer Lage zusammenstecken. Zur Lagenbildung bieten sich verschiedene Verfahren an, die jeweils abhängig von Papierstärke, Format der einzelnen Graphiken, den zu kombinierenden Druckreihen oder einfach der individuellen Entscheidung des jeweiligen Buchbinders zur Anwendung kamen (Abb. 2).

Die Auswahl zum Binden verschiedener Druckserien in einem Sammelband erfolgte normalerweise durch einen Händler oder den Graphiksammler selbst. Der physische Kontext des Bandes kann vor diesem Hintergrund auch Aufschluss über die Umstände ihrer Zusammenstellung geben. Wenn beispielsweise italienische und niederländische Druckserien in Deutschland zu einem Sammelband vereinigt wurden, sind Papiere deutscher Herkunft für Zwischenlagen und Vorsatz wahrscheinlich und anhand ihrer Wasserzeichen zu identifizieren. Darüber hinaus ist ein deutscher Einband zu erwarten, der an entsprechenden bindetechnischen Details erkannt werden kann. Die

Abb. 2: Einige Möglichkeiten zur Konstruktion von Doppelblättern
(Zeichnung: Katharina Mähler, 2016)

kunsttechnologische bzw. kodikologische Untersuchung der jeweiligen Merkmale kann infolgedessen sowohl Auskunft über die Druckorte der einzelnen Reihen geben als auch über den Zeitpunkt und den Ort, an dem der Band zusammengefügt und gebunden wurde.[10]

Album und Klebeband

Die Form der Aufbewahrung und Präsentation in einem Album knüpft an die Praxis der seit dem 14. Jahrhundert in Künstlerwerkstätten für Zeichnungen gebräuchlichen Musterbücher an.[11] Zum Bestücken eines Albums waren die Blätter einer Serie allerdings aus dem Zusammenhang ihrer Herstellung zu lösen und in einen vom Sammler gewählten neuen Zusammenhang zu bringen. Vor dem Einkleben der Darstellung wurden dabei fast immer die breiten Ränder neben dem Plattenrand abgeschnitten – nicht zuletzt aus Platzgründen, um mehrere Werke auf einer Seite arrangieren zu können. Für die Forschung sind solche Alben und Klebebände von besonderem Interesse: Inhalt und Anordnung der Graphiken können ebenso wie Kontext oder Erhaltungszustand

10 Ad Stijnman: Engraving and Etching 1400-2000. A history of the development of manual intaglio printmaking processes, London 2012, S. 340f.

11 Zu historischen Formen der Aufbewahrung von Zeichnungen und Druckgraphik vgl. James (Anm. 3), S. 138-140.

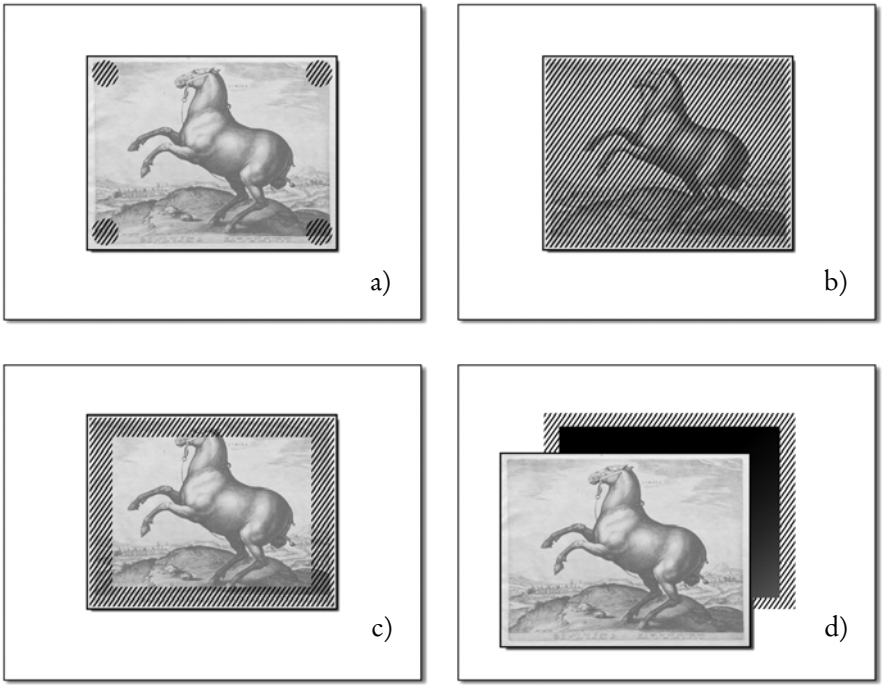


Abb. 3: Historische Graphikmontierungen (von links oben nach rechts unten): punktuelle Montierung, Flächenmontierung, Randmontierung, Fenstermontierung (Zeichnung: Katharina Mähler, 2016)

wichtige biographische Hinweise geben, die sich einem vereinzelten, diesem Kontext entrissenen Blatt nicht mehr ohne weiteres entnehmen lassen.

Vor diesem Hintergrund ist es aufschlussreich, einige jener Techniken genauer zu beleuchten, die beim Entstehen der jeweiligen Buchform bzw. beim Einkleben der Graphik zur Anwendung kamen und die in ihrer Individualität nicht selten Rückschlüsse auf einzelne Sammler erlauben. Dabei muss zwischen zwei Systemen mit eher variablem bzw. eher unveränderlichem Charakter unterschieden werden – in diesem Fall einem vorproduzierten, leeren Album, welches der Sammler oder Händler zu bestücken hatte, und, im Gegensatz dazu, einer bereits vor dem Einbinden planvoll arrangierten Zusammenstellung.

Die einfachste Möglichkeit war, die Seiten eines vorhandenen Albums nach und nach zu füllen und das graphische Blatt dazu auf der Rückseite an allen vier Ecken mit einem Klebstoffpunkt zu versehen – bei größeren Formaten

entsprechend mehr (vgl. Abb. 3a). Der mit dieser Form der Befestigung verbundene Zeitaufwand ist gering, doch führt die im Klebstoff enthaltene Feuchtigkeit unweigerlich zu Verzügen, d.h. starker Verwellung sowohl des Trägerpapiers als auch der Graphik selbst. Infolgedessen entstehen bei der künftigen Benutzung des Buches an den exponierten, erhöhten Zonen durch die Reibung der Seiten gegeneinender oft Beschädigungen, d.h. Glanzspuren oder Abriebe der Farbschicht. Solche Schäden ließen sich durch diverse Modifikationen des Verfahrens wirkungsvoll begrenzen – infrage kamen z.B. reduzierterer Klebstoffauftrag, kleinere Klebepunkte, nur drei statt vier Ecken oder die Verwendung eines besonders starken und gut geleimten Trägerpapiers.

Jede neue Graphik, die in ein Album geklebt wird, verursacht eine lokale Verdickung des Buchblocks. Um sicherzustellen, dass ein Album auch im gefüllten Zustand seine Form behält, muss vor dem Binden eine ausreichende Anzahl sogenannter Ausgleichsfälze eingeplant werden. Die Technik ist bis heute in traditionellen Fotoalben gebräuchlich und kann solch unvermeidbare Deformation auffangen. Die Albumform erlaubt eine vergleichsweise flexible Ordnung, da sich bei entsprechender Befestigung einzelne Stücke jederzeit wieder herauslösen oder neu zusammenstellen lassen.

Eine Mischform zwischen gebundener Graphikfolge und Album entsteht, wenn die ausgeschnittenen Graphiken in einem geringfügig kleineren Fenster des Trägerpapiers verklebt werden – ähnlich einem Passepartout. Diese Technik hat den Vorteil, dass die Verdickung des Buchblocks nur auf die schmale Zone der Überlappung begrenzt ist (vgl. Abb. 3d). Die Montierung in maßgefertigten Fenstern sei auch deshalb erwähnt, weil nachträgliche Veränderungen des Inhalts in einem solchen Buch im Gegensatz zu dem zuerst beschriebenen Album nicht spurlos möglich sind, ohne einzelne Fenster durch Herausschneiden der Graphik unbrauchbar zu machen oder gleich ganze Seiten zu zerstören oder aus dem Buchblock herauszutrennen. Ein solcher Klebeband muss idealerweise vor dem Binden präzise geplant, d.h. die Auswahl der graphischen Blätter getroffen, ihre Anordnung auf der Seite festgelegt und sämtliche Seiten des Buchblocks zuvor ausgeschnitten und verklebt werden.

Graphik in Texten

Der Vollständigkeit halber seien in dieser Übersicht schließlich auch jene Bücher genannt, in denen Bild und Text als Einheit geplant und im gleichen Herstellungsprozess miteinander verbunden wurden. Zu diesem Modell zählen

auch Bildtafeln, die zwar wegen einer abweichenden Technik in einem separaten Druckgang auf einer Tiefdruckpresse gedruckt, aber an ihren mitgedruckten technischen Anweisungen für den Buchbinder zweifelsfrei als zum gleichen Titel gehörig erkennbar sind.

Gründung des »Kunst- und Naturaliencabinetts« in Braunschweig durch Carl I.

Nach dieser kurzen Übersicht einiger maßgeblicher historischer Formen der Überlieferung von Druckgraphik und Zeichnungen soll nun ein Eindruck davon vermittelt werden, wie die Separierung von Büchern und Kunstobjekten bzw. graphischen Beständen der Bibliothek in der Praxis erfolgte. Sie wurde Mitte des 18. Jahrhunderts vor allem in unmittelbarer Folge der Gründung eines Kupferstichkabinetts als Teil des Herzoglichen Kunst- und Naturaliencabinetts in Braunschweig veranlasst. An den im Wolfenbütteler Bestand verbliebenen Büchern lassen sich diese Spuren bis heute ebenso klar nachvollziehen wie an einem großen Teil ihrer Graphischen Sammlungen.

Ein in jedem Wortsinn radikaler Schnitt war erforderlich, um Sammelbände und Alben aus ihren Einbänden zu trennen und die graphischen Blätter entsprechend der herzoglichen Vorgaben zu vereinzeln. Davon zeugen etliche vollständig ausgeweidete Einbände, die sich bis heute an verschiedenen Stellen der Bibliothek erhalten haben. Von vielen Büchern ist bekannt, dass sie in unversehrtem Zustand nach Braunschweig überwiesen wurden. Einige Zeit später kehrten die Einbände – ihrer Buchblöcke entledigt – wieder zurück in die Bibliothek. Die letzte dieser Sendungen traf 1929 in Wolfenbüttel ein und ist sorgfältig dokumentiert (Tafel II, S. 472). Vor allem im 19. Jahrhundert wurden Sammelbände gezielt aufgelöst bzw. einzelne Titel entnommen – sei es, weil ihre textuellen Inhalte nicht mehr mit einem neuen bibliothekarischen Ordnungssystem korrespondierten oder weil graphische Bestände auszusondern waren. Anhand der Buchbinderjournale der HAB lässt sich nachvollziehen, dass auch Buchbinder aus der Region beauftragt waren, die Bibliothekare handwerklich bei dieser Arbeit zu unterstützen (Abb. 4). Doch nicht nur auf diese Weise ›amputierte‹ buchbinderische Einheiten finden sich im Bestand der Bibliothek, auch die ausgeschnittenen Stücke lassen sich nachweisen – als schmale Textblöcke ohne Einbände ebenso wie als Einzelblätter bzw. Druckserien in den Graphischen Sammlungen.

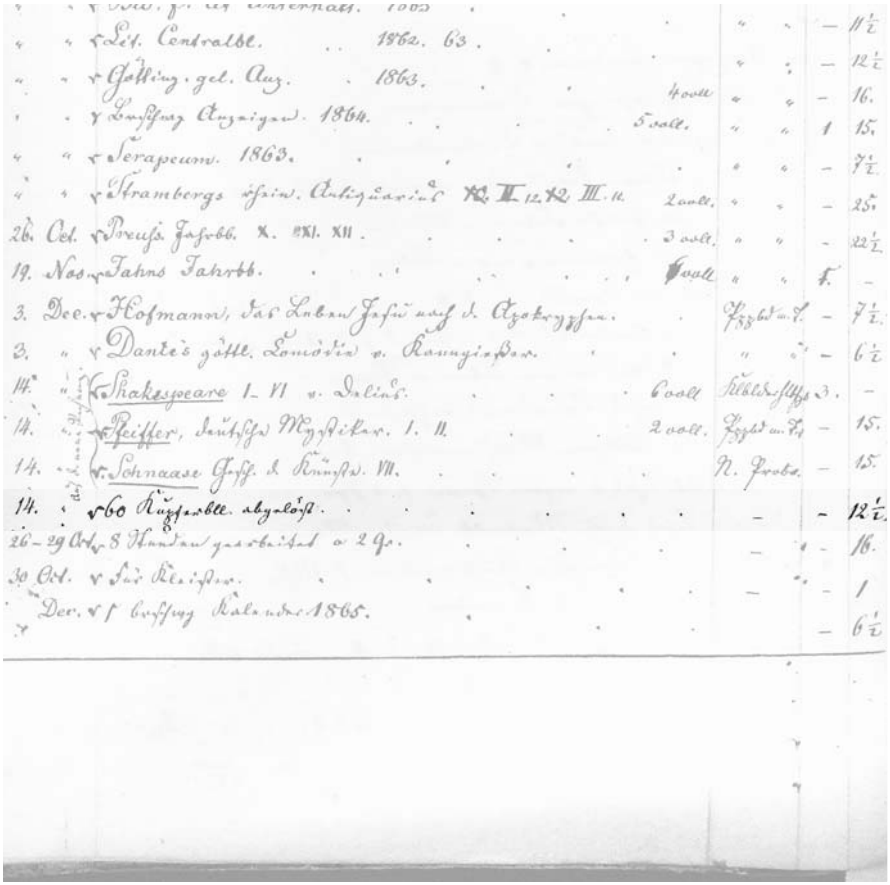


Abb. 4: Eintrag im Buchbinderjournal vom 14. Dezember 1864: »60 Kupferbll. abgelöst«, Herzog August Bibliothek, BA I, 1225

Informationen zu Material, Provenienzen und Geschichte in der VKK-Datenbank

Einer der Schlüssel zur weiteren Erforschung der Geschichte der Sammlung und der Sammler kann die Suche, Sicherung und Deutung ihrer Spuren sein – ausgehend von Material und Herstellungstechnik. In der Datenbank des Virtuellen Kupferstichkabinetts liegt der Schwerpunkt auf dem Bildinhalt sowie der Zuschreibung und Datierung. Im Feld ›Anmerkungen‹ werden allerdings auch einige physische Merkmale aufgeführt, wie z.B. die Zugehörigkeit zu einer Reihe oder Basisinformationen zu bindetechnischen Spuren. Deren Erschlie-

ßungstiefe ist jedoch unterschiedlich, und vor allem sind die in diesem Feld benutzten Termini nicht normiert und somit nicht zuverlässig recherchierbar. Gleichwohl lassen sich dort bereits interessante Hinweise finden.[12]

Auswertung kunsttechnologischer und kodikologischer Spuren

Um kunsttechnologische und kodikologische Spuren gezielt auswerten zu können, waren zunächst Kategorien für die zusätzlich zu erhebenden Kriterien festzulegen und diese recherchierbar in Form einer Datenbank darzustellen. Zu diesem Zweck wurde eine in der HAB zur Schadenserfassung für die Konservierung bzw. Restaurierung der Sammlung der Graphischen Reserve genutzte FileMaker-Datenbank um eine entsprechende Abfragemaske erweitert (Abb. 5). Eine Struktur entlang der buchbinderischen Arbeitsschritte hat sich für ein solches Vorgehen bewährt. Um sich der Praktikabilität des Vorhabens zu vergewissern, erfolgte ein exemplarischer Testdurchlauf, dessen Ergebnisse hier vorgestellt werden sollen. Für die Untersuchungen wurde beispielhaft eine Formatgruppe ausgewählt. Ziel der Analyse war es, in den Datenbeständen Ähnlichkeitsstrukturen nachzuweisen, um auf diese Weise Cluster bilden zu können.

Zunächst werden die Maße des Objektes aufgenommen, und zwar nicht auf die Darstellung oder die Platte bezogen, sondern auf die ehemalige buchbinderische Einheit – den Einband. Als Konvention werden die Höhe am Falz und die Breite am Kopf gemessen. Je nachdem, auf welche Weise Einzelblätter oder Graphikreihen aus Büchern herausgetrennt wurden, lassen sich nicht immer beide Maße feststellen. Daher müssen auch die Spuren des Heraustrennens charakterisiert und verzeichnet werden.

Manuskriptnotizen wie alte Signaturen, fortlaufende Nummern oder ehemalige Foliierungen, die Schreibmittel und der Ort des Auftrags sind zentrale Indizien für einen vormals vorhandenen, gebundenen Zusammenhang und erlauben nicht selten die Rekonstruktion eines Sammelbands oder einer gebundenen Reihe.

Die Art der Lagenbildung ist in einzelnen Druckreihen identisch, zuweilen auch in ganzen Büchern, daher werden die vorgefundenen Verfahren und die Anzahl der Doppelblätter pro Lage erfasst.

Über Jahrhunderte war es vor allem die tägliche Arbeit von Kunsthändlern, alte Sammelbände auseinanderzutrennen und neue Besitzer für die

12 Vgl. etwa den Eintrag zur Signatur Herzog August Bibliothek Graph. A1: 834b.1 unter http://www.virtuelles-kupferstichkabinett.de/de/?action=detail_view&id=3531 (zuletzt 8.3.2017).

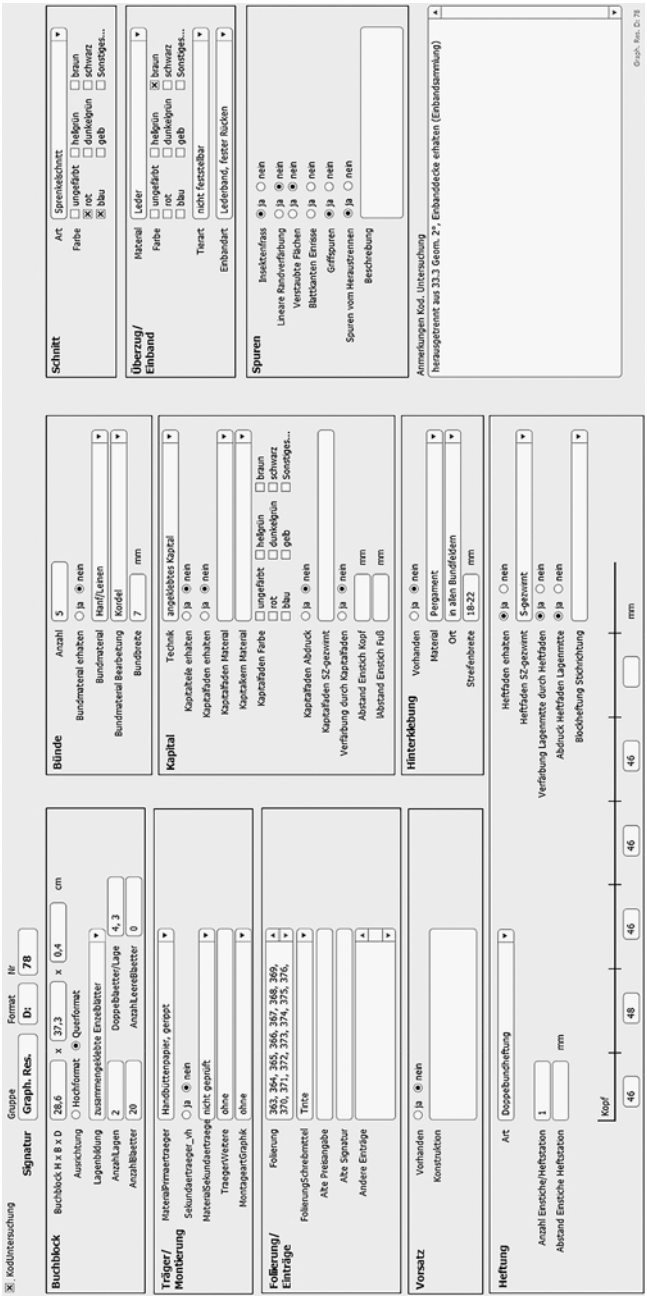


Abb. 5: Screenshot der internen Datenbank zur kodikologischen Untersuchung der Graphischen Sammlungen in der Herzog August Bibliothek (Mähler, 2016)

Abb. 6: Drei Exemplare der Druckserie *Equile Ioannis Austriaci Caroli V. Imp.* von Johannes Stradanus aus dem Bestand der Herzog August Bibliothek (vgl. Anm. 14)

vereinzelten Drucke zu finden, welche die Neuerwerbungen ihrerseits neu zusammenstellten. Solche Stadien lassen sich häufig an Papier- und Klebstoffrückständen auf den Versoseiten dieser Blätter ablesen. Daher müssen die Art der jetzigen ebenso wie Spuren früherer Montierungen, abgelöste Kaschierungen, charakteristische Schnitte, Papierabrisse oder Klebstoffreste verzeichnet werden, wenn eine Rekonstruktion der Lebensgeschichte nachvollzogen werden soll.

Hinzu kommt die Bestimmung sowie Lokalisierung von Material und Technik aller feststellbaren Bestandteile eines vormaligen Bucheinbandes wie Vorsatz, Heftung, Bünde, Hinterklebung, Buchschnitt, Kapital, Deckel oder Überzugsmaterial. Aus der Summe dieser Merkmale lässt sich meist bereits auf die Einbandart schließen, und zuweilen lassen sich auch Anhaltspunkte für eine Datierung ableiten. Schließlich sind sämtliche Spuren der Benutzung und Aufbewahrung von Interesse, dazu gehören auch Insektenfraß[13] oder Papierschäden, da auch sie zu entsprechender Clusterbildung geeignet sind.

13 Vgl. Beitrag von Ulrich Johannes Schneider in diesem Band.

Erstes Fallbeispiel – Druckserie Equile

Der Praxistest begann mit dem Konvolut einer Kupferstichserie des 16. Jahrhunderts mit Pferdedarstellungen (*Equile Ioannis Austriaci Caroli V. Imp.*) von Johannes Stradanus (1523-1605). Es fiel unmittelbar ins Auge, dass hier zwar eine gleiche Druckreihe, aber mindestens zwei Überlieferungszustände vorliegen, denn die Blätter hatten nicht nur verschiedene Formate, sondern wiesen auch unterschiedliche Bindespuren auf. Die eine Reihe stammte offensichtlich aus einem ehemals als Hochformat, die andere aus einem als Querformat gebundenen Sammelband. Ein dritter, nach wie vor gebundener Sammelband aus derselben Druckreihe befindet sich ebenfalls im Bestand der HAB (39.1 Geom. 2° [2]) (Abb. 6). Die als Hochformat gebundene Reihe liegt in Fenstermontierung vor und offenbarte zudem durch grobe Papierabrisse und Reparaturen auf der Versoseite der Graphik unübersehbare Spuren einer früheren Montierung.

Die querformatige Reihe zeigt besonders charakteristische Spuren eines früheren Einbands: Vor allem sind dies dunkelbraune Klebstoffkrusten an den Lagenrücken, Einstiche einer Heftung auf vier erhabenen Doppelbünden, Schmutz und dadurch verursachte Deformationen im Falz, heftige Griff- und Benutzungsspuren sowie eine Bleistiftfoliierung in der rechten oberen Ecke. Das letzte Blatt der Reihe ist sehr beschädigt, weist aber noch Überreste einer historischen Vorsatzkonstruktion auf und konnte daher als letztes Blatt eines früheren Sammelbandes identifiziert werden. Bei der Recherche fielen sowohl im Bestand der Graphischen Sammlung als auch der Graphischen Reserve unter verstreuten Signaturen weitere Buchblockteile mit denselben beschriebenen Details auf, welche – erneut zum Buchblock zusammengelegt – von ihrer früheren Einheit zeugen (Abb. 7).[14]

Auch das erste Blatt des Buchblocks ließ sich identifizieren. Dieses trägt auf der Rectoseite an der oberen Blattkante die Ziffer 18 unterhalb eines Schrägstriches, deren Duktus vertraut erschien. Die dunkelbraunen Leimkrusten an den Lagenrücken ließen ebenfalls an Bekanntes anknüpfen: Im Streiflicht zeigen sie eine auffallende Reliefstruktur, die auf einen ehemals textilen Einband mit festem Rücken deutet, bei dem also das Überzugsmaterial – in

14 Zu den zwei aufgelösten ehemaligen Sammelbänden wurden bislang folgende zugehörige Werke identifiziert: Sammelband I, querformatig gebunden: Signatur Herzog August Bibliothek Graph. A1: 470 c+i, Graph. A1: 782d.1-6, Graph. A1: 782k, Graph. A1: 783 p.7-14, Graph. A1: 834 a-c, Graph. Res. D: 71-71.33, Graph. Res. D: 274-274.8; Sammelband II, hochformatig gebunden: Signatur Herzog August Bibliothek Graph. A1: 470 k+l, Graph. A1: 501a, Graph. A1: 783 ii-qq, Graph. A1: 834 h-r, Graph. A1: 2813 a-n, Graph. Res. D: 99, Graph. Res. D: 275-275.1.

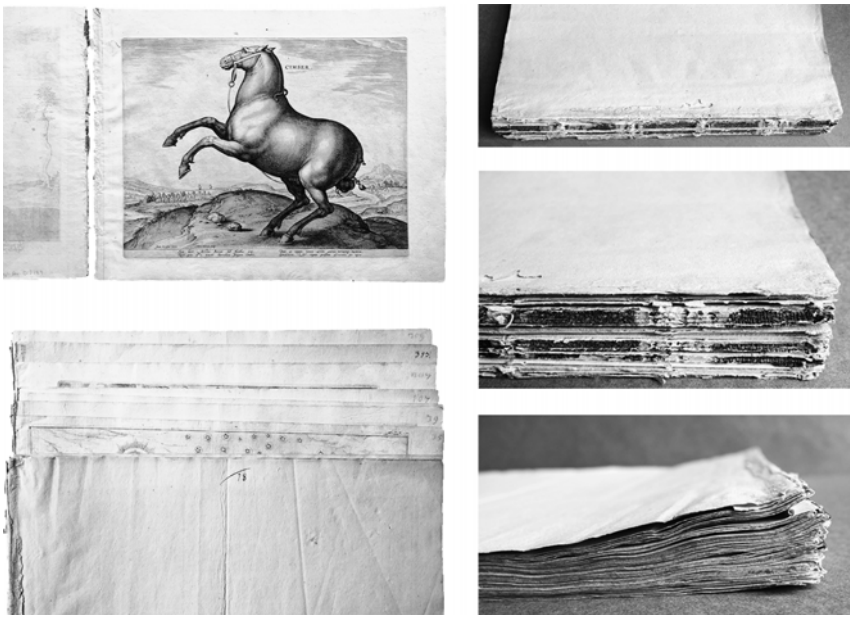


Abb. 7: Beispiel eines Sammelbandes mit schwarzem Samtüberzug und vergoldeten Beschlägen, Vorderdeckel und Detail des Rückens, Herzog August Bibliothek, 29.7 Geom. 2°

diesem Fall ein schwarzbraunes Gewebe – unmittelbar auf dem Buchblockrücken verklebt war. Textile Einbände waren besonders kostbar, aber auch besonders fragil. Ein sehr prominentes Beispiel dafür ist im HAB-Bestand der Sammelband mit Werken von Albrecht Dürer, darunter die *Underweisung der Messung mit dem Zirckel vnd richtscheyt* von 1538 sowie eingeklebte Radierungen und Holzschnitte. Der Druck gehört zur Büchersammlung Herzog Ludwig Rudolphs von Braunschweig-Lüneburg (1671-1735), die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Schenkung in die herzogliche Bibliothek gekommen ist.[15] Seit Neuordnung der Aufstellung durch Ludwig Konrad Bethmann Mitte des 19. Jahrhunderts hat dieser Bestand keinen separaten Standort mehr und wurde in die Sammlung integriert.[16] Der Band ist nun der Gruppe ›Geometrica‹ zugeordnet (Signatur Herzog August Bi-

15 Werner Arnold: Eine norddeutsche Fürstenbibliothek des frühen 18. Jahrhunderts. Herzog Ludwig Rudolph von Braunschweig-Lüneburg (1671-1735) und seine Büchersammlung, Göttingen 1980.

16 Otto von Heinemann: Die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Büchersammlungen, Wolfenbüttel 1894, S. 236f.

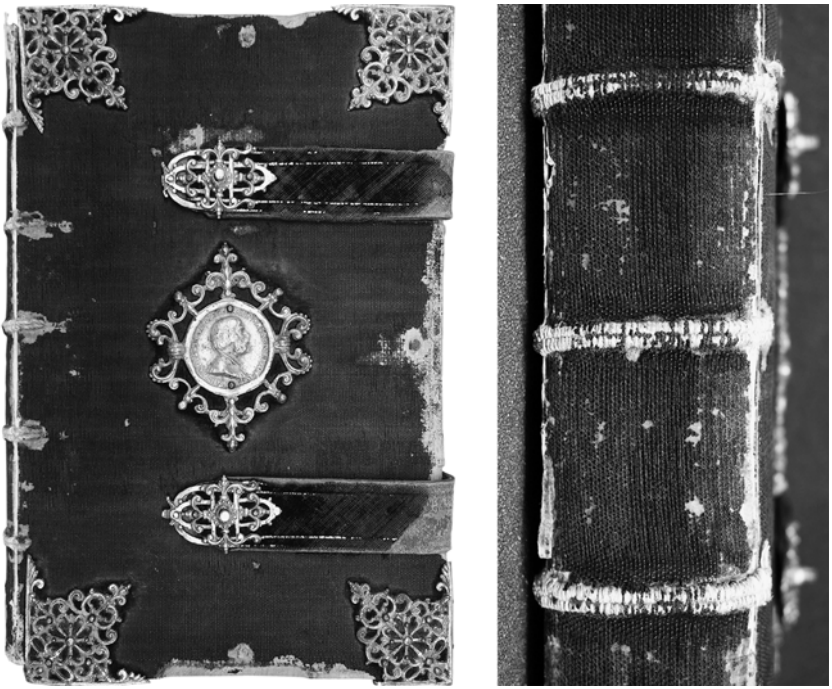


Abb. 8: Notation im Vorsatz und Exlibris verweisen auf die Zugehörigkeit des Sammelbands zur ehemaligen Fürstenbibliothek Ludwig Rudolphs von Braunschweig-Lüneburg, Herzog August Bibliothek, 29.7 Geom. 2°

bliothek 29.7 Geom. 2°). Zusätzlich zum kostbaren, indessen bereits sehr abgegriffenen Überzugsmaterial Samt weist er sogar vergoldete Beschläge auf (Abb. 8). Das Mittelstück ziert ein Bildnis Albrecht Dürers und ist vermutlich ein Abguss der 1527 bzw. 1528 entstandenen Gedenkmedaille von Matthes Gebel. Auf dem fliegenden Blatt dieses Sammelbandes fällt die ebenfalls an der oberen Blattkante mit Tinte geschriebene Ziffer 9 unter einem Schrägstrich auf, die auf Übereinstimmung mit der oben erwähnten Ziffer 18 deutet. Einige Blätter weiter bestätigt sich die vermutete Provenienz im Exlibris von Ludwig Rudolph, Herzog von Braunschweig und Lüneburg (Abb. 9). Folglich ist bei den in den Graphischen Sammlungen zusammengetragenen Buchblock-Fragmenten von einem Sammelband auszugehen, welcher durch seine Notation, also der im Vorsatz eingetragenen Ziffer 18, den Standort bei der Sachgruppenaufstellung in der Bibliothek Herzog Ludwig Rudolphs bezeichnet. Mit größter Wahrscheinlichkeit war der Band ebenfalls mit einem schwarzen textilen Einband versehen – ob die Ausstattung dieses Einbandes allerdings ebenso üppig wie diejenige des

Abb. 9: Notation im Vorsatz und Exlibris verweisen auf die Zugehörigkeit des Sammelbands zur ehemaligen Fürstenbibliothek Ludwig Rudolphs von Braunschweig-Lüneburg, Herzog August Bibliothek, 29.7 Geom. 2°

Sammelbands mit dem Dürer-Druck war, lässt sich an den bislang ermittelten Spuren nicht ablesen.

Zweites Fallbeispiel – Wiedervereinigung eines Augusteerbandes

Ein zweites Fallbeispiel sei hier vorgestellt: Bei der Recherche fiel ein Torso eines Buchblocks mit charakteristischen Merkmalen ins Auge. Auch dieser verweist auf ein Querformat, auf fünf Doppelbünde gebunden; er zeigt Spuren einer streifenförmigen Hinterklebung, vermutlich aus Pergamentmakulatur sowie einen blau-roten Sprenkelschnitt. In diesem Fall wurden unter verschiedenen Signaturen in den Sammlungen zwei weitere Fragmente gefunden – diesmal ausschließlich in der Graphischen Reserve.[17] Alle Stücke zeigen rechts unten eine charakteristische Foliierung in brauner Tinte. Der Farbschnitt ist signifikant und lässt sich verschiedentlich im Bestand der

17 Folgende Werke wurden bislang als zum gleichen Sammelband gehörend identifiziert: Graph. Res. D: 18-18.7, Graph. Res. D: 78-78.19, Graph. Res. D: 97-97.

HAB nachweisen. Die Signaturengruppe ›Geometrica‹ enthält vergleichsweise viele Sammelbände mit Graphikserien, weshalb es nahelag, einige dieser Drucke genauer auf ihre einbandtechnischen Merkmale hin zu untersuchen. Ein Foliant mit braunem Rindledereinband, einer mit Zwischgold[18] ausgeführten charakteristischen Einbanddekoration auf Rücken und Deckeln und demselben blau-roten Sprenkelschnitt schien besonders vielversprechend und ließ vermuten, dass der frühere Einband der betreffenden Graphikserie so ausgesehen haben könnte (Tafel III, S. 473). Auf dem hinteren Spiegel des Bandes eingetragen findet sich die Angabe eines Preises, vermutlich der Betrag, den Herzog August zum Erwerb des Druckes aufwenden musste.

Die Untersuchung der ›Geometrica‹-Einbände erinnerte wiederum an eine Sammlung leerer historischer Einbanddecken, die im Tresor der Bibliothek aufbewahrt werden – darunter ein Ledereinband mit vergleichbaren Merkmalen. Der erste Versuch einer ›Anprobe‹ erwies sich überaschenderweise gleich als aussichtsreich (Tafel IV, S. 474f.). Die Teile des Buchblocks könnten wirklich in diesen Einband passen, denn seine Maße stimmen mit denen der in der Einbanddecke verbliebenen Vorsätze überein. Daraufhin wurden weitere Einbanddetails überprüft, mit dem Ergebnis weiterer Übereinstimmungen: Die Position der Bünde ist identisch, die Pergamenthinterklebung hat exakt dieselbe Breite, der Heftfaden weist dieselbe Dicke und Zwirnung auf, Lederabrisse an den Lagenrücken entsprechen sich in Farbe und Material, gleiches gilt für Kapitale und Farbschnitt. Dieser Befund erlaubt den gesicherten Schluss, dass tatsächlich einstmals die historische leere Einbanddecke und die ausgeschnittenen Lagen zusammengehört haben.

Auf dem vorderen Spiegel des Einbandes ist von der Hand Herzog Augusts der Preis notiert: 16 Reichsthaler. Die Signatur auf einem typischen Papierschild am Rücken des Einbands war noch lesbar und ebenfalls durch Herzog August beschriftet, so dass die Verzeichnung dieses Zugangs zum Augusteerbestand mit der Signatur 33.3 Geometrica 2° im sog. Bücherradkatalog Herzog Augusts verifiziert werden konnte.[19] Wann der Band zerlegt wurde, ist nicht bekannt. Da er jedoch nicht zum Konvolut der 1929 zurückgekommenen und verzeichneten Einbanddecken gehört, ist

18 Bezeichnung für Blattmetall, das auf der einen Seite aus Gold, auf der anderen aus Silber besteht. Da das Silber mit der Zeit korrodiert, erscheinen mit Zwischgold vorgenommene Vergoldungen häufig verschwärzt.

19 Der Zugang des Sammelbands mit der Signatur 33.3 Geom. 2° ist auf Seite 4315f. von Band 4 des Bücherradkatalogs eingetragen. Im Mai 1974 wurde sein Verlust festgestellt und ebenfalls dort notiert, Signatur Herzog August Bibliothek BA I, 325.

zu vermuten, dass der Eingriff während einer der Kampagnen im 19. Jahrhundert erfolgte. Zum Inhalt sind im Bücherradkatalog »allerhandt schöne Kupferstücke« notiert, u.a. von Georg Hoefnagel, Hendrick Goltzius, Jan van der Straet, Pieter Brueghel und anderen. Durch diese groben Inhaltsangaben ergeben sich weitere Möglichkeiten des Zugangs zu diesem Sammelband und der Rekonstruktion seines vormaligen Inhalts, denen nun nachzugehen wäre.

Herausforderungen für Erhaltung, Erschließung und Benutzung

Die in den Graphischen Sammlungen der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel in vielfältiger Ausprägung erhaltenen, raren Zwischenzustände und Fragmente ehemals gebundener Bücher geben sowohl Auskunft über den wechselhaften Lebenslauf eines individuellen Exemplars, als auch über die Geschichte der Sammlung einschließlich der Sammler, die das Material zusammengetragen haben. Die Sicherung dieser Spuren, der verwendeten Materialien und Techniken, kann zugleich unterschiedliche Praktiken der Aneignung, Umnutzung und Musealisierung illustrieren.

Nicht nur die vorhandene Datenbank des Virtuellen Kupferstichkabinetts sollte daher durch die geschilderten kodikologischen und kunsttechnologischen Details angereichert werden, sondern diese Spezialisierung wäre darüber hinaus auch in möglichen weiteren Forschungsprojekten abzubilden. So könnten Vorphasen der Graphischen Sammlungen sowohl im Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig als auch in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel gezielt rekonstruiert und auf diesem Wege für die weitere Forschung nutzbar werden. Ergänzend zum ›Virtuellen Kupferstichkabinett‹ könnte der ursprüngliche Überlieferungszustand der darin verzeichneten graphischen Bestände als ›Virtuelle Kunstbibliothek‹ zusammengeführt und visualisiert werden.

FARBTAFELN

Plate I: Manicules and Opticules. Pliny the Younger: *Epistolarum libri IX*, Treviso 1483, Stanford University Library, sig. d4v-d5r, shelf-mark KA1483.P49 CB

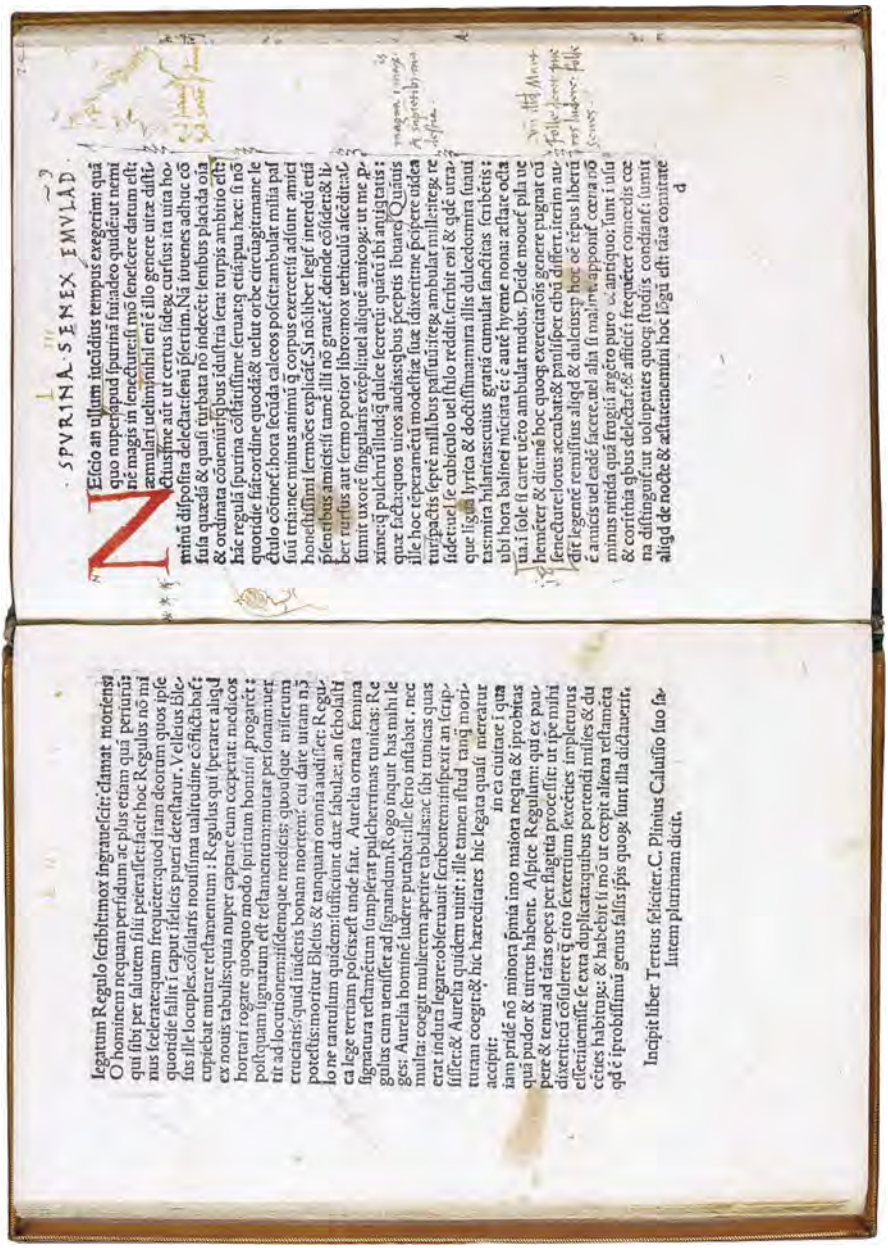


Plate II: A head at the head of a letter. Pliny the Younger: *Epistolarum libri IX*, Treviso 1483, Stanford University Library, sig. c8v-d1r, shelf-mark KA1483.P49 CB

Plate III: Pliny's villa graphically described. Pliny the Younger: *Epistolarum libri IX*, Treviso 1483, Stanford University Library, sig. c5v-c6r, shelf-mark KA1483.P49 CB

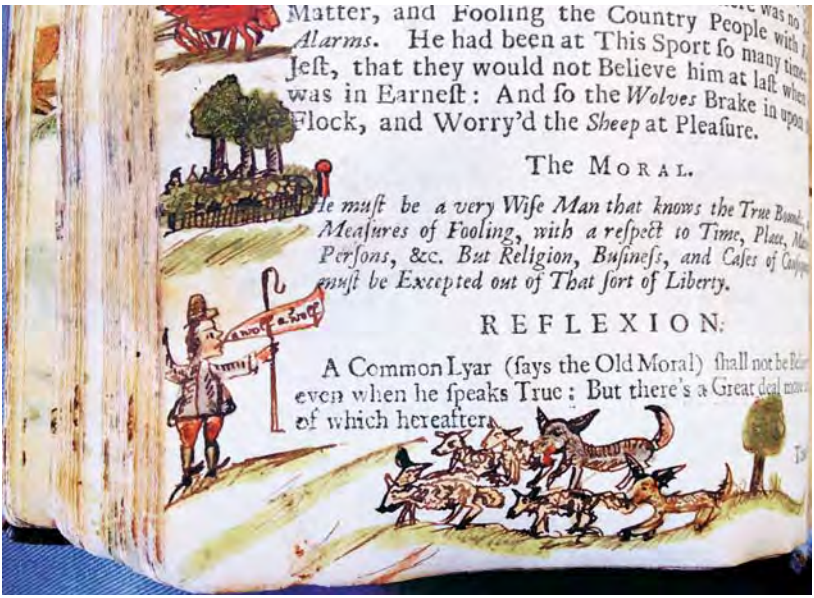


Plate IV: The boy who cried wolf. *Fables of Aesop and other eminent mythologists*, London 1708, Victoria and Albert Museum, National Art Library, shelf-mark Safe 6.A.10, p. 90

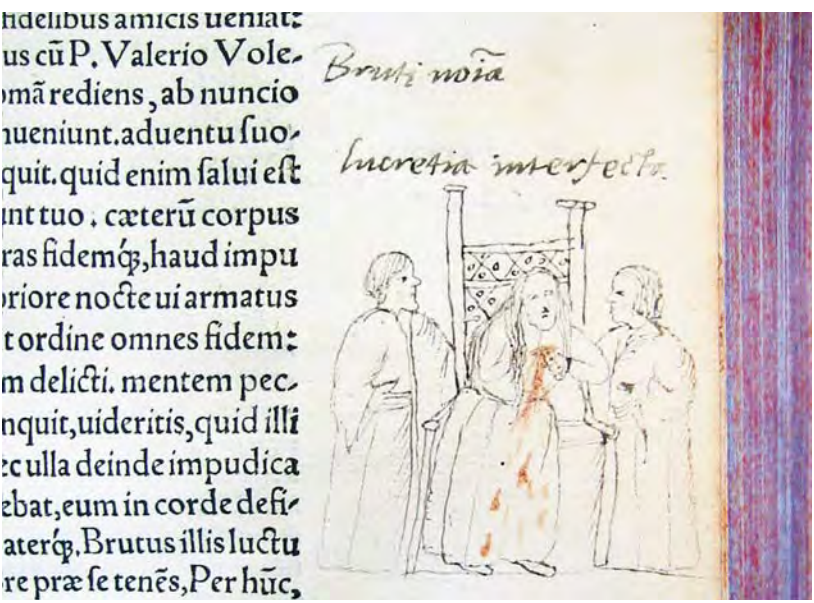


Plate V: The Rape of Lucrece. Livy: *Latinae historiae principis Decades tres*, Basle 1549, National Gallery, Washington DC, shelf-mark Rare PA6452.A2 1549 fol.

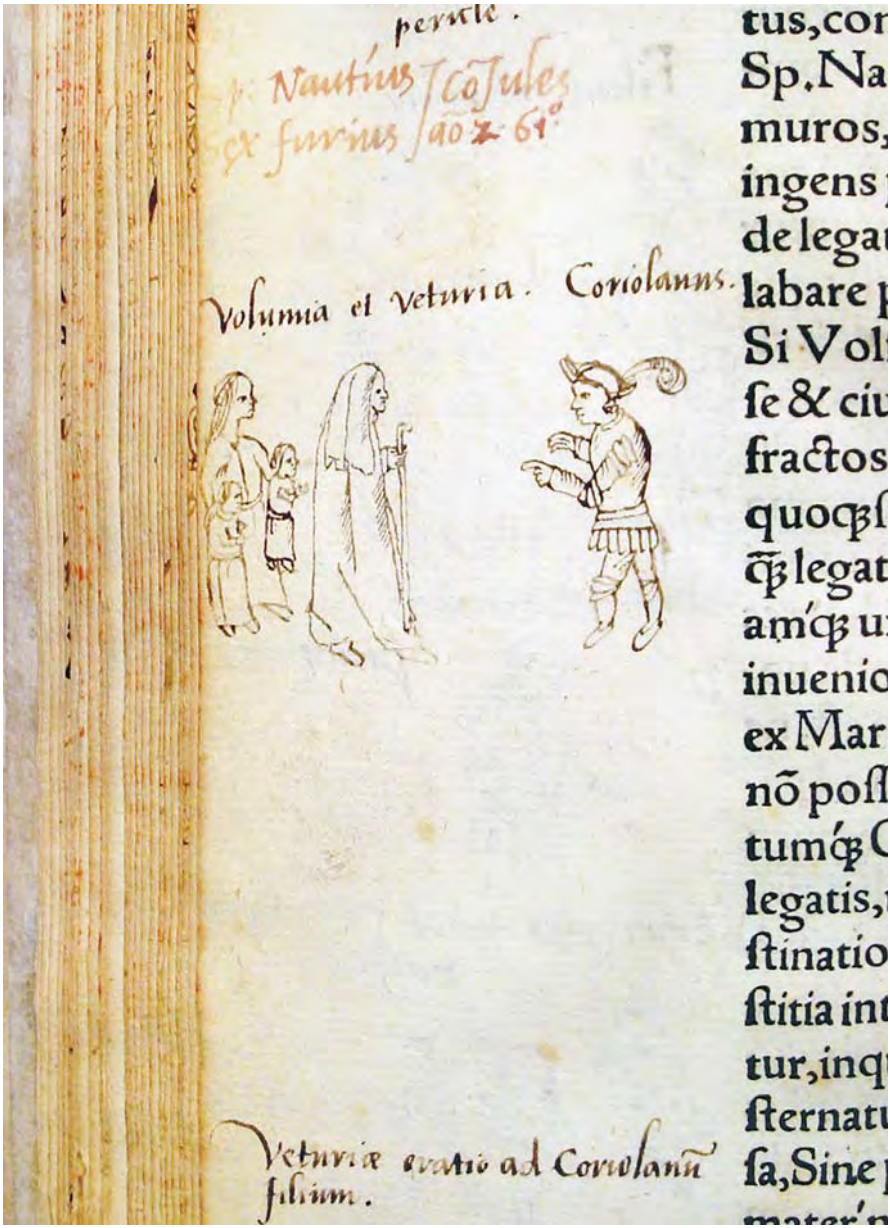
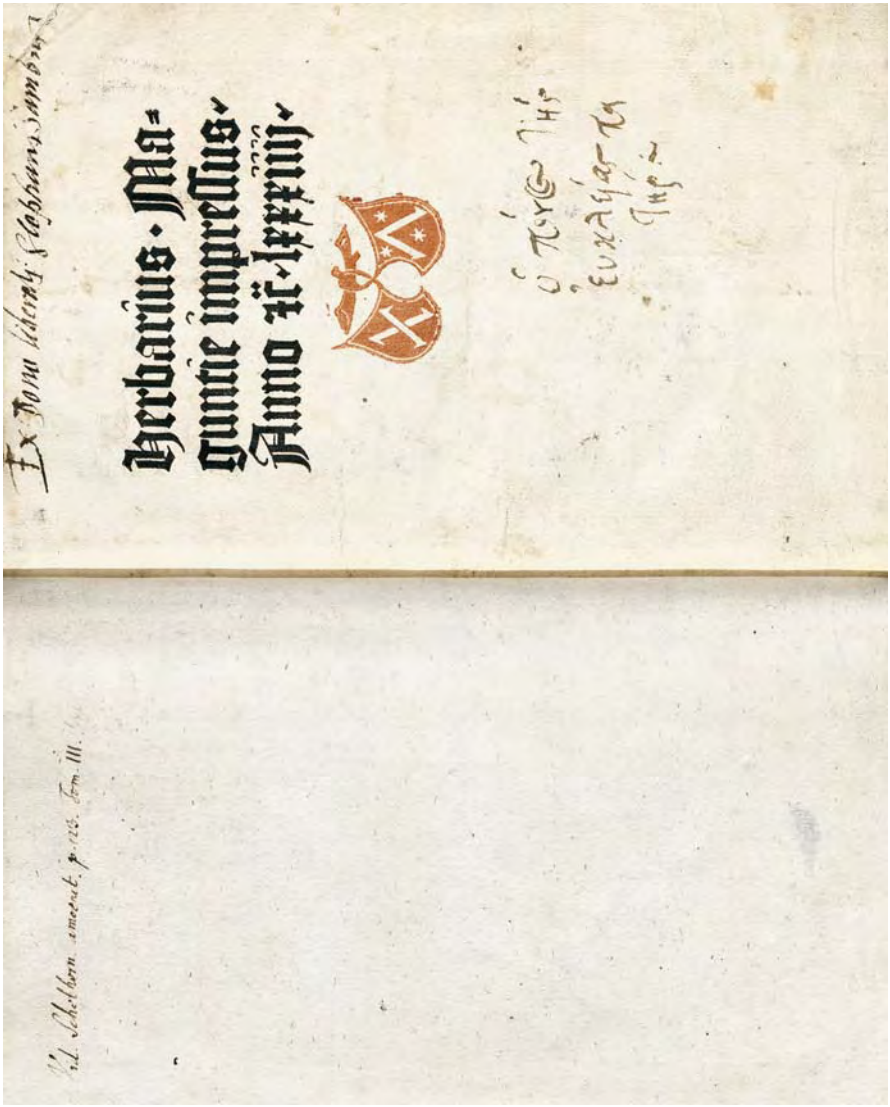


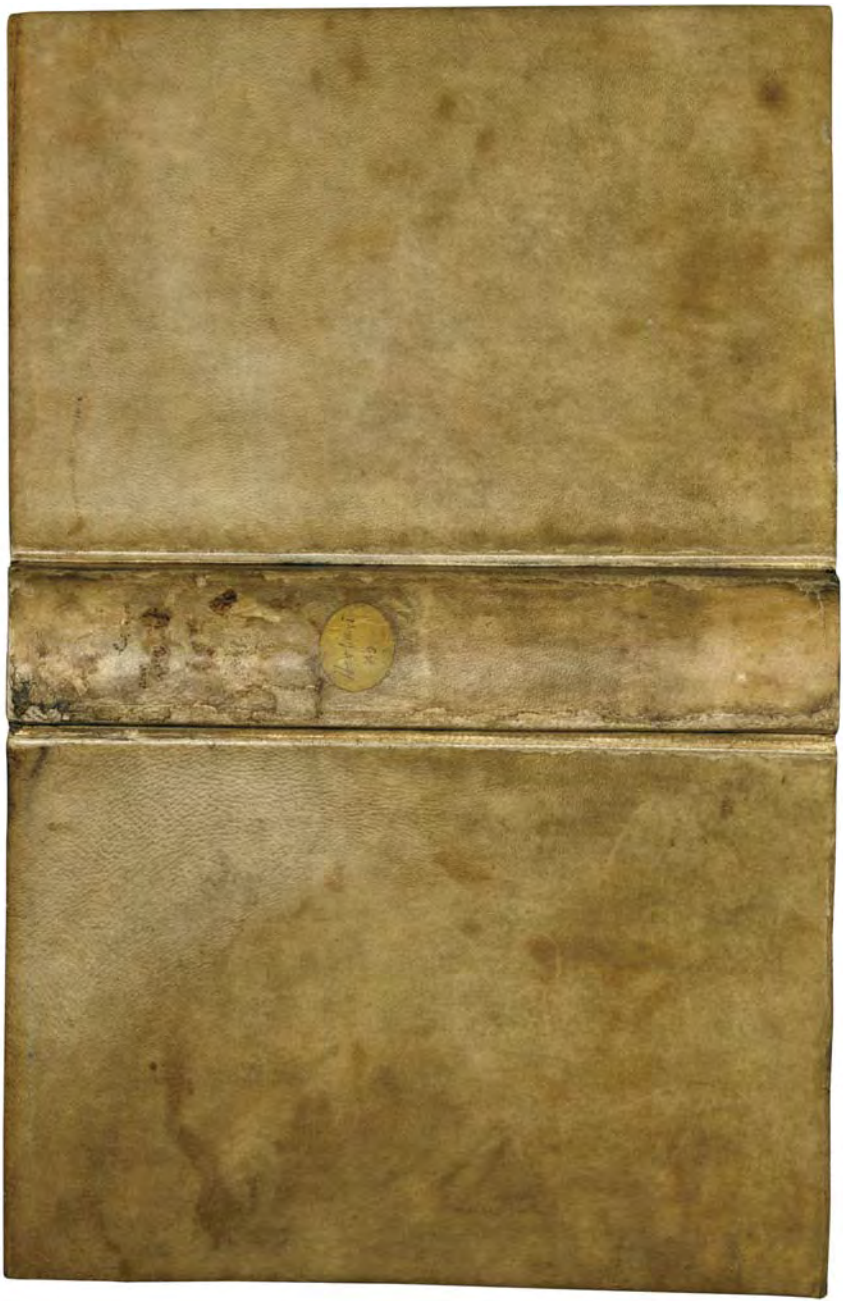
Plate VI: Coriolanus meets his family. Livy: *Latinae historiae principis Decades tres*, Basle 1549, National Gallery, Washington DC, shelf-mark Rare PA6452.A2 1549 fol.

Tafel I: Doppelseite mit dem Beginn der Beschreibung Nr. 14: Lerchensporn, *Herbarius latinus*, Mainz: Peter Schöffer, 1484, UB Erlangen-Nürnberg, Cim. P 51 (4.Trew R 403)

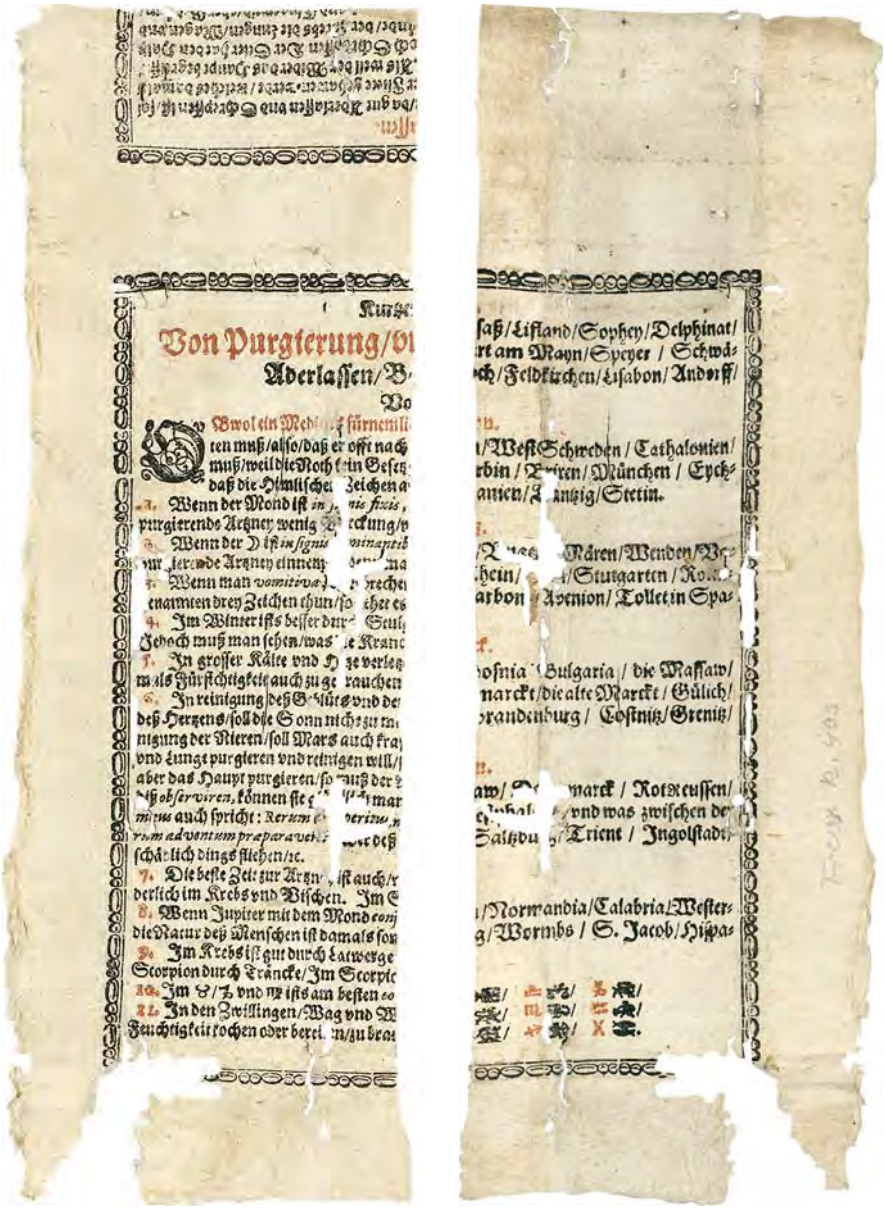
Tafel II: Kolorierung des Sauerampfers (Nr. 5), links im Erlanger Exemplar, UB Erlangen-Nürnberg, Cim. P 51 (4.Trew R 403) und rechts im Münchner Exemplar, BSB München, 4 Inc.c.a. 364 m



Tafel III: Vorsatzblatt und Titelseite des *Herbarius latinus* mit Schenkungsvermerk und griechischem Zitat, UB Erlangen-Nürnberg, Cim. P 51 (4.Trew R 403)



Tafel IV: Einbanddecke des Erlanger Exemplars des *Herbarius latinus*, Mainz: Peter Schöffer, 1484, UB Erlangen-Nürnberg, Cim. P 51 (4.Trew R 403)

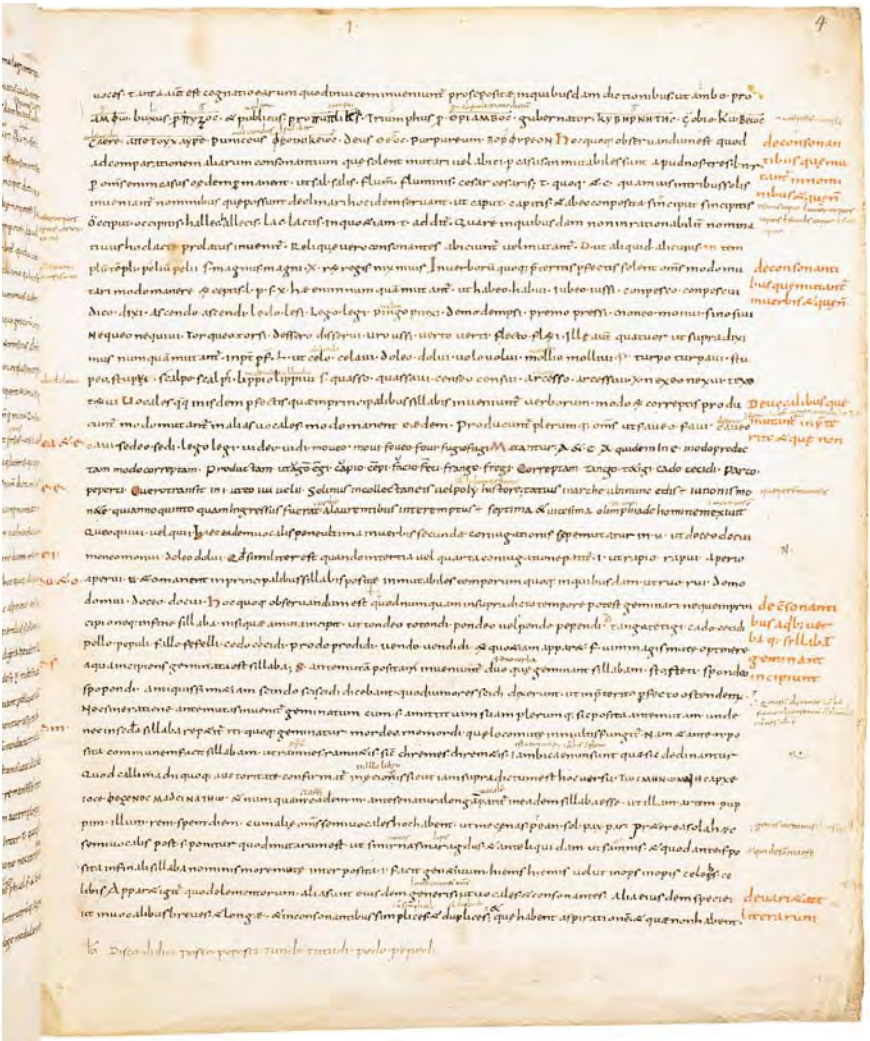


Tafel V: Vorder- und Rückseite des Fragments aus dem Jahresanhang eines bei Wolfgang Endter in Nürnberg gedruckten Kalender-Anhangs, UB Erlangen-Nürnberg, Makulatur aus Cim. P 51 (4.Trew R 403)

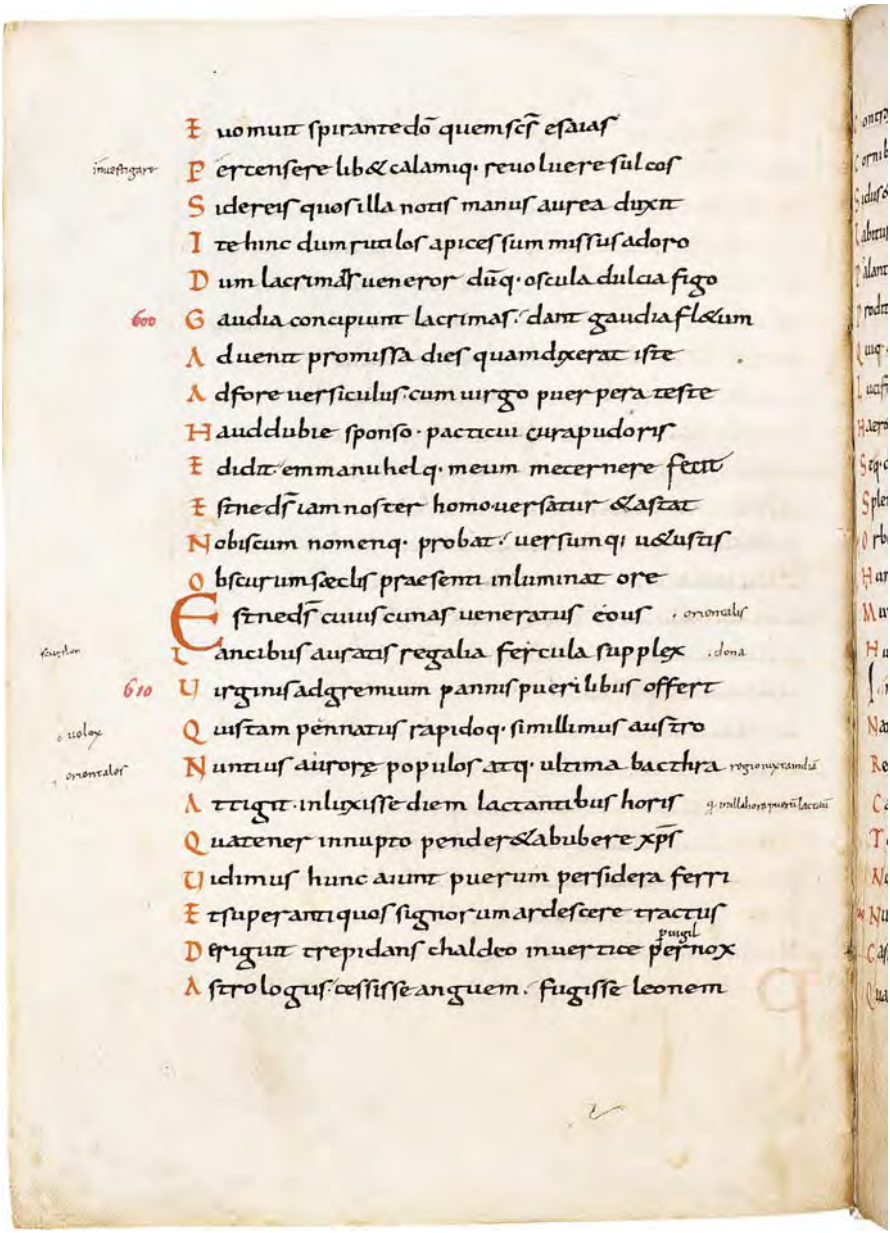
Tafel VI: *Gart der Gesuntheit*, Mainz: Peter Schöffer, 1485, UB Erlangen-Nürnberg, H61/2 TREW.G 55, kolorierter Holzschnitt der Brionia mit ergänzender Zeichnung des 18. Jahrhunderts und gepresstem Zweig

Tafel VII: Blatt aus dem ersten Stammbuch mit dem Eintrag des schwedischen Offiziers Jonas von Melderkreutz, UB Erlangen-Nürnberg, MS 1471/1.90

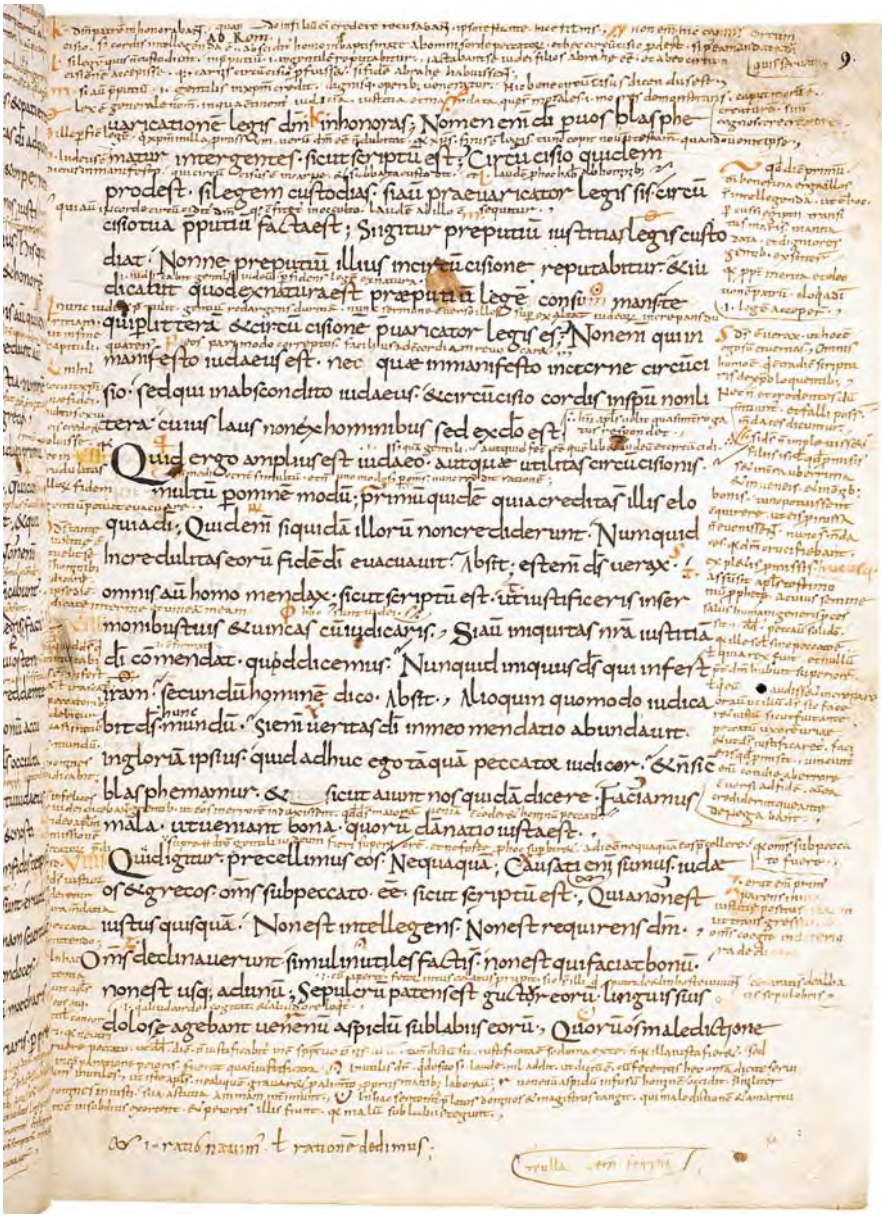
Tafel VIII: Die Herbarius-Inkunabeln im Magazin der UB Erlangen-Nürnberg; die Schöffer-Ausgabe, durch den Stellvertreter angezeigt; ebenfalls fehlt die Veldener-Ausgabe R 406 (Foto: UB Erlangen-Nürnberg)



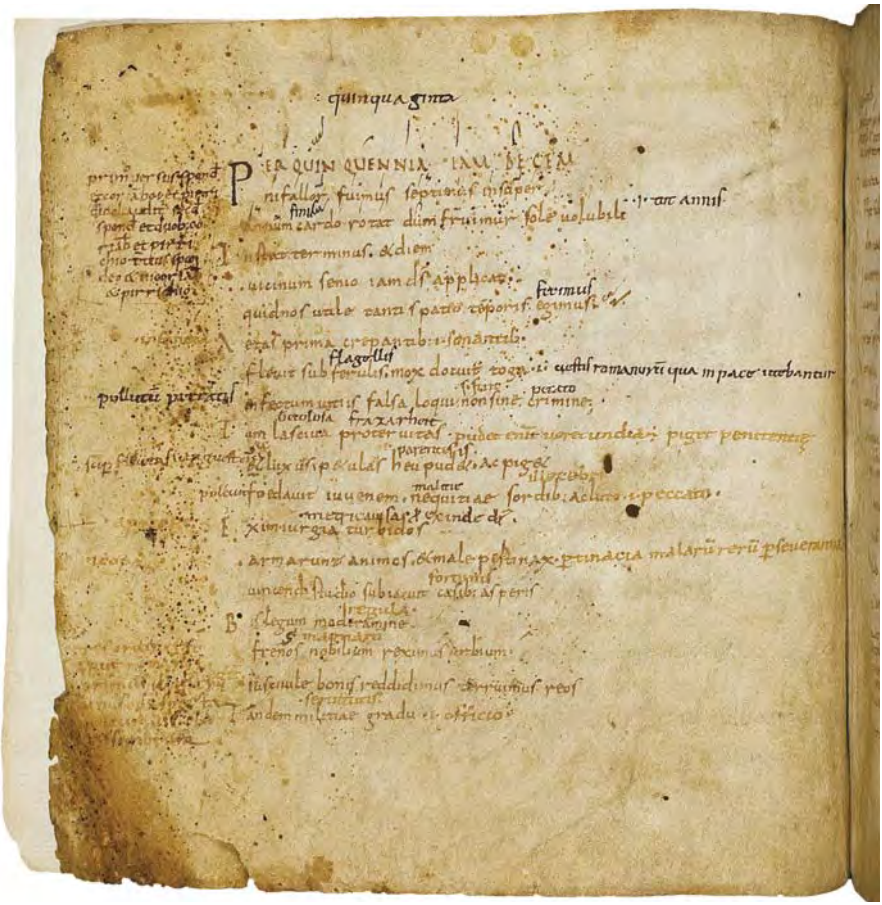
Tafel I: Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 50 Weiss., fol. 4r



Tafel II: Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 77 Weiss., fol. 15v



Tafel III: Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 56.18 Aug. 4°, fol. 1v



Tafel IV: Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 47 Weiss., fol. 9r

Tafel I: Gedruckter Eintrag über den vorübergehenden Abbruch des Druckvorganges, Schickard: *Tarich*, Tübingen 1628, Herzog August Bibliothek, Xb 6594, ungez. S. 232; daneben Ansicht des kompletten Exemplars in Herzog Augusts Sammlung, HAB, 196.43 Hist.

Tafel II: Bände der Signatur ›Bibel-S. 4° 197‹, Bd. 1 (rechts) in rotem Leder mit Supralibros von Hans Ulrich Krafft

Tafel III: Bibelexemplar von Hans Ulrich Krafft, Herzog August Bibliothek, Bibel-S. 4° 197:1, aufgeschlagen Innendeckel vorn

Tafel IV: Johann Michael Dilherr: *Weg zur Seligkeit*, Nürnberg 1649, Herzog August Bibliothek, Xb 9096, in den Innendeckel eingeklebter Notgeldschein von 1923

Tafel V: Georg Engelhard von Löhneysen: *Della Cavalleria. Grundtlicher Bericht von allem was zu der Reutterei gehorig und einem Cavallier davon zuwissen geburt*. T. 2, Remlingen 1610, Teilausg. Herzog August Bibliothek, 28.11.1 Geom., Schlittenbild aus Taf. 13 als koloriertes Einzelblatt

Nr. 18. Preis 10 Pfg.

Circus Alb. Schumann

Alberthalle, Krystall-Palast.

Programm.

Heute Montag, Abends 7½ Uhr:

Gala-Sport-Vorstellung.

Concert-Musik ausgeführt von der Circus-Capelle unter Leitung des Capellmeisters **A. Heranck.**

I. Theil.

1. **Travail sans selle,** Mister Rowland. (August **Manoli.**)
2. **Entrée der Clowns Frères Borghetti.**
3. **Auftreten des Mr. Edmund Loyal** in seinem originellen Jongleur-Productionen zu Pferde, unter Assistenz von Miss **Gertrud.**
4. **Auftreten des phänomenalen Drahtseiläufers Mister Lloyd.**
5. **Rose, Gérard,** Jockyreiter. (Clown **Armando.**)
6. **Jockey-Parodie,** geritten von Herrn **Herzdegen.**
7. **Director Albert Schumann mit seinen Original-Dressuren.**
8. Entrée comique. **The Martinecks.**
9. Auftreten der Schleifgerin Fräulein **Cécile Kesprzakov.**
10. Komisches Entrée der Clowns **Tomiloff** und **Antonet.**
11. **Director Alb. Schumann mit seinen Original-Dressuren.**
12. **The 7 Eugène.** Elite-Partern-Akrobaten.

10 Minuten Pause.

☞ *Während der Pause ist es den geehrten Inhabern der Logen-, Tribünen- und Sperrsitzplätze gestattet, den Marstall zu besichtigen.*

Der neue Marstall mit 36 Pferden befindet sich im Circus, der neue Marstall mit ca. 36 Pferden in der Friedrich Unterstraße 13.

Zur gefl. Beachtung! **Der Wiedereintritt in den Circus ist nur bei Abgabe der erhaltenen Contremarke unter gleichzeitiger Vorzeigung des Billet-Abschnittes gestattet.**

II. Theil.

Zum 3. Male! **Doctor Faust.** Zum 3. Male!

Eine romantisch-phantastische Handlung in 5 Abtheilungen, mit Gesängen, Tänzen und Ballettes, nach Goethe's Faust-Poesie gedichtet Tänzen und den Sagen und Volksliedern, von **August Siens.**

In Scene gesetzt vom Director **Albert Schumann** und Hofschauspieler **Siens.** Inspir. Hofkapellmeister **Kalbinger.** Musik von **Beyer.**

Die prachtvolle Ausstattung an Costümen, Moderne und Requisiten ist von der Firma **Hugo Barnick & Co.,** Hofkostümiers, St. Mai, der Kulissen. — Die durch prachtvolle Decorationen aus den Ateliers der Herrn **Georg Hendrich,** Dresden, — die Installation der Beleuchtungs- und Lichteffecte von der Firma **Schwabe & Co.,** Berlin. Die Perücken aus der Fabrik von **Georg Jahn,** Berlin.

Personen:

Doctor Faust	Herr Hedgold	Schlemmelung	Herr Engel	Engel	Herr Wood
Mephistopheles	Herr Lorid	Der alte Vat.	Herr Wood		Frl. Carrier
Mephistopheles, eine Teufelin	Frl. Hugo	Sein Mündel	Frl. Carrier	Engel	Herr Martinecks I
Die Herzogin	Frau Lorid	Der Jüngling	Herr Martinecks I		Herr Tomiloff
Hofdamen	Frl. Erbsen	Der Diener	Herr Tomiloff		Herr Armando
Ein Junker	Herr Aden	Der Domine	Herr Armando		Herr Monoli
Der Wirth	Herr Rowland	Jugdl	Herr Monoli		Kl. Ehrenne
Die Wirthin	Frau Raoll	Schäferpiel	Kl. Ehrenne		Herr Mars
Dessen Tochter	Frl. Zeya	Hirtenpiel	Herr Mars		Frau Mont
Der Bürgermeister	Herr Antonet	Zwei Hirte	Frau Mont		Herr Martinecks II.
Stadtschreiber	Herr Borghetti		Herr Martinecks II.		
	Herr Richard				

Totalitäten der Universität, Hofleute, Pariser, Hexen, Kobolde, Magier, phantastische Nachtgespenster, Amoretten, Bürgersfrauen, Bürger und Bürgersfrauen, Volk, Gesellen, Kinder.

1. Akt: **Im Studirzimmer des Doctor Faust,** während des Akts: **Im Reiche der Liebe.**
2. Akt: **Ein Schlittenfest im 16. Jahrhundert,** endet mit **Aufführung** des Doctor Faust durch Mephistopheles und Mephistophela.
3. Akt: **Die Herzogin von Parma,** darauf folgend: **Der Hexensabbath** auf dem Blocksberge.

Faust's Höllenfahrt.

☞ **Textbücher à 20 Pfg.** sind bei den Billetteuren zu haben. ☜

Zur gefälligen Notiznahme! Allfällige Beschwerden über Bedienstete etc. wolle das P. T. Publikum gütigst direct in dem **Bureau** anmelden.

In Krankheitsfällen behält sich die Direction das Recht vor, einzelne Nummern entsprechend zu ändern.

Das geehrte Publikum wird darauf aufmerksam gemacht, dass Billets nur für den Tag gültig sind, für welche dieselben gelöst sind.

Jedes Billet ist mit **Datum, Preis** sowie Angabe **„Nachmittags"** oder **„Abend"** versehen.

Ohne einen mit meiner Unterschrift versehenen Bestätigungsstempel darf an Niemanden etwas auf meinen Namen verabfolgt werden.

☞ **Das Rauchen im Circus ist polizeilich verboten.** ☜

Morgen, von **8** täglich Abends präcise 7½ Uhr:

Gala-Vorstellung.

In jeder Vorstellung stets abwechselnde grosse Programm.

Täglich Auftreten zum **Knaltbille,** sowie **Vorführung der anerkannt unerreicht dastehenden Originaldressuren des Directors Alb. Schumann.**

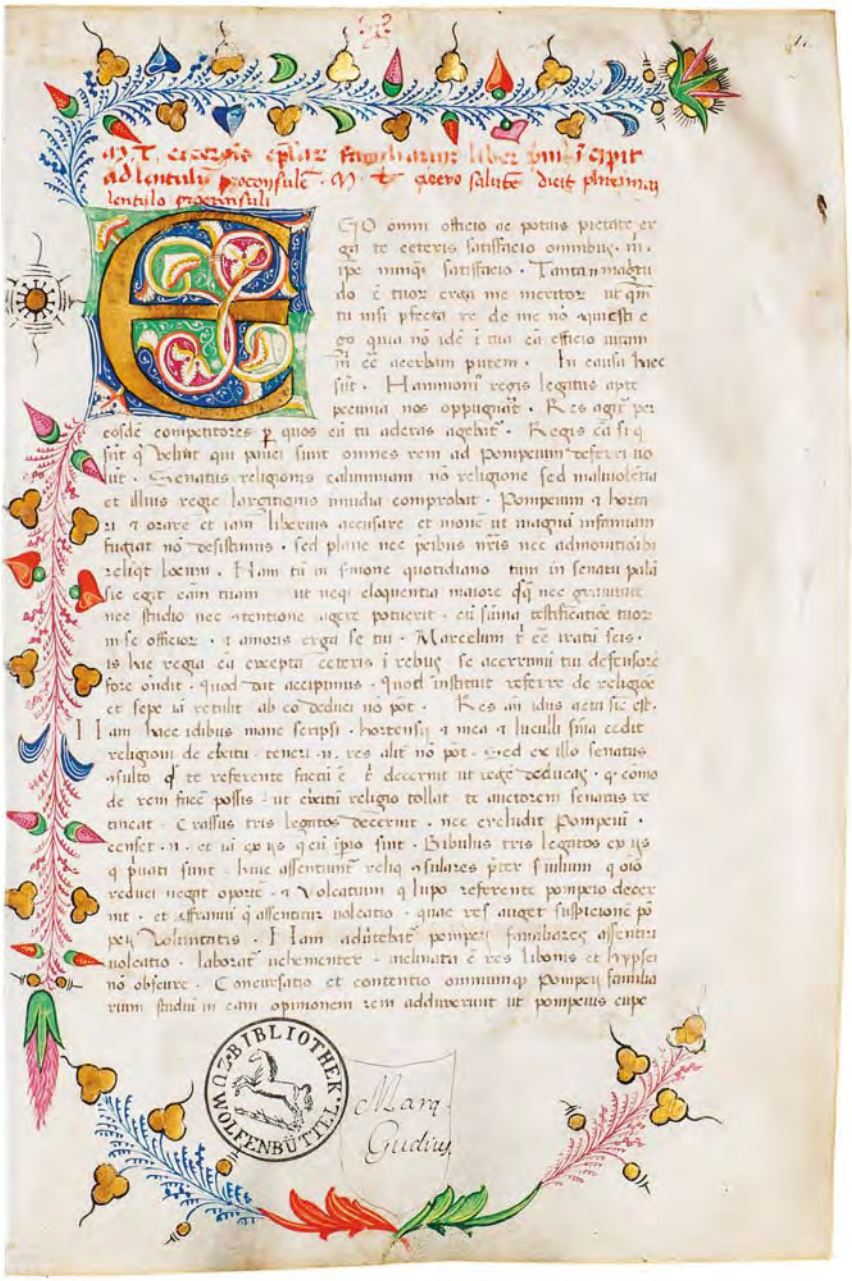
Täglich: **Zum Schluss**

Doctor Faust.

Eine romantisch-phantastische Handlung in 5 Abtheilungen von Hofschauspieler **A. Siens.**

Tafel I: Faust im Zirkus, Programmzettel von 1900, Klassik Stiftung Weimar, Herzogin Anna Amalia Bibliothek, F gr 5747 (11). Vgl. weitere Aushänge des Zirkus Schumann mit dem Faust-Programm: F gr 5747 (2), F gr 8068 (45-48)

Tafel II: Umschlagvorderseite des Textbuchs, 1900, Klassik Stiftung Weimar, Herzogin Anna Amalia Bibliothek, F 2909



Tafel I: Erstes Blatt eines *Cicero Codex* mit Besitzvermerk von Marquard Gude auf Latein [Marq. Gudius], Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 135 Gud. lat., fol. 1r

Tafel II: Unten auf der Seite Wappen eines Mitgliedes der Familie Borgia, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 330 Gud. lat., fol. 11r

Plate I: Jan van Belkamp: *The Great Picture*, 1646 (Portrait of Lady Anne Clifford). Reproduced by courtesy of Abbot Hall Art Gallery, Lakeland Arts Trust, Kendal, Cumbria

Plate II: Robert Peake: *Princess Elizabeth (1596-1662), later Queen of Bohemia*. Copyright bpk/The Metropolitan Museum of Art

Plate III: Portrait of Dorothea Susanna of Sachsen-Weimar, in: *Der Psalter mit den Summarien. Doct. Mart. Luth. Mit einem Register von vnterscheid der Psalmen*, Jena 1572, a New Year's gift from the Duchess to her son in 1575. Forschungsbibliothek Gotha der Universität Erfurt, Theol. 8° 30/3

Plate IV: Title page of Johann Philipp Kirn: *Gesangbüchlin*, Straßburg 1616, Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, Cod. brev. 148. Presented to the Stuttgart Kunstkammer in 1707 by Duchess Magdalena Sibylle of Württemberg

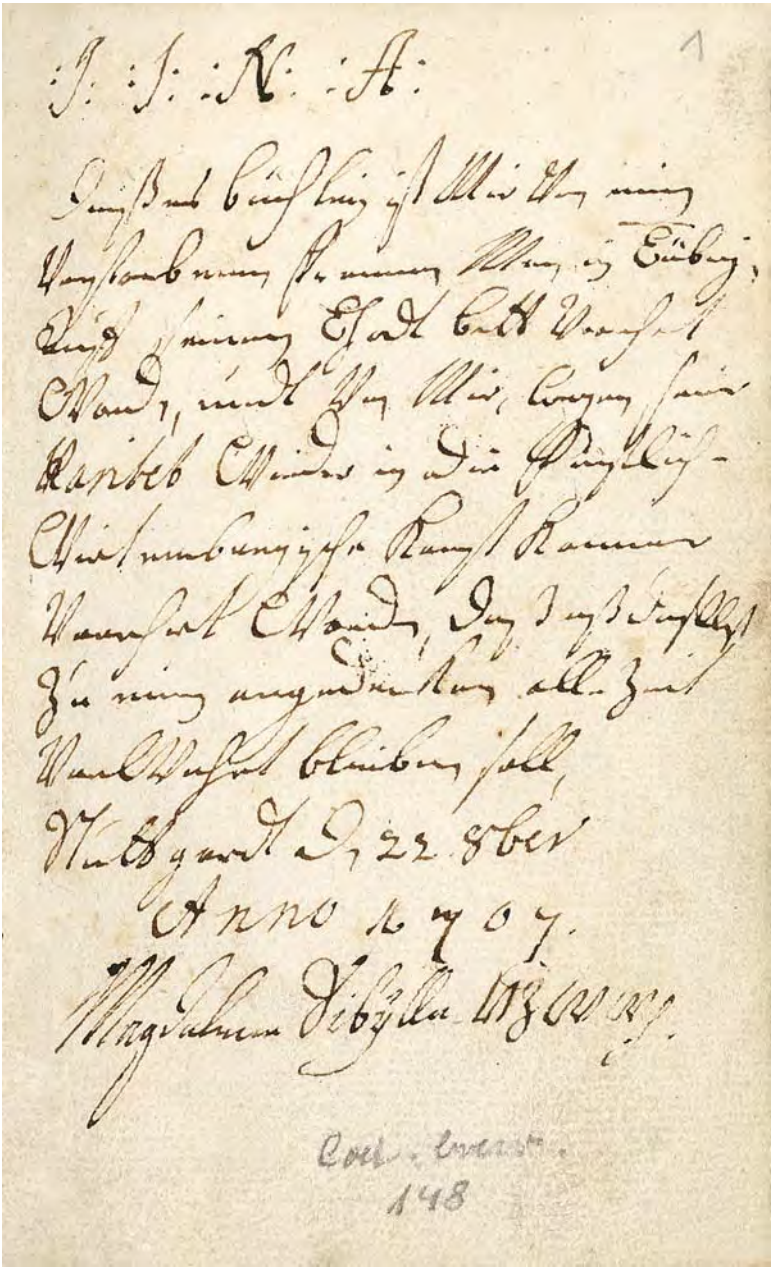


Plate V: Entry by Duchess Magdalena Sibylle of Württemberg in Johann Philipp Kirn: *Gesangbüchlin*, Straßburg 1616, Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, Cod. brev. 148

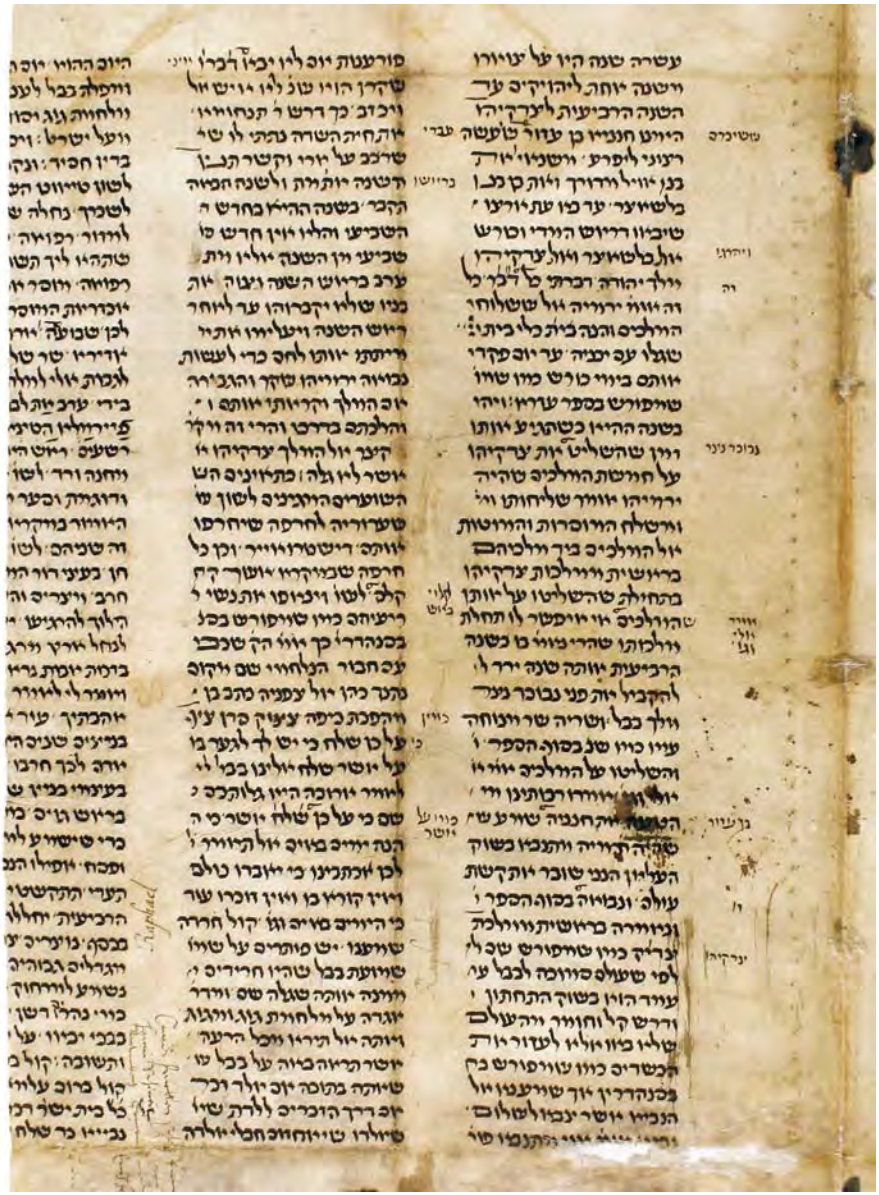
Plate VI: Binding of Lukas Pollio: *Sprüche und Gebete*, written by an unknown calligrapher ca. 1582, Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, Cod. brev. 64. Presented to the Stuttgart Kunstkammer in 1707 by Duchess Magdalena Sibylle of Württemberg

Plate VII: Title page of Lukas Pollio: *Sprüche und Gebete*, written by an unknown calligrapher ca. 1582, Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, Cod. brev. 64. Presented to the Stuttgart Kunstkammer in 1707 by Duchess Magdalena Sibylle of Württemberg

Tafel I: Machsor für Rosh ha-Shana, mit dem Gebet *U-netanne Toqef*, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. Novi B (Gruppe 3) I

Tafel II: *Babylonischer Talmud*, Traktat Bava Metsia 33a-33b, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 320 Helmstedt

Tafel III: *Bibel-Kodex*, Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel, Sign. H4 (Cod. Wolters 1)



Tafel IV: *Raschi-Kommentar* zu Jeremia 27,3-31,14, Niedersächsisches Landesarchiv, Standort Wolfenbüttel, 12 Slg. 24 Nr. 5

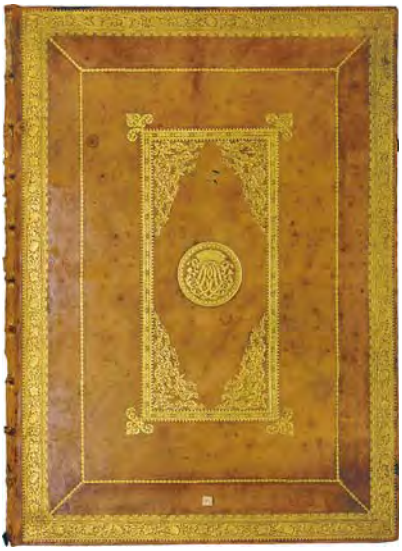
Plate I: Two fragments of a sheet of playing cards used as boards in the binding on a copy of Petrus à Saint Joseph: *Idea Theologiæ Specvlativæ, pavcis mvlta complectens de Deo, de Christo, de Angelis,& de Gratia*. Editio VII, Lyon 1649, private collection, United Kingdom

Plate II: Part of the gold- and blind-tooled cover and board of a seventeenth-century Flemish binding used to supply the left board of the binding on a copy of: *Bulletin des Lois de la Republique Française*, 3.e Série. Tome Septième, Tot Parys 1802/3, private collection, United Kingdom

Plate III: The left side of the cover of the binding on a composite volume containing four editions of popular music, the latest of which dates from 1577, showing a large coloured initial positioned upside-down

Tafel I a): Johann Heinrich Füssli: *Trompe-l'œil*, Öl auf Leinwand, 1750, Eremitage, St. Petersburg, Bild: Wikimedia

Tafel I b): J.G.Linnemann: *Trompe-l'œil einer hölzernen Pinnwand mit einem Regal*, Öl auf Leinwand, 1775, Bild: Wikimedia



Tafel II: Entkernter Einband mit nummeriertem Papierschild aus Transaktion der Graphischen Sammlung 1929, ohne Signatur

Tafel III: Beispiel eines Einbandes
mit blau-rotem Sprenkelschnitt,
Herzog August Bibliothek, 24.1 Geom. 2°

Tafel IV (linke und rechte Seite): Zusammenführung von Buchblock- und Einbandfragmenten auf Basis kodikologischer Merkmale, Herzog August Bibliothek, 33.3 Geometrica 2°, Graph. Res. D: 78-78.19

AUTORINNEN UND AUTOREN

Dr. Constanze Baum
Humboldt Universität zu Berlin
Institut für deutsche Literatur
Dorotheenstraße 24
10117 Berlin

Dr. Jill Bepler
Herzog August Bibliothek
Abteilung Stipendien, wissenschaftliche Veranstaltungen und Nachwuchsförderung
Lessingplatz 1
38304 Wolfenbüttel

Dr. Susanna Brogi
Deutsches Literaturarchiv Marbach
Abteilung Bilder und Objekte
Schillerhöhe 8-10
71672 Marbach am Neckar

Dr. Patrizia Carmassi
Herzog August Bibliothek
Abteilung Handschriften und Sondersammlungen
Lessingplatz 1
38304 Wolfenbüttel

Almuth Corbach
Herzog August Bibliothek
Stabsstelle Erhaltung und Restaurierung
Lessingplatz 1
38304 Wolfenbüttel

Dr. Petra Feuerstein-Herz
Herzog August Bibliothek
Abteilung Alte Drucke
Lessingplatz 1
38304 Wolfenbüttel

Prof. Dr. Ulrike Gleixner
Herzog August Bibliothek
Abteilung Forschungsplanung und Forschungsprojekte
Lessingplatz 1
38304 Wolfenbüttel

Dr. Christian Heitzmann
Herzog August Bibliothek
Abteilung Handschriften und Sondersammlungen
Lessingplatz 1
38304 Wolfenbüttel

Prof. Dr. Andreas Lehnardt
Johannes Gutenberg Universität
Fachbereich 01
Evangelisch-Theologische Fakultät
55099 Mainz

Prof. Dr. Alfred Messerli
Universität Zürich
Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft
Populäre Kulturen
Affolternstrasse 56
8050 Zürich

Prof. Dr. Claudine Moulin
Universität Trier
FB II Germanistik
Universitätsring 15
54286 Trier

Prof. Dr. Achatz von Müller
Universität Lüneburg
Leuphana College
Universitätsallee 1, C5.407
21335 Lüneburg

Dr. Jörn Münkner
Forschungsverbund Marbach
Weimar Wolfenbüttel
Herzog August Bibliothek
Lessingplatz 1
38304 Wolfenbüttel

Prof. Dr. Cornelia Ortlieb
Friedrich-Alexander Universität
Erlangen-Nürnberg
Lehrstuhl für Komparatistik
Bismarckstraße 1 B
91054 Erlangen

Prof. Dr. Nicholas Pickwoad
University of the Arts London
Camberwell, Chelsea and
Wimbledon Graduate School
History of Book Binding
272 High Holborn
London WC1V 7EY

Prof. Dr. Ursula Rautenberg
Friedrich-Alexander Universität
Erlangen-Nürnberg
Buchwissenschaft
Katholischer Kirchenplatz 9
91054 Erlangen

PD Dr. Carsten Rhode
Forschungsverbund Marbach
Weimar Wolfenbüttel
Klassik Stiftung Weimar
Burgplatz 4
99423 Weimar

Dr. Hole Rößler
Herzog August Bibliothek
Abteilung Forschungsplanung
und Forschungsprojekte
Lessingplatz 1
38304 Wolfenbüttel

Dr. Armin Schlechter
Pfälzische Landesbibliothek
Abteilung Handschriften, Alte
Drucke, Nachlässe
Otto-Mayer-Str. 9
67346 Speyer

Prof. Dr. Ulrich Johannes
Schneider
Universitätsbibliothek Leipzig
Beethovenstr. 6
04107 Leipzig

Prof. Dr. Bill Sherman
Director
The Warburg Institute
School of Advanced Study
University of London
Woburn Square
London WC1H 0AB